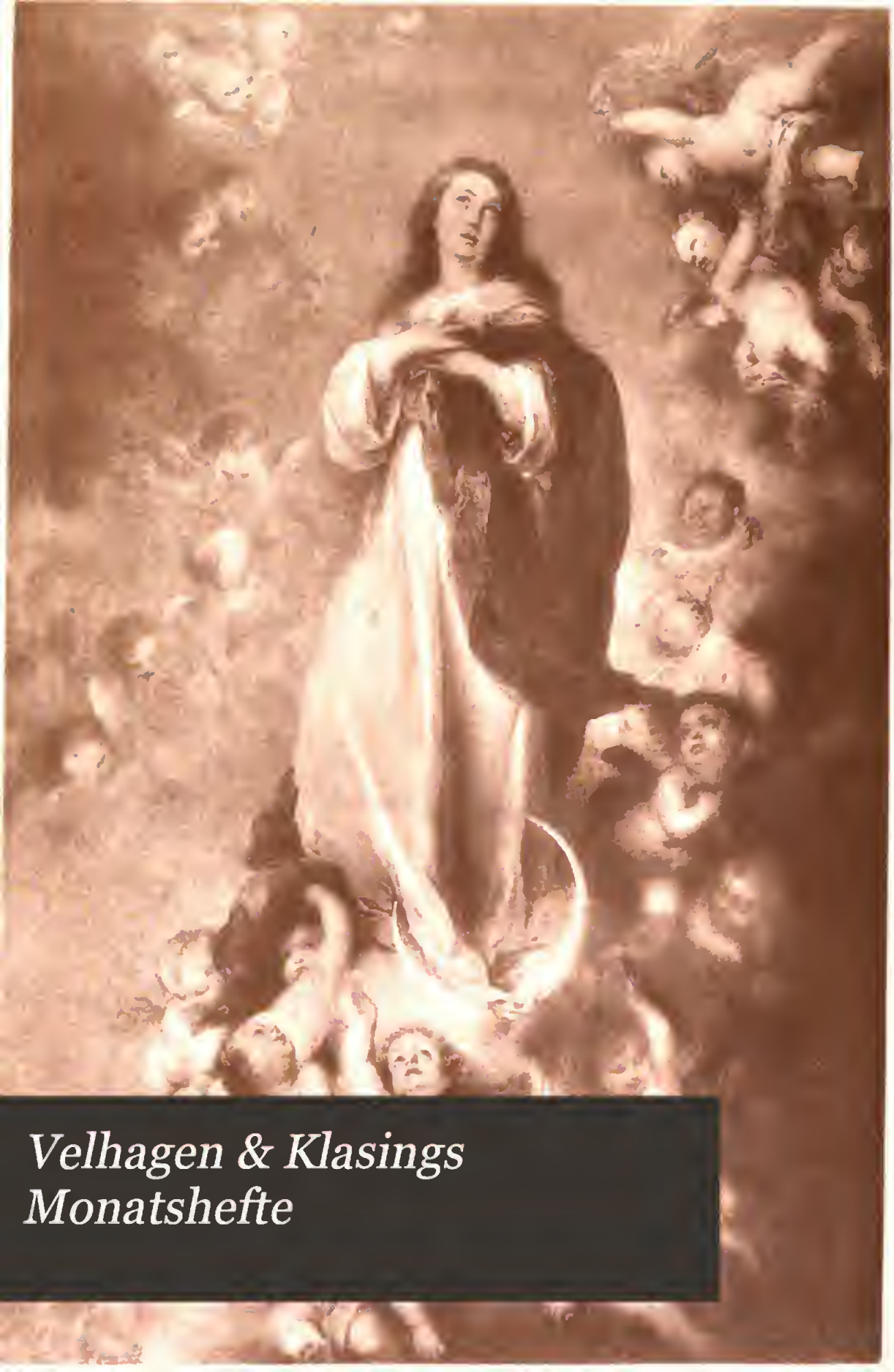


Velhagen & Klasings Monatshefte

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Die unbefleckte Empfängnis.

Nach dem Gemälde von Murillo im Louvre zu Paris.

Velhagen & Klasings Monatshefte.
VIII. Jahrg. 1893/94. Heft 1.

Photographie und Druck von Fr. Braun & Cie.,
Braun, Clement & Cie. Nachf. in Dornach i. Elf.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings

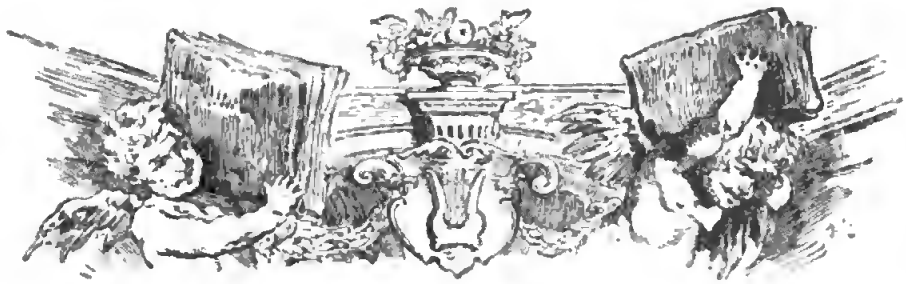
Monatshefte.

Jahrgang 1893/94.

I. Band.

Bielefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.



Inhaltsverzeichnis.

VIII. Jahrgang 1893/1894. — Erster Band.

= Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet. =

Seite

Romane, Novellen und Verwandtes.

Andrea, Ant.: Die Haffers. Erzählung aus dem Leben der Großstadt 209
Behrend, Ernst: Leuthalds Las. Novelle 684
Berger, Wilhelm: Der Spian. Novelle 241
Berlepsch, G. von: Der arme Herrgatt. Eine Tiraler Geschichte 558
Boy-Ed, Ida: Werde zum Weib. Roman 24, 129, 269, 355, 512
Eschricht, E.: Zweimal Weihnachten. Erzählung 375
Frapan, Ilse: Der grüne Fleck. Hamburger Skizze 657
*Haarhaus, Julius R.: Die Geschichte von Abdul-Kassim und dem eisernen Kästchen. Ein orientalisches Märchen. Bilder von Fried. Stahl 435
*Mercator, B.: Das Glöckchen von Innisfär. Novellette. Bilder von Werner Zehme 401
Rüttenauer, Benna: Das Buch des Krämers. Novelle 321
*Schanz, Frida: Frau Blancheflar. Eine Erzählung in Versen. Illustrationen von P. F. Messerschmitt in Tondruck . . . 184
*Billinger, Hermine: Christnacht in den Alpen. Bilder von Paul Hey . . . 428
Westkirch, Luise: Der stille Begleiter. Erzählung 78
Warms, E.: Der Mann von Wasungen. Eine lustige Geschichte aus alter Zeit 481, 610
Das Forsthaus von Tauberbach. Eine Weihnachtsgeschichte. Von dem Verfasser der „Bilder aus dem Universitätsleben“ 458

Gedichte, Sprüche.

Bülow v. Dennewitz, W. Graf: Sängerliebe 216
Delius, Paul: Herbstliche Rosen . . . 311
Falke, Gustav: Die Danaide 269
— — Die gestörte Muse 498

Seite

*Fuchs, Reinhold: Mondlicht. Mit Kopfleiste 112
*— — Herbstsonne. Mit Vignetten . . 335
— — Weihnacht 353
— — Heimkehr 609
Gaudy, Alice Freiin von: In der Stille 297
Gratthuß, Jeannat Emil Freiherr von: An Gatt! 23
*Haide, Hans: Mein Kindchen. Fünf Gedichte. In Rahmen von E. Unger . 432
Haffmann, Hans: Wanderleben . . . 42
*— — Mein Gönner. Mit Vignetten . 539
*Lang-Urach, Paul: Leontodon taraxaeum. Bild von M. Röbbecke 156
Langewiesche, Wilhelm: Die Zigeuner 630
Lenbach, Ernst: Verklagt 232
*— — Rheinwein. Vignette von F. Stuck 255
— — Zwei Briefe 399
Reisenrath, Friedrich: Heckenrose . . . 412
Rittberg, Gräfin Hedwig: Spätrasen . . 311
*Schanz, Frida: Staubige Schuhe. Initial von Fritz Reiß 77
— — Der Patenbecher 457
— — Auf Reisen 511
— — Bücherschicksal 675
Scherenberg, Ernst: Gedenksprüche . . 344
Schwartzkappen, Clatilde von: Man lebt so hin 426
Semmig, J. Bertha: Eine Nike . . . 448
Testa, Sylva: Frost gereift 311
Trojan, J.: Der Gräberring 321

Kunst und Litteratur.

*Bie, Dr. Oscar: Die Entstehung des modernen Orchesters. Mit 14 Illustrationen nach zeitgenössischen Gemälden, Miniaturen, Radierungen, Stichen und Holzschnitten und 37 Abbildungen alter Instrumente, gezeichnet von Curt Agthe 541
*Blanchard-Cambridge, Valentin: Liebhaber-Aufnahmen. Mit Aufnahmen von Frank M. Sutcliffe-Whitby 193

Seite

*Ebby: Die „Hera" von Argas. Mit 3 Abbildungen 583
*Gerlach, Guſtav: Henriette Ranner, Belgiens Katzenmalerin. Mit Porträt, 9 Studien, zum Teil in Farbdruck, und einem Einſchaltbild: Die Reiſe um die Erde 677
*Hart, Julius: Anna Schramm. Mit Bildniſſen aus der Jugend und in Rollen von 1867 bis heute 56
*— — Berliner Heroinen. Mit 18 Bildern von Roſa Poppe, Marie Reiſenhofer, Roſa Bertens, Amanda Lindner, Anna van Hachenburger und Tereſina Geſſner in farbigen Rahmen 564
*Knackfuß, H.: Murillo. Mit Titelbild in Lichtdruck und 25 Textbildern . . 1, 157
*Schultze, Victor: Das Chriſtusideal in der bildenden Kunſt. Mit 15 Abbildungen von Werken alter und neuer Meiſter, zum Teil in Farbdruck 387
*Trinius, A.: Die Gemeinde Gabelbach. Mit Porträts und Fakſimile van Victor v. Scheffel, Rudolf Baumbach und Gemeindevorſitzendem Schwanitz und Illuſtrationen z. T. gezeichnet von Curt Agthe 217
Szczepański, Paul von: Neues vam Büchertiſch . 121, 234, 346, 474, 586, 698
Ebby: Zu unſern Bildern 126, 239, 350, 479 591, 703

Sonſtige Aufſätze.

B., Dr. R.: Home Rule im Hauſe der Gemeinen. Eine Plauderei 312
*Dalton, Hermann: Begegnungen mit dem Fürſten Tſcherkaßki. Mit Porträt . . 329
*Diercks, Guſtav: Der Hof und die Parteien Spaniens. Mit 15 Porträts in Farbdruck 593
Ehlers, Otto E.: Weihnachten am Kilimandſcharo 412
Eulenburg-Berlin, Prof. Dr.: Über „Doppelbewußtſein" (alternierendes Bewußtſein) und ſpontanen Somnambulismus 649
*Hoffmann, Hans: Italieniſche Volkstypen. Mit 8 Silhouetten von Fritz Schulze 469
*Klein, Dr.: Aus dem Reich der Wolken. Mit 8 Illuſtrationen 113
*Knötel, Richard: Alte und neue Draganer. Mit 15 Illuſtrationen 257
*Koch, Adolf: Fürſt Alexander von Bulgarien. Mit Porträt 667
*Kaenig, Robert: Auf Walter Scotts Spuren. Schottiſche Hochlanderinnerungen. Mit 13 Textilluſtrationen und einem Einſchaltbild: Schäfers Heimkehr in den Hochlanden, van Joſeph Farquharſan in Farbdruck 631
*Meiſter, Friedrich: Schwarzwild im Ocean. Mit 9 Abbildungen 337
*Pantenius, Theador Hermann: Ludwig XVII von Frankreich. Mit 11 zeitgenöſſiſchen Bildern und Porträts, 2 Fakſimile und Anſichten des Temple zur Zeit der Revolution 59
*Raudner-Schleißheim, R.: Der Wurzelſepp 232
*— — Miniaturlandſchafts-Silhouetten . 446
*Schwarzkopf, Chriſtian: Die Tierwelt des Winterwaldes. Mit 16 Bildern von Ch. Votteler in Aquarelldruck 417
Szczepański, Paul van: Chicagas hohe Häuſer. Mit Vignette 104
— — „Unterwegs" in Amerika 202
*— — Offiziersleichtſinn und Offizierswucher. Mit Vignetten von Georg Schöbel 577
*Warmholz, Hugo: Budapeſt einſt und jetzt. Mit 7 Illuſtratianen 299
*Zabeltitz, Hanns van: Wie Berlin wächſt! Mit 8 Bildern van Hans Bahrdt 43
*— — Moderne Geſchmeide. Mit 12 Abbildungen Schaperſcher Schmuckſachen in Aquarelldruck 449
*** „Marenga" und „Kopenhagen." Zwei Veteranen von Belle-Alliance. Mit 2 Bildern 180
*** Das ruſſiſche Heer. Mit 27 Illuſtrationen von Myrbach in Aquarelldruck . 499

Kunſtbeilagen.

Murillo: Die unbefleckte Empfängnis. Nach dem Gemälde im Louvre zu Paris. Lichtdruck. Titelbild.
Kampf, Arthur: Weinendes Mädchen. Studie. In Fakſimile-Farbendruck zw. 24 u. 25
Lindenſchmit, W. von: Kopfſtudie zu dem Kartan für ein Glasgemälde „Hochzeit zu Cana." Aquarell. In Fakſimiledruck. . . . . zw. 128 u. 129
Reiß, Fritz: Widmungsblatt September. Mit Gedicht von Frida Schanz. Chromolithographie Vartitelblatt.
— — Widmungsblatt Oktober. Mit Gedicht von Frida Schanz. Chromalithagraphie. zw. 128. u. 129
— — Widmungsblatt Navember. Mit Gedicht von Frida Schanz. Chromolithographie. . . . . zw. 240 u. 241
— — Widmungsblatt Dezember. Mit Gedicht van Frida Schanz. Chromolithagraphie. . . . . zw. 352 u. 353
— — Widmungsblatt Januar. Mit Gedicht von Frida Schanz. Chromolithographie. zw. 480 u. 481
— — Widmungsblatt Februar. Mit Gedicht van Frida Schanz. Chramolithographie. zw. 592 u. 593
Vinci, Leonardo da: Studienkopf. Nach einer Handzeichnung in Schlaß Windſor. In Fakſimiledruck . . . . zw. 208 u. 209

Einſchaltbilder.

Anderſen-Lundby, A.: Aus dem Innthal . . . . . zw. 672 u. 673
Birkmeyer, T.: Voilà le Général de Tann. . . . . zw. 544 u 545
Blaas, E. von: Zigeunermädchen. zw. 296 u. 297

LOAN STACK

AP30
V4
v. 8:1
pt. 1

Seite

Calderon, Ph. H.: Die Rose der Provence. In Farbdruck . . . . . zw. 464 u. 465
Conti, Tito: Ausgang. . . . zw. 280 u. 281
Deiker, C. F.: „Bravo, Nimrod!" In Farbdruck. . . . . zw. 384 u. 385
Eberlein, Gustav: Der Friede sichert die Kraft des Landes. Gruppe für das Treppenhaus des Stuttgarter Museums. zw. 528 u. 529
Falkenberg, R.: Feierabend. zw. 104 u. 105
Farquharson, Joseph: Schäfers Heimkehr in den Hochlanden. In Farbdruck zw. 640 u. 641
Greuze, Jean Baptiste: Porträt eines jungen Mädchens. Studie. . zw. 376 u. 377
Koch, G.: Des Edlen Ende. Nach einem Aquarell . . . . . zw. 288 u. 289
Kowalski-Wierusz, A. von: Winternacht. In Farbdruck. . . . zw. 496 u. 497
Liebermann, Max: Holländische Dorfstraße. . . . . zw. 320 u. 321
Limo, Dr. Bianno A. da: In tiefer Trauer. Momentaufnahme. . . zw. 80 u. 81
Löffz, L.: Jsotto. Studienkopf. zw. 112 u. 113
Moffei, J.: Aus dem Trieb heraus. zw. 136 u. 137
Marr, Karl: „Als der Großvater die Großmutter nahm." . . . . zw. 160 u. 161
Passini, Ludwig: Die kleinen Marktschiffer. . . . . zw. 152 u. 153
Poetzelberger, R.: Eine alte Weise. In Farbdruck . . . . . zw. 360 u. 361
Rou, E.: Loni. . . . . zw. 272 u. 273
Räuber, W.: An der Trinkhalle in Kissingen. . . . . zw. 88 u. 89
Ronner, Henriette: Die Reise um die Erde. In Farbdruck . . . zw. 680 u. 681
Rosenthal, Toby E.: Genesung. In Farbdruck . . . . . zw. 560 u. 561
Scholz, F. W.: Auf dem Rennplatz. zw. 224 u. 225
Sénet, R.: Am Lido. . . . . zw. 96 u. 97
Simm, F.: Herbststimmung. . zw. 216 u. 217
Boutier. B.: Der zoghafte Freier zw. 408 u. 409
Warthmüller, Rob.: Preußischer General eine Festung rekognoszierend. zw. 616 u. 617
Zimmermann, Ernst: In der Kirche. zw. 368 u. 369
Zügel, Heinrich: Heimkehr. . . zw. 32 u. 33

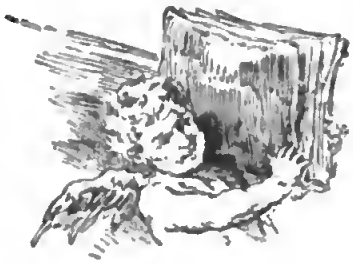
Selbständige Abbildungen, Studien- und Skizzenblätter im Text.

Barrios: Der Genius der Baukunst. Grabdenkmal. 149
Bartolommeo Fra: Die heilige Familie. Zeichnung 427
Beckmann, Joh.: Silhouette 480
Beyschlag, R.: Vor dem Schlafengehen. Handzeichnung in Farbdruck 27
Büche, Josef: Alttirolische Gemüseverkäuferin. Handzeichnung 558
Costaigne, A.: Ein harter Winter. Handzeichnung 521
Doepler d. J., Emil: Ein Anfang vom Ende. Kreidezeichnung 133
Dürer, Albrecht: Maria mit dem Christuskind. Zeichnung 473
Edwards, G. W.: Eine Dishormonie. Mit der Feder gezeichnet 374
Epp, Rud.: Morgentoilette 336
French, Daniel Chester: Der Engel des Todes gebietet dem Bildhauer Holt. Gipsgruppe. In Farbdruck 676
Friedrich, Wold: Willkommen. Handzeichnung. In Farbdruck 94
Gussow, Karl: Was die Muschel singt. Mit Tondruck 144
Horburger, Eduard: Studie 666
Kahn, M.: Zur Vesperstunde 610
Knille, Otto: Studie 625
Liezen-Mayer, A.: Alles rennet, rettet, flüchtet... Studienzeichnung zu Schillers Lied von der Glocke. In Farbdruck . 30
Lindenschmit, W. von: Gefangenes Gotenmädchen. Handzeichnung . . . 656
Lüben, A.: Klatschbase. Studie. Mit Tondruck 140
Lynch, Albert: Der Spielgefährte. Handzeichnung 468
Menzel, Ad.: Baumstudie. Handzeichnung. In Farbdruck 91
Meyerheim, Paul: In Gedanken. Handzeichnung 328
Millet, Jean François: Die Schafscherer. 41
Parsons, Alfred: Die Blume Buddhas. Handzeichnung. In Farbdruck 35
Räuber. Wilhelm: Die Rekognoscierung. Handzeichnung 345
Roberth, M.: Kinderstudien. 484
Rosenthal, Toby E.: Verlassen. Kreidezeichnung 231
Schäffner, Kath.: Blumenmädchen aus der Bretagne. Studie 248
— — Studienkopf 249
Schmid, Ludwig: Im Gebet. Federzeichnung. In Farbdruck 400
Schongauer, Martin: Weiblicher Studienkopf. Handzeichnung. In Farbdruck 86
Tarbell, Edmund C.: Meine Schwester. . 489
Thorne, William: Reinheit 298
Warthmüller, R.: General Ziethen. Studienkopf. Handzeichnung. In Farbdruck 83
Zedtwitz-Liebenstein, Graf B.: Störche am Weiher. Nach einer photographischen Aufnahme 445

Gratisbeilage:

Velhagen & Klasings Romanbibliothek. IV. Band Nr. 1 bis 6:

Die Réfugiés. Historische Erzählung von A. Conon Doyle. Bogen 1 bis 12.



Velhagen & Klasings Monatshefte

Die früheren Jahrgänge

können, soweit die Vorräte noch nicht vergriffen sind, durch alle Buchhandlungen nachbezogen werden:

Einzelne Hefte

I. Jahrgang 1886/87. Heft 1—10 à 1 Mk. (Heft 5 ist vergriffen.)
Romanbeigabe: „Fremdes Blut" von Doris Freiin von Spaettgen, als Anhang: gratis.

II. Jahrgang 1887/88. Heft 1—12 à 1 Mk. (Heft 2, 3 u. 4 sind vergriffen.)
Romanbeigaben: „Um jeden Preis" von Germanis, „Der Geiger von Thun" von A. v. Freydorf } als Anhang: gratis.

III. Jahrgang 1888/89. Heft 1—12 à 1 Mk. (Heft 2 ist vergriffen.)
Romanbeigaben: „Der Sternburger Kreis" von Germanis, „Auf der Donau" von E. von Wellnitz, } als Anhang: gratis.

IV. Jahrgang 1889/90. Heft 1—12 à Mk. 1.25.
Romanbeigaben: „Die zweite Mutter" von Henry Gréville, „Das Fritzche" von Gräfin M. Keyserling, } als Anhang: gratis.

V. Jahrgang 1890/91. Heft 1—12 à Mk. 1.25.
Romanbeigaben: „Ein tapferes Herz" von Jacques Vincent, „Onkel Piper von Pipersberg" von Casma, (Velhagen & Klasings Roman-Bibliothek, Band I.) } als Anhang: gratis.

VI. Jahrgang 1891/92. Heft 1—12 à Mk. 1.25. (Heft 4 ist vergriffen.)
Romanbeigaben: Velhagen & Klasings Roman-Bibliothek, Band II. „Der Telamone" von F. von Zobeltitz, „Die Kinder Klingströms" von M. v. Reichenbach, } als Anhang: gratis.

VII. Jahrgang 1892/93. Heft 1—12 à Mk. 1.25.
Romanbeigaben: Velhagen & Klasings Roman-Bibliothek, Band III. „Jerry" von S. B. Elliott, „Geheime Magie" von G. von Stokmans (Germanis), „L'omicida" von B. Schulze-Smidt, } als Anhang: gratis.

Einbanddecken

Monatsheft-Halbbände: I.—VII. Jahrg. Band I u. II à Band 90 Pfg.
Monatsheft-Viertelbände: IV.—VII. Jahrg. Band I, 1. 2 u. II, 1. 2 à Band (2 Teile) 1 Mk. 80 Pfg.
Romanbeigaben: I.—V. Jahrg. à Band 50 Pfg.
V.—VII. Jahrg.: Velhagen & Klasings Roman-Bibliothek I.—III. Band à Band 75 Pfg

Gebundene Jahrgänge

I. Jahrg. 1886/87. 1. Band vergriffen. 2. Band 6 Mk. 50 Pfg.
II. Jahrg. 1887/88. 1. Band vergriffen. 2. Band 7 Mk. 50 Pfg.
III. Jahrg. 1888/89. 1. Band vergriffen. 2. Band 7 Mk. 50 Pfg.
IV. Jahrg. 1889/90. 1. und 2. Band à 9 Mk.
V. Jahrg. 1890/91. 1. und 2. Band à 9 Mk.
Romanbeigaben: I.—V. Jahrg. gegen Nachzahlung von 1 Mk. à Band für den Einband.
VI. Jahrg. 1891/92. 1. Band vergriffen. 2. Band 9 Mk.
VII. Jahrg. 1892/93. 1. und 2. Band à 9 Mk.
Romanbeigaben: V.—VII. Jahrg.: Velhagen & Klasings Roman-Bibliothek I.—III. Band gegen Nachzahlung von 1 Mk. 50 Pf. à Band für den Einband.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Lith. v. M. Seeger, Stuttgart

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

VIII. Jahrgang 1893/94. Heft 1, September 1893.

Murillo.

Von

H. Knackfuß.

(Abdruck verboten.)

Am Neujahrstage 1618 ließ zu Sevilla ein Mann namens Gaspar Estéban Murillo den Sohn, den ihm seine Ehefrau Maria Perez zum Jahresschluß geschenkt hatte, in der Pfarrkirche St. Magdalena auf die Namen des Apostels Bartholomäus und des Blutzeugen Stephanus taufen. Das ist alles, was man über die Herkunft des gefeierten Malers weiß, dessen Werke zuerst und am weitesten den Ruhm der spanischen Malerei über die Pyrenäen hinaustrugen. Was über sein Leben in alten Nachrichten erzählt wird, dem haben die eingehenden Forschungen unserer Zeit kaum etwas Neues hinzugefügt, außer urkundlichen Nachweisen über die Bestellung und die Entstehungszeit einzelner Werke. Man kann bei Bartolomé Estéban Murillo kaum von einer Lebensgeschichte sprechen. Der Lauf seines Daseins bewegte sich in engem Kreise. Sein Leben war seine Arbeit. Auch das Stoffgebiet, das er bearbeitete, erscheint, wenn man an die Vielseitigkeit von manchen seiner berühmten Zeitgenossen denkt, als ein eng begrenztes; und dennoch war seine Kunst eine vielumfassende: sie blickte hinab in den Alltagsstaub der Gassen von Sevilla und hinauf in lichterfüllte Himmelshöhen, die sich nur dem frommen Glauben erschließen, sie gestaltete das Gewöhnlichste wie das Unfaßbarste mit der gleichen Meisterschaft.

Neigung und Beruf zur Malerei müssen sich bei dem Knaben Bartolomé Estéban früh zu erkennen gegeben haben. In seinem zehnten Jahre verwaist und gänzlich mittellos, wurde er von seinem Vormund zu dem Maler Juan de Castillo in die Lehre gebracht. Das Bildermachen war damals in Spanien ein Erwerbszweig, der so gut wie ein anderer seinen Mann rechtschaffen ernähren konnte. Juan de Castillo war kein großer Künstler; er gehörte zu den Vielen, welche das Heil der Kunst darin erblickten, daß die Formensprache der Italiener, die „gute Manier", mit mehr oder weniger Handwerksgeschick nachgeahmt wurde. Den jungen Murillo beschäftigte er mit der Anfertigung von sogenannten Sargas, bemalten Tüchern, welche als Wandbekleidungen statt der Teppiche, als Vorhänge, als Schiffsflaggen und dergleichen gebraucht wurden. Derartige Arbeiten galten als ein Mittel, den Anfängern „die Hand zu lösen". Und gewiß mit Recht; denn die Art ihrer Ausführung, mit Leimfarben auf ungrundierter Leinwand, gestattete nicht das Anbringen nachträglicher Veränderungen und Verbesserungen, es war darin also ein Übungsmittel von nicht hoch genug zu schätzendem Wert gegeben. Man hat keinen Grund, die Verdienste, welche der Lehrer Murillos sich um dessen erste Ausbildung erworben, gering anzuschlagen. Jedenfalls brachte er demselben eine bedeutende Handfertigkeit bei.

Im Jahre 1639 siedelte Juan de Castillo

Abb. 1. Bartolomé Estéban Murillo.
Gemalt von Don Alonso Miguel de Tobar, angeblich nach einem verschollenen Selbstbildnis des Meisters, im Prado-Museum zu Madrid.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co., Braun, Clément & Cie. Nchfl., in Dornach i. Els. und Paris.

nach Cadiz über. Der junge Murillo blieb gänzlich sich selbst überlassen und mußte zusehen, wie er es ermöglichen sollte, sich Brot vom Tag zum Tage zu verschaffen. So stellte er denn seine Begabung in den Dienst der allerbescheidensten Kunstansprüche und malte billige Ware für die Händler, welche auf den Messen Andachtsbilder zu Markte brachten. Es ist nicht zu verwundern, daß spätere Zeiten sich bemüht haben, Bilder Murillos aus diesem ersten Abschnitt seines Lebenswerks zu entdecken. Jene Marktware konnte natürlicherweise nur ein vergängliches Dasein haben. Aber es ist ja auch nicht ausgeschlossen, daß er ab und zu einmal einen besseren Auftrag gegen bescheidenen Lohn bekam. Überlieferung und Vermutung haben mehrere Bilder dieser Art bezeichnet, die zum Teil sich noch in Sevilla befinden, zum Teil nach anderen Orten verstreut worden sind. So wird im Museum zu Cadiz ein Gemälde, welches die heilige Anna mit Maria und dem Christuskind darstellt, als Jugendwerk Murillos gezeigt. Es ist ein Bild von trübem und schwärzlichem Ton, aber nicht ohne künstlerischen Reiz in Bezug auf die Anordnung der Gruppe und die Verteilung von Hell und Dunkel. Wenn dieses Bild wirklich ein Überrest aus jener Frühzeit Murillos sein sollte, so würde die geringe Meinung, welche seine Mitschüler bei Juan de Castillo von seiner Begabung gehabt haben sollen, nicht ganz gerechtfertigt erscheinen.

Digitized by Google

Einer dieſer ehemaligen Mitſchüler war es, dem Murillo die entſcheidende Wendung in ſeinem Leben verdankte. Pedro Moya — ſo hieß der junge Mann — war mit den Soldaten nach Flandern gezogen, er hatte dort das friſche und geſunde Kunſtleben kennen gelernt, das ſo unabhängig war von der italieniſchen „guten Manier“ des verfloſſenen Jahrhunderts, er hatte ſich von den Niederlanden aus nach England begeben und rühmte ſich, mit dem bewunderten van Dyck perſönlich bekannt geworden zu ſein. Nach Sevilla zurückgekehrt, erzählte er ſeinem Schulfreund von all den Wundern der Kunſt, die er geſehen, und er unterdrückte gewiß nicht die Bemerkung, wie unendlich altmodiſch ihm alles, was man in Sevilla malte, vorkäme. Nach dem Anhören von Moyas Schilderungen ertrug Murillo den Gedanken nicht länger, in ausgetretenem Geleiſe wandelnd, in der Nacht der Vergeſſenheit verſinken zu ſollen. Er wollte die Malweiſe der Fürſten der Kunſt kennen lernen, am Anblick ihrer Werke ſich ſchulen und dann weiter ſtreben zum Höchſten. An eine Reiſe nach den Niederlanden konnte er freilich bei ſeiner Mittelloſigkeit nicht denken. Aber auch in Madrid befanden ſich ja in

Abb. 2. Der heilige Diego die Armen ſpeiſend.
Gemälde aus dem Franziskanerkloſter zu Sevilla, jetzt in der Akademie S. Fernando zu Madrid.

Überſetzung der Unterſchrift:

Dem armen Darbenden gibt Diego Speiſe,
Ehe läßt ſich geben, daß der Arme eſſe;
Der Arme ißt, und Diego nimmt befriedigt
Auf ſeine Rechnung alle Schuld des Dankes.

Ehe ſieht im Armen Gott, aus reinem Herzen
Bringt Nächſtenliebe Gott ihr duftend Opfer.
Nach in Werkthätigkeit verbrachtem Leben
Erfreut der Heilige ſich der Himmelskrone.

Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co., Braun, Clément & Cie. Nchfl., in Dornach i. Elſ. und Paris.

Abb. 3. Sitzender Bettler. Studienzeichnung in den Uffizien zu Florenz.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co., Braun, Clément & Cie. Nchfl., in Dornach i. Elf. und Paris.

den Schlössern des Königs zahlreiche Gemälde der besten Meister. Und in Madrid lebte ein Sevillaner, Diego Velazquez, in der angesehenen Stellung eines Hofmalers Seiner Majestät; der würde sich des Landsmannes und Kunstgenossen gewiß annehmen. Die Mittel zu einer Reise nach Madrid mußten beschafft werden, dann sollte alles andre sich schon finden.

Murillo bedeckte eine große Leinwand mit einer Menge kleiner Erbauungsbildchen, für die er in den Unternehmern, welche Schiffe nach den Niederlassungen jenseits des Weltmeers befrachteten, Abnehmer suchte und fand. So wanderten Murillos Erzeugnisse mit den Indienfahrern nach Südamerika, und er wanderte auf weiter Straße, durch die Felsenwildnis des Scheidegebirgs zwischen Andalusien und Castilien und über das eintönige Hochland der Mancha nach Madrid. Das war im Jahre 1643.

Der große Velazquez nahm den lernbegierigen jungen Mann, der im Alter von 25 Jahren das Studium sozusagen von neuem beginnen wollte, mit Wohlwollen auf. Er verschaffte ihm die ersehnte Gelegenheit, die im Besitz des Königs befindlichen Gemälde zu studieren und in den Werken der Tizian, Rubens, van Dyck, Ribera eine neue Welt der Malerei, die Kunst der Farbe, vor sich aufgehen zu sehn. Er gab ihm Ratschläge, heißt es; als besten vermutlich den nämlichen, den fast zweitausend Jahre früher der Altmeister von Sikyon dem Lysipp gegeben hatte: Du fragst, welcher Künstler das beste Vorbild sei? — Geh hinaus auf den Markt und sieh Dir die Natur an!

Murillo verweilte zwei Jahre in Madrid, lernend und sich übend. In Sevilla hatte er keinem etwas von der Reise gesagt, und von keinem wurde er vermißt.

Als er heimkehrte, hatte er das Glück,

Digitized by Google

daß ihm gleich ein ansehnlicher Auftrag zu teil wurde.

Im großen Franziskanerkloster zu Sevilla sollte ein Kreuzgang mit Gemälden geschmückt werden. Murillo bewarb sich um diese Arbeit, und sie wurde ihm übertragen; als Grund seiner Bevorzugung vor den anderen Bewerbern wird angegeben, daß seine Preisforderung die bescheidenste war.

Es handelte sich um eine Reihe von Darstellungen aus der Geschichte von Heiligen des Franziskanerordens. Dieselben waren als einzelne Ölgemälde auszuführen, denn die Kunst der Freskomalerei hatte in Andalusien keinen Boden gefunden. Murillo malte diese Bilder, elf an der Zahl, die einen von größerer, die anderen von geringerer Breitenausdehnung, in den Jahren 1645 und 46. Durch sie wurde er mit einem Schlage zum berühmten Mann. Ganz Sevilla staunte ihn an. Denn niemand wußte, so heißt es in der alten Lebensbeschreibung, woher er den neuen, meisterhaften, unbekannten Stil hatte, für den es in Sevilla weder Vorbild noch Lehrer gab. Man glaubte, da die Reise nach Madrid Murillos Geheimnis blieb, er habe sich während der zwei Jahre in seiner Wohnung eingeschlossen gehalten, um unausgesetzt Naturstudien zu malen. Daß in dem eingehenden und erfolgreichen Studium der Natur das Geheimnis der überraschenden Wirkung dieser Gemälde lag, das war allerdings zutreffend. — Das Kloster war stolz auf den außerordentlichen Kunstbesitz. Die Bilder wurden zum Schutz mit Vorhängen versehen und nur an Festtagen enthüllt. Aber das schlimme Jahr 1810 gab sie den Räuberhänden preis. Als Joseph Bonaparte am 1. Februar jenes Jahres seinen Einzug in Sevilla gehalten hatte, wurde das Kloster geplündert, die Bilder wurden in die Welt hinaus verstreut. Nur zwei der kleineren sind in Spanien verblieben; sie befinden sich in der Gemäldesamm-

Abb. 4. Knabe, die Guitarre spielend. Studienzeichnung in der Albertina zu Wien. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co., Braun, Clément & Cie. Nchfl., in Dornach i. Els. und Paris.

lung der Akademie von S. Fernando zu Madrid.

Das eine dieser beiden ist die dem Stifter des Ordens gewidmete Darstellung: Der heilige Franziskus wird durch himmlische Musik getröstet. In heller und scharfer Beleuchtung erscheint ein geigenspielender Engel, in blaßrötliche und matt-moosgrüne Gewänder gekleidet, von einem bräunlich-goldigen Lichtschein umgeben, in der schwarzbraunen Finsternis der engen Mönchszelle; vom Licht und Klang geweckt, richtet sich der Heilige, der auf dem harten Boden eine kärgliche Ruhe gesucht hat, wie traumbefangen empor. Die Schwärze des Hinter-

grundes und die dunkelfarbige Kutte lassen den Kopf des Mönchs lebhaft hervortreten, der in seiner ganz aus der Wirklichkeit gegriffenen Bildung und in dem meisterhaft gegebenen Ausdruck des verzückten Lauschens so viel künstlerischen Wert besitzt, daß er die etwas nüchterne Fassung des Ganzen aufwiegt. Dieser naturwahre Kopf ist bewunderungswürdig. Die Verbildlichung des Überirdischen aber läßt noch nicht viel von dem Meister ahnen, der später in himmlischen Lichterscheinungen so Unvergleichliches geschaffen hat.

Das andere Bild bewegt sich ganz auf irdischem Boden, es zeigt sich uns als ein Meisterwerk der Naturbeobachtung. Es ist mit einer so schlichten Treue aus der Wirklichkeit gegriffen, daß man sich sehr wohl das Aufsehen vorstellen kann, welches ein solches Werk erregen mußte, das statt der phrasenhaften Gestalten der landläufigen Heiligenmalerei dem Volke sein eigenes Abbild zeigte; da konnte man wohl von einem „neuen unbekannten Stil“ sprechen. Der Held der Darstellung ist kein weltbekannter Heiliger, sondern ein schlichter Laienbruder des Ordens mit Namen Diego, der im Kloster zu Alcalá im ersten Viertel des XV. Jahrhunderts ein still bescheidenes Leben geführt hatte, von dem aber Begnadigungen und Wunder erzählt wurden, auf Grund deren er von Sixtus V im Jahre 1588 unter die Kirchenheiligen aufgenommen wurde. Der heilige Diego war von Geburt ein Andalusier; wohl aus diesem Grunde wurde ihm in dem Sevillaner Kloster eine größere Anzahl von Bildern gewidmet, als irgend einem der andern Heiligen. Hier ist er dargestellt, wie er Suppe unter die Armen verteilt (Abb. 2). Das Bild hat sozusagen keine Farbenwirkung, auch keine Wirkung von Hell und Dunkel; es bewegt sich in grauen und braunen Tönen, in die, neben den wenigen helleren Gesichtern und Händen, nur ein paar Flecken von verschossenem Rot, Blau, Grün und schmutzigem Weiß hineingestreut sind. Und dennoch, wie packt das Bild den Beschauer gleich beim ersten Anblick! Der geringe Reiz der Farbe, die trockene Malweise und was man etwa an der Aufstellung der Figuren im Raume mangelhaft finden könnte, — alles das verschwindet ganz und gar hinter der schlagenden Lebenswahrheit, von der eine jede Gestalt bis ins Kleinste erfüllt ist. Das sind dieselben bejammernswerten Gestalten, die heute noch die Kirchthüren umlagern — dieses und jenes Gesicht kommt einem vor, als wäre man ihnen eben erst auf der Straße begegnet —, es ist dieselbe Geschäftsmäßigkeit des Bittens und dieselbe Gelassenheit beim Hinnehmen der Gabe, die auch heute noch dem spanischen Bettler eigen sind. Und die Kinder, — man glaubt noch die Stimmchen nachklingen zu hören, mit denen sie, noch nicht von dem gemessenen Wesen der Alten erfüllt, in eindringlicher Eintönigkeit den freundlichen Geber bestürmt haben; und jetzt sind sie so vollständig befriedigt, sie besitzen für den Augenblick gar keinen Wunsch mehr, und sie falten die kleinen schmutzigen Hände, damit Diego doch nicht ganz allein das Dankgebet für alle zu sprechen braucht. Die betenden Hände des Heiligen und sein Kopf — nebenbei auch Meisterwerke des malerischen Könnens in technischer Beziehung — sind der Glanzpunkt des Bildes. Das Ganze wird von diesem Kopf als seinem künstlerischen Mittelpunkt beherrscht, dem Kopf eines echten Spaniers, eines echten Mannes aus dem Volke und eines echten Heiligen.

Von den größeren Bildern aus dem Kreuzgang des Franziskanerklosters ist eines nach Paris in die Galerie des Louvre gelangt. Das ist ein merkwürdiges Bild; eine Dichtung von liebenswürdigster Unbefangenheit, so kindlich, wie die Legende, die es behandelt. Man braucht die Legende nicht zu kennen, das Bild erzählt sie. Diego, der Laienbruder, ist mit dem Küchendienst beauftragt worden. Aber fromme Anmutungen haben ihn diese weltliche Aufgabe vergessen lassen; dem irdischen Boden entrückt, kniet er in der Luft, anbetend in der Anschauung unsichtbarer Geheimnisse, schon umleuchtet von dem Glanz seiner zukünftigen Heiligkeit. Damit aber die Gnade, welche Diego zu teil wird, den Brüdern keine irdische Benachteiligung bringe, haben Himmelsboten inzwischen die Verrichtung seines Küchenamts übernommen. In der Mitte des Bildes stehen zwei große Engel, die sich über die Besorgung von Speise und Trank beraten; der eine, in lichtviolettem Gewand, mit dunkelgoldigem Schimmer auf den weißen Flügeln, schickt sich an, zur Füllung eines großen Thonkrugs davonzueilen; der andere,

Digitized by Google

in gelbem Gewand mit grünlichblau überflogenen Fittichen, berührt mit der Hand ein auf dem Küchentisch liegendes Stück Lammfleisch. Im Vordergrund sind zwei nackte Engelkinder am Gemüsekorb beschäftigt, ein etwas größeres Kind stampft im Mörser. Ein Engelmädchen stellt die Eßnäpfe auseinander, ein anderes weiter hinten sieht am Herd nach dem kochenden Wasser. Die ganze geflügelte Gesellschaft ist so in Anspruch genommen von der ungewöhnlichen Beschäftigung, daß sie weder den in der Hinterthür der Küche erscheinenden Frater, der stumm vor Staunen die Hände spreizt, bemerken, noch auch den Prior, der in Begleitung zweier schwarzgekleideter vornehmer Herren durch die vorn am Bildrand befindliche Thür hereintritt und so Zeuge des Wunders wird. — Murillo hat die Sache in einer Weise dargestellt, als ob er selbst auch Augenzeuge gewesen wäre, mit einer unbefangenen Gläubigkeit, die dem phantastischen Hergang sozusagen den Anschein der Glaubhaftigkeit gibt. Den leblosen Inhalt der Küche hat er mit dem Fleiß eines braven Schülers nach dem Wirklichen gemalt und mit der Geschicklichkeit eines niederländischen Stilllebenmalers ausgeführt.

Abb. 5. Das Mädchen mit dem Geldstück. Im Prado-Museum zu Madrid. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co., Braun, Clément & Cie. Nchfl., in Dornach i. Els. und Paris.

Es versteht sich von selbst, daß ein Maler, bei dem das Neue seines Stils zum besten Teil auf der Beobachtung der Wirklichkeit beruhte, nicht nachließ, die Natur zu studieren. Unter den wenigen Blättern, welche als Zeichnungen von Murillos Hand gelten (in den großen Sammlungen zu Wien, Florenz, Paris), befinden sich einige, die sich als schnelle Niederschriften nach dem Leben zu erkennen geben (Abb. 3 und 4). Im Allgemeinen darf man annehmen, daß Murillo seine Studien mehr mit Farbe und Pinsel, als mit dem Zeichenstift machte. Was er malte, um sich im Erkennen und Wiedergeben von Form und Ausdruck zu üben, rundete sich ab zum sogenannten Genre- oder Sittenbild. Das Prado-Museum zu Madrid, welches die reichste Sammlung von Werken Murillos besitzt, enthält zwei solcher zu Bildern ausgearbeiteten Studien. Beide

sind Brustbilder. Das eine zeigt das verschrumpfte Gesicht einer alten Frau, die müde aus den einst gewiß sehr lebhaft gewesenen schwarzen Augen blickt, während ihre Hände sich mit dem Spinnrocken beschäftigen. Das andere zeigt ein lachendes junges Mädchen. dem Kopftuch und dem Hemdärmel lacht ein Streifchen von der braunen Sammethaut der runden Schulter dem Beschauer entgegen, und man könnte bedauern, daß das große weiße Tuch und die über das rotbraune Mieder geschlagene graue Decke die

Abb. 9. Die Anbetung der Hirten. Im Museum des Prado zu Madrid.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co., Braun, Clément & Cie. Nachf., in Dornach i. Elf. und Paris.

Das sonnverbrannte Gesicht der frischen Bauerndirne glüht aus dem weißen Kopftuch, das sich von einem dunkelgrauen Grund abhebt, farbig hervor; lustig blitzen die braunen Augen uns an. Alles ist Saft und Kraft an dieser kleinen Person; zwischen Umrisse der Gestalt so vollständig verbergen. Dem in fester und gediegener Malerei sorgfältig ausgeführten Kopf ist eine flüchtig gemalte Hand hinzugefügt, welche ein blankes Silberstück hält: eine äußerliche Begründung des lachenden Ausdrucks, durch welche der

Abb. 7. Mariä Verkündigung. Im Museum des Prado zu Madrid.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co., Braun, Clément & Cie. Nchfl., in Dornach i. Elſ. und Paris.

Maler ſeine fleißige Studie zu einem verwertbaren Bild gemacht hat (Abb. 5).

Auf die Ausführung der Bilderreihe im Kreuzgang des Franziskanerkloſters folgte nicht ſo bald wieder ein Auftrag von ähnlichem Umfang und gleich großer Bedeutung. Aber bei dem außerordentlichen Erfolg ſeiner erſten Arbeit konnte es nicht ausbleiben, daß Murillo mit zahlreichen Beſtellungen einzelner Gemälde für Kirchen und Kapellen, Klöſter und Stiftungen bedacht wurde. Aller Nahrungsſorgen enthoben, in ganz Sevilla perſönlich beliebt und um ſeiner Kunſt willen gefeiert, dachte er bald an die Gründung eines eigenen Hausſtandes. Im Jahre 1648 verheiratete er ſich mit einem Mädchen aus einer vornehmen Familie Sevillas, Doña Beatriz de Cabrera y Sotomayor.

Im Muſeum zu Madrid befindet ſich eine ganze Anzahl von Bildern Murillos, die mit größerer oder geringerer Sicherheit als Arbeiten aus dieſen und den nächſtfolgenden Jahren erkannt werden. Es iſt bemerkenswert, daß in einigen derſelben Anklänge an die Art und Weiſe der Meiſter, deren Gemälde er in Madrid ſtudiert hatte, ſich wahrnehmen laſſen. Nicht etwa als ob Murillo als Nachahmer erſchiene; aber man ſieht, daß er mit großem Fleiß in das Weſen ſeiner Vorbilder einzudringen und deren Vorzüge zu erkennen bemüht geweſen iſt, und das hierbei Gelernte ſpiegelt ſich nun in den eigenen Arbeiten wieder. Überall ordnen ſich die fremden Anklänge einer künſtleriſchen Eigenart unter, die ſo beſtimmt ausgeprägt iſt, daß man — bei aller Verſchiedenartigkeit der Gemälde unter ſich — einen Murillo aus dieſer Zeit ebenſo gut wie einen ſpäteren unter allen anderen Gemälden gleich heraus erkennt. Murillo ſelbſt ſcheint ſich deſſen auch völlig bewußt geweſen zu ſein, daß er mit keinem andern mehr verwechſelt werden konnte; nachdem er von den Bildern im Franziskanerkloſter einige mit ſeiner Namensunterſchrift bezeichnet hatte, hat er dies ſpäter kaum jemals wiederholt.

Vielleicht das älteste von Murillos Gemälden im Prado ist die Anbetung der Hirten (Abb. 6). Die Farbe bewegt sich in vorherrschend bräunlichen Tönen, die sich im Hintergrund zum Schwärzlichen vertiefen; darin stehen das rote Kleid und der grüne Mantel Marias als kräftige Farben, und der feine Kopf der Jungfrau, deren kastanienbraunes Haar ein graugelblicher Schleier umschlingt, und das zartfarbige, fast schattenlose Kindlein in der weißen Windel bilden die starken Helligkeiten, die den Blick des Beschauers festhalten. Bei allem Ansprechenden, das die Darstellung besitzt, empfindet man in derselben doch einen gewissen Mangel an künstlerischer Unmittelbarkeit; das etwas trocken gemalte Bild macht den Eindruck des „Komponierten". Bei den Figuren der Hirten ist Murillo noch nicht darauf gekommen, frei in das Leben hineinzugreifen und solche Hirten, wie sie die Wirklichkeit ihm zeigte, zu malen, sondern er hat sich hier mehr nach der Art und Weise gerichtet, wie Ribera — an dessen Auffassung überhaupt das ganze Bild ein wenig erinnert — diese Gestalten zu bilden pflegte.

Ein für diese Zeit sehr bezeichnendes Bild ist die Verkündigung (Abb. 7). In der Bildung der beiden Gestalten — die in der altherkömmlichen Weise einander gegenüber gestellt sind —, im Wurf der Gewänder zeigt sich Murillos Eigenart, die in diesen Dingen lieber Zufälligkeiten der Natur als überlieferten Regeln folgte. Ganz sein Eigentum ist die Verbindung des Himmels mit der Erde durch das Herabsenken einer grauen Wolke, die sich öffnet und zwischen einem Rahmen von allerliebsten Englein in einen goldfarbigen Lichtschein blicken läßt, in welchem das Göttliche — hier der heilige Geist in Gestalt der Taube — erscheint. Der Künstler hat ein Gedicht der Farbe und des Lichtes schaffen wollen, aber der nachmalige große Meister dieser malerischen Poesie zeigt sich hier noch als unfertig. Die Stimmung hat etwas Kaltes. Maria trägt ein lilagraues Kleid und blaugrünen Mantel, der Engel ein rötlich-lilafarbenes Gewand, das im Licht ins Hellgelbe übergeht, mit bräunlich-grüner Umgürtung; seine Flügel nehmen das Lila des Gewandes und das dunkle Grau der Wolkenwand mit

Abb. 8. Rebekka und Elieser. Im Museum des Prado zu Madrid.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co., Braun, Clément & Cie. Nchfl., in Dornach i. Els. und Paris.

Abb. 9. Heilige Familie, zubenannt del pajarito (mit dem Vögelchen).
Im Museum des Prado zu Madrid.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co., Braun, Clément & Cie. Nchfl., in Dornach i. Elf. und Paris.

einer Vertiefung bis ins Schwärzliche auf. Auch die Schatten gehen ins Schwarze. Nur an zwei Stellen kommt ein warmes Rot vor: in der Decke über dem braunen Holzmöbel, auf welchem das Gebetbuch liegt, und in dem Nähkissen, das in dem zwischen den beiden Figuren auf dem Boden sichtbar werdenden Arbeitskorb unter einem weißen Tuch zum Vorschein kommt. Besonderheiten der Malerei erinnern in diesem Bilde entschieden an die Rubenssche Schule, vielleicht mehr an van Dyck als an den großen Antwerpener Meister selbst.

Noch augenfälliger tritt die Erinnerung an die Art des Rubens in einem Bilde kleineren Maßstabs in die Erscheinung, das im übrigen durch seinen sonnig warmen Ton einen weiteren Fortschritt in der Entwickelung Murillos zu bezeichnen scheint: Rebekka und Elieser am Brunnen (Abb. 8). Wie reizvoll leuchtendes Frauenfleisch auf einem blaugrauen Luftton stehen kann, das hat Murillo dem Niederländer sehr glücklich abgelauscht; er hat sogar dreien der Mädchen, die sonst die echtesten Andalusierinnen sind, blondes Haar gegeben. Die vier nahe zusammen stehenden Mädchenköpfe mit dem von Weißzeug umgebenen Fleisch der Hälse und Arme bilden eine einheitliche Lichtmasse, welche den Haupteffekt des Bildes ausmacht. Was aber dem Bilde seinen eigentümlichen Reiz verleiht, ist das von Murillo aus sich selbst heraus Empfundene: die Stimmung des drückend heißen Sommertags, die einem so fühlbar wird, wenn man in die graue Felsenlandschaft blickt, die sich weithin unter dem von bleifarbigem Gewölk durchzogenen Himmel ausdehnt; der ehrliche Durst des Mannes, der solch baum- und wasserloses Bergland durchwandert hat und jetzt begierig die Lippen an das große Schöpfgefäß setzt; die Lebhaftigkeit der schwarzbraunen spanischen Augen, die auch in den Gesichtern der Blondhaarigen funkeln. — In den Gewändern sind warme Farben vorherrschend. Elieser hat einen gelblichen Turban und einen ähnlich, nur kräftiger gefärbten Rock, der von einem hellblauen Gürtel scharf

Abb. 10. Die Jungfrau und das Chriſtuskind.
Im Muſeum des Prado zu Madrid.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co., Braun, Clément & Cie. Nchfl., in Dornach i. Elſ. und Paris.

durchſchnitten wird, ein rotbrauner Mantel hängt auf ſeiner Schulter; Rebekka hat ein rotes Tuch über den ſchwarzen Rock geſchlagen; das vom Rücken geſehene Mädchen iſt am Oberkörper mit einem gelblich-grauen Stoff bekleidet, ihr Rock hat einen ſtumpfen, dunklen, ins Blau-Grünliche gehenden Ton. Die Mauer, welche den Hintergrund dieſer Figur bildet, iſt wieder gelblich, ſaftig grünes Laub hängt von ihr herab; die Brunneneinfaſſung beſteht aus roten Backſteinen.

Ganz unabhängig von allem Herkömmlichen — in künſtleriſcher wie in ſachlicher Beziehung — ganz unbefangen aus dem Leben ſchöpfend, tritt uns Murillo in einem Gemälde entgegen, welches die heilige Familie in rein menſchlichem Beiſammenſein darſtellt (Abb. 9). In einem Gemach mit kahler grauer Wand ſitzt der heilige Joſeph, deſſen männlich kräftigen Kopf dichtlockiges ſchwarzes Haar umwallt, mit einem ſchwarzen Rock und einem über die Kniee geſchlagenen bräunlich-gelben Übergewand bekleidet, und

nimmt väterlich teil an dem kindlichem Spiel des Jesusknaben. Das goldlockige Kind, dem über das weiße Hemdchen ein gelblich graues Wollentuch mit einer hellblaugemusterten Schärpe als Röckchen umgebunden ist, lehnt sich an den Pflegevater an und belustigt sich munter mit einem weißen Hündchen, vor dem es einen kleinen Vogel in die Höhe hält. Maria sitzt etwas zurück im Halbschatten, der das übliche Rot und Blau ihrer Kleidung, die außerdem zum großen Teil von einem grauen Brusttuch bedeckt ist, so dunkel macht, daß diese Farben

Abb. 11. Das auf dem Kreuze schlafende Christuskind. Im Prado-Museum zu Madrid.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co., Braun, Clément & Cie. Nchfl., in Dornach i. Els. und Paris.

wenig sprechen; sie unterbricht auf einen Augenblick ihre Arbeit an der Garnwinde, um mit dem liebenswürdigen Ausdruck der zufriedenen Mutter ihre Blicke auf dem Spiel des Kindes ruhen zu lassen. — Es ist nicht möglich, weiter zu gehen in der Verzichtleistung auf jede Kennzeichnung der Heiligkeit. Nur Rembrandt hat ähnliches gewagt. Man kann sich aber denken, daß gerade in dem strengreligiösen Spanien ein Bild, welches das heilige Vorbild des Familienlebens so ohne jeden trennenden Vorhang der Unnahbarkeit vor die Augen der Gläubigen rückte, den höchsten Beifall finden mußte.

Auch Murillos Madonnenbilder haben diese Eigenschaft des rein Menschlichen, die in den Augen der Zeit und des Volkes gewiß ihren größten Vorzug bildete. Diese junge Mutter, die mit dem meistens ganz nackten Kind auf dem Schoße dasitzt, hat niemals etwas Übersinnliches, nicht einmal etwas von den Zufälligkeiten irdischer Erscheinung befreites Allgemeines, „Ideales“; sie kommt im Gegenteil dem Volke, welches vor sie hintritt, so nah wie möglich: sie ist Spanierin. Vielleicht nur in einigen seiner allerältesten Madonnenbilder hat Murillo versucht, die Form des Gesichts zu verallgemeinern. Für die meisten seiner späteren Madonnen geht selbst die Bezeichnung „Spanierin“ zu weit; sie sind reine Andalusierinnen. Untereinander sind sie außerordentlich verschieden. Auch das Kind ist ein wirkliches Menschenkind, und zwar ein spanisches. Dennoch würde man sehr unrecht haben, wenn man diese Madonnen profan finden wollte. Wenn man von dem Weihevollen, das in der Farbenstimmung liegen

Abb. 12. Die schmausenden Gassenbuben.
In der Kgl. Pinakothek zu München.
Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl, Kunstverlag A.-G., München.

es besitzt eine künstlerische Kostbarkeit, ein Juwel der Malerei in dem braunhaarigen, schwarzäugigen Jesuskind. — Kinder hat überhaupt niemand so zu malen verstanden, wie Murillo, — auch Rubens und Tizian nicht. Im Museum zu Sevilla wird ein sehr dunkel gehaltenes Madonnenbild als Andenken an Murillos früheste, vor der Madrider Reise liegende Zeit aufbewahrt. Da sieht man, wie der junge Maler sich abgemüht hat, um ein hübsches Kind nach der Natur zu malen; man sieht, wie das kleine Modell gequält worden ist, um von Zeit zu Zeit wenigstens still zu halten, und wie er sich gemüht hat, den Reiz des Lebendigen zu erfassen, wobei schließlich doch nur ein wenig ansprechendes Geschöpf mit feisten Gliederchen und viel zu kleinem Kopf, mit unglückselig steifer Haltung herausgekann, ganz absieht: man braucht sich nur in die Augen von Mutter und Kind zu vertiefen, deren Blick so ruhig und so zutrauenerweckend auf uns haftet, und man wird es bald empfinden, mit welcher ernsten, innerlichen Religiosität Murillo diese Gestalten geschaffen hat. — Ein Madonnenbild im Prado, ganz ungewöhnlich düster im Ton des Rot und Blau der Gewänder, die mit dem Schwarzgrau des Grundes zusammen eine Dunkelheitsmasse bilden, durch welche das lichterfüllte Fleisch grell hervorgehoben wird (Abb. 10), steht in Bezug auf den Reiz der Gesamtwirkung vielleicht manchen ähnlichen Gemälden des Meisters nach; aber kommen ist; vom vielen Herumarbeiten ist die Farbe so trüb geworden, daß der Maler, um dieses Fleisch noch hell erscheinen zu lassen, kein anderes Mittel wußte, als daß er den Hintergrund schwarz machte und auch die Gewänder Marias bis auf ein paar Lichtflecke zunächst dem Kinde mit schwarzer Dunkelheit überzog. Aber schon in den lustigen Engelputten auf dem in Paris befindlichen St. Diegobild bekundet Murillo eine außerordentliche Feinfühligkeit für Form, Bewegung und Ausdruck der Kinder. Und ehe noch im übrigen seine künstlerische Entwickelung völlig zur Reife gelangte, war er schon ein thatsächlich un-

erreichter Meister in diesen Dingen. Gern malte er Kinder allein. Der als Kind auf der Erde erschienene Gott gab ja für einen phantasiebegabten Künstler Stoff genug zu derartigen Bildern. So zeigt ein eigentümlich ergreifendes Gemälde im Prado das Christuskind auf dem Kreuze schlummernd, das rechte Händchen auf einen Totenkopf gelegt: etwas wie eine schmerzliche Ahnung von Leiden und Tod liegt auf dem Gesichtchen des kleinen Schläfers. Die Farbe des Körperchens ist wunderbar zart, silberig, mit leichter Röte angeflogen, die Lippen frisch und rot, das Haar goldbraun. Der Fleischton wird reizvoll hervorgehoben durch die schön zusammenklingenden Töne des braunen Kreuzes, des rötlich violetten Tuches und der grünlichgrauen Steinbank; die beiden letzteren Farben kehren auch im Dunkel des Hintergrunds wieder (Abb. 11).

Abb. 13. Der Bettelknabe mit dem Floh. Im Louvre zu Paris.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co., Braun, Clément & Cie. Nchfl., in Dornach i. Els. und Paris.

Um Himmelskinder malen zu können, mußte Murillo natürlich ganz gewöhnliche Menschenkinder studieren. Da machte es denn dem Maler, der in der Armenspeisung des heiligen Diego so köstliche Bettelkinder dargestellt hatte, bisweilen auch Vergnügen, das kleine Volk der Gassen in selbständigen Bildern wiederzugeben, wie es da war, im schlichtesten Naturalismus, aber vollendet künstlerisch. So entstand eine Anzahl von Bildern, in denen irgend etwas zufällig Gesehenes, blitzschnell Aufgefaßtes, mit unfehlbarem Künstlergedächtnis Festgehaltenes, in glücklichster Stunde auf die Leinwand gebracht, sich zum vollendeten Kunstwerk gestaltet hat; Bilder, die bei sichtlich ganz müheloser Ausführung die gediegenste Durchbildung aufweisen und in lebensgroßem Maßstab die Treue von Augenblicksaufnahmen besitzen.

Derartige Darstellungen fanden allgemein verdienten Beifall, sie wurden gern gekauft und gingen von einem Besitz in den andern über. Durch sie wurde man zuerst auch im Ausland auf Murillo aufmerksam, ja gerade von ausländischen Kunstliebhabern wurden diese Erzeugnisse eines spanischen Malers bald so hoch geschätzt, daß Spanien schließlich kein einziges dieser Bilder behalten hat. Die größte Anzahl derselben — fünf — besitzt die Münchener Pinakothek, darunter zwei, die zu Murillos allerköstlichsten Werken dieser Gattung gehören: „Die würfelspielenden Gassenbuben“ und „Die schmausenden Gassenbuben.“ Der Reiz dieser beiden wie mit einem schimmernden Lichtton gemalten Bilder ist ein außerordentlicher. Eine größere Lebenswahrheit, eine feinere Beobachtung der Bewegungen bis

in das Einzelne hinein ist nicht denkbar. Mit welchem Eifer sind jene Kinder der Straße bei dem Glücksspiel, das in diesem Augenblick ihr ganzes Sein in Anspruch nimmt! Mit welchem Behagen verzehren diese anderen die saftigen Früchte! man freut sich beim Zusehen, wie es ihnen schmeckt (Abb. 12). Dabei ist die äußere Erscheinung der Dinge, die Oberfläche von Haut und Haaren, Stoffen und Früchten ebenso meisterhaft beobachtet und wiedergegeben wie das innere Leben des sorglosen kleinen Volks. — Während wir bei den Münchener Bildern uns im Freien befinden, in den engen Gassen Sevillas, die ein durch oben von Haus zu Haus gespannte Tücher gedämpftes Sonnenlicht erfüllt, werden wir durch ein nicht minder kostbares Bild der Louvresammlung in einen finstern Raum versetzt, in welchen durch das viereckige Fensterloch ein breiter, voller Strahl der aufsteigenden Sonne eindringt. Es ist ein echter, goldener Sonnenstrahl, den Murillo hingemalt hat; scharfes, fast blendendes Licht und weiche, warme Reflexe in dem graubraunen Raum und auf den graubraunen Lumpen und der bräunlichen Haut eines Jungen, der die freundliche Helligkeit, welche die Sonne in seinen Schlupfwinkel entsendet, dazu benutzt, auf die kleinen, quälenden Blutsauger Jagd zu machen, die ihm die Ruhe verkümmern (Abb. 13).

Wenden wir uns von diesen Wirklichkeitsbildern wieder zu religiösen Kinderdarstellungen, zu solchen, welche Kinder in den Jahren erlangter Freiheit und Selbstständigkeit der Bewegung zum Gegenstand des Bildes machen, so finden wir im Museum zu Madrid zwei Gegenstücke, die bei einer Wahrheit in der Wiedergabe des Kindlichen, welche ebenso vollkommen ist wie bei jenen, eine so reiche Poesie enthalten, die in der Auffassung und in der verklärenden Farbe ein über das Alltägliche sich so hoch erhebendes Wesen — Idealität, wenn man will — besitzen, daß sie durch diese Eigenschaften ebenso unwiderstehlich fesseln und vielleicht nachhaltiger erfreuen, wie jene andern durch ihre irdische Naturtreue. Die Kinder Jesus und Johannes sind in diesen liebenswürdigen Gemälden dargestellt. Jesus ist als der gute Hirt aufgefaßt. Während die Herde im Thale auf üppigem Felde zwischen goldfarbenen Saaten weidet, ist er einen steinigen, mit dürftigem braun-grünem Kraut bewachsenen Berg hinangestiegen, um das eine verirrte Schaf zu suchen. Ermüdet von der beschwerlichen Wanderung sitzt er da auf einem Stein, und indem er die Hand auf das verlorene und wiedergefundene Schäflein legt, richtet er die großen dunklen Kinderaugen mit einem wunderbar inhaltvollen Blick auf den Beschauer. Ein helles Licht, wie ein Strahl von am Wolkenrand dem Hervortreten naher Sonne, bescheint den kleinen Hirten und wirft auf das blühende Fleisch, das blaßviolette Röckchen und die bräunlich-weiße Wolle des Lammes einen lichtgoldigen Schein, daß die Lichter sich hell abheben von dem blauen, weißbewölkten Himmel (Abb. 14). Hier ist göttliche Ruhe, die noch mehr hervorgehoben wird durch den Gegensatz der Erregung in dem Bilde des Vorläufers. Der kleine Johannes, bekleidet mit einem bräunlichen Fließ und roten Überwurf, kniet in einer wilden Landschaft, in einer Felseneinöde, deren braunes Gestein sich in der Ferne in kahler, grauer Kette fortsetzt. Er berührt mit der einen Hand, die einen Kreuzesstab hält, ein Lamm, dessen sinnbildliche Bedeutung das an den Stab befestigte Schriftband mit den Worten „siehe das Lamm Gottes" erläutert, und drückt die andere Hand mit inniger Empfindung auf die Brust, während seine Blicke sich erwartungsvoll nach oben wenden, von wo ein Lichtstrahl sich aus der bewegten Luft auf ihn herabsenkt. Die beiden Bilder haben eine prächtige, trotz der kräftigen Schatten sehr lichte Farbenwirkung. Zart und duftig im Gesamtton, weich in der Behandlung, ohne jede Beeinträchtigung der Bestimmtheit der Formen, erscheinen sie hinsichtlich der Malerei fast als das Entgegengesetzte des Bildes der heiligen Familie (mit dem Vögelchen), in welchem bei der Festigkeit der körperhaften Durchbildung die Bestimmtheit fast zur Härte geworden ist. Dennoch braucht man nicht anzunehmen, daß eine lange Reihe von Jahren zwischen der Entstehung dieses Bildes und jener beiden liege. Murillo vervollkommnete sich mit großer Schnelligkeit. Wenn den ersten Werken, die er nach seiner Rückkehr nach Sevilla malte, noch hin und wieder einige Trockenheit eigen ist, wenn man eine gewisse Neigung zu schweren

Abb. 14. Der gute Hirt. Im Museum des Prado zu Madrid.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co., Braun, Clément & Cie. Nchfl., in Dornach i. Elf. und Paris.

Tönen, beſonders in den kräftig ſprechenden Farben, bemerkt und ein mühſames, nicht immer ſiegreiches Ringen um das Erreichen einer völlig harmoniſchen Farbenwirkung wahrnimmt, ſo zeigen bald darauf folgende Werke, daß Murillo dieſe Unvollkommenheiten in verhältnismäßig kurzer Zeit gründlich überwunden hat; dieſelben verſchwinden ebenſo vollſtändig, wie die vereinzelten Anklänge an fremde Art und Weiſe, die ſich hier und da erkennen ließen.

Das Beſtreben, eine Überſicht über den Entwicklungsgang eines Malers aus ſeinen Werken herzuleiten, hat bei der Spärlichkeit vorhandener Jahresangaben zu einer Gruppierung der Werke Murillos nach gewiſſen Beſonderheiten der Farbengebung und der Malweiſe geführt, und man ſpricht

hiernach von seinem ersten, zweiten, dritten und letzten Stil, oder auch — ebenfalls im Sinne zeitlichen Aufeinanderfolgens — von seinem kalten, warmen und duftigen Stil.

Die Einordnung der Gemälde in ein solches Schema ist aber nur in beschränktem Umfang möglich. Wenn man vor denselben steht, so gewahrt man bald, daß Murillo, nachdem er einmal völlig zur Reife gelangt war, eine so uneingeschränkte Herrschaft über alle Mittel der Malerei besaß, daß er mit einer staunenswürdigen Freiheit und Vielseitigkeit seine Malweise immer dem Gegenstand der Darstellung anzupassen vermochte, daß Farbenstimmung und Behandlung sich ihm jedesmal aus dem, was er malte, ergab. Daher entzieht sich eine ganze Menge seiner Bilder jedem Versuch einer auch nur annähernden Bestimmung der Zeit ihres Entstehens.

Jedenfalls war Murillo beim Ablauf des ersten Jahrzehnts nach seiner Heimkehr ein völlig ausgereifter Meister, der über sein Wollen und Können durchaus im Klaren war. Das bewies er, als ihm im Jahre 1655 der Auftrag zu teil wurde, ein großes Gemälde für die Kathedrale seiner Vaterstadt auszuführen. Dieses prächtige Bild, welches die Geburt Marias darstellt, in einer Auffassung, die ganz Murillos besonderster Eigenart entspricht, ist in der Franzosenzeit entführt worden und befindet sich jetzt im Louvre. Es ist ein wunderbares Werk; ein duftiger, farbiger Lichtzauber. In der Mitte des langgestreckten Bildes ist ganz im Vordergrund das neugeborene Kind der Mittelpunkt der Hauptgruppe. Zwei Frauen, von denen die ältere, etwas beleibt und mit einem stehenden Lächeln in den Zügen, eine köstliche Abschrift aus dem Leben ist, haben das kleine Wesen in weiße Tücher eingeschlagen; neben ihnen fühlt ein junges Mädchen, mit Schleifchen geputzt und in lebhafte Farben gekleidet, nach der Wärme des Wassers in der kupfernen Badewanne; ein anderes Mädchen, das man vom Rücken sieht, bringt leinene und wollene Tücher herbei. Das ist alles ganz naturgetreue Schilderung eines menschlichen Vorgangs, ebenso wie dasjenige, was wir im Hintergrund sehen: hier die Mutter Anna, matt im Bette liegend, auf dessen Fußende Vater Joachim sitzt, der sorglich und liebevoll den Blick auf sie geheftet hält, dort, vor der geöffneten Thür zum Nebenzimmer, zwei am Kaminfeuer beschäftigte Frauen. Aber zu dem Menschlichen gesellt sich das Überirdische. Der Himmel nimmt Anteil an diesem Familienereignis und entsendet seine Engel, um in dem Kinde die zukünftige Mutter des Erlösers zu begrüßen. Engel in der Bildung halbwüchsiger Mädchen, in lichte, hellfarbige Gewänder gekleidet, beugen sich verehrend über die Neugeborene. Ein paar kleine Engelkinder suchen sich in kindlicher Weise nützlich zu machen, indem sie im Wäschekorb kramen wollen, wobei das eine sich nach dem Spitzhündchen, das auch mit zusieht, umblickt mit einer Bewegung und einem Ausdruck, daß man es sagen hört: „schön artig sein!“ Dieses menschliche Gebahren der kleinen Engel und die ganze Durcheinandermischung von Irdischem und Himmlischem ist mit einer solchen Liebenswürdigkeit gegeben, daß der Eindruck des Anmutenden denjenigen des Befremdenden überwiegt: es liegt in dem Ganzen eine unbefangene fromme Kindlichkeit, als ob der Schöpfer des Werks nicht im XVII., sondern im XV. Jahrhundert gelebt hätte. Der größte Wert des Bildes aber liegt in seiner Farbenpoesie. Es ist ein gemalter freudiger Festgesang. Auf dem warmen grauen Ton, welcher im Hintergrund vorherrscht, wirkt die geschlossene Hauptgruppe mit den Köpfen der Engel und der Frauen, dem Fleisch und den zartgefärbten Gewändern der Engel, mit den paar kräftigen Farbentönen in den irdischen Stoffen, welche die ganze Lichtmasse nur beleben, mit dem in weiße Windeln eingeschlagenen Kind als Mittelpunkt, gleichsam wie ein Hügel von zartfarbigen Blumen, die rings um eine weiße Blüte herum aufgeschüttet sind; und immer mehr Rosen regnen aus der Luft herab — die Engelkinder, die noch oben schweben. Durch das dunkelgrüne Kleid des vom Rücken gesehenen Mädchens, welches die Gruppe auf der einen Seite mit kräftiger Dunkelheit abschließt, wird der blumenhafte Eindruck der rosigen Lichtmasse noch entschiedener hervorgehoben. Der volle Zusammenklang von Licht und Farbe in der Hauptgruppe tönt an zwei Stellen nach, welche das Dunkel des Hintergrunds unterbrechen: auf der linken Seite des Bildes in einem Sonnenstrahl, der auf dem mit roter Decke über-

zogenen und mit einem bläulichroten Himmel überdeckten Bette der Wöchnerin ſpielt und warme Reflexe umherſtreut; rechts — mit verminderter Kraft — in dem Herdfeuer und dem Durchblick in das weißgetünchte Nebenzimmer.

Wenn man die Pracht der Wirkung dieſes Gemäldes in hell und dunkel und im Reichtum der Farben mit dem in der nämlichen Sammlung befindlichen, in der Größe ähnlichen und im künſtleriſchen Gedanken einigermaßen verwandten Engelwunder des heiligen Diego vergleicht, das hierneben dürftig in der Farbe und zerſplittert in der Wirkung erſcheint, ſo ſtaunt man über den Abſtand, den Murillo in den zehn Jahren, welche zwiſchen der Entſtehung der beiden Bilder liegen, auf dem Wege der Vervollkommnung durchmeſſen hat.

Abb. 15. Ecce homo. Im Muſeum des Prado zu Madrid.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co., Braun, Clément & Cie. Nchfl., in Dornach i. Elſ. und Paris.

Aus dem nämlichen Jahr 1655 beſitzt die Kathedrale zwei Bilder heiliger Biſchöfe, die vor einem Jahrtauſend den Stuhl von Sevilla innegehabt hatten, von der Hand Murillos. Dieſelben wurden ihr als Geſchenk zugewendet und ſchmücken heute noch ihren urſprünglichen Platz an den Wänden der großen Sakriſtei. Die beiden Kirchenfürſten, der durch ſeine Schriften allgemein bekannte Iſidorus, und Leander, ein eifriger Bekehrer der arianiſchen Goten zur katholiſchen Lehre, ſind in ganzer Figur und in biſchöflicher Amtstracht dargeſtellt; die großen Maſſen der weißen, goldverzierten Kleidung werden belebt durch das Sichtbarwerden des farbigen — bei dem einen roten, bei dem andern rötlich-violetten — Futterſtoffs der Chormäntel. Das Feſſelndſte an den Bildern ſind die ausdrucksvollen Köpfe, die ſo beſtimmt und individuell geſtaltet ſind, daß ſie wie Bildniſſe wirken.

Nachdem Murillo die erſte Aufgabe, welche ihm das Domkapitel geſtellt, ſo glänzend gelöſt hatte, bekam er alsbald den größeren Auftrag, den Altar in der Taufkapelle der Kathedrale mit Gemälden zu ſchmücken. Eine ganze hohe, ſpitzbogig abgeſchloſſene Wand ſtand hier zur Aufnahme der Bilder zur Verfügung. Für die Hauptdarſtellung wurde — ich weiß nicht aus welchen Gründen — die Erſcheinung des Chriſtuskindes in der Zelle des heiligen Antonius von Padua gewählt; darüber fand die Darſtellung desjenigen Vorgangs, den

man von altersher in Tauskapellen als den hierhin am besten passenden Gegenstand zu verbildlichen pflegte, ihren Platz: die Taufe Christi im Jordan.

Im Spätherbst 1656 war Murillo mit dieser Arbeit fertig. Unter seinen vorzüglichsten Meisterwerken hat das Antoniusbild stets den größten Ruhm genossen. Der gegebene Gegenstand war ein himmlisches Wunder, aus dem die Phantasie Murillos ein Wunder malerischer Dichtung schuf. Von dem heiligen Antonius, der, zu Lissabon im Jahre 1195 aus vornehmer Familie geboren, zuerst in den Augustinerorden trat, dann Franziskaner wurde und, nachdem ein Versuch in Afrika als Missionar zu wirken an seiner schwächlichen Gesundheit gescheitert war, in einem italienischen Kloster zurückgezogen und unbeachtet lebte, bis er einmal durch einen Zufall dazu gebracht wurde, von der Macht seiner Redebegabung öffentlich Zeugnis zu geben, und dann, Italien und Südfrankreich durchwandernd, als ein Prediger, der durch das Feuer seiner Worte selbst das steinerne Herz eines Ezzelino da Romano zu erschüttern wußte, in den Herzen vieler Tausende von Zuhörern wahre Wunder wirkte, bis er im Jahre 1231 im Kloster zu Padua starb, von diesem ungewöhnlichen Manne wurden gleich nach seinem Tode Wundergeschichten erzählt, die sich bald zu einem anmutigen Legendenkranz gestalteten. Namentlich wollte man wiederholt bemerkt haben, daß Christus in Kindesgestalt sichtbar in seiner Zelle erschienen sei und sich mit ihm unterhalten habe. — Murillo versetzt uns in einen grauen Klosterraum, durch dessen offene Thür man in den Klosterhof mit seinem Säulengang sieht. Das weißliche Tageslicht, welches den Hof erhellt, wird verdunkelt durch eine Fülle von goldenem Himmelslicht, das in den Innenraum eindringt. Eine große Wolke senkt sich herab, deren dunkles Grau mit dem der Wände zusammengeht; die Wolke öffnet sich, ihr Inneres ist hellgoldiges Licht, und in dem hellsten, strahlenden Lichtkern zeigt sich, selbst eine Lichtgestalt, das Jesuskind. Engelscharen umgeben das Kind in weitem Kreise, allerliebste Kinderengel, die im Lichtmeer schwimmen, sich auf den silbergrauen beleuchteten Innenrändern der Wolke umherschwingen und darüber hinaus in das Schattendunkel tauchen. In den Farbenzauber von Gold und Grau und zarten Fleischtönen werden ein paar feingestimmte lebhafte Farbentöne gebracht durch die Gewänder einiger größerer Engel, welche die muntere Schar der Himmelskinder begleiten; diese ernsteren Gestalten verneigen sich in Ehrfurcht, indem sie abwärts blicken auf den begnadigten Menschen, dem dieser himmlische Besuch zu teil wird. Ein Engel in gelbem Gewande, mit weißen Fittichen, ist gleichsam der Führer; seine Hand hat den Wolkenballen, der bis dahin noch zwischen dem Jesuskind und den Blicken des jungen Mönches lag, beiseite geschoben, und indem er sich umwendet, macht er dem Kind den Weg zu diesem frei. Das Kind löst sich aus dem Licht, mit vorgestreckten Händchen, das rechte wie zur Segenspendung erhebend, schwebt es schreitend herab. Der am Boden knieende Mönch, dessen Antlitz und braune Kutte der Schein des Himmelsglanzes goldig überstrahlt, breitet die Arme aus, die Geberde begleitet den Ausdruck des Verlangens, der sein Gesicht beseelt. Ein Augenblick noch, und der Mensch wird den Gott umfangen. — Dem wunderbaren Gemälde war das berühmten Altarbildern so selten vergönnte Glück beschieden, an der Stelle verbleiben zu dürfen, für die es gemalt wurde. Hier in den feierlichen Hallen des gewaltigen gotischen Doms, kann es seine Wirkung noch mit voller Macht auf den Beschauer ausüben, ganz anders als die vielen Kirchengemälde, die in Museen zwischen zerstreuender Umgebung untergebracht sind, und in deren religiöses Wesen man sich, da die Weihe des Ortes und die Abgeschlossenheit fehlt, erst mühsam hineinversetzen muß, ehe man sie ihrem innersten Werte nach würdigen und genießen kann. — Die Umrahmung des Bildes, bei der gewiß Murillo auch ein Wort mitgesprochen hat, ist demselben mit großem Geschmack angepaßt. So reich auch die wuchtigen Barockformen des vergoldeten Schnitzwerkes sind, das die ganze Kapellenwand bis in die Spitze des Bogens füllt, sie ordnen sich in der Wirkung dem Gemälde unter; das Spiel von Lichtern und Schatten in dem natürlichen Gold, dessen Masse durch naturfarbig bemalte Figuren von Kinderengeln unterbrochen und hier und da durch Anwendung von schwarzer und roter Farbe belebt wird, hebt die Lichtfülle des Bildes und dessen goldigen Ton aufs Schönste hervor.

Abb. 16. Das Jeſuskind erſcheint dem heiligen Antonius. Im Ermitage-Muſeum zu Petersburg. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co., Braun, Clément & Cie. Nchfl., in Dornach i. Elſ. und Paris.

Digitized by Google

Die obere Bekrönung des Rahmens schließt das kleinere Gemälde ein, welches die Taufe Christi darstellt. Ungeachtet der Verschiedenartigkeit des Gegenstandes ist die Farbe desselben vollendet schön zu derjenigen des unteren Bildes gestimmt. Vor dem Täufer, der über der grauen Fellbekleidung einen roten Überwurf trägt, dessen kräftige Farbe die Stimmung reizvoll belebt, kniet Jesus in demütiger Haltung; über ihm schwebt die Taube in einem dunkelgoldigen, von grauem Wolkenrand umgebenen Lichtton, und Engelkinder halten in der Luft sein Gewand, dessen Farbe mattviolett ist, bereit. — Wenn Murillo den Erlöser als erwachsenen Mann darzustellen hatte, so war er — wenigstens hat es so den Anschein — einigermaßen befangen. Er war am glücklichsten in der Gestaltung seiner Köpfe, wenn er dieselben bildnisartig machen konnte, mit Benutzung wirklicher Personen, die mit der Vorstellung, welche er sich geschaffen, Ähnlichkeit besaßen. Dies gilt auch von einem großen Teil seiner Marienbilder. In dem Antlitz des Heilandes aber wagte er eine solche Anlehnung an einen in der Wirklichkeit lebenden Menschen nicht. Dennoch ist das Bild des Christuskopfes, welches er sich im Anschluß an die überlieferte Form schuf, ein schönes und würdiges. Es unterscheidet sich durch den ehrlichen künstlerischen Ernst, durch die Schlichtheit des Ausdrucks sehr vorteilhaft von den süßlichen und gekünstelt ausdrucksvollen Christusköpfen, mit denen italienische Maler des XVII. Jahrhunderts die Gunst eines großen Publikums gewannen (vergl. Abb. 15).

Das Antoniusbild zu Sevilla ist infolge der hohen Wertschätzung, welche Murillos Gemälde in unserem Jahrhundert gefunden haben, der Gegenstand eines unglaublichen Frevels geworden. Im November 1874 wurde aus demselben die Figur des Heiligen, zum Zweck des Verkaufs im Ausland, herausgeschnitten. Durch den Umstand, daß das Gemälde nach der weitverbreiteten Unsitte, aus schönen Kirchenbildern eine Einnahmequelle für den Küster zu machen, unter einem Vorhang verborgen gehalten wurde, war es möglich, daß die Schandthat so lange unentdeckt blieb, bis der Dieb mit seinem Raub Europa verlassen hatte. Doch waren zum Glück die angestellten eifrigen Nachforschungen von Erfolg gekrönt; im Februar 1875 wurde das herausgeschnittene Stück in New York aufgefunden. Es war ganz unbeschädigt, bis auf eine geringe Beschneidung des oberen Randes, und ist mit großer Geschicklichkeit wieder in das Bild eingesetzt worden.

Murillos Antoniusbild war in seiner ganzen Auffassung und Darstellung etwas Neues, noch nie Dagewesenes. Es ist nicht zu verwundern, wenn dem Meister wiederholt Bestellungen von ähnlichen, wenn auch im Format kleineren, Gemälden des nämlichen Inhalts gemacht wurden. Es gibt zwei solcher Bilder, die sich als Nachklänge des großen Werkes in der Kathedrale zu Sevilla, auf den dritten oder vierten Teil des dort aufgewendeten Raumes zusammengedrängt, zu erkennen geben, und die zugleich bekunden, wie Murillo, der sich nicht leicht selbst wiederholte, einem einmal angeschlagenen Thema immer neue Seiten abzugewinnen wußte. Das eine dieser Bilder, in der Ermitage zu Petersburg, erscheint förmlich wie eine Fortsetzung der in jenem begonnenen Erzählung, nur daß der Schauplatz aus dem Kloster hinaus auf die einsame Höhe eines Berges verlegt ist. Antonius kniet in derselben Stellung wie dort, nur beruhigter; seine Arme verharren unverändert in ihrer ausgestreckten Lage. Das Jesuskind — dasselbe Kind wie dort — hat den Schritt aus dem Engelreigen, der hier nur in einer Andeutung durch einige wenige niedliche Puttchen sichtbar ist, und aus dem Lichtgewölk heraus vollendet und ist auf das Buch getreten, welches aufgeschlagen vor dem Mönch liegt; es hat das rechte Händchen mit einer jetzt deutlich ausgesprochenen Bewegung des Segnens emporgehoben, und das linke in die geöffnete Rechte des Heiligen gelegt, dem es mit einer lieblichen Wendung des lockigen Köpfchens in die Augen schaut (Abb. 16). Während hier eine heilige Scheu den Sterblichen noch zurückhält, auch nur seine Hand um diejenige des in Kindergestalt zu ihm gekommenen Gottes zu schließen, sehen wir in dem anderen der beiden Bilder, das sich im Berliner Museum befindet und zweifellos das schönste Gemälde Murillos ist, welches Deutschland besitzt, die Scheu von der Liebesglut überwunden. Das göttliche Kind ruht in den Armen des Mönchs. Nie hat ein Maler aus tieferer Empfindung heraus ge-

ſchaffen. Murillo hat es beim Geſtalten dieſes Bildes in der innerſten Seele mitgefühlt, wie einem Menſchen zu Mut ſein muß, der ſeinen Gott umarmt. Thatſächlich das denkbar Vollkommenſte des Ausdrucks hat er erreicht in dieſer Verbindung einer unbegrenzten Ehrfurcht mit einer ebenſo unbegrenzten Liebe, die ſich in der Art und Weiſe ausſpricht, wie Antonius das Kind auf ſeinen Armen hält: er möchte es an ſich preſſen und doch wagt er kaum, es mit den Fingerſpitzen zu berühren. Das Kind aber ſchmiegt mit hingebender Zärtlichkeit ſeinen Kopf an den des Mannes und ſtreichelt ihm nach echter Kinderart die Wange, zum großen Vergnügen ſeines Engelgefolges, aus dem nun einige auch auf den Erdboden herabgekommen ſind. Einer der kleinen Engel hält die ſinnbildliche Lilie hoch empor und wendet ſich dabei nach ſeinen Genoſſen um, als ob er ihnen zurieſe, wie rein und unſchuldig doch dieſer Menſch ſein müſſe, dem die Gottheit eine körperliche Berührung geſtatte. — Wenn etwas groß iſt an Murillo, größer als bei vielen der Beſten, ſo iſt es die ungekünſtelte Wahrheit, mit der er der Innigkeit ſeiner Empfindungen künſtleriſchen Ausdruck gibt. Das Berliner Bild iſt auch in Bezug auf den ſeinen Ton und den Reiz der Lichtwirkung ein vorzügliches Beiſpiel von Murillos Farbenkunſt.

Nach der Vollendung des Altargemäldes für die Taufkapelle im Dom konnte, mit Ausnahme einiger eiferſüchtiger Berufsgenoſſen, niemand mehr daran zweifeln, daß Murillo die Bezeichnung als „beſter Maler von Sevilla“ uneingeſchränkt verdiente. Die jungen Maler ſuchten ſeinen Unterricht und ſchätzten und liebten ihn als Lehrer. Durch ſeine Bemühungen wurde im Jahre 1660 eine Kunſtakademie in Sevilla gegründet, nicht ohne große Schwierigkeiten, welche dem Zuſtandekommen dieſer Einrichtung in den Weg gelegt wurden durch den Neid jener Maler, die es nicht über ſich bringen konnten, Murillo als den größeren zu erkennen. Die von dieſer Seite ausgehenden Anfechtungen waren wohl auch der Grund, weshalb Murillo die Stellung als Vorſitzender der Akademie nur während des erſten Jahres ihres Beſtehens aushielt. Er war ſeinem ganzen Weſen nach nicht dazu geſchaffen, aus der Werkſtatt herauszutreten und in Reibungen mit der Außenwelt ſeine Kraft zu verbrauchen. (Schluß folgt.)

An Gott!

(Abdruck verboten.)

Schwer traf mich deine Hand! Ins Mark der Knochen
Schlug mir dein Blitz in Nacht und Sturmesgraus.
Du biſt der Stärkere — ich bin gebrochen,
Und mit dem Trotz der Jugend iſt es aus!

Einſt war ich ſtark! — Ach, Herr! ich kann nicht lügen:
Mich dauert meiner Jugend Überkraft,
Mich dauert auch ihr ſtolzes Ungenügen,
Mich dauert meine heiße Leidenſchaft!

Doch dank' ich dir, daß du mit Blitz und Wettern
Zerſchlugſt den Thoren, der ſich Gott geglaubt;
Nicht niedrig iſt's, was Stürme jäh zerſchmettern,
Nein, nur der Eiche ſtolzes Kronenhaupt!

Noch fühl' ich deiner Flammen Mäler rauchen,
Noch quillt's vom Herzen blutig mir hinauf;
Doch ſchon am fernen Horizonte tauchen
Die Morgenſterne deines Friedens auf!

Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß.

Werde zum Weib.

Roman von

Ida Boy-Ed.

(Nachdruck verboten.)

1.

Ein Mann von nahezu dreißig Jahren läßt sich auf seinen Lebenswegen nur ungern von mütterlichen Verhaltungsmaßregeln begleiten. Aus Respekt hört er den Rat an, mit Unlust den Befehl. In Selbstständigkeit gehorchen sollen, das ist eine konfliktreiche Aufgabe. Eugen Hesberg liebte und verehrte seine Mutter, sie war ihm der höchste Richter, nie that er einen wichtigen Schritt, ohne bei sich zu erwägen, ob sie ihn billige, ob die Folgen ihr angenehm sein könnten. Aber nach dem Geschmack seiner Seele wäre es mehr gewesen, wenn diese kindliche Ergebenheit ein schweigendes Verhältnis, eine verborgene Zartheit der Empfindung hätte bleiben dürfen. Je mehr er bedacht war, seiner Mutter Freude zu machen, um so peinlicher empfand er, daß sie ihn ermahnte, es stets zu thun; je ehrgeiziger er vorwärts strebte in seinem Beruf, desto schmerzlicher war es ihm, daß sie ihn bat nach Erfolgen zu trachten.

Seine Mutter kam ihm zuweilen vor wie jemand, der an einer reichen Tafel sitzt und befiehlt, daß man Speisen auftrage. Sie wünschte immer das schon Vorhandene und erweckte dadurch den schmerzlichen Schein, als übersähe sie es.

Vielleicht war sie ein mißtrauischer Charakter, vielleicht gehörte sie zu jenen Frauen die im Vollbesitz reichster Liebe doch den Geliebten noch bang fragen: „liebst du mich?“ ohne zu erkennen, daß, wo man Mißtrauen sät, man Unsicherheit ernten wird.

Mißtrauen in der Liebe zwischen Mann und Weib fliegt als tödlich verwundender Pfeil auf den Zweifelnden selbst zurück. Mißtrauen in der Liebe zwischen Mutter und Kind ist ein zweischneidiges Schwert, das außer dem Angezweifelten auch noch den verwundet, der es führt.

Eugen Hesberg fühlte immer einen, mit Ungeduld gemischten Schmerz, wenn er die Briefe seiner Mutter las und zugleich eine Art von Barmherzigkeit mit ihr, die sich unnötig Leiden bereitete.

Der heute eingetroffene war der erste, den er an seinem neuen Aufenthaltsort empfing. Kaum hatte er sich in seiner Wohnung eingerichtet, seit acht Tagen arbeitete er in seinem Bureau, noch war kein einziger von all den pflichtschuldigen Besuchen bei den Vorgesetzten gemacht, und schon entwarf seine Mutter ihm ein ganzes Programm. Er saß in seinem hübschen Junggesellenheim beim Morgenthee, welchen seine Wirtin ihm sauber und zierlich aufgetragen. Dem möblierten Zimmer, dem Salon, wie Frau Weltrich diese Stube stets nannte hatte er durch Hinzuthat seiner eigenen Sachen doch ein etwas persönliches Gepräge zu geben verstanden. Seine Mutter wußte ihn stets nützlich, schön und reich zugleich zu beschenken, so daß er mit seinen Bildern, Decken, Schreibtischgeräten und Rauchutensilien Frau Weltrichs kahles Zimmer und die braunen Ripsmöbel darin artig ausstaffieren konnte.

Mit einigem Erstaunen bemerkte Eugen, daß neben dem Thee und den beiden Eiern, welche er mit Frau Weltrich ein für allemal vereinbart hatte, noch eine Platte mit kalten Fleischspeisen aufgetragen worden war. Als genauer Haushalter beschloß er, der guten Frau solche luxuriösen Überschreitungen seines festen Ausgabenstandes zu verbieten.

Einstweilen ließ er es sich schmecken und las daneben den Brief seiner Mutter. Der Anblick ihrer Schriftzüge erfreute jedesmal sein Auge. Diese klaren und kraftvollen Buchstaben brachten ihm ihr entschlossenes Wesen immer so lebendig nahe — aber auch ihre herrschende Art. Es war etwas Männliches in der Frau, deren starke Anlagen zur Selbständigkeit sich vielleicht dadurch besonders entwickelt hatten, daß ihr der Gatte sehr früh geraubt worden war und daß ihr allein obgelegen hatte,

Digitized by Google

Weinendes Mädchen. Studie von Arthur Kampf.

Druck von C. Schönert.

Digitized by Google

schwierige Vermögensverhältnisse zu ordnen und einen hochbegabten Knaben zu erziehen.

Eugen wußte, mit welcher Beharrlichkeit und gesammelten Klugheit seine Mutter jahrelang mit einer feindlichen Familie gestritten, die der jungen Witwe und ihrem Sohn ein Recht rauben wollten. Er wußte, daß er nur ihr verdankte, wenn er jetzt, zwar in bestimmten Grenzen, doch sorglos, seinem vorerst uneinträglichem Beruf nachgehen konnte. Sie hatte für sich und ihren Knaben ein Kapital gerettet, von dessen Zinsen sie beide wohlanständig, wenn auch ohne Luxus, leben konnten.

Und weiter wußte Eugen ganz genau, daß alles, was er war und was er noch aus sich zu machen hoffte, nur die Arbeitsfrucht mütterlicher Erziehungsmühen war. Wie hatte sie an ihm gearbeitet — wie seine Fehler verstanden! Dies deuchte ihm vor allem wichtig im Leben der Menschen untereinander, daß man die Fehler desjenigen versteht, mit dem man leben muß oder will.

Tugenden begreifen sich so leicht und sprechen für sich selbst. Aber mit liebevoller Geduld dem seelischen Zusammenhang der Fehler mit dem Innenleben eines teuren Menschen nachspüren, das erschien Eugen vor allem als Liebespflicht, und diese Erkenntnis verdankte er seiner Mutter.

An jedem vorkommenden Beispiel — seine Heftigkeit, sein Hang zur Pedanterie und seine eigenwillige Art sorgten dafür, daß genug Beispiele vorkamen — bewies sie ihm mit klugen, nicht mit scheltenden Worten, wie die meisten Fehler nur Ausschreitungen ursprünglicher Vorzüge seien. Und er war die gesunde Natur, ihr zu folgen und vor allen Dingen die Achtung zu begreifen, welche seine Mutter durch solches Erziehungsverfahren ihm erwies. Er wußte auch, daß seine Mutter einmal seinen Vormündern geantwortet hatte, als diese glaubten zu strengerer Erziehung ermahnen zu müssen: „ich glaube meinen Sohn dadurch am besten zu fördern und zu heben, daß ich ihn achte, und ich bin sicher, daß er diese Achtung stets verdienen wird."

Die Vormünder hatten diese Äußerung für thöricht, ja für ein wenig überspannt gehalten, und der eine hatte nachher in seiner Familie derb geäußert:

„Achtung — was Achtung. Gehorchen müssen und Prügel — das ist mein Rezept und Gott sei Dank, meine eigenen drei Jungens mucksen sich nicht, wenn sie mich in der Nähe wittern. Der Eugen Hesberg wird ein Kerl ohne Rückgrat, ein Muttersöhnchen am Schürzenband werden."

Das freilich war er nicht geworden. Zur Selbständigkeit war er erzogen. Er dankte heiß seiner Mutter, was sie an ihm gethan. Aber merkwürdig, in der Lebensperiode des jungen Mannes, wo es klar ward, daß die Mutter ihre Ziele erreicht hatte, zog diese kluge Mutter sich nicht zurück in weiser Beschränkung, sondern sie ließ den Sohn immer fühlen, daß ihre Selbstherrlichkeit seine Mannheit noch übertrumpfe — unbewußt fühlen, denn Eugen ersah aus allem, daß sie glaubte, eine bescheidene, zurückgesetzte Rolle im Leben des Mann gewordenen Sohnes zu spielen.

Und der Brief, den er jetzt beim Morgenthee las, war wieder ein Beweis. Sie schrieb:

„Mein teures Kind!

Du bist schon acht Tage in Berlin und hast noch keine Zeit gefunden, außer den beiden Postkarten, die Deine Ankunft, Dein Wohlbefinden und Deine Adresse melden, mir einen Bericht zu senden. Mütter, ich weiß es wohl, treten von der Bühne ab und in die Koulisse zurück, sobald die Söhne sich als selbständige Akteure bewegen, und es ist so menschlich als verzeihlich, daß sie zuweilen vergessen, wer sie agieren lehrte. Nach dem Wechsel Deines Aufenthaltes mache ich mich auf eine starke Vernachlässigung gefaßt, das sage ich Dir im voraus, und ich füge gleich hinzu, daß ich Dir keinen Vorwurf daraus machen werde, wenn sich diese meine Erwartungen erfüllen. Man lernt Bescheidenheit. Während Deiner Referendarzeit in Münster erfreutest Du mich durch regelmäßige Briefe der ausführlichsten Art. Jetzt, wo du als Regierungs-Assessor in Berlin im Kultusministerium angestellt bist, werden Arbeit und Geselligkeit Dir gleichstarke Pflichten auferlegen.

„Der Gedanke ist ein wenig schwer für mich, daß ich Dir fortan nicht mehr im Geist so nahe sein kann. Deine lebendigen Schilderungen aus Münster ermöglichten es mir, Personen, Häuser, gesellige Kreise, die Typen Deiner Vorgesetzten ganz greifbar vor mir zu sehen, alles, was du erlebtest,

mit zu erleben. Nun aber wirst Du mir mehr verloren gehen, es ist, als ob sich die tausendfältigen Farben der Weltstadt wie ein buntgefleckter Schleier zwischen uns schieben sollen. Menschen, die mir fremd bleiben, werden Dir vertraut sein; Verhältnisse, die ich nicht kennen lerne, werden Dir wichtig werden, kurz, wir werden auseinander wachsen, trotz unserer gemeinsamen Interessen. Wir werden zwei Spielern gleichen, welche wohl dieselben Melodieen üben, aber auf ganz verschiedenen Instrumenten, die einander im Klang nicht harmonisch ergänzen.

„Entfernung ist immer Entfremdung. Da ist es wohl begreiflich, wie ich mich erfreut an den Gedanken klammere, daß es immerhin in Berlin einige Personen giebt, die mit meinem Sohn von seiner Mutter reden können. Und ich denke, schon allein dieser Umstand wird ihm von vornherein jene Personen sympathisch machen. Ich bin, wie du weißt, keine Freundin von Badebekanntschaften. Ich bleibe gern in einer sichern Ferne von Menschen und finde grade in der freundlichen Höflichkeit das Mittel, einen immer gleichen Abstand zwischen mir und andern aufrecht zu halten. Wenn ich also aus meiner Reserve heraustrete, so weißt Du, daß es schon besondere Menschen sein müssen, die mich dazu verleiten.

„Vor vier Jahren lernte ich einige ausgezeichnete Menschen so besonderer Art kennen.

„Es war damals, als ich eine Kur in Wiesbaden durchzumachen hatte. In der gleichen und räumlich beschränkten Pension lebte eine Familie Alling mit mir, Mann, Frau und Tochter. Es war der Verlagsbuchhändler Alling, von der großen Firma Gutschmied & Alling. Das innige Zusammenleben der Gatten bezauberte mich; eine glückliche Ehe, eine friedlich harmonische Familie — diese beiden Dinge nehmen mich ein, reißen mich hin, erwecken mir Andacht, vielleicht weil sie so selten sind. Ich finde stets etwas Erhabenes darin. Dir scheint der Ausdruck zu stark für eine alltägliche Lebensform? Ja, die Form ist alltäglich, jener Gehalt aber nicht. Und deshalb scheint mir, kann ich dich nicht besser für die Allings einnehmen, wenn ich grade dies an ihnen hervorhebe. Sie hatten auch ein Töchterchen — ich entsinne mich, daß es ein naseweiser Backfisch war, in jenem Alter, wo man nicht leicht feststellen kann: was ist Ungeberdigkeit und vertuschte Verlegenheit, was Anlage zur Keckheit. Ich, die ich nie eine Tochter gehabt habe und Gott täglich dankte, daß er mir einen Sohn gab, ich verstand auch wohl nicht den rechten Ton zu treffen, der mich jenem halbwüchsigen Mädchen verständlich gemacht hätte. Diese Allingsche Tochter muß nun erwachsen sein. Daß sie noch ledig ist, weiß ich, denn ihre Vermählung hätten mir die Eltern angezeigt, bin ich doch in einem freundlichen, wenn auch lockern Briefverkehr mit ihnen geblieben. Ausdrücklich betone ich, daß ich Dich nicht in jenes Haus schicke, damit etwa aus Dir und Mathilde Alling ein Paar werde. Nein, ich gehöre nicht zu den Müttern, welche ihre Söhne zur Ehe drängen. Ich will noch hoffentlich recht lange die Alleinherrscherin in Deinem Herzen bleiben. Wenn es aber einmal sein soll, daß ein anderes Weib Dir wichtiger wird als Deine Mutter, dann geht mein Wunsch hoch hinaus. So viel Vollkommenheiten als möglich! Und Mathilde Alling dürfte ihren damaligen Anlagen nach grade kein Ideal nach meinem Herzen sein. Die Allings hatten auch noch eine Freundin bei sich, Marie-Luise Sandbach, die bekannte Schriftstellerin. Jene Frau, obzwar viel jünger als ich, fühlte ich mir verwandt durch äußere und innere Schicksale. Sie war Witwe, wie ich, nur daß sie einen ungeliebten, ich einen geliebten Gatten verloren hatte. Ich durfte das aus Andeutungen der Frau Alling entnehmen; sie selbst klagte nie über erlittene Schmerzen. Eine Frau, die in der Ehe unglücklich ist oder war und nicht klagt, ist ein Charakter! Deshalb gönne ich ihr, daß mein Sohn bei ihr verkehrt. Besuche außer den Allings auch jene Frau und sage in beiden Häusern, verbindliche Erinnerungen an die gemeinsam verlebte Zeit seien in mir lebendig.

„Ich hoffe bald von Dir zu hören und bitte Dich in deinem Bericht folgende Punkte zu beleuchten: ob Deine Wohnung sonnig, geräumig, reinlich ist, ob das Haus und die Wirtin von zuverlässiger Anständigkeit, ob die materielle Verpflegung Dich befriedigt, wo und wie und mit wem Du Mittag ißt, in welchen Häusern Du Besuche gemacht hast, ob Du bei den Ministern und den

Digitized by Google

Vor dem Schlafengehen. Für die Monatshefte gezeichnet von R. Beyschlag.

Bureauchefs nur zu Ressortdiners, wenn ich so sagen darf, geladen wirst, oder ob Du als „Tanzmaterial“ auf offiziellen Bällen „arbeiten“ mußt, ꝛc. ꝛc.“

Eugen Hesberg verlor den Atem beim Lesen. Er lachte. Aber indem er gutmütig die mütterliche Schwäche belächelte, füllte sein Herz zugleich achtungsvolles Staunen und ein Bangen.

Staunen vor der geistigen Höhe seiner Mutter, Achtung vor der Reinheit ihrer Gesichtspunkte bei der Beurteilung von Menschen und Verhältnissen; aber Bangen vor ihrer vergewaltigenden Art ihn und

sein ganzes Leben immer wieder an sich reißen zu wollen und es immer unter der Kontrolle ihrer Liebe zu behalten.

Noch niemals hatte eine ernstliche Neigung zu einem weiblichen Wesen ihn so erfaßt gehabt, daß der Wunsch in ihm gekeimt wäre, zu heiraten. Solchen Briefen seiner Mutter gegenüber empfand er es als ein Glück und wünschte sich für immer diese ungetrübte Herzenskühle. Diese, so redete er sich ein, habe er offenbar vom Vater geerbt, denn die Mutter war ganz Leidenschaft, so in der Liebe wie im Willen. Er bewunderte das, weil er alle vollen, ganzen Eigenschaften für einen Beweis von seelischer Gesundheit ansah und von sich selbst oft irrtümlich fürchtete, einer von den „Halben und Lauen" zu sein.

Die Uhr auf dem Cylinderbureau schlug neun. Es wurde Zeit ins Ministerium zu gehen. Eugen faltete den Brief zusammen und steckte ihn in seine Tasche. Mit dem Glockenschlage erschien auch Frau Weltrich um das Frühstück abzutragen.

„Hören Sie," sagte Eugen, während er begann sich zum Fortgehen zu rüsten, „die Platte mit kaltem Aufschnitt ist wider die Abrede. Ich habe meine Tagesausgaben genau eingeteilt, ein so üppiges Frühstück läßt sich nicht hineinrechnen."

Frau Weltrich lächelte zufrieden. Sie hatte viel Erfahrung gesammelt an ihren verschiedenen Mietern und wußte längst, daß die genauen Rechner die zuverlässigsten Zahler seien.

„Herr Regierungsassessor," sagte sie, „solche Äußerungen erfreuen mich. Würden Sie diese Zugabe ohne weiteres hingenommen haben, hätte ich gedacht, daß Sie Anlagen zum Verschwender haben."

„Ist vielleicht dieser unbestellte kalte Aufschnitt ein Experiment, welches Sie mit allen neuen Mietern machen, um ihre haushälterischen oder verschwenderischen Veranlagungen zu konstatieren?" fragte Eugen gut gelaunt.

„I bewahre," antwortete sie, „aber man macht so mit der Zeit seine Beobachtungen. Und was den kalten Aufschnitt anlangt, so geb' ich Ihnen den zu."

Eugen sah die ältliche Frau verdutzt an. „Pour mes beaux yeux?" fragte er lachend. Die französische Redensart ward nicht verstanden, das sah er wohl.

„Ich liebe keine Gefälligkeiten und glaube an keine," sagte er plötzlich scharf werdend, „also ich verbitte mir das, weil es mich zu teuer zu stehen kommen könnte. Es soll mir mit Ihrem Frühstück nicht gehen wie jenem Herrn, der eine wundervolle Rose im Knopfloch trug und auf Fragen über die Herkunft derselben antwortete: ‚Sie ist sehr teuer, ich habe sie geschenkt bekommen.'"

Frau Weltrich sah lächelnd auf das Theebrett voll Geschirr nieder, welches sie mit beiden Händen vor sich hielt. Wie sie so dastand, das blasse, von scharfen Sorgenfalten durchzogene Gesicht von einem guten Gedanken warm verklärt, fühlte Eugen auch schon, daß er sich in der Tonart vergriffen habe. Obzwar er diese Frau erst seit acht Tagen kannte, hatte er doch einen merkwürdigen Respekt vor ihr. Ihm war, als müsse sie bessere Tage gesehen haben, vielleicht bewohnte sie früher selbst die Stuben, die sie nun an fremde Herren vermietete. Er hatte in der großen Wohnung noch nie eine andere Bedienung gesehen, als einen kleinen Burschen, der Stiefel putzte und Wege besorgte. Und doch mußte Frau Weltrich fünf Herren versorgen, Eugen hatte sich genau nach den Insassen der Wohnung erkundigt: außer ihm wohnten zwei adelige Studenten, ein Opernsänger und ein privatisierender Engländer hier. Diese Frau mußte demnach rastlos von früh bis spät arbeiten, und Eugen hatte sich schon gefragt: für wen? warum? da sie ganz allein zu stehen schien.

Oft wenn er spät nach Hause kam, sah er durch das Fenster des Treppenhauses, wie im Berliner Zimmer, welches Frau Weltrich bewohnte, noch Licht war. Ja es erschien ihm einmal, als jenes einzige Fenster der Berliner Stube, welches in der die Ecke abstumpfenden Wand zwischen Hauptgebäude und Flügel stand, unverhüllt war, als ob sich mehrere weibliche Personen dort bewegten. Aber das mußte wohl Täuschung gewesen sein, denn man sah nie ein weibliches Wesen kommen oder gehen.

Frau Weltrich hatte graues Haar, trug aber keine Haube, sondern einen Flechtenknoten am Hinterkopf und glatte Scheitel, die ein vergrämtes Gesicht einrahmten. Die Augen in diesem Gesicht waren nur schüchtern und so matt in der Farbe, als läge ein Schleier über ihnen. Immer trug Frau

Weltrich ein Kleid von kleinkarriertem rotgrauem Stouts und darüber eine große weiße Schürze. — Nein, die Frau sah nicht nach berechnender Zudringlichkeit aus.

„Also . . .“ sagte Eugen auffordernd, als seine Rede unbeantwortet blieb.

„Ich soll es nicht erzählen. Aber wie kann ich das machen — Sie merken es ja doch, Herr Regierungsassessor. Ihre Frau Mutter hat mir geschrieben, daß Sie in Berlin bei dem anstrengenden Leben hier doch gute Pflege brauchen. Sie hat mir Geld geschickt und mir auch Ihre Wäsche anempfohlen und daß ich aufpassen soll, ob Sie auch immer so frisch und fröhlich aussehen bleiben wie jetzt.“

Eugen stand wie angewurzelt. War das Liebe oder Kontrolle? Wahrlich, beides zugleich. Und zugleich welche Naivetät, an eine ihr völlig unbekannte Berliner Stubenvermieterin zu schreiben und Geld und mütterliches Vertrauen dem Mißbrauch auszusetzen.

Dies sah wieder völlig seiner Mutter gleich: klein und großartig in einem Atem — bang, daß ihr der Sohn von sich selbst nicht genug schreibe, setzte sie sich mit der Wirtin in Verbindung und hochgemut kam es ihr gar nicht in den Sinn, daß sie eine Unvorsichtigkeit begehe.

„Meine Mutter liebt mich rührend,“ sagte er mit unsicherer Stimme.

Frau Weltrich seufzte, schien etwas sagen zu wollen, ging aber stumm hinaus.

Eugen trat vor den Spiegel und indem er seine Kravatte noch zurecht rückte, sah er sich selbst darauf an, ob er nicht den Eindruck eines völlig ausgewachsenen Mannes mache, der mütterliche Aufsicht entbehren könne.

Wahrlich, er durfte mit sich zufrieden sein. Hochgewachsen und geschmeidig von Gestalt, wie er war, mit seinem Angesicht voll Klugheit und Offenheit, mußte man ihn überall bemerken. Auf die wohlgebildete Stirn fiel das reiche dunkle Haar immer etwas ungeordnet, das dunkle graue Auge stand unter scharf gezeichneten Brauen, es hatte einen lebhaften und gebietenden Blick, wie auch die feinen Züge um den festgeschlossenen Mund etwas Herrisches bekundeten. Das kleine Bärtchen auf der Oberlippe verhüllte nichts von den charakteristischen Linien, die Eugen von seiner Mutter geerbt hatte, ohne daß ihm oder ihr je diese Ähnlichkeit aufgefallen wäre.

Aber bei der Betrachtung seiner äußerlichen Persönlichkeit fiel es Eugen nicht ein, sich derselben zu erfreuen, er dachte nur in diesem Augenblick gerührt und heiter daran, wie drollig es sei, wenn ein so langer Mensch von der Mutter noch so behütet wird.

Sich gegen ihre Wünsche aufzulehnen fiel ihm nicht ein; er hatte ihren kleinen Einfällen gern und pietätvoll stets nachgegeben. In großen Fragen waren sie bisher noch immer einig gewesen, so daß ihm bei solchen keine Selbstverteidigung vom Schicksal auferlegt worden war.

So benutzte er denn den ersten freien Sonntag zu einer großen Visitentournee, nahm einen Wagen und gab überall Karten ab; bei Sr. Excellenz dem Herrn Minister und Ihrer Excellenz der Frau Minister, an die er persönlich durch eine Kousine der Ministerin empfohlen war, welche Kousine sich in Münster als Rittmeistersgattin befand und Eugen ein lebhaftes Interesse gewidmet hatte; bei sämtlichen Geheimräten des Ressort; bei zwei verheirateten Kollegen, bei einigen Offiziersfamilien, zu denen er Beziehungen hatte und endlich bei dem Verlagsbuchhändler Alling und bei Frau Marie-Luise Sandbach.

Und von der Ministerin an bis zum jüngst verheirateten Assessorpaar ward er fast nirgendwo angenommen, auch bei den Allings und der Sandbach nicht. Nur zwei alte Geheimrätinnen und einen vortragenden Rat mit drei Töchtern traf er daheim. Alles in allem hatte er Glück gehabt, hoffte, daß man auf seine Besuche nicht mit allzuviel Einladungen antworten werde, und sah mit einer gewissen Ruhe dem Winter entgegen.

Er beschrieb seiner Mutter genau und nicht ohne humoristische Färbung seine Tour, beruhigte sie gleich über die drei Töchter des vortragenden Rats und sämtliche andere etwa noch in den verschiedenen Häusern auftauchenden Töchter und versprach ihr nie zu heiraten, bis er ein Wesen fände, welches ganz und gar ihren Idealen entspräche — er seinerseits sei noch nicht einmal so weit, eines zu hegen.

Und mit der gesunden Lebensfrische eines arbeitsfähigen und ehrgeizigen Mannes stürzte er sich dann in seine Berufsthätigkeit.

Digitized by Google

Alles rennet, rettet, flüchtet . . .
Studienzeichnung zu Schillers Lied von der Glocke von A. Liezen Mayer.

2.

Nach Verlauf von sechs Wochen sah Eugen Hesberg ein, daß alle seine Erwartungen übertroffen worden waren. Kein Abend fand ihn mehr als freien Herrn seiner Zeit, und in ununterbrochener Reihenfolge kam Einladung auf Einladung. Junge, unverheiratete Männer, welche durch ihre Berufsstellung eine bestimmte gesellschaftliche Etikette tragen, sind überall ein gesuchter Artikel, sagte Eugen sich, ohne seine Erfolge im mindesten zu überschätzen. Er hielt sich für einen leidlich erträglichen Menschen, wußte aber genau, daß auch ein unverheirateter Regierungsassessor mit weniger glatten Eigenschaften ebenso warm von den betreffenden Kreisen aufgenommen warden wäre. Es fiel ihm nicht ein, sich ermüdet aber gelangweilt zu fühlen durch das Übermaß. Er ging mit der Empfindung aus, daß es nun einmal dazu gehöre und genoß die Geselligkeit mit einem gewissen pflichtvollen und höflichen Eifer.

In dem Auseinander der Diners, Bälle und Abendgesellschaften fand er weder Muße noch Neigung, sich an irgend eine Familie aber an irgend einen Mann freundschaftlich anzuschließen. So ging er auch hier, wie er es stets gethan hatte, innerlichst gleichgültig durch die Welt.

Zuweilen wunderte er sich nur, daß sie hier im Grunde genommen nicht viel anders aussah, als in den Städten, wo er bisher angestellt gewesen. Die Damentoiletten waren nur hier und da etwas geschickter ausgearbeitet, ab und zu tauchten wirklich elegante Erscheinungen auf — aber im ganzen war es doch dasselbe. Auch bestand ein bestimmter Bruchteil der Menschen, die sich bei einer festlichen Gelegenheit zusammenfanden, stets aus denselben Leuten. Freilich in jedem Hause kamen einige fremde Gesichter hinzu, manchmal schwirrte ein bekannter oder berühmter Name an seinem Ohre vorbei, dennoch aber sah Eugen, daß alle solche Elemente gleichsam nur hospitierten, daß aber die Beamtenwelt in der Hauptsache unter sich verkehrte. Daß in den höheren Rängen viel vom kaiserlichen Hofe gesprochen wurde und daß von persönlichen Begegnungen mit den allerhöchsten und höchsten Herrschaften lange und immer wieder glückstrahlend, aber mit der Miene der Selbstverständlichkeit Bericht gegeben ward, dies bekundete am stärksten, daß man sich in Berlin und nicht bei irgend einer Regierung der Provinz befand.

Auch beobachtete Eugen, daß über Theater und Literatur wenig gesprochen ward und daß kaum ein Interesse dafür vorhanden war, ja, daß neue Namen, Bewegungen, Kunstereignisse ganz unbekannt schienen aber daß man es ablehnte solche kennen zu lernen. Vielleicht fehlte es an der Zeit und — Geld. Sah doch Eugen an sich selbst, wie es ihm geradezu unmöglich wurde, ein Theater zu besuchen, weil er immer ausgeladen war. Konnte er sich doch nach seinen kleinen Ausgaben für Wäsche, Handschuhe, Trinkgelder, Blumen ausrechnen, wie schwer eine Beamtenfamilie, gar mit Töchtern, an den finanziellen Lasten der Geselligkeit zu tragen haben dürfte.

So kam es ihm manchmal vor, als habe er in Münster durch eifrige Lektüre der Berliner Blätter dem geistigen Leben der Hauptstadt näher gestanden als hier, wo sich sein Tagewerk zwischen dem Bureau und dem Salon abspann, wo er morgens für seinen Chef Berichte ausarbeiten und abends des Chefs Töchter zum Tanz führen mußte.

Als er seiner Mutter dies einmal schrieb, antwortete sie ihm mit dem Vorwurf, daß er sich die einzige Gelegenheit zu wirklicher Abwechselung habe entgehen lassen, dadurch, daß er eine Einladung der Familie Alling abgelehnt habe, wie Frau Alling bedauernd geschrieben.

Ja, Eugen erinnerte sich. Es war gerade an demselben Tage der große Ball beim Minister gewesen, er hatte also nicht gekonnt.

Seine Mutter bat sich dringend aus, wenn nochmals eine Einladung erfolge, daß er sie annehme.

Und wenige Tage später kam diese Einladung. Eugen konnte sich des Verdachts nicht erwehren, daß seine Mutter jene Frau Alling geradezu gebeten hatte, sich ihrem Sohn nochmals gastlich zu erweisen. Dieser Gedanke ärgerte ihn stark, und unlogisch wie viele Menschen sind, wenn sie gereizt werden, übertrug er diesen Ärger auf die Allings, fand sie zudringlich und erwog in einer kleinen Komödie mit sich selbst, ob er nicht doch wieder absagen solle, obgleich er ganz genau wußte, daß er annehmen werde.

In übelster Laune ging er an ein

Seitentischchen. Dort stand ein großer silberner Zigarrenteller, der aber als Kartenschale diente. Eugen suchte aus dem Wust von längst erledigten und neu eingetroffenen Einladungskarten die letzteren heraus.

Was war denn am 1. Dezember schon los? Richtig da — ein Tanzkränzchen bei dem Geheimrat von Meyerhold. Das war der mit den drei Töchtern. Das ließ sich um so leichter absagen, als die Einladung noch der Antwort harrte. Und dann: ein Herrendiner beim Assessor von Bungenheim. Mündlich hatte Eugen versprochen gehabt, sich zu demselben den Abend freizuhalten, obschon er das schwere Trinkgelage — denn auf ein solches kam es bei dem reichen und lebensdurstigen Bungenheim doch hinaus — sehr fürchtete.

Es ließ sich nicht ändern, Bungenheim mußte auf den Kollegen verzichten. Und mit einem bitterbösen Gesicht schrieb er an Frau Alling, daß er sich am 1. Dezember die Ehre geben werde. Mit einem verzeihlichen kleinen Wichtigkeitsgefühl glaubte er, daß die Allings sich wunder wie freuen würden. Einen Tag nachher erhielt er eine gedruckte Karte, welche mehr einer Anzeige als einer Einladung glich und auf welcher zu lesen stand, daß Marie-Luise Sandbach an jedem fünfzehnten des Monats, vom Dezember bis März inklusive, abends von neun Uhr an für ihre Bekannten zu Hause sei.

Obgleich er sich sagen mußte, daß zwischen dieser Karte und seiner Zusage an Allings nicht der mindeste Zusammenhang bestehe, und daß er sie wohl auch erhalten haben würde, wenn er bei Allings abermals abgelehnt hätte, obgleich er sich nachrechnen konnte, daß eine ebensolche Karte wohl an hundert Menschen versandt worden sei, lag doch etwas darin, das ihn reizte. Es schien ihm, als wollten diese Menschen ihn mit Gewalt einfangen.

Freilich die Karte ließ dem Empfänger unaussprechlich viel Freiheit. Er brauchte sie nicht einmal zu beantworten, er brauchte an gar keinem fünfzehnten hinzugehen. Es war eine so flüchtig erwiesene Höflichkeit, daß er sie nicht beachten konnte, wenn es ihm so gefiel, und wer wußte, ob Marie-Luise Sandbach sich noch nach dem fünfzehnten März genau erinnerte, wer denn alles an ihren Empfangsabenden dagewesen sei oder gefehlt habe.

Den ganzen Tag wanderten seine Gedanken zu dieser Karte zurück. Als er abends heimkam, nahm er sie zur Hand und las sie noch einmal. Sie war gedruckt, aber die Unterschrift war eigenhändig. Wie fest und klar die Buchstaben dort standen, so als sei der Schreiberin bewußt gewesen, daß sie keinen alltäglichen Namen hinsetze. Eugen hatte Graphologie als artige Spielerei getrieben und hielt etwas auf den Charakter von Handschriften. Diese Züge erweckten in ihm den Wunsch, die Schreiberin kennen zu lernen. Er setzte sich hin und schrieb an seine Mutter, ob sie ihm nicht einen Brief von Marie-Luise Sandbach schicken könne; war er doch überzeugt, daß wenn sie je einen empfangen, sie denselben auch sorgam aufbewahrt haben würde. Aber seine Mutter hatte leider, wie sie schrieb, nur mit Frau Alling korrespondiert und konnte nicht das kleinste Billet von der Sandbach aufweisen.

Er las den Brief seiner Mutter nach, worin sie ihn angewiesen, Frau Sandbach zu besuchen. Dem Urteil seiner Mutter über Menschen traute er blindlings, zu oft hatte er ihren gesunden Scharfblick bewundern müssen. „Eine Frau, die in der Ehe unglücklich ist oder war und nicht klagt, ist ein Charakter! Deshalb gönne ich ihr, daß mein Sohn bei ihr verkehrt."

Eugen begriff garnicht, wie dies knappe und gewichtige Lob ihn damals so gleichgültig gelassen.

Er fühlte sich von einer unerklärlichen und heftigen Neugier, ja Teilnahme für die Frau erfaßt. So grundlosen Aufwallungen ist wohl jeder Mensch zuweilen unterthan. bei Eugen fand sie vielleicht ihren Ursprung in einer uneingestandenen Begier, endlich einmal etwas anderes zu sehen und zu hören, den Luftstrom einer anderen Atmosphäre erfrischend einzusaugen.

Und von neuem las er die Einladungskarte. Die Form derselben, obwohl sie in vielen Berliner Kreisen üblich sein mochte, war ihm noch nicht begegnet.

„Es ist eigentlich famos," sagte er sich und begann herzhafte Freude zu empfinden, „in kerniges Deutsch übersetzt heißt das: wenn du willst, komm, wenn du keine Lust hast, bleib weg, von deinem Kommen werde ich höflich Notiz nehmen, dein Wegbleiben werde ich nicht bemerken. In jedem Fall

Photographieverlag der Photographischen Union in München.

Heimkehr. Nach dem Gemälde von Heinrich Zügel.

verschone mich mit Auskunft über das, was du zu thun gedenkst. Das ist famos. Das ist hochmütig und großmütig zugleich. Man will niemanden die Freiheit nehmen, niemand behelligen und niemand zwingen — man soll nur erscheinen, wenn man selbst den Wunsch hat und es als Vorzug empfindet, zugelassen zu werden."

Er beschloß sogleich einen Besuch bei Frau Sandbach zu machen. War er doch das erste Mal abgewiesen worden. Jetzt entsann er sich, daß es nicht mit der banalen Lüge geschehen war, die gnädige Frau sei nicht zu Hause, sondern daß es geradezu geheißen habe, die gnädige Frau empfange nicht und sei bei der Arbeit, — das gefiel ihm plötzlich auch.

Aber als er sich in dem ersten Stockwerk des stillen Hauses in der Voßstraße meldete, wo Marie-Luise Sandbach eine, dem äußeren Anschein nach großartige Wohnung inne hatte, hieß es, daß die Gnädige ausgegangen sei. Unmutig fragte er, zu welcher Tageszeit man Frau Sandbach denn am ehesten treffe und nicht störe.

„Die gnädige Frau sind sehr selten zu sprechen," antwortete das Dienstmädchen mit einer gewohnheitsmäßigen Ablehnungsmiene achselzuckend.

„Das läßt tief blicken," dachte Eugen, als er wieder treppab ging, „man ist so überlaufen, daß man sich feindselig gegen Besuche absperrt. Oder man ist so unfreundlich und hochmütig, daß man seine Thür verschlossen hält wie eine Königsburg und Festung."

Und als Zusatz dachte er, daß er nun wohl bis zum fünfzehnten Dezember werde warten müssen, bevor er die berühmte Frau zu sehen bekäme.

Auf der Straße fand er das greuliche Wetter wieder, welches ihn schon vorhin geärgert. Es schneite in großen, lockeren Flocken auf den nassen Bürgersteig und Fahrdamm herab. Jene Temperatur von einem Grad Wärme bei windgepeitschter, feuchter Luft, die empfindlicher ist als viele Grad Kälte bei klarem Himmel, umfing Eugen fröstelnd. Er strich seinen Rockkragen hoch, steckte das Kinn hinein, und mit den Händen in der Rocktasche, das Haupt schräg gegen den Wind geneigt, damit ihm der Cylinder nicht davon flöge, schritt er die Straße entlang. Er nahm den Weg durch die Wilhelmstraße nach den Linden zu, denn ihm war eingefallen, daß er bei Schulte das dort aufgestellte Bild Sr. Excellenz des Ministers ansehen müsse. Gestern Abend in der Gesellschaft bei Geheimrat Webers war soviel davon die Rede gewesen, und alle hatten begeistert die geniale Wiedergabe der bedeutenden Gesichtszüge Sr. Excellenz gerühmt, freilich sei es auch bei einem solchen Vorwurf nicht zu verwundern, daß dem Maler die Aufgabe über sein sonstiges Können hinaus geglückt sei. Alle Anwesenden, welche das Bild Sr. Excellenz noch nicht gesehen, mußten sich der allgemeinen Begeisterung gegenüber als respektlose und jeder Pietät bare Menschen vorkommen. Eugen erinnerte sich, daß drei Räte, vier Rätinnen und mindestens fünf Geheimratstöchter ein Gespräch mit ihm durch die Frage eröffnet hatten:

„Was sagen Sie von dem Porträt Sr. Excellenz?"

Und er konnte immer gar nichts sagen. Nun trat er endlich seine Füße ab, vor der Schwelle von Schulte's Kunstsalon. Aus der rauhen Unlust häßlicher Novembernässe sah er sich plötzlich in einen warmen, teppichbelegten Raum versetzt, in welchem eine beängstigende Stille herrschte.

Mit der hilflosen Unsicherheit, die einen immer befällt, wenn man in einen Raum tritt, wo man etwas Bestimmtes suchen soll und gar nicht Bescheid weiß, sah Eugen sich die nächsten Wände an. Aus breiten Goldrahmen leuchteten ihm italienische Landschaften entgegen. Er drehte sich um und stand vor einem lebensgroßen Bildnis Seiner Majestät. Kein Ministerporträt war zu sehen.

Er fragte den Kassierer, der eben schon wieder neuen Besuchern Billets ausgab und auf Eugens halblaute Frage gedämpft antwortete.

„Im zweiten Zimmer," sagte der Mann.

„Sind wir Deutsche aus Blödigkeit oder aus andächtiger Sammlung in Gemäldegalerien so sachte?" fragte Eugen sich. „Ich glaube, in der Ungewöhnung Kunst zu sehen, haben wir stets die unsichere Furcht, wir könnten etwas Dummes sagen, und unser Nebenmann könne uns belächeln."

Ah, dort grade von der Wand herab dem Eintritt gegenüber, lächelte huldvoll und gedankentief das Gesicht der Excellenz. Der Minister trug seine Staatsuniform und

alle seine Orden, ein großer goldener Rahmen schloß die Pracht ein.

Einige Herren und Damen standen davor. Man wechselte stumme Grüße.

„Sehr schön — wirklich großartig" — flüsterte nach einer Pause, die lang genug gewesen war, um in derselben künstlerisch vertieft gesehen haben zu können, eine der Damen, und die andern stimmten bei. Auf einen an ihn gerichteten Frageblick sagte Eugen halblaut:

„Ich finde, daß der Maler die liebenswürdigen und klugen Gesichtszüge zu pathetisch erfaßt hat. Mehr Mensch — weniger Minister — und das Bild wäre echter gewesen."

Die Damen wußten nicht recht, ob diese Kritik eine Schmeichelei für des Bildes Original sei oder nicht und begnügten sich zu lächeln.

Eugen wandte sich, da er sich zu vertiefter Versunkenheit nicht angeregt fühlte und nicht der Mann war, solche zu heucheln, dem nächsten Bild zu. Ein Damenporträt, ein Kniestück und von demselben Maler.

Wirklich von demselben? Eugen las es, konnte es aber kaum glauben. Dort war der Pinsel in Konvention getaucht gewesen, hier hatte das Leben selbst die Hand geführt.

In Lebensgröße saß eine Frauengestalt von schlanker Fülle in einen Lehnstuhl fest zurückgelehnt, die Arme lässig gesenkt, in den Händen auf dem Schoß ein Buch haltend, welches fast den Fingern entgleiten zu wollen schien, das Haupt indessen war in seiner Haltung und Bewegung völlig von der sonstigen Ruhe des Körpers losgelöst. Es war ein wenig erhoben und zugleich unmerklich vorgestreckt. Die Augen sahen den Zuschauer an, mit einem fest beobachtenden Blick, der zu folgen schien, trat man auch gleich rechts oder links von dem Bilde hinweg.

Der seelische Vorgang, welchen der Maler hier festgehalten, war sprechend: aus einer harmonischen Ruhe, in welcher sie sich befand, hatte irgend eine Erscheinung die Frau geweckt, und mit voller Geistessammlung beobachtete sie, was sich ihrem Auge als Schauspiel bot.

Eugen dachte, wenn dies Auge so auf einem Menschengesicht beobachtend ruhe, müsse der Blick die Fähigkeit haben, in die Tiefen der Seele zu schauen.

Das Alter der Frau war nicht zu erraten. Man konnte es auf fünfunddreißig oder mehr anschlagen, aber die überraschende Jugendlichkeit vieler Linien widersprach der Annahme. Kastanienfarbiges Haar krönte die schön geformte Stirn, die Züge erschienen edel und von einem tiefen Ernst durchgeistigt. Das dunkelgrüne Plüschkleid ließ einen Teil des Halses und die Arme vom Ellbogen abwärts frei. Es war aber völlig schmucklos.

Eugen verspürte Neugier zu wissen, wer das sei. Er ging zur Kasse zurück und ließ sich einen Katalog geben, wie er in dem Salon bei jedem Wechsel der Gemälde ausgegeben wird.

Ein Erstaunen faßte ihn, welches fast einem freudigen Schreck glich, als er las: Porträt von Max Mohrung — Marie-Luise Sandbach.

„Nun gehe ich aber ganz gewiß am fünfzehnten December hin," dachte er. Das Bild fesselte ihn, er stand eine ungemessene Zeit davor. Der Eindruck war anregend und wohlthuend.

Er hörte kaum die Flüsterworte der Bewunderung, welche auch andere dem Bilde zollten.

Endlich erinnerte er sich, daß er doch auch sehen wollte, was sonst noch da sei. Er ging langsam durch den kleinen Vorraum, welcher zu dem tiefer liegenden Hauptsaal führte. Sein Blick ging über die Wände hin, und dann setzte er den Fuß auf die oberste der Stufen, die in den hellen Oberlichtsaal hinabführten. Doch blieb er sekundenlang regungslos stehen. Da unten, fünf Schritt von ihm stand eine Gruppe: ein Herr mit einer Dame am Arm, die ihm beide den Rücken zukehrten, und diesen gegenüber zwei Damen, denen er also voll ins Gesicht sehen konnte.

Die eine war ein Schatten, irgend eine ältliche Frau mit würdevollen Zügen, einem umfangreichen Wintermantel und einem Kapothut, dessen schwarzer Federtuff steil über einem glatten Scheitel aufragte. Die andere aber war das Original des Bildes, darüber konnte kein Zweifel sein. Das volle Licht ließ jeden ihrer Züge erkennen, obgleich ein großer grauer Federhut die Stirn verschattete.

Eugen mußte sich zusammennehmen, seinem Anstarren ein Ende zu machen, ob-

Die Blume Buddhas. Nach einer Zeichnung von Alfred Parsons.

Digitized by Google

gleich die Frau es gar nicht zu bemerken schien, daß unweit von ihr jemand seinen Schritt hemmte, um sich in ihren Anblick zu vertiefen.

Doch indem er sich zum Schein vor das große Gemälde hinstellte, welches, wie Eugen sich jetzt erinnerte, der augenblickliche Hauptanziehungspunkt der Ausstellung war und das einen Kampf zwischen einem männlichen und weiblichen Centaur mit elementarer und gewagter Leidenschaft wiedergab, behielt er Frau Sandbach im Auge.

Er sah, daß sich das Paar von den Damen verabschiedete und daß Marie-Luise Sandbach langsam sich dem Bilde näherte, vor welchem er stand. Die Begleiterin, in welcher man wohl eine Gesellschafterin vermuten durfte, folgte.

Nun, da sie ihm nahe kam, konnte er sie nicht wohl mehr betrachten. Er versuchte sich in das Bild hineinzusehen, aber immer nahm ihm die Erwägung den gesammelten Blick, ob er es sich erlauben könne, oder gar müsse, die Frau anzureden.

Da hörte er leise sagen:

„Diese Lebenskraft ist beinahe Lebenswut."

Frau Sandbach hatte es zu ihrer Begleiterin gesagt, und die Äußerung bezog sich auf den fanatischen Kampf der beiden Centauren.

„Ich werde sie doch anreden," dachte Eugen, dem sie, nur weil sie gesprochen hatte, aus dem unpersönlich Fernen plötzlich ins greifbar Nahe gerückt worden war. Hätte sie geschwiegen, wäre sie ihm das wandelnde Bild geblieben.

Er zog den Hut.

„Meine gnädigste Frau" — begann er.

Sie sah ihn an, gleichgültig, höflich und neigte grüßend das Haupt. Vermutlich glaubte sie jemand vor sich zu sehen, dem sie in irgend einem Salon begegnet war, dessen sie sich aber mit dem besten Willen nicht mehr entsann. Daß man sie immer wieder kannte, mochte sie gewohnt sein, und ebenso gewohnt, sich mit einem flüchtig verbindlichen Wort der Auffrischung so loser Bekanntschaft zu entziehen.

„Sie gestatten, daß ich mich vorstelle: Regierungsassessor Eugen Hesberg. Ich war vorhin zum zweitenmal bei Ihnen, meine Gnädigste, in der Hoffnung, endlich die mir an Sie von meiner Mutter aufgetragenen Grüße bestellen zu können."

Wenn Eugen dachte, daß seine Bekanntschaft ihr so wichtig sei, als ihm die ihre, irrte er sich. Ja, es schien ihm, als suche sie einen Augenblick in ihrem Gedächtnis.

„Natürlich," sagte sich Eugen, „wenn man von draußen herein kommt, um sich mit interessanten Leuten bekannt zu machen, hat man selbst das Gefühl einer Aktion. Die interessanten Leute aber stehen steinern kühl wie die Festungen, an denen man sich die zudringlichen Gedanken einrennen kann."

Ihrem Zögern gegenüber ärgerte er sich, sie angeredet zu haben.

„Ah, der Sohn jener Dame, die ich in — in .... kennen lernte," sprach sie unsicher nun, und ein Lächeln, welches recht leer erschien, zog sich um ihre Lippen. „Ich glaube, ich habe Ihnen meinen Empfangsabend angezeigt — habe ich?" fragte sie und blickte ihre Gesellschafterin an, welche die Adressen schreiben mußte nach einer ihr von der Herrin gegebenen Liste und dieselbe nach dem Inhalt der Visitenkartenschale noch eigenmächtig erweitern durfte. Als die würdige Dame mit der großen Hutbandschleife unter dem Kinn nickte, fuhr Marie-Luise fort.

„Sie verzeihen, daß ich mich auf das untrügliche Namensgedächtnis meiner lieben Williams verlasse." Hierbei machte sie eine Handbewegung, die man für eine Vorstellung nehmen konnte und die Eugen veranlaßte, sich in der Richtung zu verbeugen, wo er nur einen umfangreichen Wintermantel und einen, ins helle Licht aufragenden Federtuff sah, denn sonst flirrte alles vor seinen Augen.

Er war sekundenlang so thöricht, es übel zu nehmen, daß man sich seines Namens so wenig entsann und nicht einmal sicher war, ob man ihn zu sich geladen oder nicht. Und darüber klopfte sein Herz. Er war gewohnt, sehr beachtet zu werden — das wurde ihm in diesem Augenblicke klar, als er sich für eine absolut gleichgültige Person genommen sah.

„Ich fürchte," sagte er mit etwas scharfer Stimme, „meine Mutter befand sich in einer Gedächtnistäuschung, als sie sich Ihnen, meine gnädige Frau, noch in lebhafter Erinnerung glaubte, und sie beging aus dieser Täuschung heraus ahnungslos eine Unbescheidenheit, indem sie mich veranlaßte, meinen Besuch bei Ihnen zu machen."

Nun sah Marie-Luise ihn erst an. Nun bemerkte sie ihn erst wirklich. Sie sah oft ganz über Menschen und Dinge hinweg, um andere desto schärfer zu beobachten. Wenn ein Gedanke oder eine Beobachtung sie ganz fesselte, war es ihr, als trüge sie Scheuklappen vor den Augen, die sie verhinderten zu sehen, was unmittelbar neben ihr vorging. Hier war sie bis jetzt ganz bei den kämpfenden Centauren gewesen.

Plötzlich sah Eugen das Auge auf sich gerichtet, wie er es auf dem Bilde gesehen. Und unter dem Blick hielt er still, obschon es ein ungewöhnliches und aller Form widerstreitendes Anschauen war. Und langsam ging in den forschenden großen grauen Augen ein Licht von Freundlichkeit auf. Marie-Luise lächelte. Welch ein anderes Lächeln wie das vor zwei Minuten.

Eugen fühlte sich nicht nur entwaffnet, ja er hatte vergessen, daß er empfindlich gewesen war.

„Oh nein," sagte sie, „auf einmal weiß ich alles. Ihre Mutter hat mir einen großen Eindruck gemacht und lebt ganz stark in meinem Gedächtnis fort. Nur daß sich in meinem Erinnern leider zuweilen im Lauf der Zeit Persönlichkeit und Namen voneinander trennen, weil mir die erstere so viel wichtiger ist als der letztere. Wir waren in Wiesbaden zusammen, Ihre Mutter und ich, mit Alling's. Sehen Sie, nun erst entsinne ich mich der äußeren Umstände. Aber daß ich den Menschen, die Frau, genau vor mir habe, will ich Ihnen beweisen. Kommen Sie."

Sie ging auf das Rundsopha zu, welches inmitten des Saales stand, und ließ sich nieder. Es war etwas so Sicheres in ihren Bewegungen und in ihrer Art, daß man sah, sie war gewöhnt, die Herrschende zu sein.

Eugen setzte sich zu ihr und sah sie an, während sie sprach:

„Ihre Mutter ist groß, weder sehr voll noch sehr schlank. Sie trägt auf ihrem dunklen Scheitel ein sehr hübsches Spitzenhäubchen, welches mehr einem Blumentuff als einer Haube gleicht und ihr sehr reizend steht. Ihre Mutter hat Augen wie Sie, unbestimmt, bräunlich-grünlich. Im Gegensatz zu Ihnen, zieht sich bei Ihrer Mutter nur eine dünne, aber doch gut gezeichnete Braue über dem Auge, das fest blickt, als sähe es überall für Wünsche die vernünftigen Grenzen. Nur in ihrem herrschenden Willen über den Sohn sieht sie nicht immer die richtige Schranke. Sie liebt diesen Sohn mit jener Ausschließlichkeit, die Witwen dem einzigen Kind des heißgeliebten verlorenen Gatten widmen. Aber sie foltert sich oft mit Zweifeln an der völligen Ergebenheit des Sohnes. Kenne ich Ihre Mutter?"

Ein kluges Lächeln voll Güte umspielte ihren Mund.

Eugen ergriff ihre Hände, küßte sie und rief mit der unterdrückten Stimme, die der Raum hier von ihm forderte:

„Ich sehe meine Mutter vor mir. Vergeben Sie mir und ihr die Prätension, daß wir dachten, Sie sollten sich unserer Namen erinnern."

„Namen, das ist meine Schwäche," sagte sie mit dem hilflosen Gesicht eines Kindes. „Meine Williams weiß davon zu erzählen."

„Wie ähnlich ist Ihr Bild," sprach er und sah sie an.

Sie hatte natürlich erraten, daß er sie nach dem vorn im Zimmer hangenden Bild erkannte und ließ sich die Besichtigung ihrer Züge ruhig gefallen. Aber sie setzte dabei ihrerseits ihr Studium seines Gesichts fort.

„Haben Sie denn Alling's schon kennen gelernt?" fragte sie daneben, schien also gar nicht zu wissen, daß er einmal dort abgesagt habe und neuerdings eingeladen worden sei. Natürlich — Marie-Luise Sandbach würde auch viel Interesse daran gehabt haben, sich mit Alling's über einen beliebigen Regierungsassessor zu unterhalten, dessen Namen sie nicht einmal hinzubringen wußte.

„Nein," sagte er, „aber am ersten Dezember bin ich dort zum Diner."

„Das ist artig. Ich bin auch dabei. Es ist zwar eines von den ganz großen Völkerfesten, die im Alling'schen Hause üblich sind, aber man findet immer etwas: einen Menschen oder eine Kunstleistung, oder eine Farbensymphonie von schönen Kleidern, sodaß man nie ohne einen geistigen oder sinnlichen Eindruck bleibt. Mein Gesichtssinn ist nämlich sehr stark ausgeprägt. Ich sehe gern und sehe intensiver als ich höre."

„Und Ihre Empfangsabende — sind das keine Völkerfeste?" fragte er.

Sie machte ein drolliges Gesicht, ihre

ſonſt ſo ernſten Züge nahmen den Ausdruck jemandes an, der eine große Unart heimlich beichtet, ſich aber obendrein noch halb derſelben freut.

„Nein," ſprach ſie leiſe, „ich bin unverbindlich und ungaſtlich. Ich mag nicht gern ſo viel Gleichgültige bei mir ſehen. Das fühlt die Welt — obgleich ich mir Mühe gebe, ſehr höflich zu ſein, nicht wahr, Williams? — und alle die, welchen ich ſo anzeige, daß ich empfange, laſſen ſich höchſtens einmal im Winter ſehen. Das verteilt ſich dann meiſt glücklich, ſo daß ich an meinem 15. immer nur zehn oder zwanzig Perſonen habe. Manchmal freilich, trifft ſich's, daß ihrer in Scharen kommen."

Sie ſeufzte, als ſei es ein Unglück.

„Ich finde dieſes Geſtändnis entzückend," ſagte Eugen heiter, „und da Sie es mir machen, muß ich ſchließen, daß Sie Ihre unverbindliche und ungaſtliche Geſinnung nicht auf mich ausdehnen. Wann alſo darf ich Ihnen nochmals meinen Beſuch machen, wann habe ich die Gewißheit, Sie zu treffen, vor jenem fünfzehnten?"

Sie ſah ihn faſt verdutzt an und mußte dann lachen.

„Das nennt man hereingefallen," rief ſie, „Williams, was ſagen Sie zu dieſem jungen Mann, der ſo keck ſeinen Vorteil erſieht?"

Sie ſtand auf.

„Mir ſcheint, wir machen die Ausſtellung zum Konverſationsſaal. Ich will gehen."

„Aber nicht, ohne mir geſagt zu haben..." begann Eugen.

Sie fiel ſchnell ein: „Daß Sie gewöhnt ſcheinen, Ihren Willen durchzuſetzen und daß Sie ihn haben ſollen diesmal — Ihrer Mutter wegen. Kommen Sie einmal nachmittags um 6 Uhr nach der Allingſchen Geſellſchaft."

„Warum erſt dann?" fragte er.

„Weil es mir ſo gefällt," ſagte ſie einfach.

„Natürlich," dachte Eugen, „ihre Gründe dazu wird ſie ſchon haben."

Er küßte den Handſchuh, der die Hand verbarg, die ſie ihm freundlich entgegenſtreckte, dann verbeugte er ſich gegen die Williams und ſah die Damen fortgehen.

Marie-Luiſe Sandbach bewegte ſich ruhig, ſie trug den Kopf hoch und ging mit einer gewiſſen Gleichmütigkeit dahin. Die Williams folgte ihr. Man wußte nicht recht, war dieſe ſchweigſame Perſon Wache, mütterlicher Schutz, oder eine bloße Staffage, die des Dekorums wegen aufgeſtellt worden war. Vielleicht von allem ein wenig. Jedenfalls hatte Eugen aber den Eindruck, als brauche Marie-Luiſe weder Wache noch Schutz.

Er blieb in einer vorzüglichen Laune zurück. Eine Nachſtimmung von innerſter Heiterkeit war in ihm, wie nach einem ſehr unterhaltend verlaufenen Feſt.

Nach einigen Minuten, als er annehmen durfte, daß die Damen die Ausſtellungsräume verlaſſen hatten, kehrte er in das ſtraßenwärts gelegene Zimmer zurück, wo das Porträt von Marie-Luiſe hing. Er ſah es nun nochmals an und jetzt machte es ihn wahrhaft betroffen. Er fand es ähnlich und dennoch von einem ſo veränderten Ausdruck, daß er es garnicht faſſen konnte, wie ein und dasſelbe Geſicht ſo verſchieden beleuchtet ſein konnte — beleuchtet von innen heraus mit dem Licht der Seele.

Die paar Dutzend Worte, welche ſie gewechſelt, waren eine ſcherzhafte Plänkelei geweſen — freilich, ſie hatte einige bemerkenswerte Sachen geſagt. Aber doch war das Geſpräch nicht ſo, daß er aus ihm einen Schluß auf die geiſtigen Fähigkeiten der Frau ziehen konnte.

Nun, da er abermals vor ihrem Bild ſtand, war ihm, als ſei er ihr ſchon ganz vertraut, als ſei ſie ihm eine Freundin, vor der er nichts von ſeinem Weſen verbergen könne noch wolle. Ihrem Beobachterauge ließ ſich auch ſicher nichts unterſchlagen.

Nach einigen Minuten glaubte er ſich den Unterſchied des Ausdrucks zwiſchen dem gemalten und dem lebenden Geſicht klar gemacht zu haben.

Das Bild zeigte die ernſte Künſtlerin, das Leben hatte ihm die weibliche Frau gezeigt.

Der Gedanke, daß er die Doppelerſcheinung genau kennen lernen und den Zuſammenhang zwiſchen dem Weib und der Dichterin ſich klar machen werde, hatte einen beſonderen Reiz für ihn.

Aber es war ein erquickender, fröhlicher Reiz, wie er ihn auch empfand, wenn er an die Lektüre eines verheißungsvollen Buches ging.

Digitized by Google

Er hatte den lebhaften Wunsch, mit dieser Frau sehr gut Freund zu werden, aber es schlug ihm kein Pülslein schneller.

Er hatte nur, als er heimging, das anregende Gefühl, daß sein Leben sich durch die neuen Beziehungen mannigfaltiger gestalten werde.

3.

Marie-Luise Sandbach stieg in eine Droschke erster Klasse. — Frau Williams sah sich mit stillen Furchtgefühlen nach einem geschlossenen Koupee um, aber bei dem Wetter waren keine mehr am nächsten Droschkenstand vorhanden. So kroch sie ergeben unter das Wagendach, von dessen Rand der tauende Schnee auf die Lederschutzdecke troff und hielt ihren Skunksmuff gegen die rechte Gesichtshälfte. Denn die Williams litt leicht an rheumatischem Kopfreißen und haßte deshalb Wind und Regen.

Marie-Luise schien nicht zu bemerken, daß, als man nun gegen den Wind im flotten Trab davon fuhr, einzelne Tropfen sich bis unter das Wagendach verirrten und ihr stechend ins Gesicht fuhren. Sie war sehr nachdenklich, und die Williams wußte, daß Marie-Luise einen Anspruch gemeinsam mit fürstlichen Frauen erhob, nämlich den: niemals zuerst angeredet zu sein. Die Fähigkeit zu schweigen war überhaupt die größte Tugend der Williams, und Marie-Luise war in die Stummheit ihrer Duenna geradezu verliebt.

Ihr eigenes Betragen wechselte zwischen größter Mitteilsamkeit und brütender Schweigsamkeit ab.

Und heute, so schien es, würde wieder ein stiller Tag sein.

Zu Hause angekommen, sah Marie-Luise den Kalender an, der auf ihrem Schreibtisch stand. Seit vielen Tagen waren die das Datum zeigenden Papierblättchen nicht mehr vom Block gerissen, denn daß heute nicht Sonntag der fünfzehnte war, glaubte Marie-Luise sicher zu wissen. Sie nahm ein Zeitungsblatt auf, ersah an dessem Kopf Tag und Datum und riß langsam Blatt um Blatt ab, bis der 24. November stehen blieb. Dann ging die nachdenkliche Frau, immer mit dem Hut auf dem Kopf, durch alle ihre Räume, als wolle sie deren Zustand prüfen. Es waren vier mächtige, viereckige Zimmer, welche straßenwärts lagen, denn das Haus glich an Breite und Tiefe einem großen Palais. An diese Zimmer schlossen sich rechts als Flügel ein Saal, auf den wieder noch die Küche und Nebenräume folgten, und links im Flügel befanden sich die Schlafzimmer der Hausherrin, der Williams und der Dienerschaft. Der Saal hatte Oberlicht, denn an seiner Längswand lief der Korridor, mit Fenstern nach dem Hofe hin. Die Zimmer empfingen ihr Licht je durch zwei mächtige Fenster.

Ihre Einrichtung war berühmt, und zwar wegen ihrer Einfachheit. Es sah beinahe so aus, als wollte Marie-Luise zeigen, daß man ohne den modernen Luxus auskäme. Die einen meinten, da sie sehr reich sei, könne sie sich die Caprice erlauben, ohne in den Verdacht des Geizes zu kommen, die anderen sagten, es solle ein Beweis innerer Unabhängigkeit sein und wäre doch nur eine Form der Eitelkeit.

Marie-Luise bemühte sich nicht, irgend jemand die Wahrheit zu sagen, und diese war, daß sie sich um keinen Preis von ihren ererbten Familienmöbeln getrennt haben würde, daß tausend Erinnerungen um sie lebendig waren in diesen klar durchleuchteten, wohnlichen Zimmern mit den altmodischen Sofas, Schränken und Tischen.

In dreien der Zimmer stand an der Hauptwand je ein enormes Sofa und immer davor ein runder Mahagonitisch mit Messingbeschlägen. Es gab dunkelglänzende Sekretäre mit säulengetragenen Frontispicen, es gab Spiegelschränkchen unter dunkel eingerahmten Pfeilerspiegeln. Und die schweren Mahagonistühle hatten keine gepolsterten Rücklehnen und nur einen solchen Sitz von irgend einem Stoff, der einem nie zum Bewußtsein kam, weil er so diskret in der Farbe war. An den Wänden hingen viele alte Familienbilder, in Trachten, welche noch um ein Jahrhundert zurückreichten über die Zeit der Möbel.

Die Fenster hatten weiße Spitzengardinen, der Blumen wegen — denn mit Blumen trieb Marie-Luise eine große Verschwendung.

Überall blühte der Frühling, in Blumentischen und Pflanzenkübeln, und auf den Tischen standen Schalen und Vasen, immer frisch gefüllt. Der Diener und die Wil-

liams hatten ihre liebe Not damit, denn Marie-Luise selbst begoß keine Blume.

„Ich habe keine glückliche Hand dafür," pflegte sie mit einem seltsamen Lächeln zu sagen.

Aber die losen Blumen verstand sie in phantastischer Weise, wunderbar malerisch zu ordnen. Sie konnte selbst in den Markthallen umherstreifen, um Feldblüten oder bäurische Gartenblumen zu erlangen, welche sie dann liebkosend heimtrug.

Das Arbeitszimmer Marie-Luisens war von einem anderen Charakter, als die übrigen vornehmen, lichten und blumendurchdufteten Räume. Es fehlte die lachende Pracht der bunten Blumen. An den Wänden rings standen Bücherregale, gefüllt bis oben hin. Diese Regale schlossen mit einem simsartig vorspringenden Bord ab, auf welchem allerlei klassische Skulpturen standen. Den Boden des Zimmers deckte ein dunkler Teppich, mitten im Raum stand ein mit Zeitungen und Heften bedeckter Tisch, an den rund herum bequeme Stühle geschoben waren. An dem einen Fenster stand der Schreibtisch, ein großer Diplomatentisch, ein wenig schräg gerückt, so daß das Licht von links voll darauf fiel, in der anderen Fensternische befand sich eine breite Chaiselongue, bedeckt mit einem echten Kelim. Zu Häupten der Chaiselongue wieder ein Tischchen mit Papiermesser, einem halbaufgeschnittenen Buch und einer Lampe in antiker Form. Eine ebensolche Lampe stand auf dem Schreibtisch und vom Plafond über dem Mitteltisch hing ein Gasarm nieder, der in einer einzigen großen grünen Kuppel endete.

Marie-Luise stand neben ihrem Schreibtisch und sah lange in das Schneetreiben hinaus. Endlich seufzte sie, strich sich mit der Hand über die Stirn und besann sich, daß sie noch in Paletot und Hut sei. Mit leisem Kopfschütteln ging sie hinüber in ihr Schlafzimmer. Es war ja Speisezeit, und die arme Williams stand gewiß schon erwartend im Saal.

Die beiden Frauen aßen stets in dem großen Raum. Es war lächerlich, fand die Dienerschaft, aber es schien, als könne Marie-Luise nicht zwischen engen Wänden verweilen.

Heute wurde kein Wort gesprochen, und dann hieß es immer für die Williams sich beeilen. In ihrer Gedankenversunkenheit aß Marie-Luise sehr schnell und ohne zu wissen was.

Nach Tisch zog die Williams sich zurück, um einen langen Mittagsschlaf zu thun. Auch Marie-Luise streckte sich auf ihrer Chaiselongue aus, legte die Wange auf ein rotseidenes Kissen und starrte mit bohrenden Blicken in das Teppichmuster auf dem Boden.

Sie befand sich in einem seltsamen Seelenzustand, dem des Erstaunens über sich selbst; sie staunte nämlich die Zudringlichkeit und Beharrlichkeit ihrer Erinnerung an, die ihr immer wieder das Gesicht des jungen Mannes zurückbrachte, mit welchem sie am Vormittag fünf Minuten gesprochen.

Plötzlich kam ihr ein Gedanke. Sie sprang auf. Gewiß — man hatte damals in Wiesbaden Photographieen getauscht, einem Bedürfnis der Allings und der Frau Hesberg entsprechend, und sie hatte nicht umhin gekonnt, die ihrige zu geben und die der Frau Hesberg zu erbitten. Marie-Luise machte sich nichts aus Photographieen. Sie fand, daß man die Gesichter unbedeutender Menschen nicht festzuhalten brauche und noch weniger die von bedeutenden, denn die Züge solcher behielt sie stets im Gedächtnis. Aber nun auf einmal fand sie, daß es gut sei, ihr Gedächtnis zu kontrollieren. In einem der unteren Bücherborde stand ein großer Kasten, ein köstlich geschnitztes Ding. Marie Luise nahm ihn an ihren Schreibtisch, pflanzte ihn rücksichtslos oben auf die Schreibunterlage und begann in seinem Inhalte zu wühlen.

Welche Fülle von Gesichtern! Welche Anzahl von Zeugnissen über verlorene Stunden, welche Dokumente menschlicher Eitelkeit. Das Bild eines berühmten Tragöden ging ihr in mindestens zehnfach verschiedener Aufnahme durch die Finger — unerbetene Gaben eines Mannes, der sie sehr und vergebens umworben. Und da: ein lieber Herr Kollege, der seine Orden und sich hatte photographieren lassen. Weiter: eine Menge ihr persönlich unbekannter Verehrer und Verehrerinnen, besonders letztere, die ihr Porträt mit schmeichelhafter Widmung eingesandt hatten und als Gegengabe das der verehrten „Lieblingsschriftstellerin" erbaten. Und dann all' die lieben Bekannten und unechten Freunde, die Reiseerinnerungen und allerlei Verwandte.

Die Schafscherer. Nach dem Gemälde von Jean François Millet.

Digitized by Google

Endlich fand sich in dem Wust das Bild von Eugens Mutter, eine Kabinettphotographie.

Welch ein Frauengesicht: offen und wahr, so sehr, daß nicht einmal das Herrschsüchtige darin unter einem verbindlichen Lächeln versteckt worden war. Vielleicht nahm Marie-Luise um dieser interessanten Mutter willen so plötzlichen Anteil an dem Sohn. Wenigstens verglich sie die Züge, als stände der Sohn in der That und nicht nur im Geist vor ihr.

Er sah temperamentvoller aus, in seinem lebhaften Auge blitzte es wie ein Vorschein von möglicher Begeisterung und möglichem Zorn. Aber die Züge um seinen Mund waren ebenso wie bei der Mutter: klug, entschlossen, herrisch, von Gedankenarbeit scharf gezeichnet. Marie-Luise wußte, daß die geistige Arbeit und das Gemütsleben eines Menschen weniger auf der Stirn als um den Mund ihre Spuren lassen.

Sie warf das Bild, in einer Anwandlung von Ungeduld mit sich selbst, in den Kasten zurück und schloß ihn mit Heftigkeit — das sollte so viel heißen, als daß sie sich jetzt befehle, auch ihre Gedanken abzuschließen. Die hatten wichtigeres zu thun, als sich mit einem jungen Manne zu beschäftigen, dessen bemerkenswertes Äußere doch vielleicht nur die Etikette für einen alltäglichen Inhalt war.

Doch geschah von diesem Tag an etwas Ungewöhnliches: Marie-Luise vergaß niemals morgens vom Blocke das Datumzettelchen abzureißen und sprach einen ganzen Mittag lang über ihre Kleider und über dasjenige, welches sie bei Allings tragen könne.

Zwei Tage vor dem ersten Dezember gab es die Neuaufführung eines Dramas im Deutschen Theater. Marie-Luise hatte nur einen Platz, vorn in einer Parquetloge, und konnte die Williams nicht mitnehmen. Während sie hinfuhr, durchzuckte sie der Gedanke, ob etwa der Regierungsassessor Hesberg auch da sein werde. Zwar hatte sie seinen Kopf noch nie bei solcher Gelegenheit bemerkt und bildete sich fest ein, daß er ihr in der Menge nie entgangen wäre. Aber vielleicht diesmal — es war ein so viel besprochener Autor und ein so umstrittenes Stück.

Von ihrem Platz aus sah Marie-Luise Reihe um Reihe durch. Sie bedurfte keines Opernglases, ihr Blick trug weit und klar. Umsonst. Im Parquet sah sie den dunklen Kopf nicht. Die Vorstellung, daß er sich etwa im ersten Rang, grade über ihr, befinden könne, machte sie nervös.

„Wenn ich doch in einer vorderen Parquetreihe säße — — von dort könnte ich alles übersehen," dachte sie.

In der Hauptpause verließ sie ihre Loge und quälte sich mit der Menge die enge Treppe in den Foyersaal hinauf.

Eine Menge von Bekannten bildete alsbald einen Kreis um sie. Stimmen schwirrten, witzige Bemerkungen flogen hin und her, Marie-Luise hörte nicht, antwortete verkehrt und sah mit unruhigen Blicken in die vorbeiziehende Schar von Menschen, die in einem Kreislauf zirkulierten.

Eine verzehrende Ungeduld brannte in ihr. Sie fand alle Menschen unaussprechlich langweilig und nebensächlich.

Unglücklich fuhr sie nach Hause — unglücklich über sich, daß sie so grundlos und so thöricht sich aus ihrer harmonischen Stimmung habe reißen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderleben.

(Abdruck verboten.)

Glückselig, ja! ein eigen Haus!
Doch wenn wir's heiter überlegen:
Dies fröhliche Hinein, Hinaus,
Das hat doch auch so seinen Segen.

Wie manches Städtchen auf der Welt,
Wo Lieb' und Gutes wir erfahren!
Wie mancher Berg, wie manches Feld,
Wo wir zusammen glücklich waren!

Hans Hoffmann.

Die „Jejend."

Wie Berlin wächst!

Von

Hanns von Zobeltitz.

Bilder von

Hans Bohrdt.

Vor einem Jahrzehnt war der Fleck Erde, von dem ich erzählen will, noch odes Ackerland, auf dem die „Franzer" — die Grenadiere vom Garde-Grenadier-Regiment Kaiser Franz — mit Vorliebe im Schützengefecht übten.

Ein Feldweg ging quer hindurch, mitten im mahlenden Sande. Einige Kirschbäume führten, als Anfang einer nie vollendeten Allee, zu seinen Seiten ein kümmerliches Dasein, und die Felder rechts und links waren ziemlich mangelhaft bestellt. **Der Bauer Patzkow, dem sie gehörten, hatte die Lust an der Landwirtschaft verloren. Er hatte es ja auch nicht mehr nötig, seit ihm eine Baugesellschaft einige Streifen Landes — dort, wo sich die ersten Mietskasernen der Großstadt abzeichneten — abgekauft hatte. Aus dem Bauer war ein Hunderttausendthalermann geworden und ein Protz dazu. Er hatte sich eine Villa an der Hauptstraße seines Dorfes gebaut, in der er aber mit Muttern nur die Küche und einige kleine Kabachen bewohnte — in den Prunkzimmern, die ein Dekorateur eingerichtet hatte, war ihnen beiden nicht wohl. Dafür trank er aber, wenn er nach Berlin hereinkam, mit Vorliebe Champagner, und seine Tochter studierte auf Bildung in einem Dresdener Pensionat.**

Digitized by Google

Unaufhaltsam schob sich inzwischen Berlin weiter und weiter nach dem Dorf zu hinaus. In jedem Jahr krochen die Straßenzüge ein Stück vorwärts. Das geschah freilich nicht gleichmäßig, im Gegenteil, Berlin dehnte und reckte sich ruckweise in die Provinz hinein. Auf einige Jahre schnelleren Fortschreitens folgten stets andere, in denen die Bauthätigkeit lahmer geworden zu sein schien. In der einen Periode wurde mit fieberhafter Hast ein Überschuß an Wohnungen produziert, in der nächsten mußte sich der große Schwamm, Berlin genannt, erst wieder durch den natürlichen — oder unnatürlichen Zuwachs seiner Bevölkerung vollsaugen, bis die Überproduktion ausgeglichen und neues Bedürfnis vorhanden war. Da sich die Bevölkerung Berlins aber im Durchschnitt jährlich um etwa 50000 Seelen vermehrt und außerdem im Innern der Riesenstadt ganze Straßenviertel mehr und mehr zu reinen Geschäftsgegenden werden, in denen Läden und Comploirs die Wohnungen verdrängen, so gehen die Zeiten des relativen Stillstandes ziemlich schnell vorüber. Im Durchschnitt muß Berlin ja alljährlich auch räumlich um die Größe einer hübschen deutschen Mittelstadt wachsen.

Es ist fast unheimlich mit dem Wachsen der preußischen Hauptstadt, der Hauptstadt des Deutschen Reiches. Zahlen beweisen:

Berlin zählte Einwohner

1733	79800	1843	349808
1763	119219	1853	421175
1793	157121	1863	633279
1803	182157	1873	826341
1813	178641	1883	1226378
1823	206309	1892/3	1633715
1833	265122		

In der langen Zeit von hundert Jahren nur ein einziger Rückschritt — innerhalb der trüben Periode zwischen Jena und den Befreiungskriegen — sonst eine stetige Fortentwickelung der Bevölkerungszahl. Und, wohlverstanden, in diesen Zahlen ist die Einwohnerschaft der Vororte — auch des Vorortes südwestlich von Berlin, in dem Herr Patzkow wohnte — nicht einmal mit inbegriffen. Wenn diese einst, in wenigen Jahren voraussichtlich, der Hauptstadt ganz einverleibt sein werden, zu der sie heute noch nicht als Kommune, nicht im Sinne der guten Reichspost, die immer noch zwanzig Pfennige für einen doppelten Brief von Berlin nach Schöneberg verlangt, aber längst der That nach gehören — wenn Charlottenburg, Schöneberg, Wilmersdorf, Schmargendorf, Tempelhof, Rixdorf, Rummelsburg, Friedrichshagen, Weißensee, Pankow, Reinikendorf ꝛc. zu Berlin gezählt werden müssen, dann wird die Einwohnerzahl noch ganz anders, denn bisher, in die Höhe schnellen.

Herr Patzkow wußte das ganz genau. Er gehörte nicht umsonst dem Verein zur Wahrung der Interessen der Grundbesitzer an, er hatte ja auch erlebt, wie sein Dorf von dem heranmarschierenden Berlin mehr und mehr umklammert wurde, und wenn er auch bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit über die wachsenden Gemeindeabgaben, die damit verbunden waren, schimpfte, so sah er's doch nicht ungern. Mit dem ganzen Rest altmärkischer Bauernschlauheit und Zähigkeit, der seit seiner ersten Metamorphose in ihm geblieben, wies er daher auch die ersten verlockenden Kaufanträge einiger wagehalsigen Spekulanten ab. „Ick warte noch!" pflegte er zu sagen. „Berlin muß mir kommen!"

Und Berlin kam.

Zuerst meldete es sich nur in einigen äußerlichen Veränderungen an. Die Felder rechts und links der Landstraße gewannen ein etwas anderes Aussehen. An die Stelle der Kartoffeläcker traten hier und dort kleine Parzellen, die einige Gärtner von Herrn Patzkow ermietet hatten, und auf denen sie dem kargen Boden mit unsäglicher Mühe ihre Produkte abgewannen. Bretterzäune fingen an sich in die öde Fläche einzuschieben. Wenn die Sonne hochstand, glänzte sie auf den Glasfenstern der Frühbeete, und im weiten Umkreis dustete es nach Dung. Daran hatte der Besitzer seine besondere Freude, einen desto ingrimmigeren Kampf aber führte er gegen die städtischen Müllfuhrleute, die in nächtlicher Stille ihre Wagen auf seinen Feldern abzuladen liebten, um sich den ihnen vorgeschriebenen weiteren Weg „nach janz draußen" zu ersparen. Auch die „Naturforscher," die Lumpensammler, welche den Müllwagen in den ersten Morgenstunden nachfolgten, um unter deren abgeladenen Schätzen Nachlese zu halten, waren ihm im Grunde der Seele verhaßt.

Digitized by Google

„Ick warte noch!"

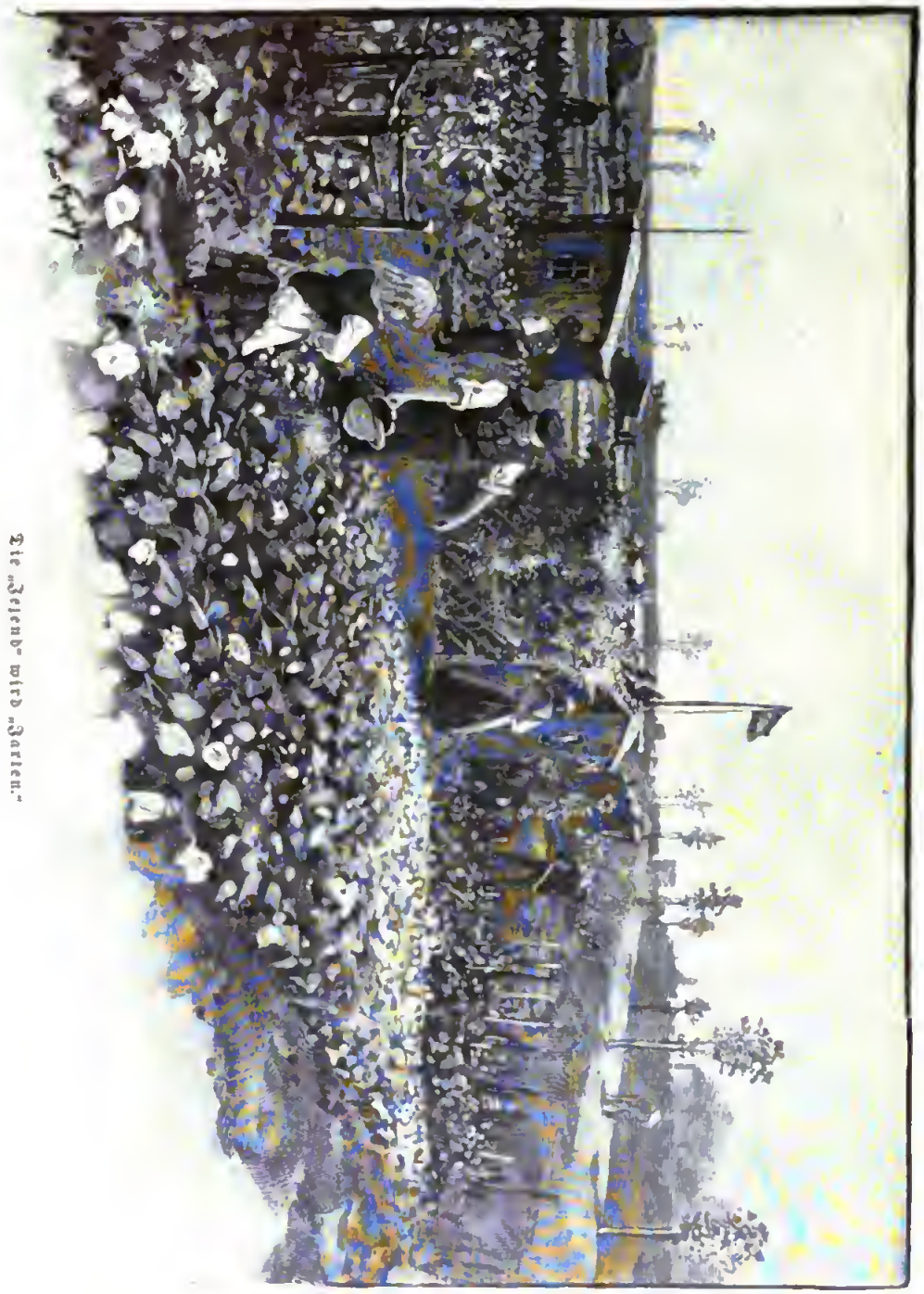
Allmählich kam es aber über Herrn Patzkow doch wie eine gewisse Unruhe, und das hatte seinen doppelten Grund. Einmal hatte einer seiner Nachbarn verkauft und renommierte mit dem kolossalen Preise, den er erzielt haben wollte, dann aber war dort, wo der dunkle Saum des Grunewalds herüberschimmerte, eine Villenkolonie im Entstehen, und der Weg durch Patzkows Felder führte gerade auf sie zu. Die Villenkolonie — „mitten mang de dämlichen Kusseln, wo keen Mensch ne Aussicht hat" imponierte ihm an sich gar nicht. Wenn aber „sein Weg" nicht als Zufahrtstraße gewählt worden wäre, das hätte ihn doch arg verdrossen.

Der Schmerz sollte ihm erspart bleiben. Eines Tages erschienen Feldmesser zwischen den Bretterzäunen und Gärten und legten mit Fernrohr und Meßlatte die zukünftige Straße gemäß des Bebauungsplanes genau fest. Herr Patzkow hatte verkauft — verkauft an eine von den zwei Dutzend Berliner Terraingesellschaften, die der Börsenkurszettel aufweist. Aus dem Hunderttausendthalermann war plötzlich ein Markmillionmann geworden.

Wie sich doch die Zeiten ändern! Beim Verkauf rechneten die Herren auf dem Amtsgericht es aus den Grundbuchakten nach: 1830 hatte der Vater das Bauerngut, rund 80 preußische Morgen, für 3000 Thaler gekauft; Anno 1849 hatte unser Freund Patzkow dasselbe Gütchen um 9000 Thaler in der Erbteilung übernommen, und die Leute hatten damals gemeint, er, Wilhelm Patzkow, sei gründlich übertümpelt worden. Na ja! Bis er 1873 die ersten, bestgelegenen drei Morgen für 290 000 Mark verkauft hatte, war's ja man auch so — so nur gegangen. Jetzt aber hatte er den Rest mit 10 000 Mark den Morgen losgeschlagen, das machte 750 000 Mark netto! Mit anderen Worten: innerhalb von rund sechzig Jahren hatte der Wert des Grund und Bodens sich mehr als verhundertfacht.

Das ging immerhin an, wenn es auch nicht so schön war, wie etwa das Geschäft, das die Familie Böllert gemacht hatte. Da hatte der Großvater in der Hasenhaide Anno

1830 zwölf Morgen gekauft für, sage und schreibe, 800 Thaler. Davon wurde für die jetzige Kaiser-Franz-Grenadier-Kaserne ein



Die „Jejend" wird „Jarten."

Areal von vier Morgen abgezweigt — der Rest hatte vor etwa fünf Jahren 700 000 Mark gebracht!

Ja, Berlin war gekommen!

Die weite Fläche nahm jetzt eine andere Gestalt an. Nachdem die Feldmesser ihre Arbeit vollendet, kamen in langen Zügen die Erdarbeiter mit ihren Schippen und Karren, dann traten die Pflasterer an —

Digitized by Google

Restauration „Zur Sommerfrische" von Fritz Knieberg.

nach einigen Monaten zogen sich quer durch die Einöde rechtwinklich sich schneidende Straßen, und an den Ecken verkündeten mächtige Tafeln:

Terrain-Gesellschaft SW.
Bureau:
Friedrich-Wilhelmstraße 168.

An der Börse hatte der große Grundstückkauf von „Terrain SW." einige Aufregung hervorgerufen. Man nannte die Leitung der Gesellschaft leichtsinnig, bei ihrem kleinen Aktienkapital eine so hohe Summe auf Jahre hinaus festzulegen. Die Aktien wurden schnell von 99 auf 67 geworfen, ein leitendes Bankhaus, Bern & Fosse, von dem man wußte, daß es bisher dem Unternehmen nahegestanden, warf große Beträge auf den Markt und drückte den Kurs schließlich bis auf 58 $^{2}/_{3}$ herunter. Am nächsten Tage gab die Schar der erschrockenen Privatkunden zu jedem Kurse ab, die Aktien fielen auf 54 — auf 51 — auf 47, wurden aber, wie man mit Staunen bemerkte, immerhin noch gekauft, blieben Geld. Das befestigte die Stimmung für Terrain SW. wieder einigermaßen; der Kurs zog leicht an, und zwei Tage darauf war es bekannt, daß Bern & Fosse die Baisse nur künstlich arrangiert hatten, um den „schwachen Händen," den lieben Schafen unter dem Privatpublikum, seinen Aktienbesitz abzujagen. In einer Stunde stieg Terrain SW. auf 106, und als die Makler die Schlußkurse feststellten, konnten sie 132 bezahlt Geld notieren.

Draußen erstand inzwischen das erste Haus an einer Straßenecke. Es war zwar nur eine elende einstöckige Baracke aus Fachwerk, die den Stempel des Provisorischen trug, aber es war doch, sozusagen, immerhin ein Haus. Und vor dem kleinen Hause stand, solange das Wetter es irgend gestattete, eine Anzahl Tische und Stühle, und über dem Eingang im Vordergarten, den einige kümmerliche Sträucher bildeten, spannte sich ein breites Schild:

Restauration zur Sommerfrische
von Fritz Knieberg.
Warme Speisen zu jeder Tageszeit.
ff. hiesige und auswärtige Biere.

Am Zaun daneben hing noch eine andre

Tafel mit der charakteristischen Aufschrift: „Hier können Familien Kaffee kochen."

Ich glaube kaum, daß Fritze Knieberg in der ersten Zeit Reichtümer in seiner Villa gesammelt hat, denn außer den Arbeitern, die im nächsten Frühjahr die Gasleitungen und die Anschlüsse für die Wasserversorgung legten und die Straßen mit spärlichen Laternen besäumten, wird er nicht übermäßig viel Kunden gehabt haben. Es blieb innerhalb der gepflasterten Straßenvierecke zunächst nämlich alles so ziemlich beim alten. Die Gärtner pflanzten ihren Kohl weiter, auf den freieren Stellen konnten im nächsten Herbst die Jungen noch ungestört ihre Drachen steigen lassen, und nur an einer Stelle meldete sich ein weiteres Zeichen der unmittelbaren Nähe der Großstadt: hier hatten sich einige sportslustige Leute einen Platz zum Lawn-Tennisspiel gepachtet und pilgerten selbander jeden Sommernachmittag hinaus — Männlein und Fräulein — den Ball zu schlagen.

In den Zeitungen der Stadt aber annoncierte die Terraingesellschaft unaufhörlich, daß „baureife Grundstücke" überaus preiswert, eventuell mit Baugeld, bei ihr zu haben seien. Und als dann nach zwei Jahren ein neuer Aufschwung in die Bauthätigkeit kam, gingen die ersten Fliegen ins Netz. Es waren eigentlich recht leichte Fliegen, kecke Bauunternehmer, die in den engeren Stadtgrenzen keine Grundstücke zur Bethätigung ihres unüberwindlichen Arbeitsdranges finden konnten, die nichts oder doch nicht viel zu verlieren hatten — und es darum einmal hier draußen versuchen wollten.

Drei, vier Straßenecken an der Hauptavenue fanden zuerst ihre Liebhaber, und damit „es nach mehr aussehe," beschloß die Gesellschaft, dazwischen ihrerseits selbst noch einige Häuser zu bauen. Kaum, daß die ersten Schwalben heimgekehrt waren, so begann die rastlose Thätigkeit. Um die verkauften Grundstücke schlossen sich die hohen Bauzäune, Kolonnen von Arbeitern hoben die Gruben für die Fundamente aus, langsam und mühselig schleppten die elendesten und geplagtesten aller Berliner Pferde, die Gespanne vor den Sandwagen und den Steinfuhrwerken, ihre Lasten heran. Das Frühjahr, das ist die Zeit, wo alle Wasserstraßen um Berlin von mit Baumaterialien beladenen Kähnen überfüllt und die Eisenbahnen oft kaum im stande sind, den Güterverkehr zu bewältigen. Es ist nicht ganz leicht, statistische Angaben von einiger Zuverlässigkeit zu erlangen. Ich habe aber nach den Zahlen in den statistischen Jahrbüchern der Stadt Berlin berechnet, daß in guten Jahren auf dem Wasserwege, von den großen Ziegeleien um Potsdam, um Velten, Spandau, bei Wusterhausen, bei Rathenow ꝛc., zwischen zwei bis drei Milliarden Kilogramm Ziegelsteine und über 300 Millionen Kilogramm Bau- und und Nutzholz — um mehr als das doppelte, denn als Brennholz eingeht — nach Berlin kommen; die Eisenbahnen befördern im Durchschnitt jährlich etwa 400 Millionen Kilogramm Steine und gegen 200 Millionen Kilogramm Nutzholz heran. Beide Verkehrsmittel zusammen über 900 Millionen Kilogramm Erde, Kalk, Traß, Cement und gegen 100 Millionen Kilogramm Eisen für Bauzwecke. Um Berlin zu vergrößern, wird auf zehn Meilen im Umkreis die ganze Gegend verändert. In den Rüdersdorfer Kalkwerken wühlt seit zwei Jahrhunderten die Baubegier der Hauptstadt; überall, wo der märkische Boden lehmhaltige Schichten führt, sind Tausende von Ziegelarbeitern mit Schaufel und Schubkarre thätig, und um den Sandbedarf der Bauten zu decken, werden an den Ufern der Spree Hügel auf Hügel abgetragen. Wenn man hinausfährt nach Grünau und zum Müggelsee, sieht man die mächtigen Geleis- und Ladevorrichtungen für den Transport des sonst so verachteten märkischen Sandes, der hier zum kostbaren Kapital geworden ist, und wenn man etwa in der Umgebung der schönen Potsdamer Seen den wandernden Fuß nach einem großen mächtigen Schornstein lenkt, so kann man gewiß sein, bald auf ungeheure, haustiefe Gruben zu stoßen, aus denen der Lehm für die Ringöfen der Ziegeleien heraufgefördert wird. Der Berg wird zur Ebene, und die Ebene zerklüftet, damit Berlin, das gefräßige Berlin, wachsen kann.

Mit der beginnenden Bauthätigkeit auf den Patzkowschen Terrains kamen auch für Herrn Restaurateur Knieberg nach den mageren die fetten Jahre, die er weiser Vorsicht voll geduldig abgewartet hatte.

Die Hunderte von Arbeitern, die auf den Baustellen beschäftigt sind, bringen Leben in die Bude. Sie verdienen gut die Ver-

liner Bauhandwerker — freilich nur in einigen Monaten des Jahres. Man wird den Durchschnittsverdienst eines Berliner Maurer- und Zimmergesellen auf 30, eines Arbeiters auf 20—25 Mark in der Woche angeben können — mancher Akkordarbeiter verdient aber bedeutend mehr. Und sie sparen nicht übermäßig für die beschäftigungslose Winterszeit. Wenn auch die Geschichte von dem Berliner Steinträger, der sich eine Flasche Sekt in sein Weißbierglas gießen ließ und mit einem Prost seinem Bauherrn den Streik ankündigte, eine Mythe aus der Gründernehmer vorsprechen, um eine Partie Billard zu spielen und eine Flasche Rotspon zu trinken.

Wir befinden uns in einem der zukunftsreicheren Viertel, und es wird dementsprechend gebaut, fast zu luxuriös, wie es scheinen will. Man muß nach dem äußersten Norden oder Osten kommen, um das Gegenstück zu sehen. Dort fehlt es oft am Notwendigsten, es sind, wie der technische Ausdruck lautet: „ausgesprochene Polierbauten," die sich in tötender Einförmigkeit aneinanderreihen. Im Südwesten, Westen

Baufrach.

zeit ist — abgehen lassen sich die Leute nichts! In den Suppennäpfen, in denen um die Mittagszeit die Frauen das Essen bringen, muß immer ein tüchtiges Stück Fleisch sein; die Unverheirateten genehmigen sich bei Knieberg ihre ordentliche Portion Schmorbraten, und die Wagen der Brauereien halten erfreulich häufig vor seiner Thür. Wenn die Arbeiter aber im Garten und in der Vorderstube ihre Nickel lassen, so hat Herr Knieberg als umsichtiger Mann hinten heraus ein kleines Honoratorenzimmer für die Poliere eingerichtet, in dem dann und wann auch die Herren Bauunter-

und teilweise auch im Nordwesten erstehen, soweit es die neuerdings sehr strenge Bauordnung zuläßt, zwar auch vorzugsweise Mietskasernen, aber sie tragen wenigstens äußerlich ein abwechselungsreiches Gepräge. Wenn es um die innere Raumeinteilung manchmal auch recht übel bestellt ist, und das halbdunkle Berliner Zimmer immer noch herrscht, so werden doch Fassade und Eingang recht in die Augen fallend und prunkvoll gestaltet. Und wenn in den zukünftigen Wohnungen mit Gewalt die Scheidewände so gezogen werden, daß anstatt fünf Zimmer deren acht in jeder Etage heraus-

kommen, wenn der Hof nur knapp so groß bemessen wird, daß die Baupolizei nicht ein Veto erheben kann, wenn das vierte Stockwerk durch ein künstlich eingeschobenes Hochparterre, das eigentlich mit Fug und Recht erste Etage heißen müßte, zum dritten gemacht wird, so muß das Treppenhaus doch von möglichst imponierenden Dimensionen sein. Es gilt die Mieter, die da kommen sollen, anzulocken, und dazu ist jedes Mittel recht.

Balkenlage um Balkenlage steigen die ersten Häuser in die Höhe, man sieht sie förmlich wachsen. Da stockt plötzlich bei dem einen der Fortschritt. Am Sonnabend Vormittag wurde noch munter gearbeitet, am Abend gab's auf der Baustelle einen Krawall: die Lohnauszahlung war ausgeblieben. Vergebens kam der Herr Bauunternehmer Meier auf seinen Gummirädern angerollt, um die Arbeiter zu vertrösten. Das schöne, von ihm schon so oft mit Erfolg angewandte Wort: „Es wird alles geordnet werden!" wollte nicht verfangen. Der Bau stand still. Ab und zu wanderte in den nächsten Wochen einer der armen Lieferanten per pedes apostolorum heraus, um sich die Ruine anzuschauen und zu überlegen, ob und wie weit er etwa mitbieten könne, wenn der Rohbau demnächst zur Subhastation gelangte. Kopfschüttelnd ging er dann meist wieder nach der Stadt zurück — es war nichts für ihn zu retten, er hatte wieder einmal sein Geld und die Früchte seines Fleißes verloren. Und er legte sich selbst einen feierlichen Schwur ab, in Zukunft vorsichtiger sein zu wollen, und er gab im nächsten Frühjahr dennoch Herrn Müller, „Architekt und Bauunternehmer," ebenso leichtsinnig Kredit, wie in der vorjährigen Campagne dem Herrn Bauunternehmer und Architekten Meier, der inzwischen auch schon neue Dumme gefunden hat, wieder auf Gummi fährt und trotz seines Krachs vom letzten Jahre an einer anderen Stelle lustig weiterbaut. In keiner anderen Stadt der Welt vielleicht blüht das Bauunternehmertum in gleichem Maße, wie in Berlin, und treibt häßlichere Blasen, als bei uns. Das ist eine der Schattenseiten von der Art, wie Berlin wächst. Man braucht nur ab und zu einen Blick in die Konkurslisten und die Subhastationsanzeigen der Berliner Zeitungen zu werfen, um die große Zahl der im Baugewerbe der Großstadt alljährlich zu Grunde gehenden Existenzen zu ermessen.

Die übrigen Häuser sind inzwischen, als der Spätherbst herangekommen, so ziemlich vollendet, die Bauzäune werden abgerissen, in den Nächten glüht es aus den Fensterhöhlen der Neubauten unheimlich von den Coakskörben, deren Hitze die nassen Wände mit Gewalt trocknen soll. Zwischen den Häusern sieht es noch recht ungemütlich aus. Hier ein Stück Trottoir, dann einige fünfzig Schritt grundloser Erde anstatt der Granitplatten, dann wieder ein Stückchen guten Bürgersteigs. Ein kleiner Berg hier, ein Thälchen dort, ein Zäunchen hier, ein freies Ackerchen dort mit einer tiefen Grube darinnen, in der sich schon Regenwasser zu einer trübe schimmernden Lache gesammelt hat. Dann wieder eine Gärtnerei, ein Feld mit einer einsamen Bretterhütte, in welcher der Wächter schläft, und — sehr bemerkenswert! — auch einige Grundstücke, an deren Vorderfront große Tafeln anzeigen, daß sie nicht mehr in den Händen der Terraingesellschaft, sondern schon in Privatbesitz übergegangen sind. Es scheint, man fängt an, sich für die „Gegend" zu interessieren.

Nur mit den Bewohnern sieht's noch recht schlimm aus. Vorläufig hat jedes Haus nur seinen Portier — Mann und Frau, die mietsfrei wohnen, das Haus, in dem noch nichts in Ordnung zu halten ist, in Ordnung halten und vor allem den sehnsüchtig erwarteten Mietern die Schönheiten der Wohnungen im verlockendsten Lichte anpreisen sollen. Ganz vereinzelt ist sogar auch schon eine Familie eingezogen — ein Bauunternehmer vielleicht, der doch wenigstens etwas von seinem Meisterwerk haben will, oder ein an Mammon armer, an Kindern reicher Subalternbeamter, der die Einsamkeit nicht scheut und dem es gleichgültig ist, daß im Vorderhause noch kein Teppich auf der Treppe liegt. Er wohnt billig — da kann er sich sogar das Spottwort „Trockenwohner" gefallen lassen. Auch Herr Knieberg, dem übrigens für den April gekündigt ist, hat einen Konkurrenten erhalten, der an der Ecke gegenüber eine Destille aufgemacht hat. Sie sind sich spinnefeind, die beiden, und das kommt vorläufig der Kundschaft zu gute, denn sie überbieten sich gegenseitig in der Größe der Portionen Bratkartoffel, und „gespritzt" werden die Bay-

rischen bei beiden nicht mehr. Die Kultur macht merkliche Fortschritte; ab und an taucht sogar schon ein Briefträger in der „Verlängerten X-Straße“ auf, sei's auch nur um einen gerichtlichen Zahlungsbefehl zu bestellen. Und als dann der Winter kommt und sein weißes Tuch über Feld und Gärten breitet, da mietet ein unternehmender Kopf nächst der Stadt, die im Lauf dieses Jahres ihre festgeschlossenen Häuserreihen schon wieder ein ganzes Stück weiter herangeschoben hat, einen großen freien Platz, läßt ihn hübsch umzäunen, sorgt für Beleuchtung und überströmt beim ersten Frost die ganze Fläche aus der Wasserleitung. Die „Größte Südwest-Eisbahn“ ist fertig, und es müßte wunderbar zugehen, wenn nicht nach wenigen Tagen schräg gegenüber „Die Allergrößte Südwest-Eisbahn“ ihre Schranken öffnete.

Der erste Möbelwagen.

Es war recht einsam sonst in der verlängerten X-Straße den langen Winter hindurch, so einsam, daß der Wirt aus der Destille sogar die Konkurrenz mit seinem vis à vis, die in Ermangelung der Kundschaft schon vorher aufgehört hatte, Konkurrenz zu sein, aufgab. In einer verschwiegenen Nacht hielt ein Möbelwagen vor seiner Thür — am Morgen fand der Portier die Wohnung des Biedermanns offenstehend und in den Räumen nur einige leere Weisbierkruken. Knieberg lächelte überlegen, durch die ganze Straße aber lief es wie ein Lauffeuer: „Es ist einer gerückt — nu werden wir wirklich großstädtisch!“

Und als das Frühjahr herankam, schien das Wort ernstlich zur Wahrheit werden zu wollen. Diesmal handelte es sich nicht um vier bis fünf Häuser, sondern es wuchsen gleich zwei Dutzend auf einmal aus der Erde, und nicht nur in der verlängerten X-Straße allein, sondern auch in den Nebenstraßen, trotzdem die Terraingesellschaft um 300 Mark mit der Quadratrute aufgeschlagen hatte. „Terrain SW.“ war an der Börse auf 150 gestiegen und blieb stets verlangt. Und jetzt, zum Apriltermin, kamen

Digitized by Google

draußen auch die ersten ernstlichen Mieter. Erst zwei, drei, die schüchtern nach den riesengroßen roten Plakaten an den Fenstern der im letzten Jahre vollendeten Häuser hinaufschauten:

„Herrschaftliche Wohnungen zu 6—8 Zimmern; Gartenwohnungen zu billigen Preisen. Näheres beim Portier."

Die ersten Suchenden zogen betrübt wieder ab. Billig waren die Mieten nicht. 1500—2500 Mark in dieser entlegenen Gegend! Das ist doch happich! Aber freilich — es sind ja auch Prachtbauten, die in der verlängerten X-Straße aufgeführt wurden — ist auch innen manches Ephraim, außen ist doch alles eitel Gold! Die breiten Thore mit mächtigen Eisenthüren geschlossen, die Treppenstufen mit dicken rotschimmernden Teppichen bis zum vierten Stock hinauf belegt, in den Fluren Fenster mit zierlichen bunten Butzenscheiben, die Wände strahlend von Marmor. Wenn es auch nur imitierter Marmelstein ist, er schimmert doch. Das alles hat Geld gekostet — da müssen auch die Mieten entsprechend seien!

Man baut in keiner Großstadt billig, und Berlin macht keine Ausnahme von der Regel. Ja, ich fürchte, man baut in Berlin verhältnismäßig teurer, als in mancher andren Großstadt, und daran sind nicht die hohen Grundstückpreise, nicht die hohen Kosten der Baumaterialien, nicht die hohen Arbeitslöhne schuld, sondern die oft haarscharf an Wucher grenzende Regelung des Baukredits. Die Summen, welche der Bauunternehmer bisweilen an Provision für die Agenten, an Damno für die erste sogenannte „Baugelderhypothek" und an Zinsverlust während des Baues, vielleicht auch noch an Konventionalstrafen zahlen muß, sind überaus hoch — oft kaum zu dem Wert des ganzen Objekts im Verhältnis stehend!

Aber die Berliner Bauthätigkeit macht auch enorme Anforderungen an den Geldmarkt. Für die hypothekarische Beleihung sind, ganz im allgemeinen, die Versicherungsbeträge für die Gebäude als maßgebend anzunehmen — meist sind die Hypothekenbelastungen allerdings bedeutend höher, denn der sogenannte Feuerkassenwert. Es betrug nun schon 1871 die Versicherungssumme für Immobilien in Berlin rund 926740575 Mark, zehn Jahre später war sie auf zwei Milliarden gestiegen, heute hat sie die dritte Milliarde überschritten, und im letzten Jahr — keineswegs einem der erfolgreichsten für die Bauthätigkeit, — traten allein für Neubauten, von Um- und Anbauten ganz abgesehen, Beträge in Höhe von 157567800 Mark hinzu!

Ja, das Wohnen ist eine teure Sache in Berlin, und man wundert sich eigentlich, wo die Menschen immer noch herkommen, welche die teuren Mieten bezahlen sollen. Aber sie kommen — sie kamen auch nach der verlängerten X-Straße. Am 2. April hielt wohl ein Dutzend hochbepackter Möbelwagen zwischen den Baufuhrwerken, und als Zeichen der Invasion spielten bereits am nächsten Morgen ganze Scharen von Kindern auf den leeren Plätzen zwischen den Rohbauten.

Die Etagen blieben freilich meist noch leer, aber die kleinen Wohnungen hatten sich gut vermietet. Man irrt, wenn man nach dem oberflächlichen Eindruck annimmt, daß im Westen und Südwesten der Stadt nur „Herrschaften" wohnen. Wenn es auch hier keine Riesenkasernen gibt, wie z. B. in der Ackerstraße, wo in einem Hause tausend Menschen wohnen, auf fünfzig und hundert Bewohner kommt doch so mancher Palast, dem man's von außen gar nicht ansieht. In den Hinterhöfen, in den Kellern — in ganz Berlin wohnen über 100000 Menschen in Kellern — hausen auch im Westen unzählige „kleine Leute." Sie bilden vorläufig das Gros der Bevölkerung der verlängerten X-Straße. Auch ein paar verwegene Ladenbesitzer haben sich eingefunden: zwei Grünkramkeller — „hier kann gerollt werden," — ein Flickschuster, ein Bäcker, so aber eigentlich nur eine Filiale von Katzfuß innehat, und sage und schreibe: drei Kolonialwarenhändler. Die armen Kerle! Vergebens wickeln sie ihre Ware nicht nur in die schönsten Papierchen, sondern auch in die süßesten Redensarten, vergebens überbieten sie sich mit Gratiszugaben von wohlriechenden Seifen und Bonbons an Dienstmädchen und Kinder — die Konkurrenz ist zu groß, die verlängerte X-Straße ist dem Überfluß noch nicht gewachsen.

Das Interessanteste aber ist: Herr Patzkow hat seine Villa verkauft und ist auf seinen früheren Grund und Boden hinausgezogen. Eine der Querstraßen erhielt nämlich ihm zu Ehren den Namen Patzkow-

Und wieder kommt der Herbst, und wieder kommt der Sommer. Jetzt ist die Gegend in voller Metamorphose begriffen. Die eine Seite der verlängerten X-Straße ist schon ganz mit Prachtbauten besetzt, die andere zeigt nur noch wenige Lücken, in den Nebenstraßen reiht sich Neubau an Neubau. Die Aktien der Terraingesellschaft notieren 234 bezahlt Geld! Die Gesellschaft hat jetzt die ganzen Patzkowschen Grundstücke abgestoßen, und gestern war in „Terrain SW"

Die Entwickelung der Familie Patzkow.

straße, da konnte er nicht widerstehen. Außerdem hat seine einzige Tochter Marie, nachdem sie als höhere Tochter ausstudiert hatte, geheiratet, — einen Baumeister, der in der Patzkowstraße ein halbes Dutzend Häuser auf einmal baut, auf seine Rechnung, aber mit Schwiegervaters Geld. Man munkelt, der Alte habe das schöne Geld nicht stilliegen sehen können und sei mit den Konsolszinsen nicht zufrieden gewesen — ihm ist's ganz recht, daß sein Schwiegersohn, mit dem er sich im übrigen unausgesetzt zankt, ein so unternehmender Herr ist.

Hausse an der Börse, weil es hieß, die umsichtige Direktion habe anschließend an ihren bisherigen Besitz — draußen, fast am Grunwald, neue große Erwerbungen gemacht.

Digitized by Google

Auf dem Straßenpflaster wächst längst kein Grashalm mehr; über die Dächer spannt sich die Telephonleitung; eine noch funkelnagelneue Villa, die vor zwei Jahren gebaut worden war, wird bereits wieder abgerissen, um einer gewaltigen Mietskaserne Platz zu machen. An der Ecke, wo früher die Baracke des braven Knieberg stand, hat Stephan eine Postanstalt eröffnet, und Knieberg selbst ist gegenüber in das Geschäft des verkrachten Destillateurs eingezogen, hat eine feine Restauration „zum Münchener Löwen" aufgemacht, trägt einen Gehrock und hält sich einen Oberkellner und einen perfekten Küchenchef.

Bis fast an den Grunewald heran dehnt sich das Viertel. Die ersehnten Mieter haben sich in recht leidlicher Zahl eingefunden, die roten Zettel an den Fensterreihen sind in der entschiedenen Minderzahl, und trotzdem die Zeitungen melden, daß in Berlin 40000 Wohnungen leerstehen und nächstens wieder einmal ein großer Häuserkrach zu erwarten sei, gehen die Mietspreise nicht hinunter. Freilich — in die Akten des Grundbuchamtes darf man nicht hineinschauen, wenn man dieser „aufblühenden Gegend" nicht ein gut Teil ihres Glanzes rauben will! Von zwanzig Häusern haben zehn ihre Besitzer bereits mehreremale gewechselt, vier davon im Wege des Zwangsverfahrens. Bei einer größeren Zahl steht die Subhastation unmittelbar vor der Thür, und fast alle sind mit Hypotheken belastet bis zur äußersten Schornsteinspitze. Es werden Jahre und Jahre vergehen, bis über die zerschmetterten Existenzen derer hinweg, die Berlin wachsen ließen, über die andern hinweg, die in kurzer Frist fast spielend Hunderttausende an diesem Wachsen verdienten, der feste ruhige Besitz hier endlich heimisch wird.

Zwei Jahre später!

An der Ecke der verlängerten X-Straße und der Patzkowstraße, gegenüber der Restauration zum münchener Löwen, in der seit dem Frühjahr elektrisches Licht den weiteren Fortschritt in der Entwickelung des Viertels verkündet, steht um die Dämmerungsstunde ein alter, dürftig gekleideter, gebeugter Mann, die braunen Fäuste auf einen dicken Knotenstock gestützt, und schaut mit unter dem Schlapphut hervorblinzelnden Augen die Häuserflucht entlang, über die grünenden Vorgärten hinweg in die dunstige Ferne, in der die Laternen eng zusammenzurücken scheinen.

Auf der Straße herrscht noch reges Leben. In dichten Scharen wallen die lusthungrigen Großstädter nach dem nahen Grunewald hinaus, Wagen auf Wagen rollt vorüber. Der alte Mann achtet auf das Treiben und Wogen um ihn her nicht, stier haften seine Augen an dem Geleise der soeben vollendeten Straßenbahn, und seine hageren Lippen murmeln von Zeit zu Zeit unverständliche Worte. Und dann hebt er plötzlich den Stock wie drohend gen Norden: „Da kam es her — da kam es her!"

„Herrchechen! Sind Sie's oder ist's Ihr Geist, Herr Patzkow?"

Knieberg ist vor die Thür des goldenen Löwen getreten und nickt dem Alten zu, etwas herablassend, fast wie mitleidig. „Haben sich ja ne halbe Ewigkeit nich sehn lassen, Herr Patzkow! Na wie steht's? Was macht die Madam und wie jeht's der Frau Tochter? Kellner, nen Seidel echtes für Herrn Patzkow!"

Er zieht den nur schwach widerstrebenden Greis in den Vorgarten hinein.

„Ja so, was die Marie is! Die is vorgestern ihrem Mann, dem Lumpen, nach Amerika nachgereist. Schlechte Zeiten, Knieberg, schlechte Zeiten!" Der Alte schlürft bedächtig den Schaum vom Seidel, wie ein Mann, dem ein Glas Echtes ein seltener Genuß ist. „Jämmerliche Zeiten — kaum daß man sein trocken Brot hat."

Der Restaurateur lächelt etwas überlegen. „Hab gehört, Herr Patzkow. Große Verluste! Ja, das Baugeschäft, das Baugeschäft. Und dann hat Ihr Schwiegersohn ja woll och an die Börse Unglück gehabt? Na ja, wie das so geht. Un nu sitzen Se drin in de Patsche."

„Alles hin — alles hin! Alles hat der Lump verjuchhet bis auf ne kleine Hypothek von meiner Ollen, an die se ihn nich ranjelassen! Und wenn ich so denke, det des hier allens meine war! Die Großstadt — die verfluchtigte Großstadt!"

Er trank hastig sein Bier aus und kramte in seinem schmalen vergrauten Portemonnaie. „Lassen Se man stecken, Herr Patzkow! Is mir ne besondere Ehre jewesen. Unsereinem jehts ja jut, Jott sei Dank, unsereinen nährt die Großstadt. Bleiben Se doch noch nen Seidelchen sitzen —

der erste Wagen von die neue Dampfbahn muß ja gleich vorbei kommen. Die wollen heute Abend die Probefahrt machen."

Und da kommt es schon von der Stadt herangesaust, das kleine prustende Ungetüm. Weithin leuchten die roten Laternen über das Geleise, die Gäste im Restaurationsgarten eilen an das Eisengitter, um sich das neue, langersehnte Verkehrsmittel anzusehen — der Alte bleibt sitzen und bohrt seinen Stock tief in den Kies. Er mag nicht aufschauen — er kann es nicht.

Einen Augenblick hält der Wagen an der Straßenecke. Bald aber schnauft er weiter, langsam erst, dann schneller drehen sich die Räder — dorthin eilt der Wagen, wo hart am Rande des Grunewalds die letzten Häuser stehen — dort hinaus in's Freie, wohin Berlin wächst!

Digitized by Google

Jugendbildnis.

Anna Schramm.

Von **Julius Hart.**

(Abdruck verboten.)

Das „Wallnertheater," Jahrzehnte lang das vornehmste Heim der Berliner Posse, eigens dazu gegründet, dieser leichten Kunstgattung ein besonderes Obdach zu gewähren, hat dem Zug nach dem Höheren nicht länger Widerstand geleistet, und wie früher das Friedrich-Wilhelmstädtische ins „Deutsche Theater," die Wallhalla-Operettenbühne ins „Berliner Theater" sich verwandelte, so hat auch das Wallnertheater versucht, sich in den Dienst der Klassik und aller höheren Kunst einzureihen. Das Wallnertheater wurde verdrängt vom Adolf Ernst-Theater: dieser Sieg des Jungen über das Alte bedeutet aber die Auflösung der alten Berliner Posse in das zusammenhanglose bunte Gemisch einer Specialitäten-Vorstellung. Die Soubrette ist heute mehr als jemals früher nur noch Coupletsängerin, Tanzkomikerin und was nicht noch alles: aber von Tag zu Tag hört sie mehr auf, Schauspielerin zu sein, Menschendarstellerin. Der völlige fast jähe Verfall des Soubrettentums gehört zu den eigentümlichsten Erscheinungen in der zeitgenössischen Theatergeschichte. Nach einigen Jahrzehnten der höchsten Blüte herrscht augenblicklich Novemberwetter, und so überreiche Eigenarten das Geschlecht vor uns an Künstlerinnen dieser Art besaß, einen ebenso ärmlichen Nachwuchs erblickt das Geschlecht von heute. Mit dem alten Soubrettentum aber sank auch die alte Berliner Posse und das Wallnertheater in das Grab hinab.

Die vielfach lasrive, doch durch blendende, wahrhaft geniale Subjektivität hervorstechende Josefine Gallmeyer, Marie Geistinger, Ernestine Wegner, welche selbst die zartesten lyrischen Empfindungen oft im reinsten poetischen Stil zu verkörpern wußte, und die resolute naturfrische Anna Schramm: diese vier Namen bezeichnen die vier Gipfelpunkte des vollendetsten Soubrettentums. Die Kunst, welche die Soubrette verkörpert, ist gerade keine Kunst ernsterer religiöser, ethischer oder philosophischer Ideale. Sie atmet nichts als den echt anakreontischen Geist wieder und kennt nur die eine Losung, daß man sich amüsieren muß. Durchaus sinnlich, durchaus verliebt preist sie den flüchtigen Genuß des Tages und der Stunde; die Gestalten, die sie hinstellt, haben es deshalb bei aller scheinbaren Philistrosität, Ehrbarkeit und Nüchternheit doch meist faustdick hinter den Ohren. Aber wenn uns die Soubrette auch nicht wie die tragische Schauspielerin in die tiefsten Abgründe des menschlichen Herzens, zu den Höhen der Erkenntnis führt, so kann sie doch als die Verkörperin der Lebensluft, als scharfe Beobachterin der Wirklichkeit und des Alltagslebens, als Darstellerin von Dickens'schem Geiste eine unerschöpfliche Fülle rein ästhetischer Empfindungen auslösen. Anna Schramm hat den Weg vom Wallnertheater zum Berliner Kgl. Schauspielhaus, von der Posse zu Goethe, Shakespeare und Kleist gefunden. Die Sicherheit aber, mit der sie heute auf den Höhen der dramatischen Dichtung einherwandelt, beweist am besten, ein wie großes gestattendes Talent von jeher ihr innewohnte, und daß sie auch in den Tagen ihrer Jugend nicht nur durch bloß sinnliche körpertiche Reize, wie häufig genug in der Schauspielkunst, ihren Ruhm geschaffen hat.

Anna Schramm.
In Mannstädts „Milchmädchen von Schöneberg."

Digitized by Google

Ein Theaterkind wie Marie Niemann-Seebach, sah unsere Künstlerin auch mit den ersten Atemzügen die Luft der Bretter und Coulissen ein. Aber die unverfälschteste Darstellerin des Berlinertums erblickte das Licht der Welt in Reichenberg in Böhmen und wandernd mit den Eltern gelangte sie in frühester Jugend von einer Stadt zur anderen. Zu Beginn der vierziger Jahre waren ihre Eltern nach Dessau engagiert, der Vater als Regisseur, die Mutter für das Fach der Anstandsdamen. Hier trat die kleine Anna Schramm als Kind zuerst vor die Öffentlichkeit; am 22. Januar 1842 spielte sie im „Donauweibchen" den Schutzgeist Lili. Die Mutter, eine tüchtige Sängerin und einsichtsvolle Schauspielerin, übte einen frühzeitigen heilsamen Einfluß auf die Entwickelung des jungen Talentes aus, das sich selbstverständlich in den ersten Jahren zur Tragödin berufen glaubte und als Kind nur in den Monologen der „Jungfrau von Orleans" und „Maria Stuart" schwelgte. Einfachheit und Natürlichkeit aber waren die Ziele, auf die schon die Mutter sie hinwies.

Anna Schramm.
In Carl Görlitz: „Das erste Mittagessen."

Der Weg der jungen Soubrette ging über die Theater von Königsberg, Danzig, Berlin, Hamburg, wo sie 1859 unter Maurice an der Seite von Hedwig Raabe spielte, und Braunschweig. Das neubegründete Wallnertheater in Berlin wurde die Wiege ihres Ruhmes; hier reifte sie zu der großen Soubrette heran, welche den guten Geist des Spreeathenertums, die besten Eigenschaften seines Witzes und Humors tief in sich aufgenommen hatte und in so glänzender Weise zu verkörpern wußte. Eine goldene Laune, eine naturfrische aus dem Herzen hervorquellende Heiterkeit, eine gesunde kecke Frahheit lag über jedem ihrer Gebilde ausgebreitet und erweckte gleich bei dem ersten Auftreten in der Seele der Zuhörer jene behagliche wohlige Stimmung, die so entscheidend für den Erfolg einer theatralischen Darstellung ist. Mehr als nur eine ausgezeichnete Coupletsängerin, mehr als nur Karikaturistin, die mit scharfem Blick die komischen Eigenheiten einer Persönlichkeit aufzufassen weiß, stellte sie die Charakterfiguren der Berliner Posse und des Berliner Volkslebens, das lachlustige Dienstmädchen, das nie auf den Mund gefallen, den typischen Schusterjungen, mit lebendiger Wahrheit dar. Die Gestalten der Posse, des Schwankes, rein litterarisch zumeist wertlos, erfahren ja fast stets unter der Hand eines großen Schauspielers, einer großen Schauspielerin erst eine künstlerische Ausgestaltung, jene charakteristische Schärfe, jene Wirklichkeitstreue, welche das Beste und Wertvollste bei der Kunst der Darstellung des niederen Lebens ausmacht. Die Naivetät und „Gerissenheit," die Harmlosigkeit und ungenierte Keckheit, die in der Berliner Volkskomik zu einem merkwürdigen Ganzen sich innig vermischt haben, kamen auch in der Kunst von Anna Schramm lebendig zur Erscheinung. Sie besaß jene echt komische Kraft, mit einer einzigen Bewegung, einem einzigen Wort einen Sturm des Beifalls zu erregen: so als sie in dem G. Bellyschen Schwank „Bädecker" als Friseurstochter von ihrem Schatz zu sagen hatte „Er ist so furchtbar nett," da sprach sie diese Worte mit einer so unbeschreiblichen komischen Betonung, daß sie sie zu geflügelten Worten hat werden lassen. Von dem Tage an nannte der Berliner seine Anna Schramm selber „die furchtbar Nette", mit einem echten Spreewort alle ihre Vorzüge, ihre ganze Persönlichkeit charakteristisch bezeichnend, und dieses „furchtbar nett" ward zum Ruhmestitel, mit

Anna Schramm als Amme in „Romeo und Julie."

dem die Künstlerin in der Geschichte des Theaters lebendig bleiben wird.

Die alte Berliner Posse in ihrer von Kalisch begründeten Form stand gerade damals in den sechziger und siebziger Jahren in der Zeit ihrer glänzendsten Blüte und auf der Höhe ihrer Erfolge. Kalisch selber schrieb noch einige seiner besten Sachen, und der jüngere Nachwuchs, Georg Belly, Salingré, Emil Pohl, Jacobson, Mannstädt trat mit seinen frischesten Jugendarbeiten hervor. Vor allem aber hatte die Berliner Volksschauspielkunst glänzende Namen aufzuweisen: mit Helmerding, Reusche und Neumann bildete Anna Schramm jenes berühmte Quartett, das in der Theatergeschichte der Reichshauptstadt unvergeßlich bleiben wird und dem Wallnertheater einen Erfolg nach dem anderen verschaffte. Auch in diese Posse war etwas eingedrungen von dem Geist der üppigen Lascivität, des Offenbachschen Cancantanzes, der damals über die deutschen Bühnen einbrach; die Sinnlichkeit der Gallmeyer, der „feschen Pepi," konnte sich aufs herrlichste entfalten. Ihr gegenüber vertrat Anna Schramm ein herberes norddeutsches Element, das mehr mit der Frivolität spielte, als sich ihr hingab. „Auch ein böser Geist, der Dämon der Frivolität," schrieb damals Adolf Glasbrenner, „hat unsere Soubrette heimgesucht; und wie sollte er nicht, da er ja in den meisten heutigen Volksstücken, bei denen die Poesie händeringend in der Coulisse sitzt, so stark beschäftigt ist, ihm so ausdauernd und mit voller Hingebung gehuldigt wird! Er hat sich oft auf Annas Schulter gesetzt und ihr dies und das ins Ohr geflüstert, was des Beifalls der Menge gewiß gewesen wäre; er hat oft unter bacchantischer Musik ihr ein Glas Schaumwein kredenzt und sich schon gefreut, sie in seinen Bocksprüngen mit sich fortreißen zu können, aber immer zu rechter Zeit noch zupfte der Genius der Weiblichkeit am Kleide Annas, und sie widerstand dem Versucher. Diese Momente im Spiele unserer Soubrette sind von unbeschreiblicher Komik. Wie sie uns an gewissen gefährlichen Stellen der Situation und des Dialogs durch ihr witzblitzendes Auge sagt: Jetzt ist der Versucher da! der Schelm sitzt mir im Nacken! Wie sie uns dann durch einen Blick dankbarer Unschuld andeutet, daß sie sich bereits jenseits des Abgrundes außer Gefahr befindet; oder wie sie, als wenn sie den Strom des Unerlaubten gar nicht rauschen hörte, mit der allersichersten Naivetät über dessen zerbrochene moralische Brücken hinüberschreitet und uns dann erst schelmisch anguckt: das ist individueller Humor, der den ärgsten Hypochondristen lachen und den ärgsten Frommen lächeln macht."

Im Wallnertheater und im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater unter der Deichmannschen Direktion, zu dem Anna Schramm im Jahre 1867 desertierte, dann auf zahlreichen Gastspielreisen, denen sie sich später völlig ergab, schuf sie eine reiche Fülle komischer Gestalten: die berühmtesten darunter das „Milchmädchen von Schöneberg" in der gleichnamigen Posse von Mannstädt, eine Gestalt von frischester und herzigster bäuerischer Naivetät, die in die civilisierte verschrobene Großstadt hineingeraten ist, das sächsische Dienstmädchen, welches durch seine komischen „Thumbheiten" einem jungen Ehepaar das „erste Mittagessen" verdirbt, die Laura Kiekbach im „Goldonkel," der Schusterjunge in „Krethi und Plethi," ihre „Gräfin Guste," ihre unübertreffliche „Leichte Person" u. s. w. u. s. w.

Durch ihre Heirat wurde Anna Schramm auf einige Jahre der Bühne entzogen; aber die Ehe nahm einen sehr unglücklichen Verlauf und das unglücklichste Ende. Der Gatte verschwand, nachdem er das Vermögen der Künstlerin durchgebracht hatte, und hinterließ ihr nichts als eine dichtgedrängte Schar von Gläubigern. Zu Anfang der achtziger Jahre erschien ihr Name von neuem auf dem Theaterzettel. Gastspielreisen führten sie überall hin durch Deutschland und Österreich. Und heute ist aus der „furchtbar netten" Soubrette eine große „komische Alte" geworden, welche von der ehemaligen saftigfrischen natürlichen Komik, von der Kraft, alles Witzige rasch aufzufassen, von der Schärfe der Charakteristik nichts eingebüßt hat und auch heute wie früher durch ein einziges Wort, eine einzige Bewegung die unmittelbarsten Wirkungen zu erzielen weiß. Gestalten des niederen Volkslebens sind es, in denen sie auch jetzt wieder ihr Bestes bietet; sie trifft diese mit gleicher Sicherheit, wenn sich eine starke burleske Karikatur hineinmischt, wie auch wenn sie einen reinen volkstümlichen Schwankcharakter an sich tragen. Ihre „Madame Bonivard," die sie am „Wallnertheater" schuf, atmete den fröhlichsten Fliegende-Blätter-Geist; der Karikaturentypus einer altgewordenen Tänzerin, welche noch ganz in den Erinnerungen an die Tage des ehemaligen Glanzes schwelgt, war hier mit der lustigsten Ausgelassenheit aufgefaßt, mit einer Ausgelassenheit, welche die Züge der Naturwahrheit in einem Hohlspiegel aufgefangen hatte. Aber die Kraft ihrer Komik verfagt darum keineswegs bei den Gebilden unserer Klassiker, welche ohne alle witzigen Verzerrungen dastehen. Den Weg von Kalisch zu Moser, von Moser zu Shakespeare, Goethe und Kleist geht sie mit ruhiger Sicherheit. Als „Martha Rull" im „Zerbrochenen Krug," als „Martha Schwerdtlein" im „Faust," als „Amme" in „Romeo und Julie" hat sich Anna Schramm als eine wahrhaft „Königliche Schauspielerin" bewiesen, welche den rein volkstümlichen Geist unserer Klassiker aufs lebendigste verkörpert. Mit einer Unbefangenheit, welche durch keinerlei akademische Bedenken angekränkelt ist, stellt sie diese Menschen des Alltags hin, mit jenem einfachen derben komischen Anstrich, den unsere großen Dichter selbst gesucht haben und den man mit unangebrachter Geringschätzung „Galerienkomik" genannt hat. Von den Nachfolgerinnen der Frieb-Blumauer am Berliner Schauspielhause ist keine mit der großen Toten so ursprünglich nahe verwandt wie Anna Schramm; wohl kann auch sie nicht über deren ganze Erbschaft verfügen, aber doch über einen Teil derselben. Nicht wie die jener wurzelt ihre Kunst ganz und gar in der Charakterdarstellung, aber sie teilt mit ihr den Sinn für das Echt-Volkstümliche, die völlig natürliche frische Laune, den Witz und die Kraft der unmittelbaren Komik.

Digitized by Google

Ludwig XVII von Frankreich.

Von

Theodor Hermann Pantenius.

(Abdruck verboten.)

Es war am 27. März 1785, als Ludwig XVI und Marie Antoinette in Versailles der zweite Sohn und mit ihm das dritte Kind geboren wurde. Der Knabe wurde, gegen die Sitte des königlichen Hauses, noch an demselben Abend auf die Namen Ludwig Karl getauft und erhielt den Titel eines Herzogs von der Normandie. Der Geistliche aber, der ihn taufte, war jener Kardinal Rohan, der bald darauf die Königin in jenen häßlichen Handel verstricken sollte, der unter dem Namen der Halsbandgeschichte ihrem Ruf so furchtbar geschadet hat.

Man stand fast unmittelbar vor der Revolution, aber wer nicht sehr scharfsinnig war, ahnte das nicht. Scheinbar war alles wie früher, und Paris wie ganz Frankreich nahmen an dem freudigen Ereignis in der königlichen Familie den wärmsten Anteil. Sobald dasselbe bekannt wurde, läuteten die Glocken, donnerten die Kanonen, waren alle Fenster erleuchtet. Als Marie Antoinette am 24. Mai zum erstenmale wieder nach Paris kam, jubelte das Volk ihr zu, wie je zuvor.

Am 4. Juni 1789 starb, acht Jahre alt, der Dauphin, und der Herzog von der Normandie folgte ihm in dieser Würde. Er wird von Zeitgenossen als ein entzückendes Kind geschildert. Langes, von Natur lockiges Haar von aschblonder Farbe fiel ihm auf die

Marie Antoinette mit ihren Kindern, der Prinzessin Marie Thérèse Charlotte, dem Dauphin († 4. Juni 1789), und dem Herzog von der Normandie.
Gemalt von Elisabeth Le Brun.

Schultern herab. Seine Augen waren blau, sein Teint von größter Zartheit. Er hatte einen überaus kleinen Mund, und ein Grübchen im Kinn erhöhte den Liebreiz seines Antlitzes. Er war auch geistig mit reichen Gaben ausgestattet, er war scharfsinnig und von großer angeborener Herzenshöflichkeit. Mögen auch manche der Anekdoten, die über ihn in Hofkreisen erzählt wurden, erdacht sein, so bleibt es doch immer gut bezeugt, daß der kleine Prinz ein hochbegabter und sehr frühreifer Knabe war.

Die äußeren Verhältnisse waren der Entwickelung dieser Anlagen zunächst sehr günstig. Der König war seinen Vorfahren so unähnlich wie irgend möglich. Während diese in Gutem wie in Bösem geborene Herrschernaturen, Männer von stolzem Sinn, starker Willenskraft und mächtigen Leidenschaften waren, schien die Natur Ludwig XVI ganz und gar für das Privatleben bestimmt zu haben. Obgleich wenig begabt, war er nicht ohne geistige Interessen, wenn diese auch mehr an den Einzelheiten hafteten. Seine Lieblingswissenschaft war die Geographie. Der König war von tiefer Frömmigkeit, doch äußerte sich diese wesentlich als Ergebung in den Verlauf der Dinge. Die Erkenntnis der engen Grenzen seiner Begabung und seiner schwachen Willenskraft machte ihn ferner mißtrauisch gegen sich selbst und bewirkte, daß er nicht selten gegen seine bessere Einsicht seiner Umgebung freie Hand ließ, sofern diese nur selbstbewußt auftrat. Sein eigentlichstes Interesse gehörte nicht dem Staat, auch nicht dem Hof, sondern ausschließlich seiner Familie. Er hing mit der größten Bewunderung an seiner Gemahlin, mit der zärtlichsten Liebe an seinen Kindern. Nie fühlte sich dieser Fürst wohler, als wenn er, im Kreise der Seinigen verweilend, seine Kinder selbst unterrichten konnte.

Als Prinz Ludwig Karl heranwuchs, war auch Marie Antoinette nicht mehr die leichtlebige Königin der Mode, deren Heiterkeit einst so sehr das Entsetzen der Tanten ihres Gatten erregt hatte. Manche herbe Erfahrung hatte sie vertieft, auch sie suchte jetzt das Glück in den Augen ihrer kleinen Lieblinge.

So kamen denn die Eltern überein, dem Dauphin keinen Hof einzurichten, sondern sich selbst seiner Erziehung zu widmen. Seine Gouvernante wurde die Herzogin von Polignac, sein Lehrer der Abbé Davaux, seine Erzieher aber blieben die Eltern und die von ihnen unzertrennliche Prinzessin Elisabeth, die Schwester des Königs.

Die Königin lehrte den Sohn selbst das Lesen. War der Unterricht beendet, dann griff sie nach der Harfe und sang dem Knaben ein Liedchen vor. Der Kleine liebte das leidenschaftlich. Eines Abends sang die Königin in Saint Cloud aus einer Romanze von Berquin den Vers:

Dors, mon enfant, clos ta paupière,
Tes cris me déchirent le coeur:
Dors, mon enfant, ta pauvre mère
A bien assez de sa douleur.

Der kleine Prinz, der neben seiner Mutter saß und tief ergriffen war, blieb so regungslos, daß die Prinzessin Elisabeth lachend ausrief: „Wahrhaftig, Karl ist eingeschlafen!“ Da richtete sich der Kleine jäh auf und rief lebhaft: „Aber Tante, wie kann man schlafen, wenn Mama singt!“

Der Prinz hing in der That mit der zärtlichsten Liebe an seiner Mutter. Diese hatte eine große Zuneigung zu den Blumen. Sobald der Prinz aufgestanden war, lief er, begleitet von einer Zofe und einem Hündchen namens Moufflet, das er von seinem Bruder geerbt hatte, in die Gärten und pflückte Blumen zu einem Strauß. Dieser wurde dann in das Ankleidezimmer der Mutter gebracht, um sie dort zu erwarten. Der Prinz hatte auch ein eignes kleines Gärtchen, das er mit großer Liebe pflegte. „Ich bin hier eigentlich nur der Pächter,“ soll er einmal gesagt haben, „die Früchte gehören Mama.“ Als ein Herr den im Schweiße des Angesichts Arbeitenden darauf aufmerksam machte, daß er das Begießen doch einem Gärtner überlassen könne, erwiderte der Prinz: „Das wohl, aber Mama würde weniger Freude an den Blumen haben, wenn ein anderer sie gezogen hätte.“

Noch eine Anekdote aus diesem Familienleben. Der Prinz war unartig gewesen, und die Königin bestrafte ihn dadurch, daß sie Mousflet einsperren ließ. Dieser heulte und winselte natürlich. Der Prinz lief außer sich zur Mutter und verlangte kategorisch, daß der unschuldige Mousflet in Freiheit gesetzt und er, der Prinz, eingesperrt würde, ja er blieb, als seine Bitte

Ludwig Karl, Dauphin von Frankreich.

erfüllt wurde, freiwillig geraume Zeit über den festgesetzten Termin in der Haft.

Mittlerweile gingen die politischen Ereignisse ihren verhängnisvollen Gang. Am 14. Juli 1789 war die Bastille erstürmt worden, am 4. August hatte die Nationalversammlung in einer einzigen langen Nachtsitzung das ganze alte Frankreich über den Haufen geworfen. Die Revolution war da, und nur zu bald sollte auch unser kleiner Prinz die Furchtbare persönlich kennen lernen.

Am 1. Oktober gaben die Gardes du Corps — ein nur aus Edelleuten bestehendes Regiment, — dem Regiment Flandern, das nach Versailles kommandiert war, ein Diner. Man berauschte sich gegenseitig in Versicherungen unbedingter Anhänglichkeit an die königliche Familie, und als diese für ein paar Augenblicke in den Saal trat, kannte die Begeisterung keine Grenzen. Man jauchzte ihr zu, man schmückte sich, im Gegensatz zur schon entstandenen Trikolore, mit weißen

Bändern, man sang die royalistischen Lieder der Zeit.

Die Nachricht von diesem Fest, über das die übertriebensten Gerüchte umliefen, erregte in Paris die äußerste Erbitterung. Die Könige von Frankreich hatten es durch eine langjährige, zielbewußte Politik erreicht, daß der gesamte Hochadel und ein großer Teil des niederen Adels sich in einen Hofadel verwandelt hatte. Nur durch den Hof führte der Weg zu Ehren und Reichtümern. Als der Großvater Mirabeau's Ludwig XIV als ein Mann vorgestellt wurde, der in seinem Dienst jahrelang nicht aus dem Sattel gekommen war, sah der König gleichgültig über ihn hinweg. „Sire," rief der mit Narben bedeckte und vor dem Feinde einarmig gewordene General, „ich hätte meine Fahnen verlassen und mir am Hof eine alte Vettel kaufen sollen. Das hätte mir Beförderung und weniger Wunden gebracht."

Der alte Haudegen hatte recht.

Als Entgelt für die Lasten des Hoflebens waren alle angesehenen oder einträglichen Stellen dem Adel vorbehalten. Dieser fühlte sich mit Recht als den Herrn des Landes, und sein Übermut kannte keine Grenzen. Es gab wahrscheinlich keinen nicht adeligen gebildeten Mann in Frankreich, der nicht von einem Edelmann beleidigt, wahrscheinlich keinen ungebildeten, der nicht von einem solchen mißhandelt worden war. So hatte sich denn eine ungeheure Masse von Haß gegen diese soziale Klasse angesammelt, und dieser Haß kehrte sich naturgemäß auch gegen den König, der ja gelegentlich erklärte, er sei der erste Edelmann Frankreichs. Wie der König eigentlich beschaffen war, wußte kein Mensch, denn der Adel schloß ihn hermetisch von jeder Berührung mit den übrigen Schichten des Volkes ab.

Hörte man nun, daß bei dem Fest der Gardes du Corps die Trikolore mit Füßen getreten worden sei — was übrigens nicht wahr gewesen zu sein scheint, — so erschien das Fest wie eine Verschwörung des Adels gegen die neugewonnenen Volksfreiheiten. Die Leiter der Revolution mochten in dieser eine große Gefahr sehen, sie erkannten jedenfalls, daß hier ein vortreffliches Agitationsmittel vorlag. Am 5. Oktober setzt sich ein Teil der Nationalgarde, der sich ein ungeheurer Haufen Gesindel anschließt, nach Versailles in Bewegung, um die königliche Familie nach Paris zu bringen. Der unselige La Fayette, der stets das Gute will und stets das Böse schafft, fehlt natürlich auch hier nicht.

Er bewegt den König dazu, einen Teil der Schloßwache einem Regiment anzuvertrauen, das bereits einmal abgefallen war, und begibt sich dann zur Ruhe. Ein paar Stunden nach Mitternacht öffnen die meuternden Grenadiere die Thore, und der betrunkene Pöbel wälzt sich ins Schloß. Der schwache König ist nur verachtet, die willensstarke Königin aber wird über alles gehaßt. Auf sie ist es heute in erster Reihe abgesehen. Nur der Opfertod der getreuen Gardes du Corps, die vor ihrer Thüre wachen, läßt ihr Zeit, sich in das Zimmer des Königs zu retten. Hier findet sich ihr Gemahl zunächst noch nicht vor. Als der König den Lärm hört, eilt er zuerst in das Zimmer, in dem der Dauphin schläft, und hebt ihn aus dem Bett. Den Knaben auf dem Arm tastet er sich dann durch einen dunkeln Gang in sein Zimmer zurück, in dem mittlerweile die ganze königliche Familie eine Zuflucht gesucht hat.

Endlich erscheint auch La Fayette auf der Bildfläche, und es gelingt ihm, das Schloß von den Eindringlingen zu säubern. Der König müsse aber nach Paris, das ist sein A und O. Vergeblich beschwören die anderen Herren den Fürsten, diesem Ratschlag nicht zu folgen; der fromme, gute Mann auf dem Throne, der immer bereit ist das Beste zu glauben, erklärt sich wahrhaftig bereit, ohne Schwertschlag den Kopf in den Rachen des Löwen zu legen. Er tritt auf den Balkon und verkündet dem trunkenen, zum Teil mit dem Blut seiner Gardes du Corps befleckten Gesindel, daß er sich dem Wunsch seiner getreuen Unterthanen fügen werde. „Die Königin! Die Königin!" schreit man unten. Die Königin erscheint, an der einen Hand die Tochter, an der anderen den Sohn. „Die Kinder weg!" brüllt man unten. Die Tochter Maria Theresias führt ihre Kinder wieder in den Saal und kehrt dann allein auf den Balkon zurück. Furchtlos blickt sie herab auf die wüste Menge, von der sie weiß, daß sie nach ihrem Blute dürstet. Damit erzwingt sie auch in den wildesten

Herzen Bewunderung, und die Masse jauchzt der Königin zu.

Aber was ist damit gewonnen? Der König hat sich zum Gefangenen der Pariser gemacht, und die Königin kann das nicht ändern. Der Hof wird sich sogleich nach Paris in Bewegung setzen, und die Nationalversammlung wird ihm dahin folgen. Die Politik wird künftig weder von jenem noch von dieser gemacht werden, sondern von den Männern der Straße.

Zug des Königs und der Königin von Versailles nach Paris am 6. Oktober 1789.
Nach einem gleichzeitigen Stich.

Um ein Uhr besteigen das Königspaar, die Kinder, die Prinzessin Elisabeth, die Marquise Tourzel eine Kutsche und begeben sich, umgeben von betrunkenen Männern und Weibern, die Gassenhauer und Spottlieder brüllen, auf den Weg. Voran schreitet ein ehemaliges Modell, das sich in dieser Nacht den Ehrennamen: „Kopf ab" verdient hat. Ihm folgen zwei Kerle, die auf ihren Lanzen die Köpfe der beiden ermordeten Gardes du Corps tragen. In Sevres lassen sie diese bei einem Barbier frisieren. An diese Lanzenträger schließen sich Batterien, auf deren Pferden und Kanonen der Auswurf der Pariser Dirnen sitzt. In dem wüsten Haufen, der sich hinter den Batterien herwälzt, schreiten die unglücklichen Gardes du Corps, entwaffnet, ohne Hüte, ohne Schärpen.

Es ist der Leichenzug der französischen Monarchie und jener Generation des französischen Volkes. Von allen jenen Tausenden, die hier in wirrem Wechsel Paris zustreben, werden fast alle jämmerlich zu Grunde gehen. Der gute König, die tapfere Königin, der unschuldige Dauphin, die verzweifelnden Getreuen, die frohlockenden Idealisten aus dem dritten Stande, der jauchzende Pöbel — sie alle werden von der Revolution verschlungen werden. Das gräßliche Wort des verruchten Ludwigs XV: „Nun, ich komme schon durch, ich alter Mann, aber mein Enkel mag sich in acht nehmen," sollte an allem, was französisch war, sich furchtbar erfüllen.

Es ist tröstlich, daß der kleine Prinz den Sinn der scheußlichen Lieder, die an jenem Tage an sein Ohr klangen, nicht verstand. Immerhin muß der Eindruck schrecklich genug gewesen sein.

Die Tuilerien, in denen die königliche Familie ihre Wohnung nahm, waren seit länger als einem Jahrhundert nicht mehr dauernd bewohnt worden. „Es ist hier alles sehr häßlich, Mama," sprach der Knabe, als er an der Seite der Königin die Gemächer durchschritt.

Das arme Kind! Es sollte sein Gärtchen in Versailles nie wieder betreten. Wenigstens brachte ihn anfangs seine Gouvernante an jedem Dienstag zur Marquise de Leyda, zu deren in der Vorstadt Saint-Germain gelegenen Wohnung ein großer Garten gehörte. Bald aber erschienen diese Ausflüge zu gefährlich, und man schuf bei den Tuilerien ein kleines Gärtchen, in dem der Prinz seine Blumen ziehen und mit Kaninchen spielen konnte.

Im übrigen erhielt er trotz seines zarten Alters regelmäßigen Unterricht in den Elementarfächern, Geschichte, Geographie und Botanik.

Das Gärtchen des Prinzen — es hat nach ihm dem König von Rom, dem Herzog von Berry, dem Grafen von Paris und zuletzt dem Sohne Napoleons III als Spielplatz gedient — war dem Publikum zugänglich und auch Bittstellerinnen wandten sich hier an den kleinen Königssohn. Eine von diesen sagte einmal: „Wenn mir diese Bitte erfüllt werden könnte, würde ich glücklich sein wie eine Königin." „Glücklich wie eine Königin," sagte das Kind nachdenklich, „ich kenne eine Königin, die stets weint."

Solange noch der dritte Stand, d. h. das Bürgertum, der Träger der Revolution war, übte der Hof, so gedemütigt er auch war, immerhin noch eine starke Anziehungskraft aus. So bildete sich damals ein Kinderregiment, dessen Chef der Dauphin wurde, und das nach ihm Royal-Dauphin hieß (der Volkswitz nannte es Royal-Bonbon). Der Anblick dieser kleinen Truppe, zu der sich bald noch eine konkurrierende, die Epaulettes-Blanches, gesellte, machte dem kleinen Herrn viel Freude.

An die Stelle des wenn auch politisch völlig ungeschulten, so doch immerhin von idealen Beweggründen geleiteten Bürgertums trat nur zu bald der Auswurf aller Stände, den die Revolution aus den dunkelsten Winkeln der großen Hauptstadt hervorgezogen oder aus den entferntesten Gauen des weiten Landes nach Paris gelockt hatte. Man drängte sich nicht mehr mit Bitten an den kleinen Dauphin, man beschimpfte ihn, so daß er nicht mehr in sein Gärtchen gelassen werden durfte. Weinend sah der Kleine von den Fenstern herab auf die Stätte, in der seine so heißgeliebten Blumen nun ungepflegt unter den heißen Sonnenstrahlen verdorrten.

Selbst der Optimismus des Königs kam endlich zur Erkenntnis, daß er und die Seinigen sicherem Untergange entgegengingen, wenn er noch länger in Paris, wo er thatsächlich längst ein Gefangener war, verweilte. Ein Fluchtplan wurde entworfen und am Abend des 21. Juni 1791 ausgeführt. Die Königin reiste als Baronin Korff aus Kurland, der König als ihr Kammerdiener. Dem Dauphin hatte man Mädchenkleider angethan. Als man ihn um elf Uhr abends weckte und ankleidete, sagte er schlaftrunken: „Wir spielen wohl Komödie, daß wir uns so verkleiden?"

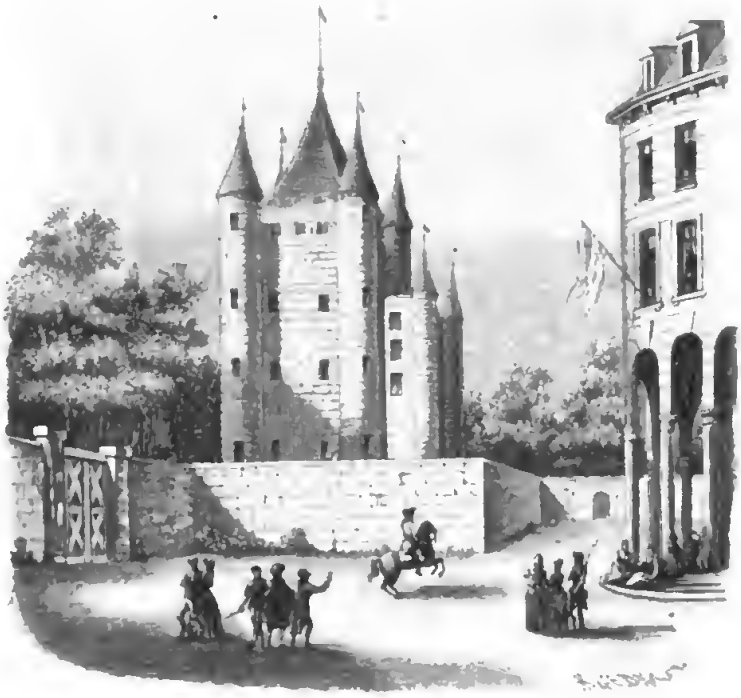
Es ist bekannt, wie der Fluchtversuch der königlichen Familie infolge einer Reihe von Mißverständnissen und Unglücksfällen scheiterte. Am 25. waren alle wieder in den Tuilerien. Als der kleine Prinz in seinem Bett lag, rief er den Kammerdiener zu sich: „Sagen Sie mir doch, was eigentlich vor sich geht," bat er. „Kaum waren wir in Varennes eingetroffen, so mußten wir wieder umkehren. Ich begreife nicht weshalb. Wissen Sie es?" Der Diener bat ihn leise — denn es befanden sich Wachen im Zimmer, — nie wieder von dieser Reise zu sprechen, und der Prinz that es auch nie wieder. Er blieb aber noch lange wach und erzählte am anderen Morgen, er habe einen schrecklichen Traum gehabt. Er wäre von Wölfen, Tigern und anderen Raubtieren umgeben gewesen, die ihn zerreißen wollten.

Das Traumgesicht sollte sich nur zu furchtbar erfüllen.

Wir können hier das Fortschreiten der Revolution nur in großen Zügen verfolgen. Wenn die Wogen an das Ufer schlugen und ein Stück der Wandmauer mit fortgenommen hatten, trat eine kurze Stille ein, aber das Wasser stieg beständig. Mitunter schien es, als ob die Bewegung doch noch in gesetzliche Bahnen einlenken würde, und dann feierten die königliche Familie und die Massen gemeinsam Feste, wie das der Konstitution am 18. September, aber im Lande selbst herrschte schon das Chaos, und der aus dem Reich geflüchtete Adel stand unter der Führung der Prinzen bewaffnet an der Grenze. Der König leitete das Staatsschiff nicht mehr, er trieb auf steuerlosem Fahrzeug umher, und die meuternde Mannschaft gewöhnte sich mehr und mehr daran, in ihm die Ursache ihres Verderbens zu hassen. Als es wieder Sommer geworden war, kam es zu den schrecklichen Scenen des 20. Juni. Die furchtbaren Männer, die jetzt durch den bewaffneten Pariser Pöbel allmächtig waren, hofften ohne Zweifel, die königliche Familie würde bei diesem Anlaß — die Massen überreichten dem König angeblich eine Petition

— ermordet werden, dieſe Hoffnung ſchlug aber fehl. Man begnügte ſich damit, ſie zu beſchimpfen, indem man ihren Mitgliedern, — auch dem Dauphin, — rote Mützen aufſetzte und ſie mit „Du“ anredete.

Der 20. Juni war nur ein Vorſpiel zum 10. Auguſt. An dieſem Tage wurde auch das Scheinkönigtum, das noch beſtand, in einem Anſturm niedergeworfen. Als die königliche Familie aus den Tuilerien in die Aſſemblee flüchtete, war alles vorüber. Ihre letzten Verteidiger, ein paar Hundert Edelleute und die getreuen Schweizer, wurden von den Maſſen erdrückt und abgeſchlachtet.



Der Temple zur Zeit der Revolution.

Die königliche Familie wurde in eine Loge gewieſen, die bisher die Journaliſten der Zeitung „Le Logograph“ beherbergt hatte. Sie fand hier eben Platz und mußte in ihr das Schrecklichſte erleben. Ein Kanonier der Nationalgarde wies der Verſammlung ſeine blutigen Arme. „Ich ſtelle ſie Euch zur Verfügung, um den König zu töten,“ rief er. Der Dauphin umklammerte bei dieſem Anblick entſetzt ſeinen Vater, aber der König blieb ganz ruhig. Da barg der Kleine ſein Antlitz in den Schoß der Mutter.

Erſt um zwei Uhr nachts führte man die Gefangenen in einen Raum, der mittlerweile notdürftig für ſie hergerichtet worden war und der aus vier Zimmern beſtand. Es waren ehemalige Zellen im aufgehobenen Kloſter der Feuillants.

Wie ſehr immer der franzöſiſche Adel in den Tagen ſeiner Macht durch Selbſtſucht und Übermut geſündigt hatte, jetzt in der Not bewies er eine bewunderungswürdige Treue. Obgleich durch die Schwäche des Königs zum Untergange verurteilt, hielten die Träger der großen Namen zu ihm wie nur je. Auf dem mit Backſteinen gepflaſterten Korridor vor den Zellen ſammelten ſich die Choiſeul und die Rohan und zwar die Damen und Männer, wie einſt in den Galerien von Verſailles. Es war nicht ihre Schuld, wenn ſie nicht bis zu ihrem unglücklichen König, zu ihrer Königin gelangen konnten.

Mit dem 10. Auguſt ging die Herrſchaft über das Land von der Aſſemblee generale auf die Kommune von Paris über. In Wirklichkeit entſchieden nun nicht mehr die von der Nation, ſondern die vom Pariſer Pöbel gewählten Männer.

Auf den Antrag von Manuel wurde der königlichen Familie der Templerturm, im Volksmunde kurz „der Temple“ genannt, zum Gefängnis angewieſen.

Etwa ums Jahr 1212 hatten die Tempelherren auf ihrem im Nordoſten von Paris gelegenen Grundſtück ein Arſenal angelegt. Es war ein mehr als 150 Fuß hoher Turm, deſſen Mauern neun Fuß breit waren. Dieſer Turm war ſeinerſeits von vier Ecktürmen

A peine Luther eut-il fait connoître sa doctrine, que l'amour de la nouveauté lui attacha des partisans dans le Royaume. Calvin n'eut point de peine ensuite à s'insinuer dans des esprits déja prévenus, et à supplanter même bientôt les autres réformateurs, par l'attrait d'un dogme moins chargé de mystères, et dégagé de plusieurs rites, qu'il eut l'adresse de faire envisager long-temps comme inutiles et onéreux son troupeau foible, exposé à la sévérité des Edits et aux recherches rigoureuses des magistrats, ne se conserva que par le silence et la dissimulation.

Aufsatz vom Dauphin im Temple geschrieben und von Ludwig XVI eigenhändig verbessert.

umgeben, von denen drei als Gefängnisse dienten, während der vierte die Treppen enthielt. Nach Norden zu lehnte sich an den Hauptturm ein mit ihm durch keinen Zugang verbundener Bau, den seinerseits zwei schlanke und weniger hohe Türme flankierten. Nach dem Untergang des Templerordens war auf dem ehemaligen Glacis ein dichtbevölkertes Arbeiterviertel entstanden. Einen anderen Teil desselben hatte man in einen großen Garten verwandelt.

Der große Turm enthielt in vier Etagen je einen 35 Fuß langen und ebenso breiten Raum. Zwischen Dach und Zinnen lief ein unbedeckter Gang um den ganzen Turm.

Hierher brachte man am 13. August 1792 die königliche Familie, d. h. den König, die Königin, die Prinzessin Marie Therese Charlotte, den Dauphin und die Schwester des Königs, die Prinzessin Elisabeth. Der Prinzessin von Lamballe und der Marquise von Tourzel nebst Tochter wurde gestattet, ihre unglückliche Herrschaft zu begleiten, sie wurden aber sehr bald wieder von ihr entfernt.

Daß der Zug wieder den gröbsten Schmähungen ausgesetzt war, braucht leider nicht gesagt zu werden. Die Königsfamilie mochte sich glücklich schätzen, daß sie nicht aus dem Wagen gerissen und ermordet wurde. Oder mußte sie das beklagen?

Man brachte die Gefangenen anfangs in dem langen Quergebäude unter und ließ sie daselbst bis Ende September (den König) resp. bis Ende Oktober. Bis dahin waren die für nötig erachteten Umbauten im großen Turm beendet, und nun wurde dieser ihr Gefängnis.

Im Quergebäude bewohnte die königliche Familie die zweite und dritte Etage, von denen jede vier Räume enthielt. Diese waren leidlich behaglich ausgestattet. Der König wohnte in der dritten Etage. Den Versammlungsplatz für die Familie bildete das Zimmer der Königin in der zweiten.

Als Bedienung ließ man den Gefangenen nur den Kammerdiener des Königs, Hue, an dessen Stelle später ein anderer namens Clery treten mußte. Beide erwiesen sich als vorzügliche Menschen. Die grobe Arbeit verrichtete ein Ehepaar Tison, Spione der Kommune.

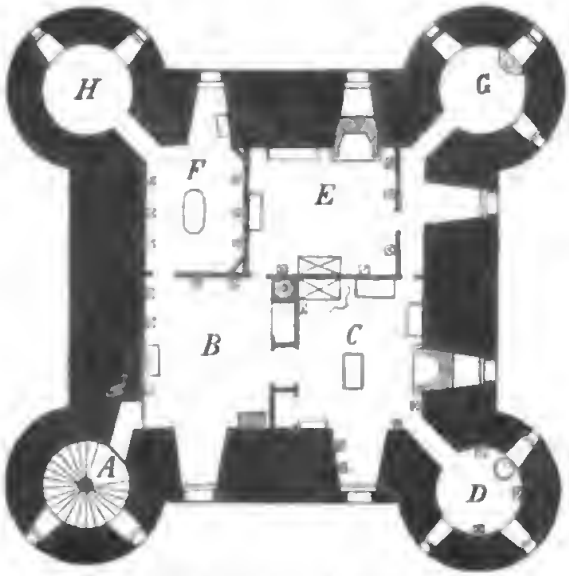
Höchst lästig war die ununterbrochene Überwachung, unter der sich die Gefangenen befanden. In dem Mittelzimmer hielt sich bei Tag und bei Nacht immer ein Mitglied der Bürgerwache, ein sogenannter Kommissär auf. Diese Wachen, die um 11 Uhr, 5 Uhr und 12 Uhr nachts abgelöst wurden, waren Zeugen jeder Unterhaltung und mischten sich auch, wenn sie wollten, in jede Unterhaltung.

Die königliche Familie stand zwischen sechs und sieben Uhr auf und vereinigte sich um sieben Uhr im Zimmer des Königs zum ersten Frühstück. Um zehn ging man dann hinunter in das der Königin. Der König unterrichtete hier den Sohn in der französischen und lateinischen Sprache, in Geschichte und Erdkunde, während die Prinzessin Elisabeth ihm Zeichen- und Rechenstunden gab. Die Königin erteilte unterdessen ihrer Tochter Unterricht. Um ein Uhr begab man sich unter starker Wache in den Garten, wo die Kinder spielen durften. Um zwei Uhr wurde beim König gespeist, und nachher saß man bei der Königin ein Stündchen beisammen und beschäftigte sich mit Unterhaltungsspielen. Dann schlief der König ein wenig im Stuhl, und die Kinder lernten unterdessen ihre Aufgaben, die sie ihm nach seinem Erwachen aufsagten. Dann spielte der Knabe mit dem getreuen Hue, bis man sich um sieben Uhr zu gemeinsamer Lektüre zusammenfand. Nach dem um acht Uhr eingenommenen Abendessen gingen alle auseinander. Die beiden Frauen aber saßen noch bis tief in die Nacht auf und flickten die Gewänder, denn die königliche Familie lebte in bitterster Armut. Die für sie ausgeworfenen beträchtlichen Mittel wurden unterschlagen, und sie litt die äußerste Not an Kleidung und Bettwäsche.

Das Gebet, das der kleine Prinz allabendlich sprach, ist uns erhalten. Es lautete: „Allmächtiger Gott, der du mich geschaffen und erlöset hast, ich bete dich an. Behüte die Tage des Königs, meines Vaters, und die der Meinigen. Bewahre uns vor unseren Feinden. Verleihe Frau von Tourzel die Kraft, deren sie bedarf, um den Leiden gewachsen zu sein, die sie um unseretwillen erträgt."

So sehr die Demütigungen der Vergangenheit und der Gegenwart und die nagende Sorge um die Zukunft auch die Gefangenen quälen mußten, diese Tage waren doch im Vergleich zu dem, was ihnen bevorstand, ein Idyll. Erst als das Vordringen der Alliierten den nationalen Fanatismus entflammte, konnten die nunmehrigen Führer der Revolution ihrem Zerstörungstrieb vollen Ausdruck geben. Die Septembermorde erstickten in dem Pariser Pöbel auch den letzten Rest von Menschlichkeit, der etwa noch in ihm lebte, und die Verwilderten wurden wieder zu vollständig Wilden. Als man den Leichnam der ermordeten Prinzessin von Lamballe vor den Temple geschleppt hatte, um ihn der Königin zu zeigen, drang der Unmensch, der ihr Herz auf einer Lanze trug, in eine Garküche, zwang den Wirt es zu braten und verschlang es.

Der 26. Oktober bezeichnet eine neue Station auf dem Leidenswege, den die königliche Familie durchschreiten mußte; an diesem Tage siedelte sie in den Hauptturm über. Dieser bestand aus dem Parterre und vier Stockwerken, von denen jedes durch eine schwere eichene und eine zweite eiserne Thür abgeschlossen war. Das Parterre diente als Wachtzimmer für die Offiziere und Kommissäre, das erste Stockwerk als Hauptwache. Im zweiten, für den König bestimmten Stockwerk hatte man den Raum in vier Zimmer geteilt. Von dem Vorzimmer B aus betrat man drei Gemächer. Das Zimmer C rechts vom Eingang war das Wohnzimmer des Königs, in dem links daran



Plan des 2. Stockwerks im großen Turm.
A. Treppe. B. Vorzimmer. C. Wohn- und Schlafzimmer des Königs und des Dauphin. D. Kapelle. E. Zimmer des Kammerdieners Clery. F Speisezimmer. G. Garderobe. H. Holzgelaß.

That alles auf und setzten freudig ihr Leben ein, um ihren König und die Seinen zu retten. Unglücklicherweise gelang keiner ihrer Pläne.

In den ersten Tagen des Dezember führte man den Dauphin wieder seiner Mutter zu. Es begann der Prozeß gegen den nun Louis Capet genannten König, der mit der Ermordung des gütigsten und sanftesten Fürsten, der je auf dem Throne Frankreichs saß, endete. In der Stunde des Abschieds für immer ließ der fromme Mann sein Söhnlein mit erhobener Rechten schwören, ihn nicht zu rächen. Am 21. Januar 1793 fiel sein Haupt unter dem Messer der Guillotine.

Am 28. Januar erfuhr der in Hamm in Westfalen weilende Graf von Provence den Tod seines Bruders, und allsogleich machte er die Thronbesteigung seines Neffen als Ludwigs XVII bekannt. Der acht Jahre alte kleine Gefangene im Temple war jetzt nicht nur in den Augen der königstreuen Franzosen, sondern auch in denen der meisten Souveräne Europas, die ihn gleich anerkannten, in der That König von Frankreich. Und das kostete ihm das Leben.

Daß man nach der Ermordung des Königs die Königin nicht schonen würde, lag auf der Hand. Sie war von jeher viel mehr verhaßt gewesen, als der König; sie war ungleich willensstärker als er; sie war eine königlich denkende Tochter des Hauses Habsburg-Lothringen. Wenn es ihr gelang, mit dem kleinen Prinzen in das Ausland zu entkommen, so war sie eine furchtbare Feindin. Es ist begreiflich, daß die Männer der Republik, die ja alle mit dem Strick um den Hals lebten, sie zum Tode brachten. In Bezug auf den kleinen Prinzen lagen die Dinge doch anders. Wenn er starb, starb das Königtum nicht mit ihm, auf Ludwig XVII folgte Ludwig XVIII, und der achtjährige Prätendent war schließlich weniger gefährlich als ein vielerfahrener in reifen Mannesjahren. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß wenn die immerhin von einem gewissen Idealismus beseelten Girondisten am Staatsruder geblieben wären, man den kleinen Prinzen ebenso hätte ins Ausland ziehen lassen wie später seine Schwester.

stoßenden E schlief der Kammerdiener Clery, das Zimmer F noch weiter nach links war das Speisezimmer. Da man den Dauphin der Mutter genommen hatte, teilte der Knabe das Zimmer des Vaters. In der dritten ebenso hergerichteten Etage schliefen die Königin und ihre Tochter über dem Zimmer des Königs, die Prinzessin Elisabeth wohnte über Clery, über dem Speisezimmer hausten die Tisons. Die vierte Etage wurde nicht benutzt. Den Umgang um das Dach des Turmes hatte man dadurch zu einem Gefangenenhof hergerichtet, daß die Zinnen mit einem Bretterverschlag versehen waren.

Das Leben der königlichen Familie verlief hier anfangs noch in derselben Reihenfolge der Beschäftigungen wie bisher, aber der Ton der Kommissäre wurde immer roher. Da für diesen Dienst nur den Machthabern durchaus zuverlässig erscheinende Männer bestimmt wurden, und diese täglich wechselten, so mußte der Zauber, der von den königlichen Duldern auf jeden Zeugen ihrer Leiden und ihrer bewunderungswürdigen Seelengröße ausgeübt wurde, hier versagen. Diese mit den schlimmsten Vorurteilen erfüllten Menschen sahen in den Gefangenen nur höchst gefährliche Verbrecher, deren Befreiung ihren eigenen Untergang bedeuten mußte.

Die Royalisten boten ja auch in der

Unglücklicherweise siegten aber im Kampf um die Herrschaft die Danton und Robespierre, die Männer des Schreckens, und damit war das furchtbare Schicksal des unschuldigen Kindes besiegelt.

Es kann nicht meine Absicht sein, alle

Abschied Ludwig XVI von seiner Familie im Temple.
Gleichzeitiger Kupferstich von N. Cardon, nach dem Bilde von Benazech.

die seelischen Leiden, welche die Vorstudien zu diesem Aufsatze mir verursachten, über meine Leser zu verhängen. Wer dem Martyrium des unseligen Kindes näher treten will, den verweise ich auf das klassische Werk von M. A. de Beauchesne: Louis XVII (Paris, Plon frères 1852) und auf das unbeschreiblich ergreifende Mémoire écrit par Marie Thérèse Charlotte de France (herausgegeben von der Herzogin von Madrid, bei E. Plon, Nourrit & Co. Paris 1892) dem wir auch, dank der Freundlichkeit der Pariser Verleger, unsere authentischen Porträts auf S. 61, 70, 74 und 76 entnahmen. Ich werde mich hier auf einzelne Züge beschränken. Richtig angesehen, hat ja aber der klägliche Untergang dieser unschuldigen edelen Menschen eine gewaltige sittliche

Marie Antoinette im Temple.
Nach einer Gouache von Kucharski.

ihre Kinder zurücklassen müssen. Sie ließ sich anfangs dazu überreden, aber als sie zum letztenmal am Bette ihres schlafenden Söhnchens stand, siegte die Mutterliebe über den Trieb der Selbsterhaltung. Die Gelegenheit blieb unbenutzt. Arme Frau! Sie opferte sich selbst, ohne dadurch den Sohn retten zu können.

Am dritten Juli geschah das Furchtbare. Am Abend dieses Tages klirrten plötzlich zu ungewohnter Stunde die Riegel, rasselten die Schlösser, und sechs Männer traten vor die erschreckten Frauen: „Wir sind gekommen," spricht einer von ihnen mit rauher Stimme, „um den Sohn Louis Capets von seiner Familie zu trennen." Verzweifelt stürzen sich die Königin, die Prinzessin Elisabeth und die Prinzessin Marie Therese vor

Wirkung. Ist er doch eine Illustration jenes furchtbar ernsten Gotteswortes, nach dem die Sünden der Väter heimgesucht werden an den Kindern, Kindeskindern und Urenkeln.

Nachdem die Königin durch den Mund der Ausrufer auf der Straße erfahren hatte, daß ihr unglücklicher Gemahl ausgelitten hatte, ging sie nicht mehr in den Garten. Sie hätte an der Thüre des Stockwerks vorüberschreiten müssen, aus dem man ihn zum Tode geführt hatte. Die Spaziergänge wurden auf den Rundgang um das Turmdach beschränkt. Im übrigen lebte sie nach wie vor ihren Kindern und dem Unterricht derselben.

Dank den Bemühungen der Royalisten wurde ihr die Möglichkeit geboten, zu entfliehen, aber sie hätte allein fliehen und das Beitchen, in dem der ahnungslose Kleine schläft. Sie beschwören die Männer, ihnen das Kind zu lassen. Über dem Flehen der Seinigen erwacht der kleine Prinz und klammert sich verzweifelt an seine Mutter. „Mama, Mama," fleht er, „um Gottes willen, verlaß mich nicht." Fast eine Stunde währt das Hin und Wider, da verlieren die Männer die Geduld und drohen mit der Wache. Die Königin erkennt, daß jeder Widerstand vergeblich ist. Mit heißen, thränenlosen Augen blickt sie auf ihr unglückliches Kind, und mit feierlicher Stimme spricht sie: „Mein Kind, wir müssen uns trennen. Sei dir deiner Pflichten bewußt, wenn ich nicht mehr bei dir sein werde, um sie dir ins Gedächtnis zurückzurufen. Vergiß weder den gnädigen Gott, der dir Prüfungen auferlegt, noch

deine Mutter, die dich liebt. Sei artig, geduldig und brav, und dein Vater im Himmel wird dich segnen."

„Du brauchst ihm keine Vorlesung zu halten," ruft einer der rohen Gesellen und zerrt den Kleinen aus dem Zimmer. „Beunruhigen Sie sich nicht," fügt ein besser Gearteter hinzu, „die Nation, immer groß und großmütig wie sie ist, wird für seine Erziehung sorgen."

Wir werden gleich sehen, worin diese „Erziehung" bestand.

Unter den stets wechselnden Kommissären befand sich, seit die Pariser Kommune die Macht in Händen hatte, ein gewisser Simon. Er war der königlichen Familie wegen seiner Brutalität ganz besonders zuwider. Der Mann war von Beruf ein Flickschuster, und er scheint vor der Revolution ein verhältnismäßig harmloser Proletarier gewesen zu sein, der nur gelegentlich einmal über den Durst trank und dann sein Weib prügelte, wie mancher andere auch. Als dann die revolutionäre Bewegung begann, wurde unser Schuster ein eifriger Politiker. Selbstverständlich ein radikaler. Marat war sein Mann und das um so mehr, als er den Volkstribunen, der in seiner Nachbarschaft wohnte, auch persönlich kennen lernte. Marat seinerseits fand auch Gefallen an dem zu jeder verwegenen Handlung bereiten Fanatiker. So nahm denn Simon bald eine angesehene Stellung unter den Männern ein, die entschlossen waren, das alte Frankreich in einem Meer von Blut zu ersäufen.

Diese waren darin einig, daß der kleine Prinz nicht erwachsen durfte. Nun sollte man annehmen, daß es ihnen damals nicht schwer fallen konnte, jemand zu finden, der diesem jungen Leben ein schnelles Ende bereitete. Der Kanibale, der sich das Herz der Prinzessin von Lamballe hatte braten lassen, mußte doch noch aufzutreiben sein, und er wäre gewiß bereit gewesen, den Knaben für ein geringes Geld zu erwürgen. Aber auch die härtesten Herzen haben eine Stelle, an der sie verwundbar sind. Selbst die Bluthunde der Kommune empfanden eine Art Scheu vor der Unschuld des Königskindes und wagten nicht, es direkt ermorden zu lassen. Es sollte ohne Blutvergießen langsam zu Tode gequält werden, und dazu schien ihnen der Genosse Simon der rechte Mann zu sein. Marat schlug ihn zum Erzieher des Sohnes Louis Capets vor.

Simon holte sich seine Instruktion. „Bürger," sprach er zu den betreffenden Kommissären, „was soll mit dem Wölflein geschehen? Soll er verbannt werden?" — „Nein," war die Antwort. — „Getötet?" — „Auch nicht." — „Vergiftet?" — „Nein." — „Aber was dann?" — „Man muß sich seiner entledigen!"

Simon wußte nun Bescheid. Er nahm sein Amt an und siedelte mit seinem Weibe in das Stockwerk des Temple's über, das früher von dem König bewohnt worden war. Dahin brachte man jetzt auch sein Opfer.

Der Knabe wehrte sich anfangs verzweifelt, aber er mußte bald erkennen, daß hier jeder Widerstand vergeblich war. Weigerte er sich, die unflätigen Spottlieder auf seine Mutter zu singen, die Simon ihm vorgrölte, so wurde er so lange geschlagen, bis er nachgab. Wollte er den Schnaps nicht trinken, den ihm Simon immer wieder einflößte, so wurde er durch Prügel gefoltert, bis er sich fügte. Auch ein ungleich Stärkerer als dieses Kind wäre in dieser Lage rettungslos unterlegen.

Simon hatte sich seine Aufgabe nicht allzu schwer gedacht. Er hatte geglaubt, daß Schläge, Branntwein und Hunger abwechselnd mit Völlerei mit einem achtjährigen Kinde schnell aufräumen müßten. Zu seiner ärgerlichsten Überraschung mußte er erleben, daß er sich geirrt hatte. Gewiß, das an Leib und Seele gleich begabte Kind wurde bald ein verschüchtertes, scheues Wesen, das nur noch von Todesangst vor seinem Peiniger beherrscht wurde, aber es lebte fort. Und das war schlimm für Simon und sein Weib, denn solange ihr „Zögling" lebte, durften sie den Temple nicht verlassen. Schließlich war man doch nicht eine der Größen der Revolution geworden, um seine Tage in einem Kerker zu verbringen, wenn auch dieser Kerker so viel Schnaps spendete, als man immer trinken wollte. Darüber wurden diese Menschen zu vollständigen Teufeln.

Am 2. August wurde Marie Antoinette aus dem Temple in die Conciergerie gebracht, und der „Prozeß" gegen sie begann. Hier lieferte nun auch Simon seinen Beitrag. Er meldet dem Staatsanwalt, sein

Digitized by Google

Schuster Simon. Nach dem Leben gezeichnet von Gabriel.

auf die Neige leeren. Man stellt ihnen den unseligen kleinen Ankläger von Angesicht zu Angesicht gegenüber. Sie sehen das Kind, das sie so lieben, wieder, angethan mit der Tracht der Jakobiner, die phrygische Mütze auf dem Kopf, die einst so edlen Züge aufgeschwemmt und verwüstet.

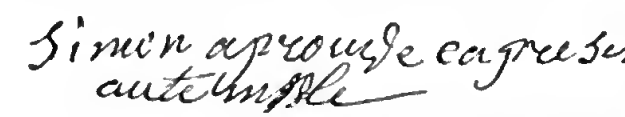
Die Königin selbst hatte die Neige des Bechers geleert, lange bevor diese Anklage vor ihr Auge kam. Als man ihren Sohn von ihr trennte, hatte man den Rundgang um das Dach des Turmes durch einen Bretterverschlag in zwei Hälften geteilt. So oft sie konnte, ging sie hierher und blickte durch eine Spalte nach ihrem Kinde. Endlich erblickte sie es einmal und erkannte in seinem Begleiter den schrecklichen Simon. Da verstand sie, zusammenbrechend, die ganze Tiefe seines Unglücks.

Zögling hätte ihm schreckliche Enthüllungen gemacht. Darauf hin wird eine Kommission ernannt, und diese vernimmt den Knaben. Das völlig betrunken gemachte Kind wiederholt vor der Kommission die Worte, die Simon ihm vorspricht, und unterzeichnet auch mit schwankender Hand das Protokoll, in dem seine Aussage niedergeschrieben wird.

Das Kind hätte auch nüchtern garnicht verstehen können, worum es sich handelte, aber es gab außer ihm noch zwei Gefangene im Temple, seine 16jährige Schwester und seine fast 30jährige Tante. Die Kommission legt zuerst der Prinzessin Marie Therese dieses Protokoll vor und fordert sie auf, sich dazu zu äußern. Das junge Mädchen war in vorgerückterem Alter als ihr Bruder durch den Schlamm der Revolution gezogen worden, aber sie versteht nicht, wovon die Rede ist. Endlich ahnt sie es und protestiert schaudernd. Lange Stunden währt diese Tortur durch Worte. Dann kommt die Reihe an die Prinzessin Elisabeth, und schließlich müssen die Frauen den Kelch bis

Recht eigentlich „wie ein Lamm verstummt vor seinem Scherer," so hüllte sich auch der kleine Prinz schließlich in absolutes Schweigen. Er sprach freiwillig garnicht mehr. Seine Quäler konnten ihm einen Schrei entlocken, aber kein Wort mehr.

Wie mag sich das Kind damals darnach gesehnt haben, seine Plagegeister los zu werden, einmal allein zu sein. Das sollte es haben, aber wie! Simon wurde dieses langsame, trockene Morden schließlich überdrüssig. Am 19. Januar 1794 gab er sein Amt in die Hände seiner Auftraggeber zurück und widmete sich wieder der Politik. Chaumette und Hébert aber, denen die Gefangenen des Temples anvertraut waren, ließen den noch nicht neunjährigen Prinzen in das Zimmer sperren, in dem früher der Kammerdiener des Königs gewohnt hatte, und die Thüre versiegeln. Nur durch eine Öffnung in der Thüre konnte künftig mit dem Kinde ver-



(Simon aprouve la present declaracion au temple.)

Faksimile der Unterschrift des Schusters Simon auf einem Protokoll, welches am 26. Oktober 1793 im Temple über ein Verhör des Knaben Louis Capet aufgenommen wurde.

kehrt werden, das, völlig müßig, seine Tage in dem nie gelüfteten, nie gesäuberten Raum, vor dessen Fenster Blenden gestellt waren, verbringen mußte. Selbst der Unrat wurde nie entfernt, und bald war der kleine Gefangene mit Ungeziefer jeder Art bedeckt. So vegetierte der überdies mitunter von furchtbarer Gespensterfurcht gepeinigte Knabe vom 20. Januar bis zum 27. Juli 1794.

Über ihm aber, nur durch ein Gewölbe von ihm getrennt, befand sich in immerhin weniger harter Haft seine Schwester. Wohl war auch diese, seit man ihre treue Tante, die sanfte Prinzessin Elisabeth, von ihr genommen hatte, um auch sie auf der Guillotine sterben zu lassen (10. Mai 1794), ganz allein; wohl vernachlässigte man auch sie so sehr, daß sie, wenn wieder einmal Kommissäre ihr Zimmer untersuchten, die Füße unter dem Rock barg, um ihre Blöße nicht sehen zu lassen; wohl litt auch sie durch Dunkelheit, Hunger und Kälte — aber sie war immerhin 16 Jahre alt, und die Haft hatte ihre Gesundheit nicht gebrochen, ja unbegreiflicherweise nicht einmal geschädigt. Mit einer Willenskraft, die weit über ihre Jahre hinausging, hielt sich das tapfere Mädchen geistig und körperlich aufrecht. Sie säuberte ihre Person und ihr Zimmer so gut, wie sie es vermochte, und las immer wieder in den wenigen Büchern, die man ihr gelassen hatte. Sie wußte ebensowenig wie ihr Bruder, daß man ihre Mutter, ihre Tante ermordet hatte. Sie glaubte, man hielte sie gefangen, und in einem Winkel ihres Herzens lebte die Hoffnung, daß sie sich einst alle in der Freiheit wieder zusammenfinden würden.

Während den beiden gefangenen Königskindern die Tage langsam dahinschleichen, wütet draußen ungeschwächt der Mord, und mit jeder Woche werden neue Opferer zu Opfern. Die letzten Royalisten werden guillotiniert; Hébert und die Hébertisten werden guillotiniert; Danton und die Dantonisten werden guillotiniert. Endlich kommt auch der Tag, wo Robespierre und die Seinen und unter diesen Simon zur Guillotine geführt werden. Als der Karren, auf dem Robespierre sitzt, einen Augenblick hält, tritt ein junges Weib an ihn heran

J. R. Hébert, genannt „le Père Duchesne.“
Nach dem Leben gezeichnet von Gabriel.

und blickt dem Blutmenschen starr ins Gesicht. „Ja, es gibt in der That einen Gott!“ ruft sie.

Es gab und gibt einen rächenden Gott, und seine strafende Hand lag zermalmend auf dem unglücklichen Frankreich, aber diese Wahrheit erkannten damals nur wenige. Wir stellen es uns heute unwillkürlich so vor, als ob mit dem Sturz der Schreckensmänner ein Regiment anständiger Leute begonnen habe. Das ist durchaus unzutreffend. Gewiß, Barras und Tallien waren nicht ganz so toll wie Robespierre und St. Just, aber es waren immerhin Männer, welche die schlimmsten Dinge gethan hatten und auch jetzt noch zu allem Bösen bereit waren. Auch sie konnten in jedem Augenblick der Guillotine verfallen und scheuten keine Gewaltthat, um das zu verhindern.

Immerhin kam der Umsturz den Gefangenen im Temple zu gut. Barras ernannte zum Oberkommandanten des Gefängnisses einen Herrn Laurent, einen verhältnismäßig wohlwollenden Mann. Dieser wollte die Verantwortung für den Prinzen nicht übernehmen, ohne daß ihm derselbe offiziell übergeben wurde. Infolgedessen wurde eine Kommission ernannt, welche am 31. Juli vor die versiegelte Thüre trat, hinter der der Prinz gefangen war. Da dieser auf die Anrufe nicht antwortete, wurden die Siegel zerbrochen und die Thüre geöffnet. Ein teuflischer Geruch schlug den

Eintretenden entgegen. In dem halbdunkeln Raum ruhte auf einem schmutzigen Lager die bewegungslose Gestalt des Kindes. Über die Lumpen, mit denen sie bekleidet war, krochen kleine schwarze Spinnen und anderes Ungeziefer. Große blaue Beulen bedeckten den Leib, alle Gelenke waren unförmlich angeschwollen, die Nägel an den Händen und Füßen zu unförmlichen Krallen geworden. Aus dem hageren Gesicht von fahler Zuchthausfarbe blickten stumpfe Augen starr auf die Eintretenden.

Als die Kommission an sein Bett trat, lief ein Zittern durch die Gestalt des Prinzen, er schwieg aber. Erst als man ihm freundlich zuredete, sagte er matt: „Nein, ich will sterben."

Madame Elisabeth, Schwester Ludwig XVI. Nach einer Miniatur.

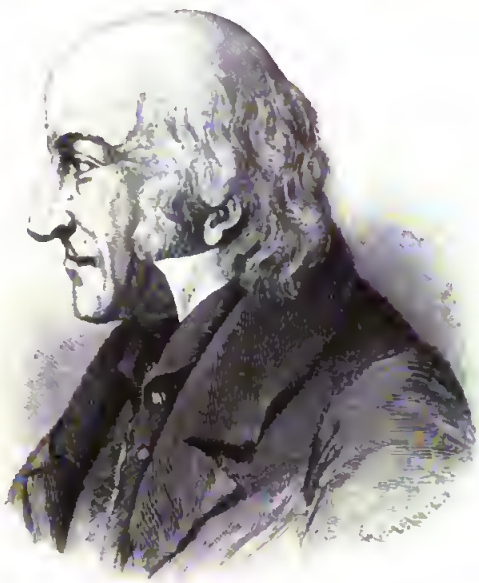
Obgleich Laurent Gefahr lief, sich durch allzu große Fürsorge für den ihm anvertrauten Gefangenen bei den mißtrauischen Machthabern verdächtig zu machen, nahm er sich doch desselben warm an. Der Prinz wurde gebadet und bekleidet, sein Zimmer gereinigt und gelüftet, Laurent selbst leistete ihm, sobald er durfte, Gesellschaft. Aber er durfte nur während der Mahlzeit bei ihm bleiben und war von dem guten Willen der nach wie vor stets wechselnden und deshalb sehr verschieden gearteten Kommissäre abhängig. Meist blieb das Kind doch allein. Immerhin gab ihm Laurent allerlei Spiele und brachte ihn auch auf den Rundgang auf der Höhe des Turmes in die frische Luft.

Als sie zum erstenmal von ihm wieder herabstiegen, blieb der Knabe vor der Thür des dritten Stockwerks stehen und richtete, ohne ein Wort zu sprechen, einen flehenden Blick auf Laurent. Er wähnte hinter dieser Thüre seine Mutter. Ein andermal pflückte er oben die spärlichen Blümchen, die dort, verkümmerte Schwestern der Blumen von Versailles, aus den Spalten des Mauerwerks sproßten, und suchte vergeblich aus den fast stengellosen einen Strauß zu bilden. Und wieder traf Laurent vor der bewußten Thüre jener flehende Blick, der ihm ins Herz schnitt, und dessen stumme Bitte er doch nicht einmal in Bezug auf die Prinzessin erfüllen durfte.

Laurent ertrug die Einsamkeit nicht lange und bat um einen Gehilfen. Ihm zur Seite trat am 8. November ein Herr Gomin, ein sehr gut gearteter Kleinbürger. Dieser wußte allmählich das Vertrauen des Prinzen zu erwerben, so daß dieser sogar mit ihm sprach. Aber auch ihm waren durch die Verhältnisse die Hände gebunden, und er konnte den Prinzen kaum vor der Roheit einzelner Kommissäre schützen.

Die Lebensweise des kleinen Gefangenen war bis zu seinem Tode diese: um neun Uhr erhielt er sein Frühstück, um zwei Uhr das Mittag-, um acht Uhr das Abendessen. Nur während der Mahlzeiten konnte Gomin ihm Gesellschaft leisten, in den Zwischenpausen und während der Nacht blieb der Kleine allein. Was mag da alles durch Sinn und Herz des armen, einsam dahinsiechenden Kindes gegangen sein! Nichts zehrte vielleicht mehr an seinem Leben, als die Sehnsucht nach seiner Mutter. Viele Jahre später erzählte Gomin von einer Scene, die sich am 12. März 1795 abspielte. Er befand sich am Abend dieses Tages allein mit dem Knaben und schlug ihm vor, eine Partie Dame zu spielen. Da erhob sich der Prinz und schritt, den Blick mit einem flehenden Ausdruck auf Gomin gerichtet, langsam rückwärts auf die Thüre zu. „Sie wissen, daß das nicht

geht," sagte Gomin freundlich. „Ich will sie nur einmal sehen, ehe ich sterbe." Gomin faßte den Prinzen am Arm und führte ihn sanft zurück. Da riß sich der Knabe los und sank ohnmächtig auf sein Bett. Als er endlich wieder die Augen öffnete, bat ihn der aufs höchste beunruhigte Gomin, ihm zu verzeihen. Er könne seinen Wunsch nicht erfüllen. „Sie wissen, daß die Thür verschlossen ist, aber selbst wenn sie offen wäre und Sie überträten die Schwelle, so würde es mir den Kopf kosten." Da nickte der Kleine traurig und kam nie wieder auf diesen Wunsch zurück.



Gomin, der Wärter Ludwigs XVII, im Jahre 1840.

Ende März trat Laurent von seinem Amt zurück, und ein ehemaliger Gardist namens Lasne wurde der Kollege Gomins. Die beiden, die sich gut verstanden, teilten sich nun so in den Dienst, daß Gomin sich mehr der Prinzessin, Lasne mehr dem Prinzen widmete. Dem letzteren gelang es, nicht nur das Vertrauen, sondern selbst die Liebe seines so schwer zugänglichen kleinen Pfleglings zu erwerben. Es war vielleicht seine soldatische Art, die das neben seiner großen Hingabe fertig brachte. Lasne verließ den Kleinen nur, um die Mahlzeiten einzunehmen, und über Nacht, sonst blieb er immer bei ihm, er sang ihm vor, und wenn sie allein waren, nannte der Prinz ihn „Du", eine Vertraulichkeit, die er sonst niemand erwies.

Die beiden wackeren Männer meldeten immer wieder, daß ihr Pflegling sehr krank sei, bis endlich ein Arzt zu ihm geschickt wurde. Er stellte nach eingehender Untersuchung die Diagnose auf schwere Skrophulose und beantragte, den kleinen Kranken sofort auf das Land zu schaffen. Dieser Antrag blieb ohne jede Folge, der Arzt aber, ein sehr freundlicher, dem Kinde sehr sympathischer Mann, starb ganz plötzlich. Sechs Tage lang erschien nun überhaupt kein Arzt. Endlich schickte man den Dr. Pelletan. Dieser war empört darüber, daß man das kranke Kind in diesem Raum ließ und geriet darüber in einen heftigen Wortwechsel mit dem Kommissär. Da winkte das Kind den Arzt an sein Bett heran, und flüsterte ihm ins Ohr: „Sprechen Sie, bitte, nicht so laut. Die da oben über uns könnten Sie hören und erfahren, daß ich krank bin. Das würde ihnen großen Schmerz machen."

Dr. Pelletan setzte es durch, daß man den Kranken in ein Zimmer brachte, dessen Fenster nicht vergittert und nicht durch Jalousieen verdunkelt waren. Zum erstenmal nach zwei Jahren sah der Kleine wieder die Sonne scheinen und atmete reine Zimmerluft. Das aber konnte der Arzt nicht

Lasne, der Wärter Ludwigs XVII, im Jahre 1795.

Marie Thereſe Charlotte von Frankreich,
Schweſter Ludwig XVII.
Nach einer Miniatur von Füger.

erreichen, daß man dem todkranken Kinde eine Krankenpflegerin gab. Von acht Uhr abends bis acht Uhr morgens blieb es mutterſeelenallein. Aber es litt nicht nur unter der Einſamkeit. Ihm zerriß auch der Gedanke das Herz, daß es ſich nun nicht mehr unter dem Raum befand, in dem, wie es annahm, ſeine Mutter gefangen gehalten wurde.

Man begreift allenfalls, daß die Gewalthaber dieſes von ihren Vorgängern und ihnen ſelbſt zu Tode gequälte Kind nicht in das Ausland entlaſſen wollten. Sein Anblick hätte jedermann gegen ſie in Harniſch gebracht. Aber es war eine völlig ſinnloſe Brutalität, wenn ſie der Prinzeſſin nicht geſtatteten, den Bruder zu pflegen, wenn ſie das immer wiederholte Flehen des treuen Hue, dem Sohne ſeines Herrn die Augen zudrücken zu dürfen, ſtets von neuem abſchlugen.

Die Kräfte des an Marasmus zu Grunde gehenden Kranken verfielen jetzt ſchnell. Als Dr. Pelletan und ein anderer Arzt am Morgen des 8. Juni 1795 das Krankenzimmer verließen, mochten ſie wohl wiſſen, daß es zum letztenmal geſchah. Gomin wußte das nicht, wenn es ihm auch natürlich nicht zweifelhaft war, daß der Prinz im Sterben lag. „Ich hoffe, daß Sie augenblicklich nicht leiden," ſagte er, als die beiden allein waren. „Ich leide wohl noch, aber viel weniger als bisher," war die Antwort. „Die Muſik iſt ſo ſchön." — „Woher vernehmen Sie die Muſik?" fragte Gomin, der neben dem Bett kniete. — „Von oben her. Hören Sie nur!" Dann ging es wie ein Zittern durch den kleinen Leib, und der Prinz rief: „Mitten unter all den Stimmen habe ich die meiner Mutter erkannt!" Darauf verſank er wieder in Halbſchlummer. Hatte er vielleicht die Mutter das Lied ſingen gehört, daß ihn einſt in Saint Cloud ſo ergriffen?

Als Lasne Gomin abgelöſt hatte, machte der Prinz eine Bewegung. Lasne fragte, wie er ſich befinde und ob er einen Wunſch habe. „Glaubſt du, daß meine Schweſter die Muſik gehört hat?" war die Antwort. „Wie wird ſie ihr wohlgethan haben!" Dann lag der Prinz eine Weile ſtill da, den Blick zum Fenſter gerichtet. Endlich ſah er wieder Lasne an und flüſterte: „Ich habe dir etwas zu ſagen." Lasne umfing ihn und ergriff ſeine Hand. Der Prinz lehnte ſeinen Kopf an die Bruſt ſeines Pflegers, aber er ſprach nicht weiter. Er hatte ausgelitten.

Am 10. Juni hat man, was ſterblich war an Ludwig XVII, irgendwo der Mutter Erde übergeben. Es iſt der Schweſter, als ſie zu Beginn der Reſtauration nach Frankreich zurückkehrte, nicht gelungen, ſeine Gebeine aufzufinden.

Die Prinzeſſin Marie Thereſe verließ, als die einzige ihrer Familie, lebend den Temple. Am 15. Juni wurde ihr in der Perſon der Frau von Chanterenne, einer heimlichen Royaliſtin, eine Geſellſchafterin zugeführt. Von ihr erfuhr ſie zwar den Tod ihrer Mutter, ihrer Tante, ihres Bruders, aber ſie hatte doch wieder einen ſie liebenden Menſchen. Die entſetzliche Einſamkeit hatte ein Ende erreicht. Bald darauf gelang es dem Kaiſer von Deutſchland durchzuſetzen, daß die Prinzeſſin gegen gefangene franzöſiſche Revolutionsmänner ausgewechſelt wurde. Am 26. Dezember 1795 wurde ſie in Baſel dem Abgeſandten des Kaiſers zugeführt.

Der Temple hatte durch viele Jahrhunderte allen Stürmen widerstanden. Er stand finster und trotzig aufrecht, als die Vorfahren der Bourbons die unschuldigen Tempelritter verbrannten, um sich ihre Güter anzueignen; als in ihrem Auftrag fanatisierte Krieger die Albigenser ermordeten und ihrer unschuldigen Kindlein nicht verschonten; als päpstliche Dragoner die frommen Hugenotten auf die Galeeren schleppten und ihre Kinder in die Klöster; als der sanfte Ludwig XVI, die tapfere Marie Antoinette, die fromme Prinzessin Elisabeth ihn verließen, um den Weg zum Schafott anzutreten; als man die kleine Leiche des so grausam zu Tode gemarterten Ludwig XVII bei Nacht und Nebel hinaustrug, um sie an unbekannter Stelle zu verscharren. Dann tauchte aus dem Chaos, das die Revolution geschaffen, der eiserne Mann auf, für den es keine Geschichte gab. Auf Napoleons Geheiß wurde der Temple dem Erdboden gleich gemacht (1808), und heute gehen Straßenzüge über ihn hin, und Menschen, die nach der Vergangenheit nicht fragen und nichts von ihr wissen, wohnen in friedlichen Bürgerhäusern an der Stätte, deren ganzer einstiger Jammer uns das Herz zusammenschnürte. Wenn aber jetzt aus Anlaß des „Jubiläums" der „großen Revolution" die Erinnerung an jene Tage wieder wachgerufen wird, dann ist es gut, sich auch der unschuldigen und edlen Menschen zu erinnern, die sie in so furchtbarer Weise ihren Götzen opferte.

Staubige Schuhe.

Von

Frida Schanz.

(Abdruck verboten).

Glühend war der Tag. — Die Lippen netzen
Möcht' ich, — und dann weiter ohne Ruh!
Nicht zum Saal, wo heit're Menschen schwätzen!
Ängstlich auf den seidnen Teppich setzen
Würd' ich meine staubbedeckten Schuh'!

Leben, ach, wie hab' ich dich durchschritten!
Welkend hängt nun schon der Jugend Laub.
Alle Wiesenblumen sind geschnitten,
Müde bin ich, und vor meinen Tritten
Wirbelt banger Träume grauer Staub.

Freude, laß dein Locklied nicht erschallen!
Nur vor deiner Schwelle laß mich ruhn!
Auf zu ernsten Pfaden mußt' ich wallen,
Und verschüchtert nun in deine Hallen
Trät' ich mit den staubbedeckten Schuh'n!

Der ſtille Begleiter.

Erzählung von

Luiſe Weſtkirch.

(Abdruck verboten.)

Der Schnellzug ſauſte keuchend durch das Gelände. Vorüber jagten die Kirſchen- und Apfelbäume am Saum der Kornfelder rechts und links; und die Kornfelder ſelbſt drehten ſich laufend rundum, rundum, immer rundum, wie auf einer großen Scheibe. Blaue Berge wurden dunkel, ſchwärzlich, ſtiegen jählings bis in die Wolken und flogen vorbei rechts und links, während der Zug ſtampfend und raſſelnd ſeinen Weg machte, und ſein Dampf wie der Atem eines Rieſen in weißen Flocken in den Wipfeln der Birken und Eichen an den Hängen haften blieb. Jetzt öffnete ſich weit das dunkle Gebirgsthor. Im hellen Sonnenſchein lachend grüßte die leicht gewellte Ebene mit ihren grünen Rebgeländen, ihren Hektare weiten Ährenfeldern, wogend wie Meereswellen, zwiſchen denen gleich auf der Flut ſchwimmenden Sträußen roten Mohns die zahlreichen Ortſchaften im Schmuck ihrer Ziegeldächer aufleuchteten, hier eine, dort eine, dicht geſäet wie die Halme auf den Feldern.

Er hatte nicht rechts noch links aus dem Coupéfenſter geblickt ſeit Stunden. Grad vor ſich hin ſtarrte er. Das geputzte Fräulein, das ihm gegenüber ſaß, mochte ſich wohl fürchten vor ſeinen zuſammengezogenen Brauen und aufeinander gepreßten Lippen. Außer dem Geſichtsausdruck gab's nichts Furchteinflößendes an ihm. Der Anzug war fein, ein Bürgersſohn konnte ihn am Sonntag tragen, und ehrbar dazu: kein Schlapphut, nicht Blouſe, noch Joppe. Auch die Hände waren ganz rein. Er betrachtete ſie: nicht ein Tröpfchen Blut klebte mehr daran, nicht einmal an den Wurzeln der Nägel. Wovor fürchtete ſie ſich denn, die Pute? Ja, früher, wenn er von der Arbeit heimkehrend über den Aſphalt ſtampfte, rot im Geſicht vom Ziegelſchleppen auf dem Bau, das zerriſſene Hemd weit offen über der roten Bruſt, den von einer bunten Staubſchicht überzogenen Hut aus der Stirn geſchoben, von der, hellrot gefärbt, die Schweißtropfen rieſelten, da waren die Damen ihm in weitem Bogen ausgewichen. Ihr Abſcheu machte ihm Spaß, und er ſchob den Hut noch trotziger zurück, riß das Hemd noch weiter auf und ſah jeder dreiſt unter den Hut. „Wenn ich auf Gummi fahren könnte, Madame, würd' ich auch nicht Ziegel ſchleppen. Was?" — Und dann ſuchte er an ihnen herzuſtreifen, ſie anzurempeln und lachte höhniſch auf, wenn ſeine roten Ellenbogen und Hüften Ziegelſpuren auf den hellen Kleidern zurückließen.

Aber heut'! — Warum fürchtete ſich die denn heut'? Er hatte einen feinen Rock angelegt und ein feines Benehmen dazu. Er war gar nicht mehr er. Er trug funkelnagelneue Stiefel und klimperte mit Geld in der Taſche. Zum Donnerwetter! Er hatte gemeint, Leuten, die das könnten, müſſe anders zu Mute ſein, ſie müßten andern Eindruck auf ihre Mitmenſchen machen. War's doch nicht ganz egal, woher das alles kam? Dummer Einfall! Das war's! Dumm war er geweſen, ſein Lebtag dumm. Und darum hatten ſie ihn gehudelt und Holz gehackt auf ſeinem geduldigen Rücken. Im Steckkiſſen ſchon hatten ſie ihn gehudelt, zuerſt der Onkel, der das Vermögen der Waislein ſo ſchön verwaltete, daß plötzlich nichts mehr davon übrig war, wie er behauptete, der reiche Protz, der die paar Einrichtungsſtücke, das letzte Leinenzeug auch noch hinnahm für alte Schulden. Dann war er ausgethan worden von Gemeindewegen zu Schuſtersleuten. Die hatten ihn erſt recht gehudelt. Der ſcheinheilige Meiſter prügelte ihn, wenn er betrunken war, die Frau erſparte eine Magd an ihm. Denn er war dumm. Aber er wurde klüger, er lernte. Als er ſeiner Ziehmutter eins an die Ohren gab in wachſender Erkenntnis, kam er ins Rettungshaus. Da hatte er erſt gelernt! Von den Großen, die die Welt kannten, das Maul halten, den Zorn in ſich freſſen, ſeine Zeit abpaſſen, ſamt hundert Kniffen. Nach der Einſegnung verſchaffte die Anſtalt ihm eine Stellung als Laufburſche bei geringem Futter und, wie er höhniſch meinte, viel Gottſeligkeit, — Geſangbuchverſe als Beilage zu trocknen Kartoffeln. Er lief weg.

Und geſtern endlich war er einmal klug geweſen. Aber er war die Klugheit nicht gewohnt, ſie lag ihm noch in den Gliedern.

Das war der Anfang. Später kam man drüber weg, natürlich! — Später! — — Wie fürchterlich der Kerl geschrieen hatte, wie ein Schwein, das man absticht! Durch das Stampfen und Rollen des fahrenden Zuges hörte er immerfort den gräßlichen Schrei. Er ärgerte sich drüber. Ein armseliger Geizkragen, der sich selbst nicht das Mittagsbrot gönnte! Was hatte der vom Leben, was von seinen Schätzen, daß er so närrisch dran hing? Ein Wunder, daß niemand herzugelaufen war auf das Gezeter! Nachher freilich wurde er still. Man konnte die Schiebladen um und um kehren, man hätte es ganz gemächlich thun können. Wer weiß, was alles da noch steckte? Ihn aber hatte seine alte Dummheit gepackt, die Hände zitterten ihm, und er eilte sich, übereilte sich. Gewiß wäre er viermal reicher, hätt' er sich Zeit genommen. Nicht einmal das Gaslicht hatte er eingeschraubt. Wenn der stille Mann am Boden geblinzelt hat, kann er ihn beschreiben bis auf den letzten Rockknopf. — — Zwar, solchem hätt' er leicht vorbeugen mögen, und wirklich hatte er schon den eisernen Ofenvorsatz hoch in der Hand erhoben, um dem Liegenden den Schädel vollends zu zerschmettern. Doch er ist ein Dummer und wird's bleiben bis an seinen letzten Tag; über halbe Klugheit kommt er nicht hinaus. Der alte Mann ist gar zu still. Ränge er mit ihm, schriee er, höbe er nur die Hand, ei, da wär's Kleinigkeit! Aber solch ein starres blasses Gesicht, in dem auch nicht die Wimpern zucken, auf dem nichts sich regt, nichts als das langsam rieselnde Blut — — Dem jungen Menschen wird plötzlich schlecht. Er läßt das Eisengerät fallen und stürzt wie gejagt aus der Thür.

Natürlich hat der Kerl Komödie gespielt, und jetzt werden sie ihn hetzen wie einen Hasen. Mögen sie! Er wäre nicht der erste Hase, der den Jägern ein Schnippchen schlägt! Klug! nur hübsch klug! Jetzt hat er, was er braucht! In der Tasche trägt er's bei sich. Jetzt werden ihn die Menschen bald achten und schätzen wie all die Leute, die Geld haben. Ein paar Jahre nur klug, nur vorsichtig! Das Lumpentum liegt hinter ihm. Onkel Vormund hat ihm als erster gezeigt, was allein Geltung und Wert hat auf dieser Erde, nach jenem viele andere noch. Er wird nicht allein von allen der Dumme sein!

Als statt des Bergschattens der helle Sonnenschein durch die Scheiben fällt, hebt er endlich den Kopf. Seine furchtsame Nachbarin hat längst das Coupé verlassen. Fahrgäste sind gekommen und gegangen, er hat's nicht beachtet. Sein Bewußtsein war nicht, wo sein Körper war, er sah nicht, was seine Augen sahen. Er sah ein unsauberes, enges Lädchen, grell beleuchtet von der Gasflamme über dem Verkaufstisch, tot durch die herabgelassenen Rollläden vor Thür und Schaufenster, er sah ein blasses, vertrocknetes Gesicht in einer kleinen Blutlache und hörte einen Schrei, unabänderlich, unentrinnbar, stundenlang.

Aber jetzt war's ihm, als sinke ein Schleier von seinen Augen. Aufmerksam spähte er hinaus in die Landschaft. Klar, freundlich, beruhigend wirkend im sichern Reichtum ihrer Korn- und Weinpflanzungen, lag sie vor ihm da. Wenn er hier bliebe? — Hier? Irgendwo! Es gilt gleich. Er hat kein Billet nach einem Seehafen gelöst, ei, so dumm ist er doch nicht! Er fährt in entgegengesetzter Richtung, nicht nach Norden, nach Süden, immer nach Süden. Doch wird er auch nicht der Narr sein dorthin zu fahren, wohin sein Billet lautet. Hier wäre ein guter Punkt zum Aussteigen, zum Verschwinden, zum Untertauchen zwischen die Millionen, die die deutsche Erde bevölkern. Ein Landstädtchen mit einem weltverlorenen Namen; Marktweiber mit Körben stehen auf dem Bahnsteig, drängen in die Wagen. Im Gewirr könnte er ohne Aufsehen den Zug verlassen. Indem er's denkt, ist er schon hinausgesprungen. Durch die heranwogenden Menschenmassen schiebt er sich in den Wartesaal und zur anderen Thür wieder hinaus in das Städtchen. Von fern sieht er den Zug davon jagen. Dann nimmt er sein Bündel auf den Rücken und wandert, quer durch die Stadt und die Häuser hinter sich lassend, hinaus zwischen die wogenden Felder. Er wußte nicht, wohin er ging, er fragte nicht danach. Es war ihm angenehm zu wandern geradeaus zwischen Korn und Wein in der sonnigen Frühlingsluft, die ihm die Stirn umschmeichelte, lebendig, in Jugendkraft, — nicht wie der andere, der Stille, der blutend auf dem Boden des engen Lädchens liegt!

Daß er das Bild nicht los werden kann! Die Mohnblumen zwischen den Hal-

men schienen ihm Blutflecken, und er wandte angeekelt die Augen von ihnen. Aber der Staub der Landstraße erinnerte ihn an die grauen, staubigen Dielen des Lädchens. Und die Sonne am Himmel blinzelte ihm zu: „Ich sehe dich und ich sehe ihn. Ich weiß es! Ich weiß es.“ Das heiße Leben, das aus den knospenden Reben und den Halmen rechts und links, vor und hinter ihm hervorzudampfen schien in der Mittagsglut, bedrückte ihn, engte ihn ein, ihn, der die Erinnerung an Starres, Totes mit sich herumtrug. Weit dehnte sich die Ebene, unabsehbar. Weit, unabsehbar wölbte der Himmel sich darüber, verwirrend weit für einen, dessen Leben sich zwischen Mauern, in düsterer Enge hingequält hatte bei Wagengerassel, dem Gekeif zorniger Weiber, dem Brüllen betrunkener Männer, in dumpfen Kammern, in dämmerigen Gassen. Nun, keine Begrenzung für den sich verlierenden Blick, kein Laut für das ängstlich horchende Ohr, — nichts als das leise Summen der Käfer, das Rauschen der Halme, das Zwitschern der Lerchen. Doch die Käfer summten: „Die Sonne ist schön, schön, schön! Wenn einer nichts hat als die Sonne, 's ist viel, viel, viel! Man soll sie ihm nicht nehmen.“

Und die Halme rauschten: „Wir leben, leben, leben. Leben ist gut Ding. Wir leben.“

Die Lerche schien von oben herab zu höhnen: „Weit ist die Welt; sieh, wie weit! Liefst du bis ans Ende, deinen Gedanken entläufst du nimmer. Die gehen mit, mit, mit.“

Ihn packte die Wut, eine dumpfe, gegenstandslose Wut. Auf einem besonnten Stein hockte ein Frosch, den breiten Rücken behaglich den warmen Strahlen zugekehrt. Er hob seinen Stock und schlug das Tier, daß es blutend liegen blieb.

„O, du Nichtsnutz,“ sagte da eine Stimme über ihm. „Du bist mir einer, du! ein Wüschter! Schämst dich denn gar nit?“

Die Sprechende kam den schmalen Graspfad zwischen zwei Weinbergen herab, den Rock hochgeschürzt, einen großen Korb voll Grünfutter auf dem Kopf. Mit einer Hand stützte sie ihn leicht, die andere hielt die Sichel. Er sah das Mädchen von unten herauf an mit bösem Blick und zuckte die Achseln.

„Pah, Ungeziefer!“

„Unseres Herrgotts Kreatur. Wär's sein Wille, daß die Menschen sie kujonieren, nachher hätt' er sie wohl aus Stein erschaffen.“

„Meinen Sie, daß er alles so superfein einrichtet, der droben?“ fragte der Mann, in bitterem Hohn ihren mit Flicken besetzten Rock und die nackten Füße betrachtend. „Für Sie, Fräulein, hätt' er immerhin ein paar Centimeter spendabler sein können, schätz' ich.“

Sie richtete sich auf in ihrer jungen strammen Schlankheit. Und ihm, da er ihre Lumpen wegdachte, kam's selbst vor, als hätt' er da etwas Dummes gesagt.

„An dem, was unser Herrgott mir 'geben hat, hätt' ich nix zu mäkeln. Und“ — sie musterte ihn mit ihren leuchtend blauen Augen, „— Du könntst zur Not auch zufrieden sein. Was die Menschen als dazuthun, das freilich —“

„Is nich' von der besten Sorte, da haben Sie recht.“

„— Dafür kann unser Herrgott nix,“ vollendete sie.

Er war des einsamen Wanderns müd. Ihn hungerte förmlich nach Gesellschaft.

„Darf ich Sie begleiten, Fräulein? Ich glaube, wir haben denselben Weg.“

„Nachher, was fragst lang? Die Landstraß' is für jedermann.“

„Hm — Fürchten Sie sich nicht so allein?“

„Fürchten? Vor was denn? Vor dir etwa?“

Ihr Lachen traf ihn wie ein Peitschenschlag. Er zuckte zusammen. „Warum nicht vor mir? Was wissen Sie, wer ich bin?“

„Was wirst sein? Ein armer Handwerksbursch! Gelt, ich hab's 'troffen? Na, es ist nicht schwer zu raten, wenn man dich bloß schwätzen hört. Arg weit weg mußt du zu Haus sein. Wenn die Frag' erlaubt ist, was bist für ein Landsmann?“

„Ich — ich komme aus — Hannover, ja, aus Hannover, bin aber kein Handwerker, das ist fehlgeschossen. Arbeiter bin ich. Ich such' einen Dienst als — als Knecht.“

„Einen Dienst suchst? Und dazu laufst bis hierher?“

„Ich — hab' mich verzankt mit meinen Leuten,“ log er.

„Das glaub' ich,“ nickte sie. „Krottig genug schaust aus.“

„Das müßt' ein Thrankrüsel sein, der nicht wild wird zuletzt! — Sie, — Sie sind wohl 'ne ganz Fromme?“

Sie verstand ihn nicht. „Gut eingerichtet hast dir's,“ fuhr sie fort, „daß du

Verlag der Artistischen Union in Berlin.

In tiefer Trauer. Momentaufnahme von Dr. A. Bianna da Lima.

grad jetzt zu uns ziehſt. Nächſt is Heumahd, und dann kommt gleich hinterdrein die Kerb."

„Was iſt das für ein Ding?"

„Na, ich weiß nit, Kerb halt! 'S giebt Buden, und die jungen Leute tanzen."

„Sie drehen ſich wohl gern, wenn die Burſchen danach ſind."

„Ei ja."

„Lieber als zur Kirch' gehen, was?"

Er verzog höhniſch die Lippen. „Wie mein Ziehvater. Hernach ſoff er ſich voll und lag in der Goſſe." Laut fragte er: „Wie heißen Sie denn, Fräulein."

„Ich ſchreib' mich Ros." Sie ſah zur Seite und ließ im Gehen durch die freie Hand ein Büſchel Ähren gleiten.

„Ros? Ein hübſcher Name! Und weiter?"

„Iſt's dir nit genug? Kann's nit ändern. Hab' mir auch dran genügen laſſen müſſen."

Ja ſo! Armes Ding! Auf Roſen iſt dieſe Ros' nicht groß geworden. Der geflickte Rock und die nackten Füße! Er verſteht's jetzt. Seine eigene Geſchichte! Er iſt Waiſe geworden bald nach der Geburt, ſie iſt's ſchon vorher geweſen. Das Mädchen kommt ihm wie eine Schweſter vor. Bloß zu hell und klar und freundlich ſchaut ſie aus den Augen. Möglich freilich, daß ſich's leichter lebt unter dem weiten Himmel, zwiſchen dem wogenden Korn und Wein, in der friſchen Luft. 'S iſt alles anders hier, die Menſchen, ihr Gang, ihre Haltung unter der anmutig auf dem Kopf getragenen Laſt. Das Mädchen erinnert in nichts an die Weiber ſeiner Heimat, wenn ſie keuchend, weit vornübergebeugt die ungeſchickte Kiepe auf dem Rücken ſchleppen. Verſchwenderiſch, im Überfluß giebt der reiche Boden. Vielleicht iſt der Biſſen Brot hier nicht ſo knapp, vielleicht reißen die Menſchen hier ihn ſich nicht vor dem Munde weg mit ſolch' rückſichtsloſer Gier?

Er ſagt etwas dergleichen. Aber ſie lacht ihn aus.

„Geflügelte Engel ſind die Leut' bei uns zu Land grad nit, ah, weit davon! Werden wohl dieſelben ſein landaus, landein. Man muß ſein Teil nehmen, wie es einem gemeſſen wird, gelt? Wenn du recht hinſchauſt, fällt jedem ein Schatten in ſeinen Sonnenſchein. Bloß mutwillig verdunkeln muß keins dem andern ſeine Sonne, — nit einmal einem Ungeziefer."

Ihn verdroß die Lektion. „Großartig aufjepaßt haben Sie in der Schul'! Nummer eins mit Eichenlaub! Weiß Ihr Paſtor noch mehr ſo ſchöne Reden?"

„Wer, meinſt?"

„Na, Ihr Pfaff', der geiſtliche Herr, der Schwarzrock! Wie heißen Sie ihn denn?"

„Unſer Herr Pfarrer?" Ein Schatten flog über ihr Geſicht. „Naa, der ſagt das nit; der ſagt was andres."

„Was andres? Was denn?"

Sie ſah an ihm vorbei. „Er ſagt, daß ich büßen ſoll für die Sünd' meiner Eltern — — Aber," fuhr ſie trotzig fort, den Kopf hebend unter dem laſtenden Korb und ſah ihm grad' in die Augen, „das glaub' ich nit! das thu' ich nit. Wann's ſich vergangen haben, meine Alten, haben's ſich gegen mich vergangen! Gegen keinen ſonſt! Vergeben thu' ich's Ihnen von Herzen, aber büßen, mich abhärmen deswegen, nein! Ich will mich freuen am Sonnenſchein und an meinem jungen Leben und an allem, was es zum Freuen giebt! Freuen vom Morgen bis zum Abend!"

„Das ſtimmt. Das hat kein Schwarzrock Ihnen geſagt, Fräulein," nickte er, „denn die laſſen keine Freud' übrig in der Welt für Unſereinen. Wie kommt's Ihnen denn?"

„Weiß nit. Ich hab' die Gänſ' hüten müſſen, wie ich klein war, auf der Gemeindewieſ'. Wird mir's wohl eine alte Gansmutter zugeziſcht haben. Ich ſag's nit zum Lachen. Das Viehzeug red't, der Himmel red't, und die Sonn' red't, die Halme auf dem Feld und der Wind in den Bäumen. Gar nit einmal leiſe reden thun ſie. 'S muß nur fein ſtill ſein in einem Menſchen, damit er's verſteht."

Geſtern noch würd' er ſeinen Spott gehabt haben über ſolch eine Behauptung. Heut hatte er's ſelbſt erfahren, daß ſie redeten, die Käfer, die Halme, die Sonne am Himmel, — leider! Ein verhextes Land!

„Hier is meine Heimat," ſagte Ros und deutete auf die Häuſer einer netten Ortſchaft, die bei einer Wegbiegung dicht vor ihnen ſich aufthat in einem Kranz von grünen Obſtbäumen und Gärtchen. „Barbenheim heißt der Ort. Ich dien' beim Bauer Sellmacher. Und da fallt mir ein —: Wannſt einen Dienſt ſuchſt und deine Sach' kannſt, nachher thät' mein Bauer dich leicht dingen. Allein können wir die Arbeit nit

mehr schaffen, und die Burschen, die in Dienst gehen, sind rar bei uns."

„Sehen Sie mal an! In diesem jesegneten Landstrich wird wohl jeder Knabe mit einem silbernen Löffel im Mund geboren?"

„Sell nit. Aber 'nübermachen thun's, so wie sie was vor sich bracht haben. Kein' alten Knecht findst in unsrem Ort."

„'Nüber?"

„Über's Wasser. Nach Amerika. Da kriegt man's Land umsonst. 'S geht ihnen allen arg gut. Ich mach' auch 'nüber, sobald ich's Fahrgeld beisammen hab! Ei ja."

Der Mann hatte seinen Entschluß gefaßt. Hier wollt' er bleiben! Wer würde ihn hier suchen, gerade hier, zwischen den nicht endenden Kornfeldern, in dieser fruchtbaren Einöde, als Knecht bei einem Kleinbauern, ihn, der fünf tausend Mark in der Tasche trug. Er wußte es wohl, woran die „Klugheit" so manches seiner Thatgenossen gescheitert war. Der Besitz stieg ihnen zu Kopf, sie hingen sich an Frauenzimmer, machten Reisen mit ihnen, beschenkten sie, besuchten Bälle, Kneipen, verschwendeten sinnlos, bis die Polizei die Strippe anzog, und sie ins Loch wanderten auf Jahr und Tag. Er wollt's gescheiter machen. In die Einsamkeit, bei harter, niederer Arbeit vergrub er sich. Er wollt's durchhalten, wenn er auch schon zu begreifen anfing, was die anderen hintrieb zwischen Menschen, in Lustbarkeiten und Vergnügungen, die schrieen, brüllten, betäubten in wüstem Lärm, aber nicht redeten, wie die Dinge, die er für stumm gehalten hatte, die Dinge hier um und neben ihm. Er wollt's durchhalten, klug sein, still sich zusammendrücken, Monate, Jahre lang, bis seine Sache vergessen war. Dann „machte er auch hinüber" wie die Burschen des Landes, mit ihnen. Ja, das wollte er.

„Legen Sie ein gutes Wort für mich ein bei Ihrem Bauern, Fräulein. Warum soll ich's hier nicht so gut versuchen wie anderswo?"

Ein hölzernes Thor stand weit offen. Den Hof, auf dem Hühner und Gänse gackerten und schnatterten, schlossen im Hintergrund Scheuer und Stallung ab; links lag das Wohnhaus. Eine steinerne Doppeltreppe führte zu einer in der Mitte geteilten Hausthür. Ueber den untern Teil, der geschlossen war, lehnte, Umschau haltend, die Bäuerin. Ihr hartes faltiges Gesicht, braungebrannt und ausgedörrt wie Leder von Sonne und Wind, trug den eigentümlich unbeweglichen Ausdruck, der Landleuten eigen ist. Am Pferdestall stand der Bauer.

„Sellmacher," sagte das Mädchen auf ihn zuschreitend, „wannst einen Knecht möcht'st, da is einer von weit her."

Dabei nahm sie mit raschem Schwung den Korb vom Kopf und ehe ihr Begleiter ihr helfen konnte, hatte sie ihn auf einen Holzblock am Stall niedergesetzt, schüttelte den Kitzel, das runde Tragkissen, von ihrem hellen Kopftuch herunter und strich sich das feuchte Haar aus der Stirn. Der Bauer sah unterdes prüfend den Ankömmling an.

„Aus kei'm Nachbarort bist net?"

„Ich bin aus Hannover." Die Lüge ging ihm schon ganz glatt vom Mund.

„Hannover is weit."

„Ja, ich hab' mich verzürnt mit meinen Leuten. Ich möcht' mein Glück mal wo anders probieren."

„Verstehst denn was von der Wirtschaft?"

„Ich hab' Lust dazu, Herr Sellmacher, und bin nicht zu alt, um zu lernen."

Der Bauer betrachtete ihn abermals prüfend, abwägend. Der Stellesuchende sah, daß er ein Gewicht zu seinen Gunsten in die Schale werfen mußte.

„Mit Pferden weiß ich übrigens Bescheid. Ich hab' drei Jahr' bei der Artillerie gestanden."

Damit hatte er ins Schwarze getroffen. Des Bauern Gesicht hellte sich auf.

„Gedient hast aa? Nachher mußt' ja Dein'n Militärschein haben."

Der Bursch öffnete sein Bündel. „Tauf- Impf- und Militärschein. Wilhelm Bender, aus Hannover gebürtig. Da!" Er reichte die Papiere Sellmacher, der sie aufmerksam durchbuchstabierte, ehe er sie befriedigt nickend zurückgab.

„Das hat seine Ordnung. Alleweil, Wilhelm Bender, wollen wir's mitsammen probieren, heißt das, wann dir mein Lohn recht is."

Er war nicht hoch, der Lohn. Aber braucht ein Kerl, der fünf tausend Mark in der Tasche trägt, auf Lohn zu sehen? Wilhelm Bender nahm an.

Heimlich freute er sich seiner klugen Voraussicht. Hätte er nicht damals die Papiere des jungen Kameraden an sich genommen, der vom Gerüst stürzte und auf

General Ziethen. Studienkopf, gezeichnet von R. Warthmüller.

der Stelle tot blieb, er könnte ſich Hacken und Zehen ablaufen um eine Unterkunft bei dem mißtrauiſchen Bauernvolk. So — hatte es ſeine Ordnung. Alles in der Welt hat ſeine Ordnung, wenn man's einzurichten weiß. Nur nicht dumm ſein! Und er empfindet helle Schadenfreude, daß er den Vorſichtsmeier da ſo ſtattlich hereinlegt.

Der hat ſich mittlerweile zum Pferdeſtall gewandt und deutet auf ein ſchmales Bett mit einem Strohſack und einer Pferdedecke.

„Da kannſt ſchlafen. Da hat der vorig' Knecht aa geſchlafen. Da biſt glei zur Hand, wenn den Gäulen des Nachts was zuſtoßt."

Es ſteht ein Tiſch neben der Futterkiſte zum Geſchirrputzen. An Haken, ſauber auseinander gehalten, hängen die verſchiedenen Kummete mit den blanken Beſchlägen, die Peitſchen, Trenſen, Sättel. Zwei Pferde ſtehen in den Ständen, ein Schimmel und ein Rappe. Sonſt giebt's keine auf dem Hof. Und das nennt ſich hier zu Land Bauer!

„Kummt's eſſe!" ſchreit die Bäuerin von der Hausthür her. „In Gottes Namen,"

sagt Martin Sellmacher und faltet seine dicken Hände. „Er segne deinen Eingang.“

Wilhelm Bender ist nicht überzeugt, daß der liebe Gott das thun wird. Er denkt sogar vorurteilsfrei genug, um anzuerkennen, daß es ein bischen zu viel verlangt wäre. Insgeheim hegt er die Hoffnung, daß der Herrgott sich zuletzt ebenso als Schwindel ausweisen werde, wie der ganze konfessionelle Wust, der ihn auf der Schulbank so grimmig gelangweilt hat. Zwischen den Zähnen murmelt er etwas, das der Bauer bei einigem gutem Willen für „Amen“ halten kann und tritt hinter ihm auf die kühle Diele.

Links ist eine Stube, rechts ist auch eine; gerade aus geht's in die Küche. Die links ist gar fein. Das Amiche, die einzige Tochter, des Hauses einziges Kind, hat sie eingerichtet. Die strebt hoch hinaus, hat Klavierspielen und deutsche Sprache beim Schullehrer gelernt und eine Fortbildungsschule in der nahen Stadt besucht. Die weiß, was sich gehört.

Aber die Wohnstube ist noch schlicht nach Landesbrauch eingerichtet: links vom Eingang der Ofen mit den blanken Thüren. Ringsum die Wände entlang, sogar unter den vier Fenstern her, laufen hölzerne Bänke. Zwei Tische stehen davor, altersbraun, mit großen Schiebladen. Auf dem einen prangt hübsch in der Mitte das Feuerzeug nebst Fidibussen zum Pfeifen anzünden und eine Wasserflasche. Auf den anderen sind zinnerne Teller gesetzt. Der Leib Brot, in dem das Messer steckt, liegt neben der dampfen-Schüssel. Ein kleiner Spiegel an einer der Spiegelwände hängt schief vornüber geneigt, so daß man die ganze Stube darin sehen kann, bloß nicht sich selbst. Von der Mitte der Decke, von der Stelle, an der vornehme Leute ihre Kronleuchter anzubringen pflegen, baumelt ein mit Syrup bestrichener Stab herunter, die Fliegenfalle. Er ist schwarz von erstarrten und noch zappelnden Gefangenen. Aus der Zahl jedoch, die zur Zeit in der Stube herumschwirrt, merkt man's nicht, daß ein paar Hundert fehlen.

„Setzt's noch einen Teller daher,“ ruft Sellmacher den Weibsleuten zu. „Mir ha'n einen neuen Knecht kriegt.“

„Sell is hurtig gangen,“ meint die Bäuerin und fragt schleppend nach dem Wie und Wo.

Sie ist Wilhelm Bender unheimlich. Sie hat Augen in ihrem pergamentnen Gesicht, die die Leute durch und durch zu gucken scheinen, und eine stille Art den anderen reden zu lassen, während sie thut, als glaubte sie nur halb, wodurch sie stets mehr aus dem Betreffenden herauslockt, als er zu sagen beabsichtigte. Unwillkürlich verfällt er in einen höhnischen Ton ihr gegenüber.

Das Amiche leiert das Tischgebet herunter, das die Familie stehend anhört. Sie ist ein Bauernmädel wie andere mehr, rot und weiß und sonnverbrant, nicht grad sehr gescheit, aber mit dem richtigen Bauern-Ruck.

Nach dem „Amen“ greifen alle schweigend zu den Löffeln.

Das Essen ist grob aber gut, Speck, Erbsbrei, Kartoffeln und das kräftige, hausbackene Brot. Der Neue kennt's schlechter. Eine Art müden Behagens kommt über ihn. Die Sonne blinzelt nur matt durch die Spalten der grünen Fensterläden, von der Diele herein weht's angenehm kühl. Er könnte sichs' wohl sein lassen hier, — wäre da nicht eines, was ihn stört, eine Dummheit natürlich! aber das Leben flickt sich zusammen aus Dummheiten. Auf den weißgescheuerten Dielen grad vor ihm ist ein Fleck, ein Fettfleck, ein Schmutzfleck, der erinnert ihn an einen anderen. Man sagt, daß Blut, warmes, lebendiges Menschenblut, wenn's vergossen wird, eine unauslöschliche Spur hinterläßt, nicht wegzuwaschen, nicht wegzuscheuern — 's wird ein Märchen sein. Wär's wahr, ei, da nimmt man einen Hobel und hobelt solch ein Brett glatt ab und dann —

Ros stößt ihn in die Rippen. „Machst Kalender, du? Oder thust schlafen?“

Das Amiche spricht schon das Dankgebet; alle anderen stehen andächtig. Hastig springt auch er vom Stuhl.

„Jetzt werre mer gucke, was du kannst,“ sagt der Bauer und lädt dem Neuangenommenen Hacke und Schaufel auf die Schulter.

Es gilt den Weinberg häckeln. Ein-, zweimal im Sommer wird der Boden um die Rebstöcke fein locker aufgehackt und geschichtet, so daß jeder Stamm in einer Mulde steht, und der Grund des Himmels Naß nicht ungenutzt den Abhang hinunterrieseln läßt, sondern es auffängt, aufsaugt, dem Strauch zu Nutz. Dung wird untergegraben, alles Unkraut ausgejätet, das sich

mästet von der Nahrung, die dem Wein gehört. Dann werden die Reben beschnitten nach der Kunst, so und so viel Augen zurück, nicht mehr, nicht weniger; die zu üppigen Blätter müssen beseitigt werden, die der Traube den kargen Sonnenschein unserer Breiten rauben.

'S ist schwere Mannesarbeit, das Häckeln auf hartem Schiefergrund, das Düngen, wo jeder Korb Mist auf dem Rücken den steilen Hang hinaufgetragen werden muß, weil kein Zugvieh herankann. Und scheint die Sonne der Rebe zu matt, für warmblütige Menschen scheint sie kräftig genug. Dem Nordländer war's ungewohntes Schaffen obenein. Aber er biß die Zähne zusammen und hielt bei der Stange. Nur jetzt nicht heimatlos auf den Eisenbahnen herumfahren, nur jetzt sein seßhaft! Und ob seine harten Handflächen sich mit Schwielen bedecken, seine Gelenke krachen, und der Schweiß ihm in Bächen von der Stirne rinnt, — er schaufelt ohne aufzublicken. Da ist noch etwas, das ihn vorwärts peitscht, außer der Klugheit, etwas Unsichtbares, Unnennbares. Über ihm trillert die Lerche, über ihm scheint die Sonne, er will nicht hören, was sie sagen. Und hinter dem Weinlaub schaut's hervor mit verglasten Augen, zwischen den Stämmen rieselt's rötlich. Einer steht ihm im Rücken, einer, der kein Wort spricht und den er doch viel mehr fürchtet als seinen neuen Herrn. Es ist ein Gefühl zum Unsinnig werden. Wären die ersten Tage doch erst vorüber, — die ersten Wochen! —

Von den Kirchtürmen, die sich rechts und links, fern und nah aus der welligen Ebene erheben, klingen jetzt die Glocken herüber, leise, friedlich, feierlich.

„Feierabend," sagt Sellmacher und legt den Spaten nieder. „So viel seh' ich alleweil, Wilhelm, schaffen kannst, wenn du willst."

Das haben sie alle gesagt: er kann schaffen, wenn er will. Nicht immer hat er gewollt. Nun da er's eigentlich nicht nötig hätte, macht's ihm beinahe Spaß.

„Is mir ungemein schmeichelbar, daß Sie zufrieden mit mir sind, Herr Sellmacher."

„Ich hoff' halt, du wirst nit naalassen."

Nein, das wird er nicht! Er wird ein Musterknabe sein hier in Barbenheim. Hier muß er sich ja den guten Leumund verdienen, in dessen Glorienschein er verschwinden will und auftauchen als ein anderer in einem anderen Weltteil.

Als er am Abend die Stallthür hinter sich schließt und allein ist mit den Gäulen, fällt's ihm doch von den Schultern wie eine Last. Jetzt braucht er sich nicht mehr zu verstellen, nicht gewaltsam seine Gedanken zusammenzufassen, die eigensinnig nach einem Punkt zurück streben, immerfort nach einem Punkt. „Haben sie ihn gefunden? — O, lang, schon lang! Hat er geredet? — Nein, der redet nicht mehr." —

Neugierig sehen die Rosse den neuen Gefährten an. Er lehnt sich über die Seitenwand des Standes und redet sie an in einer Art wilden Humors.

„Ja, meine verehrten Kammergenossen, da wären wir nun selbdreit. Ich bitte höflich, sich möglichst still zu benehmigen, indem daß ich grausam müde bin, weil ich mir zwei Nächte um die Ohren geschlagen habe. Übrigens is drei eine gute Zahl, ein Kleeblatt. Das drucken die Leute ja wohl als so eine Art Einigkeitsbeteuerung über die Rundschreiben all der Vereine, in denen sie sich hinterher am tollsten zanken? Aber das Zanken kommt bloß daher, weil sie alle reden können. In unserem Kleeblatt redet bloß einer, ich. Da werden wir uns ja wohl vertragen, wir drei? Wie? Was?"

Die Pferde schauen ihn an und schütteln die Köpfe, daß die Ketten leise klirren. Fast sieht's wie Abwehr aus. Da durchrieselt's ihn in heißem Schrecken: zu dreien sind sie nicht; ganz deutlich sieht er den Vierten liegen am Boden zwischen der Spreu, und das Blut rieselt über sein Gesicht. —

Mit einem Fluch wirft er sich auf die Klappe, drückt den Kopf ins Kissen und schläft ein, schläft den dumpfen Schlaf des übermüdeten Karrengauls, aus dem das Krähen des Hahns ihn endlich weckt. Die erste weißliche Dämmerung schimmert durch das Stallfenster. Erstaunt sieht Bender sich um. Die Glieder sind ihm steif, ihn friert, obgleich er sich nicht einmal entkleidet hat. Er kann sich nicht entkleiden. Auf seinem Leib trägt er die kostbare Beute. Schon gestern bei der Arbeit hat er gefürchtet sie zu verlieren. Es wäre gut, sie von sich abzuthun. Er sieht sich um im Stall, er sieht durch das Fenster, das Haus liegt im Schlaf, schlafend, mit gesenkten Köpfen, stehen die Pferde, nur der Hahn kräht. Er sieht die Dachsparren an, die Raufen, den grob gepflasterten Boden, die weißgetünchten Wände. Endlich hat er, was er braucht.

Digitized by Google

Eine Schaufel lehnt in einer Ecke. Er kniet neben dem Rappen nieder, ſchaufelt die Spreu zur Seite und lockert mit Anſtrengung zwei Pflaſterſteine. Er hebt ſie hervor und kratzt und gräbt mit den Händen die Erde darunter heraus. Dann verſtohlen ſchiebt er einen ledernen Umſchlag in die

Weiblicher Studienkopf. Handzeichnung von Martin Schongauer in den Uffizien zu Florenz.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co., Braun, Clément & Cie. Nchfl., in Dornach i. Elſ. und Paris.

Öffnung, pflanzt die Steine an die alte Stelle, drückt ſie tief in den lockeren Grund und deckt die Spreu drüber. Das Häufchen Erde, das unverwendbar bleibt, kehrt er in einen Winkel und deckt's mit Stroh zu. Wenn er den Stall ausfegt, wird er's ohne Aufſehen beſeitigen können. Dann wäſcht er ſich die Hände und legt ſich wieder nieder. Aber er ſchläft nicht mehr.

Am Morgen hob das neue Leben an, ein wunderliches Leben. Ihm hätt's wohl gefallen mögen, wäre nur die Stille nicht geweſen, die furchtbare, feierliche Stille, die der Menſchen Gedanken gewaltſam zurückdrängt auf das eigene Selbſt, hervorlockt, was auf dem tiefſten Grund ihrer Seelen ſchlummert, es ſei gut oder böſe, lieblich oder ſchrecklich. Er iſt an Stille nicht gewöhnt, er kann ſich nicht gewöhnen. Schon um ſeinen Kinderwagen tobte der Lärm. Er wachte im Lärm, er ſchlief im Lärm.

Die Zieheltern zankten sich, die Pflegegeschwister rauften sich; die Wagen rasselten durch die enge Gasse; die Hunde tläfften, die Maschinen der Druckerei auf dem Hof stampften und klapperten, die Gesellen in der Werkstatt pochten. Im Rettungshaus war er auch immer in Gesellschaft, immer mit Gefährten, mit denen er sich balgte, öffentlich und heimlich, um den besten Bissen, das beste Zeugnis, die sein Wollen und Wünschen in Atem hielten. Später, auf dem Bau, ei, wie die Menschen da vorüberwimmelten vom Morgen bis zum Abend, um ihn, neben ihm, über ihm! Nicht einmal nachts war er allein, nicht in der Kammer, nicht im Bett; das ist zu kostspielig für einen Arbeitsmann, der sonst auch gern noch was drauf gehen läßt. Dort in der Stadt wollt' er sich seiner dummen Gedanken bald entschlagen, aber hier! Wenn er auf dem Feld arbeitet, unabsehbar dehnt sich die Erde, unabsehbar der Himmel drüber, und nur die Lerchen in der Luft und die Grillen im Grase reden, nur der Wind und die Stimme in seiner Brust. Scharen von Menschen hatte er kennen gelernt in seinem Leben, kennen, durchschauen wie Glas, — seine eigene Bekanntschaft macht er jetzt erst, hier. Sie war ihm neu und manchmal überraschend. Eine Menge Lernstoff staute sich in seinem Gedächtnis, eingepfropft aus Büchern, aus dem bunten Menschenleben. Tot hatte er gelegen, nicht vergessen, auch nicht verarbeitet. Neue Eindrücke, die stündlich auf den jungen Menschen eindrangen, verhinderten seine Fassungskraft, die im Übermaß geschluckten Brocken zu verdauen, seinem Selbst einzuverleiben, umgearbeitet, als organische Bestandteile seines Ichs. Und die Sorge, die hinter ihm stand von Kindsbeinen an mit ihrer neunschwänzigen Geißel, die gemeine Sorge um den knurrenden Magen, die Furcht vor dem Verhungern spornte seinen Willen, seinen Scharfsinn an von einem Erwerbskniff zum andern, ließ ihn nicht zu Atem kommen, nichts mit wirklichem Interesse erschauen, das nicht Bezug hatte auf die eine, täglich neue Not.

Hier nun fand er seinen Tisch gedeckt, Ros schnitt ihm die Butterstullen sogar dick. Wohlverwahrt ruhte sein Schatz und schützte ihn vor künftiger Sorge. Sein Spürsinn, abgelenkt von dem Ziel, auf das er sonst allein gerichtet war, wandte sich anderem zu. Aber die neuen Eindrücke flossen hier karg. Drum begannen die alten sich zu regen, zu klären, hervorzutreten aus dem stumpf gewordenen Gehirn, frisch, als erlebte er sie erst heute.

Einmal als er auf der Pflugschar saß und frühstückte, fragte eine Stimme neben ihm ganz laut: „Wo ist dein Bruder Abel?“ —

Ein Reminiscenz aus dem Religionsunterricht natürlich! Die Frage hatte seinerzeit wenig Eindruck auf ihn gemacht. Er hatte derweil Stahlfedern gekippt mit seinem Nachbar, oder auch genau studiert, wie weit die bewegliche Perücke, die der Lehrer trug, nach rechts oder links gerutscht war im Eifer der Bibelerklärung, immer mit der gespannten Erwartung, ob sie nicht einmal ganz über das eine Ohr herabrutschen werde? Das interessierte ihn viel mehr als die Erzählung vom ersten Mord auf der Erde.

Jetzt sprach nicht der Lehrer mit seiner fetten ungeduldigen Stimme, jetzt bäumte kein widerspenstiger Haartuff sich auf. Vom hohen Himmel, aus blauer Luft, schien die Frage zu tönen, tief und gewaltig wie das Brausen des Windes; die Gräser und Blüten am Rain wiederholten sie, und sie durchrieselte den, der sie hörte, mit zähneklapperndem Entsetzen.

„Quatsch!“ sagte er zornig, laut, „der Mann hieß garnicht Abel, sondern Meier, und mein Bruder ist er erst recht nicht gewesen.“

Aber das Unbehagen konnte er den ganzen Tag nicht los werden.

Längst vergessene Geschichten peinigten ihn. Einmal hatte er eine Hündin getreten, die starb daran. Jetzt fiel ihm ein, wie er als dreijähriger Junge seinen Zieheltern weggelaufen war in einer kalten Schneenacht, sie fanden ihn nicht und glaubten ihn erfroren. Er aber war in die Hundehütte gekrochen zu einem als bösartig verschrieenen Kettenhund. Dem kleinen hilflosen Menschenkind that der grimme Wächter nichts, und aneinander geschmiegt verbrachten sie die Nacht einer den andern wärmend. Der Sinnende meinte noch jetzt die weiche Berührung des zottigen Fells zu spüren, die Wärme der Zunge, die unablässig sein kaltes Gesichtchen leckte. Und er faßte es nicht, wie er dazu gekommen war, die Hündin zu treten.

Eine alte Frau hatte er vom Fußsteig gestoßen; sie fiel und drohte ihm scheltend mit ihrer dürren Faust. Er fand das komisch, er lachte drüber. Er lachte immer, wenn Mensch oder Tier zu Schaden kam.

Sie hatten ihn gehudelt, als er klein und ſchwach war. Nun er groß und ſtark war, hudelte er ſie, 's war der natürliche Kreislauf des Geſchehens.

Hier nun machte das ihm plötzlich keinen Spaß mehr, hier unter dem weiten Himmel, auf der weiten Erde, zwiſchen denen er ſelbſt ſich vorkam wie ein winziges Inſekt. Und was ihn ängſtigte: allein, war er nie allein. Ein blaſſes Männlein mit eigentümlich verſchwommenen Augen ſah ihm beſtändig auf den Rücken. Fuhr er herum, war's verſchwunden. Er wußte doch, es war dageweſen. Grade vor ſeinen Blick getraute ſich's freilich nicht, aber es ging hinterm Pflug, treu wie die ſchwarze Krähe, wenn er ackerte; es ſchaute zwiſchen den Rebenzeilen hervor, wenn er im Weinberg arbeitete. Es ſaß auf dem Schlußbrett des Karrens, wenn er Dünger fuhr. Hinter den Stamm der Dorflinde geſchmiegt, beobachtete es ihn abends, wenn er die Zeitungen las, — einzig die Morde und Einbrüche, die Gerichtsverhandlungen von allem, was ſie enthielten, und immer wieder von vorne, mit Herzklopfen, mit atemloſer Neugier, mit hartnäckiger Verbiſſenheit ſeinen Fall ſuchte und ihn nicht fand, immer nicht fand! Eine Lappalie! nicht der Druckſchwärze wert halten ſie die Zeitungen! Und ihm macht ſie ſo furchtbar zu ſchaffen!

Unter der Dorflinde war der Sammelplatz der Jugend. Ein Brunnen floß dort, aus dem diejenigen Waſſer holten, die keine Pumpe auf ihrem Hof beſaßen. Einige Steinbänke luden zum Sitzen ein. Die kurzen Pfeifen im Mund lungerten hier nach Feierabend die Burſchen herum, neckten ſich mit den Mädchen, die mit ihren Zubern kamen und ſich am Waſſer zu ſchaffen machten.

Wilhelm Bender ging dorthin mit den Andern, die kurze Pfeife im Mund gleich ihnen, im blauen Leinwandkittel wie ſie. Es war ſein ängſtliches Bemühen ihnen zu gleichen, zu verſchwinden in ihrer Zahl. Wenn das hagere Männlein ihn heraus fand aus dem Schwarm, den Herren vom Gericht ſollt's ſchwerer fallen. Und er redete wenig; er beobachtete geſpannt, peinvoll. Bald kannte er jeden Einzelnen im Dorf wie ſeine Taſche. Sie waren nicht ſchwer zu kennen, grabaus und hitzig die meiſten, ein bischen plump, doch ohne Hinterliſt, anders, ganz anders als die geriebenen Jungen, in deren Mitte er aufgewachſen war. Hinter der Linde lag das Wirtshaus. Man konnte ſein Seidel in die Hand nehmen, hinaustreten, ſich auf den Brunnenrand ſetzen oder die Steinbänke. Die Dorfſchönen ſpazierten dann die ſanft ſich ſenkende Dorfſtraße auf und ab, immer unter der Linde durch, die reichen Bauerntöchter Arm in Arm, und die dienenden Mägde Arm in Arm, hübſch getrennt, wie ſich's gehört zwiſchen Gering und Vornehm. Dann zerrten ſich die Burſchen mit den einen und den andern herum, begleiteten ſie, neckten ſie, die Bauernſöhne die Bauerntöchter, verſteht ſich! und die Knechte die Mägde. Die vornehme Amiche in ihrer ſtädtiſchen Tracht kam daher wie die barfüßige Ros. Die Amiche hielt's freilich nur mit den ſtolzeſten Burſchen, und auch denen gab ſie's zu verſtehen, daß ſie eigentlich noch immer ein bischen zu gut für ſie ſei. Am liebſten kam ſie, wenn der Gensdarm Raſt machte unter der hochſtämmigen Linde. Zum Heiraten zwar war er ihr zu gering, zu arm, aber zweierlei Tuch, und wenn's nur Gensdarmuniform iſt, übt ſeinen Reiz auf die Augen hoffärtiger Mädchen. Jean Baptiſt war überdies ein hübſcher Burſch, ein Sohn des Landes, vielleicht gerade wie die Amiche nicht allzuhell, aber ſtolz auf das leuchtende Bandelier, die blanken Knöpfe und den Schleppſäbel, faſt noch ſtolzer als auf ſeine blauen Augen und ſeine ſtrammen Glieder. Weil er aber ſo einzig ſtattlich war, war er auch großmütig, mochte kein Mädchen kränken, that allen ſchön von der Amiche bis zur Ros.

Die Ros beobachtete Bender am ſchärfſten, die intereſſierte ihn am meiſten, weil ſie ihm am ähnlichſten war und doch ſo ganz, ganz anders als er; weil auch ſie nicht auf eine ſtolze Sippe pochen durfte wie die andern, die immer an ihren Blutsverwandten noch etwas zum Herausſtreichen fanden, wenn ſie dem unparteiiſchen Beobachter auch als das richtige Hornvieh erſchienen.

An der Ros ſah er's, daß hier nicht das Himmelreich, und die Menſchen nicht Engel waren. Sie ging an jedem hin mit demſelben hellen Lachen und derſelben Hilfsbereitſchaft, und die Barbenheimer nützten ſie wacker aus: „Thu' dies, Ros! Thu' das!“ Wenn ſie ſie nöthig hatten, ſagten ſie: „Braves Ding! und gute Ros!“ Und war ſie ihnen im Wege, hieß es: „Jung-

An der Trinkhalle in Kissingen.

Nach dem Gemälde von W. Räuber.

fernkind“ und „Ruppſack“ und „Bettellies.“ Die Ros aber ward nicht ungefälliger drum, that jedem liebes, wo ſie konnte, das unbegreifliche Ding! Grad' als wüßt' ſie's nicht, wie ſie über ſie klatſchten hinter ihrem Rücken; als vergäße ſie's von einer Stunde auf die andere, wie ſie ſie ausſchimpften ins Geſicht. Die war noch dümmer als er, das war ſicher! Manchmal reizte ihn ihr Gebaren, und er war grob und unwirſch gegen ſie, und dann wartete er mit dem Eifer des Chemikers vor dem brodelnden Schmelztiegel: jetzt wird ſie dir's heimzahlen, ſo oder ſo. Aber die Brotſchnitte wurden nicht dünner deswegen. Ja, wenn er eine Arbeit im Hauſe verſäumte, ſchaffte ſie ſie für ihn ohne Aufhebens, als müßt's ſo ſein. „Weil du halt noch nit eingewöhnt biſt. Der Bauer is gar akkurat.“

An manchen Abenden fühlte er ein tolles Verlangen mit ihr anzubinden, ſich auszuſprechen gegen ſie, ſie zu ſchelten und ihr alles zu ſagen, was ihm auf dem Herzen brannte. Dann wieder mißtraute er ihr wie keiner. „'S iſt eine von den Glatten! Immer aufgepaßt! Die ſind extrafalſch. Wer zu viel Groll ſtill hineinwürgen muß, dem wachſen über Nacht Giftzähne!“

Aber ſie war heut wie geſtern.

Einmal brach ſie Flachs nach Feierabend. Die Amiche hatte ſie's geheißen. Der Jean Baptiſt war unter der Linde, ſie wollte die Ros fern halten. Da ging Wilhelm Bender auch heim.

In der Thür der Scheune ſaß das Mädchen, umwogt von einer Wolke ſtachligen Staubes, und regte die Finger, das lange Tageslicht des Juniabends nützend.

Er lehnte ſich an den Pfoſten, paſſte und ſah ihr zu. Eine Weile ſchwiegen beide. Am Himmel verglomm das Abendrot. In den Blättern des Nußbaumes an der Einfahrt ſäuſelte der Wind.

Plötzlich that er die Pfeife aus dem Mund. „Gilt das Feierabendläuten jetzt nicht mehr für Barbenheim?“

Sie zuckte die Achſeln. „Die Amiche möcht' den Flachs gern ſpinnen laſſen zu einem Brautgedeck. Wahr is es, ſie hat das Alter. Und bei Tag' is keine Zeit nit.“

„Was zahlt ſie Ihnen für die Überſtunden?“

„Ei geh! Spaßvogel! Die und zahlen!“

Er ſchwieg wieder eine Weile, den Himmel anſtarrend. Er dachte an ſeine Kameraden vom Bau, in der Fabrik, an das Mädchen hier. Er verglich.

„Dieſelbe Couleur in Grün,“ murmelte er endlich zwiſchen den Zähnen. „Schinderei hier wie dort vom Stechkiſſen bis zum Naſenquetſcher.“

Sie ſchwang gleichmütig die Hechel. „Ich beklag' mich nit. Ein biſſel Zuwidres muß der Menſch haben. Damit geht's wie auf dem Feld: wenn ſo eine Ähre nichts kriegt wie Sonnenſchein, nachher trocknet ſie ein und ſetzt kein Korn an.“

Er lachte kurz auf. „Darnach müßten wir zwei ein paar Ausſtellungsähren abgeben! An jehörigem Platzregen hat's nich gefehlt.“

„Ja, halt, ein biſſel Sonn' gehört freilich auch dazu.“

„Die hab' ich nie gehabt.“

„Verſündig' dich nit! Wenn's auch nur den Leuten, wo du lieb haſt, gut geht, das is auch ſchon Sonnenſchein.“

„Ich hab' nie jemand lieb gehabt.“

„Was? Nit deine Zieheltern? Und deine Geſchwiſter? Und kein Nachbarkind? Kein Mädchen? Irgendwen, irgendwas! und wär's nur ein Kanari? Nix?! gar nix?!“

„Mädels, ja! Wenn Sie's ſo verſtehen, pouſſiert hab' ich genug. Lieb gehabt keine.“

Ros ließ den Hechel ſinken und ſah ihn traurig an. „Armer Menſch! ja, ſchau, das merkt man dir an. Drum biſt ſo wüſcht.“

Da fuhr er auf. „Deswegen brauchen Sie mich nicht zu bedauern, weil ich kein Waſchlapp bin! Die Menſchen haben mich behandelt wie ein wildes Tier! Zuletzt bin ich's geworden!“ Er ſtockte, er begriff, daß er ſchon zu viel geſagt hatte. — „Verſtehen Sie mich recht! Ich meine nur ſo!“ Aber der Drang ſich mitzuteilen war übermächtig in ihm. Es ſprudelte ihm von den Lippen. „Wenn der Vatersbruder einen beſtiehlt, und die Gemeinde einen erzieht! Die Gemeinde! — Schnaps hat meine Ziehmutter mir in den Lutſchbeutel gethan, wenn ich ſchrie! Wie ich klettern konnt', hat ſie mich in den Nachbargarten geſchickt, um Äpfel zu ſtehlen, das war meine Erziehung! Hätt' ich gemuckſt, die Alte hätte mich totgeſchlagen. — Aber, fromme Leute, bei alldem! Jeden Sonntag ging der Alte zur Kirche, ich mußt' mit. Mußt' auch allemal hübſch beten, eh' ich mit dem Löffel in die geſtohlenen Äpfel fahren durft'.

Dann mußte ich die jungen Meerkatzen warten. Die Alte jungte wie ein Kaninchen, alle Jahr eins oder zwei. Das war eine Rasse! Ich log nicht schlecht, die aber waren mir über! — Einmal ohrfeigte ich Muttern — Ja, ganz richtig, denken Sie! es freut mich heut noch. Weshalb? Um nichts. Um gar nichts. Die innere Wut. Wissen Sie, so eine dauernde, unaufhörliche Wut, die sich einem langsam in die Knochen frißt. In meinen saß sie solide. Sie hatte Zeit gehabt sich einzunisten. Darauf kam ich in eine Anstalt, auch von Gemeindewegen, so eine, in der böse Buben gut gemacht werden und verbogene Tugendhaftigkeit gerade. Stramm war die Zucht. Und der Fraß! Das heißt, wer überhaupt welchen bekam, war fein heraus. Für jede Nichtsnutzigkeit hieß es: fasten. 'S gab nichts Anderes. Das Geld für das ersparte Futter steckte der Hausvater in die Tasche, ganz dickfellig und so ölig fromm, wie er seine feisten Tatzen zum Gebet faltete. Da wird was aus einem jungen Menschen, das können Sie glauben! Und dann wird das endlich losgelassen, steht auf der Straße, kann nichts, weiß nichts, hat nichts als den nagenden, unstillbaren Grimm inwendig!" —

„Du machst's zu arg," tadelte Ros, „immer und alles zu arg! Wannst du doch dein eigener Herr warst zuletzt, konntest gehen, wohin du wolltest; arbeiten, so viel du mochtest, — bist ein Mannsbild obenein! — was willst nachher Bessres?"

„Arbeiten — Was denn? In einer Fabrik? Steine schleppen beim Bau wie ein Lasttier? Und kaum das tägliche Brot! Und das so Tag für Tag, bis man krepiert — Halt's aus, wer mag! Ich nicht! Ich nicht!" —

„Karl! Karl!" rief eine Stimme auf der Straße.

Bender fuhr herum, kreidebleich in seiner Aufregung. „Ja doch?" —

„Jetzt — was ist denn das?" fragte das Mädchen mit großen Augen. „Heißest du denn alleweil Karl?"

Der Mann erschrak. „Ja, es ist dumm. Wie ich mal Laufbursche war in einem Geschäft, da hat der Prinzipal mich umgetauft. Nicht mal den Namen lassen sie ja Unsereinem. Gerad' wie bei einem Köter! Wer ihn kauft, ruft ihn, wie er mag. Nun, das mußte anders werden."

Er sah geradeaus, nicht das Mädchen an. In der Stallthür meint' er in der Dämmerung ein weißes, vertrocknetes Gesicht zu erblicken. Zu dem sprach er, vor dem rechtfertigte er sich. „Ich bin kein Hund! ich will's nicht werden. Ah, selbst ein Hund wird toll zuletzt und beißt um sich. Das liegt in der Natur. Man kann nicht anders. Ich bin kein Waschlapp, zum Kuckuck!" — Er dämpfte die Stimme und redete rasch, wie von unwiderstehlicher Gewalt getrieben.

„An einem Abend, 's ging hart auf Sechs, arbeit' ich am Straßenpflaster, setz' Steine ein, ramm' sie fest — 's zieht in die Knochen, so eine Verrichtung — und ich bin müd', aber müd' zum Hinschlagen. Kommt eine Karrete gerasselt — Ein junger Aff' sitzt drauf und fährt — Diener hinter ihm mit untergeschlagenen Armen. „Weg da!" kreischt er und knallt mit der Peitsche. Ich boße mich. Akkordarbeit, verstehen Sie, jede Minute kostet mein Geld. Der oben hat Raum auszubiegen, laß ihn ausbiegen! Ich will nicht. — Er will's auch nicht. Trab! trab! als säß' ihm der Teufel im Nacken, — ein Protz, der vierundzwanzig Stunden am Tag Feierabend hat! Da steigt mir die Wut zu Kopf. Ich richte mich grad auf, seh' ihm steif in die Augen — und da steh' ich! Geht das Rad über mich weg, mir auch recht! — — — Da biegt er denn aus im letzten Augenblick, schimpfend, holt mit der Peitsche aus — und hast du nicht gesehen! haut er mir durchs Gesicht — — dann vorüber im Karriere! — — Mir ist's nicht anders, als spräng' mir das Blut aus den Augen und die Augen aus dem Kopf — nicht vor Schmerz, o, behüte! ich hab' Schlimmeres ausgehalten. Aber daß er mich haut! Daß er sich's untersteht, einen rechtschaffenen Arbeiter bei seiner Arbeit zu hauen wie ein Stück Vieh! — Ich hab' gebrüllt wie ein Stier! und die Leut' laufen zusammen. Gleich ist auch ein Schutzmann bei der Hand. Dem erzähl' ich, was mir geschehn ist und kann's kaum herausbringen, so schnürt's mir die Kehl' zu, so schüttelt mich die Erinnerung! Er soll mir zu meinem Recht helfen! Er soll den Mann abfassen, anzeigen. Da kam ich gelegen! Anschnauzen that er mich der — der Cujon! — — Aus dem Weg sollt' ich gehen, dann würd' mir so was nicht passieren. Und das Maul sollt' ich halten, wenn ich

Baumstudie. Gezeichnet von Ad. Menzel.

nicht eingesteckt werden wollt' wegen Widersetzlichkeit und Beamtenbeleidigung und was weiß ich! — Das Maul hab ich gehalten. Ich sah ja, daß es nur eins gibt, wenn man wie ein Mensch will behandelt sein. Nicht Rechtschaffenheit, nicht Abrackern und Pflichtreue, wovon sie in den Schulen und auf den Kanzeln schwafeln. Nein, Geld muß einer haben! Geld in der Tasche! Das ist's! Das gibt Respekt! Damit ist man immer Recht! Damit kauft man die Polizei und alles — — An dem Abend hab' ich's begriffen und da — — da hab' ich mir geschafft was ich braucht'! —"

Er hatte die Fäuste geballt. In seine Stirn gruben sich tiefe Falten, und die Züge verzerrten sich. Dem Mädchen graute.

„Jesses nein! Fürchten könnt' man sich vor dir!"

Ja so! Ihm ist's, als schreckte ihn einer aus einem Traum. Der unheimliche Begleiter, der stille, den er hat, wird ihn noch ins Unglück hetzen. Was schwatzt er denn da! Warum? Was braucht er dem Mädchen das auf die Nase zu binden? Entschieden, er kann seine Gedanken nicht mehr zusammen halten!

Krampfhaft, gezwungen lacht er auf. „Werden doch Spaß verstehen! Ein Narr bin ich freilich, daß ich das so an Sie hinrede! Wahrscheinlich werden Sie jetzt hingehen und im ganzen Ort herumträtschen: Der Wilhelm, der Neue, denkt Euch nur! So was sagt er! und so is es ihm gegangen! und — — Nicht? Werden Sie nicht?"

„Gewiß nit," sagte Ros treuherzig. „Aber doppelt gut werd' ich dir sein, du armer Mensch, du. Wannst doch zur Ruh' kommen möchtest bei uns und rechtschaffen froh werden!"

Ihn trifft das Wort wie ein Schlag. „Rechtschaffen froh — Rechtschaffen! — Was Sie hier für verzwickte Ausdrücke haben!" —

Die Pfeife war ihm ausgegangen. Von der Linde kam das Amiche zurück, und es war längst zu dunkel zum Flachshecheln. —

Später als er im Bett lag, schoß es dem Mann durch den Kopf: „Brühheiß wird sie's erzählen! Natürlich! So sind die Weiber. Muß mich auch der Teufel plagen! Ich glaub', ich bin verrückt. Wer wird einem Mädchen so etwas anvertrauen? Eine Plaudertasche! In diesem Augenblick schwatzt sie's der Sellmachern schon aus." Er stieg aus dem Bett und lugte durch die Stallthür, den Atem anhaltend; er meinte die Weiber flüstern zu hören. Aber es war nichts. Alles dunkel, alles still.

Da legte er sich wieder nieder und schob die Hände unter den Kopf. Er wußte ganz genau: über den Dachsparren hinter ihm lugte sein stiller Gefährte und freute sich seiner Angst, seiner Verlegenheit.

„Wie lang willst du mich eigentlich noch verfolgen, du?" fragte er ganz laut, und er wartete ernstlich auf Antwort. Es kam aber keine. Endlich schlief er ein. Es war ihm dabei immer noch, als wache er und als stände der hinter ihm unabänderlich, den er fort wünschte.

„Ich schlag' dich tot, wenn du nicht gehst," knurrte er, „wie lang willst du mich noch verfolgen?

„— Bis du wach wirst halt," antwortete des Sellmachers Stimme. „Muß ich einen Kübel Wasser holen? Oder wird's jetzt? — Kannst du aber schlafen!"

Die Sonne stand am Himmel, und der Bauer rüttelte ungeduldig seinen Knecht.

Der begriff endlich. „Ja, Sellmacher, ja! ich komme."

„Ob sie geplauscht hat?" war sein erster Gedanke. Er beobachtete Ros schweigsam, mißtrauisch ein paar Tage lang. Nein, niemand wußte etwas. Jetzt ärgerte er sich wieder darüber. Warum war sie anders als andere Weiber! Warum that sie ihm etwas zulieb? Die Menschen hatten ihn so lange schlecht behandelt, jetzt brauchten sie ihn nicht mehr gut zu behandeln! Jetzt war's geschehen und nicht mehr zu ändern! —

Mehr noch als zuvor fand er ein Vergnügen daran, das Mädchen zu reizen, mit Stichelreden auszuziehen. Die Beherrschung, die er sich allen anderen gegenüber auferlegte, verließ ihn vor der einen, die wußte, zum Teil wenigstens wußte.

„Du bist ein wüschter Mensch," sagte Ros dann wohl betrübt und wandte ihm den Rücken. Im stillen fuhr sie fort für ihn zu sorgen, flickte seine Kittel, wusch und plättete sie, daß sie ein Ansehen hatten. In ihm aber wuchs immer heftiger das Gelüst auf, sie zu kränken, ein unwiderstehliches, krampfhaftes Verlangen, ihren schönen Gleichmut zu stören, sie ernstlich bis ins Herz hinein leiden zu sehen.

Digitized by Google

Am Sonntag Morgen war echtes Sommerwetter. Ros in ihrem neuen buntblumigen Waschkleid mit blank gewichsten Schuhen und glattgekämmten Haaren sah wirklich zierlich aus, und ihre klaren Augen strahlten die Menschen an, als wollte sie sagen: „Seht das bin ich, ein wildes Heckenröschen nur zwischen euch ehrbaren Kohl- und Salatköpfen. Vielleicht hat doch einer seine Freude an mir."

Anschauen that Wilhelm Bender sie steif und starr, — daß er Freude hatte an dem Anblick, stand nicht in seinen finsteren Augen zu lesen. Er dachte auch nichts Gutes. „Einmal plauscht sie doch," dachte er, „dafür ist's ein Frauenzimmer." Jetzt, wenn er mit der auch zu poussieren anfinge und triebe es nur weit genug, — ein Mittel wär's, die Plauderzunge fest zu binden; das beste Mittel eine Weiberzunge zu binden. Andere haben's vor ihm erprobt. Und das blitzsaubere Mädel mit seiner wachsweichen Gutherzigkeit, seinem unvernünftigen Mitleid — ein Kinderspiel müßt's sein, das gehörig anzuführen — und geschäh ihm recht obenein. — —

„Gehst mit zum Gottesdienst heut?" fragte sie verlegen unter seinem Anstarren.

Er antwortete nicht, er wandte den Blick nicht von ihr.

„Hab' ich denn was an mir?" Sie sah an sich herunter.

„Haben Sie sich für den Herrgott geputzt oder für den Herrn Schandarm?" murmelte er spöttisch, bloß um sie zu ärgern. Er wußte längst, das wunderliche Ding hielt's mit keinem Burschen. „Er ist im Ort. Ich hab' ihn gesehn."

Da wandte sie ihm stumm den Rücken und ging allein. Er folgte ihr auf vierzig Schritt Abstand. Zum Poussieren war das kein guter Anfang. Aber ihr gegenüber that er schon immer das Gegenteil von dem, was er eigentlich wollte.

Jean Baptist stand unter der Linde, hatte sein Pferd an den Ring der Wirtshauspforte gebunden und musterte die Kirchgängerinnen. Es ging ihm wie Bender. Ros gefiel ihm besser als Amiche, vielleicht that er auch nur so, um der Bauerntochter ihren Stolz heimzuzahlen, die gestern Abend seinen Heiratsanschlägen gar vorsichtig ausgebogen war.

„Guten Morgen, Ros," grüßte er.

„Guten Morgen, Herr Schandarm."

„Wetter! Mädel, mit was für einem Pulver putzt du bloß deine Augen? Die werden ja alle Tage blanker!"

„Werden sich wohl dem Herrn Schandarm seine Rockknöpfe grad drin spiegeln," lachte Ros.

Er lachte auch. „Ros, du! hast schon einen festen Tänzer für die Kerb?"

„Mach' mir noch keine Gedanken drum. Wenn die Musikanten fiedeln, nachher regent's Bursche vom Himmel."

„Ja freilich, bei so sauberen Mädchen wie du eins bist, muß man sich arg dazuhalten! Wär' ich dir denn recht, Ros? Wollen wir mitsammen walzen?"

„Wenn der Herr Schandarm nit bis auf Kerbsonntag vergessen hat." Sie knixte. „Das soll vorkommen."

„Schelm! du weißt, daß man dich nicht vergißt! Aber, damit du auch dran denkst, — da!" Er löste die Rose aus seinem Knopfloch und reichte sie ihr.

Ros war die Gabe nicht angenehm. Eben bog das Amiche um die Ecke. Für die war offenbar das Schauspiel bestimmt. Der Kleinen Sinn war zu gerade, um an solcher Liebesneckerei Gefallen zu finden.

„Berauben der Herr Schandarm sich nit meinetwegen! Die Blume macht sich grad schön neben all dem Blanken."

Aber der Bursch drückte sie ihr gewaltsam in die Hand. Wollte sie sie nicht in den Staub werfen, so mußte sie sie behalten.

Bescheiden setzte sie sich dicht an die Kirchthür. Ihre junge Herrin saß in einer der ersten Bänke. Und immer wieder während des Gottesdienstes wandte sie den Kopf und sah die Blume an, die der armen Magd nachgerade wie Feuer an der Brust brannte.

Wilhelm Bender freute sich drüber. „Quittegelb ist sie schon," flüsterte er zwischen den Gesangbuchversen Ros zu.

Die war ehrlich betrübt. „'S ist nicht recht vom Jean Baptist."

„Aber so lachen Sie doch!"

„Wie soll ich denn da drüber lachen, wenn eins sich bis ins Herz hinein kränkt?"

„Ei nun, so lachen Sie nicht!" Ihn ärgerte ihr Gebaren. Ein Sklave, der gequält wird vom Morgen bis zum Abend, lacht doch, wenn er sieht, daß seinem Herrn etwas quer geht! Das Vergnügen wird er

Willkommen! Gezeichnet von Wold. Friedrich.

ſich doch wenigſtens gönnen! Nun, aber wenn ſie nicht will —?

Amiche iſt keine, die ſich die Butter vom Brot nehmen läßt. Kaum kommt ſie vom Gottesdienſt heim, ſchon an der Hofthür ſtellt ſie die Ros zur Rede, nennt ſie eine ſchlechte Dirn', die ſich mit Burſchen herumtreibt, die ſie nie heiraten kann, reißt ihr die Roſe von der Bruſt, wirft ſie in den Staub und tritt darauf. Die Leute laufen zuſammen und je mehr herzukommen, deſto lauter ſchreit Amiche, und deſto häßlichere Worte nimmt ſie in den Mund. Und weil der Ros ſelbſt beim böſeſten Willen nicht allzuviel vorzuwerfen iſt, wirft ſie ihr die Sünde ihrer toten Eltern vor. Die Geſcholtene kommt gar nicht zu Wort. Nur weinen darf ſie, das iſt der Amiche

grad recht. Wenn Jean Baptiſt hört, was für einen Zwiſt er entfacht hat, ſeine Manneseitelkeit wird ſich nicht ſchlecht dran hegen. Am liebſten würfe die Erboſte ihre Rivalin mit Schimpf und Schande auf die Straße. Aber da tritt die Bäuerin dazwiſchen, die Sellmacherin, mit dem Pergamentgeſicht und dem ſtarren Rechtsgefühl. Die macht kurze Arbeit.

„Zankt's oder vertragt's euch um die Mannsbilder, wie ihr wollt und könnt. Hier im Haus bin ich die Bäuerin, und ich laſſ' mir die Wirtſchaft nit umeinander werfen.“ Und zur Ros, die ſich beklagen will, ſagt ſie: „Halt du dir die Burſchen fern, nachher haſt Frieden mit den Mädeln.“ Und ihrer Tochter, die auf die Magd ſchilt, ſagt ſie: „Läuft die Sellmacher Amiche alleweil einem hungrigen Schandarm nach? Oder zu was der Lärm?“

Da giebt's denn Ruh. Bloß ſitzt die Amiche muffig und muckiſch beim Sonntagsbraten, und die Ros hat rotgeweinte Augen, kann nicht eſſen und würgt an ihrem Schluchzen.

Nach der Mahlzeit findet Bender, der die Kameradin in eigentümlicher Unruhe ſucht, ſie in der Scheune. In der dunkelſten Ecke liegt ſie, in ihrem blumigen Kleid anzuſchauen wie ein Bündel abgeſchnittener Wieſenblumen, nur daß eine Seele in höchſter Qual aus dieſem Bündel hervorſchluchzt.

Da geſchieht ihm etwas Wunderbares, etwas, was ihm in ſeinem ganzen Leben noch nicht geſchehen war: er freut ſich nicht, daß die da weint, im Gegenteil! Um und um kehrt ſich ihm das Herz bei dem Anblick in einer Art zärtlichen Zornes. Er möcht' den Jean Baptiſt verhauen und die Amiche dazu, möcht' das Mädchen in die Arme nehmen und ihr Köpfchen an ſeine Bruſt legen und ſtreicheln und ſie zufrieden küſſen. Er möcht's und wagt's nicht. Er iſt immer dreiſt geweſen dem Frauenzimmer gegenüber. Jetzt wagt er nicht eine Falte des Blumenkleides anzurühren.

„Ros,“ ſagt er bloß leiſe, ſtockend, „liebe Ros!“

Sie hebt den Kopf nur eben, ſie weiß ſchon, wer mit ihr redet. „'S iſt zu viel! zu viel!“ klagt ſie außer ſich. „Wär' ich ein ehrlich Bauernkind, ſie würden das nit wagen! Ich hab' kein Urſach' gegeben, ich nit! Herr, du mein Gott! ich weiß ja, und ſie brauchten mir's nit täglich zu wiederholen, daß kein Bauernburſch 's ernſt meint mit ſo einer wie ich bin! Und ich hab' mein Herz feſtgehalten mit beiden Händen, mir nie nichts zu Schulden kommen laſſen! Und das muß ich mir jetzt ſagen laſſen und mein armes Mutterle ausſchimpfen in ſeinem Grab!“

„Ros,“ wiederholt er, „liebe Ros!“ — 'S iſt dumm, aber ihm fällt nichts anderes ein. Das Ungeheuerlichſte könnt' er thun, er könnt' ſich das Blut aus den Adern zapfen, um ihr Freude zu machen. Aber, wie er ſich zerſinnet, ein gutes Wort findet er nicht. Das macht: zum erſtenmal in ſeinem Leben tröſtet er einen Menſchen; zum erſtenmal hat er das heiße Verlangen einem Menſchen wohlzuthun. Endlich kommt ihm ein Gedanke.

„Stehen Sie auf! Draußen ſcheint die Sonne. Sie mögen ja gern blauen Himmel und Sonnenſchein. Und es iſt Sonntag heut. Kommen Sie hinaus.“

„Keinem Menſchen mag ich ins Geſicht ſehen!“

„Wir gehen durch die Hinterthür; auf dem Feldweg iſt keine Seele. Kommen Sie. Kommen Sie hinaus —“ Und nun ſchüttelt er faſt zornig ihre Hand. „Weinen Sie doch nicht ſo! Ich kann's nicht hören!“

Gehorſam ſteht ſie auf, und ſie treten mitſammen durch das Scheunenthor hinaus zwiſchen die Felder, die daliegen im grellen Sonnenlicht, durchwirkt mit leuchtend bunten Blumen, zu hell, viel zu hell für verweinte Augen. Ros thut nur wenige Schritte. Dann bleibt ſie ſtehen, ſchaut den blauen Himmel an und die wallenden Felder und ihren Begleiter mit herzzerreißendem Blick. „Ich kann's halt noch nit,“ ſagt ſie leiſe, während die Thränen neu hervorquellen.

„Ros —“ Er könnt' ſelber weinen.

„Es kommt wieder,“ tröſtet ſie, „ah gewiß! Nur ein biſſel Zeit braucht's und Stille — —“ Plötzlich fliegt der blaſſe Schimmer eines Lächelns über ihr Geſicht. „Aber — du biſt gut! ſiehſt! das freut mich ſo arg viel!“

Sie nimmt ſeine Hand, drückt ſie mit ihren beiden Händen. Dann läuft ſie fort in ihre Kammer und verriegelt die Thür.

Er ſteht und ſtarrt ihr nach wie vom Blitz gerührt. Was iſt das? So hat er nie empfunden! Die wogenden Ährenfelder

nehmen ein neues, ein verklärtes Aussehen an in ihrem weichen Blond, und die Kornblumen darin sehen ihn an wie blaue Mädchenaugen. Er greift sich an die Wimpern, sie sind naß. Er weint, wirklich! Er weint, wie er als kleines Kind weinen konnte und seitdem nicht mehr. Wie lang ist's her, daß er nicht geweint hat! Nun quillt der heiße Strom unaufhaltsam hervor. Er wirft sich am Ackerrand ins Gras und weint sich die Bitterkeit und den Groll und Haß vom Herzen, die die ersten Erfahrungen des stammelnden Bübchens schon wie eine Versteinerung darum gelegt haben.

Gott im Himmel, was ist das für ein wunderbares Gefühl! Zum erstenmal in seinem Leben liebt er einen Menschen. Zum erstenmal fühlt er lebendig, schmerzlich eines andern Leid. Ja, weh thut's ihm, daß sie leidet — und berührt ihn doch so weich, so warm, so köstlich befriedigend, daß er's mit empfinden kann. Das arme liebe Ding! Ja, er liebt sie! liebt sie! nicht wie er die andern geliebt hat, sinnlich, höchst egoistisch. Die Hände möcht' er unter ihre armen Füße breiten, um ihr den Weg weich zu machen. Willig würde er Schmerzen auf sich nehmen, um sie ihr zu ersparen, und wollt' keinen anderen Lohn dafür als das Wort aus ihrem Mund, den holden Irrtum: „Du bist gut. Das freut mich so arg viel!"

Nach einer Weile sprang er auf, strich durch die Felder, pflückte die Blumen am Weg zu einem Strauß, ganz ernsthaft und ohne über sich selbst zu lachen, ordnete sie mit Bedacht, als wär's ein wichtiges Ding. Und in der Dämmerung schlich er sich unter Rosens offenes Kammerfenster, um seine Gabe hineinzuwerfen.

Schon hob er zielend den Arm, da sah er deutlich, wie das vertrocknete Männlein den Kopf aus der Stallthür hervorstreckte, und diesmal lachte es, lachte es! er sah's durch die Blutstropfen, die über das fahle Gesicht rieselten.

Mit einem Stöhnen der Wut riß er den Strauß in Fetzen, warf ihn von sich und ergriff einen Stein. Den schleuderte er mit aller Wucht nach der Gegend, wo er das Männlein zu sehen glaubte.

„Bist leicht unklug worden?" fragte da hinter ihm die harte Stimme der Bäuerin. „Was treibst für Sachen?"

„Nehmen Sie's nicht für ungut, Frau Sellmacher. Ich hab' richtig gemeint, dahinten säß' eine Ratte."

Die Sellmacherin sagte nichts nach ihrer Weise. Aber am Abend nahm sie ihren Mann vor.

„Martin, ich muß dir was sagen."

„Na, da sag's!"

„'S is wegen dem Neuen."

„Unserm Wilhelm?"

„Weißt's gewiß, daß er Wilhelm heißt? Kannst ihn alsmal lang so rufen. Er hört nit. Aber er hört auf andere Namen."

„Weißt sonst noch was?"

„Er liest alle Zeitungen, die er kriegen kann, sagt der Ochsenwirt. Immer das Kriminal'sche, nit einmal, zehnmal hinter einander alle Abend."

„Wann's ihn interessieren thut!"

„Und dann hält er lange Diskursche mit sich selbst des Nachts und auf dem Feld. — Martin, er gefallt mir nimmer."

„Aber mir gefallt er. Er schafft vor Zwei. Und sein Schein war richtig. Wannst du weiter nix gegen ihn weißt, laß' mich aus." —

Am andern Morgen stand Ros betrübt vor den halbverwelkten Blumen.

„So ein feiner Buschen! Wer mag den wohl verloren haben?"

„Ich hab' ihn verloren, Ros," gestand Bender. „Er war für dich gepflückt."

„Und hast ihn mir nit geben?! O geh!"

„Ich hab' mich nich getraut."

Er hatte die Freude, daß sie die welken Blümchen zusammenlas und ins Wasser stellte.

„Was bist du für einer! Traust dich das wüschteste Zeug zu schwatzen und lieb und gut zu sein traust dich nit!" — —

Heumahd! Fröhliche Sommerzeit! Ferienzeit des geplagten Landmannes! Karneval im eintönigen Jahreskreis grauer Werkeltage! Nicht arm an Müh' und Arbeit, aber reich an Freude wie keine Jahreszeit, voll Spiel und Neckerei! Lustig klingt der Strich der Sensen im taufeuchten Gras. Weithin von Wiese zu Wiese schallt das helle Dengeln, und die Vormäher wetteifern mit einander, die muskelstarken Arme entblößt, wer am raschesten vordringt, wer am weitesten ausholt im Sensenschwung, wer am reinlichsten die mit Blumen durchwirkten Gräser niedermäht zu gleichmäßigen Schwaden. Dann das fröhliche Harken und Wenden des Heues, die jubelnde Einfahrt,

Am Lido. Nach dem Gemälde von R. Sénet.

die beschauliche Mittagsrast unter einem hohen Baum, im Schatten stark duftender Heuhaufen. Die Sonne steht auf der Höhe ihrer Bahn, der Sommer steht in seiner Pracht. Und die Jugend, die sich mit Heu bewirft, sich hascht und jagt und neckt, die Mädchen unter den hellen Kapstüchern, die sonnverbrannten Burschen stehen auch in ihres Daseins Sommer, auf der Sonnenhöhe ihrer Lebensbahn. Wie die Rebenblüte an den Hängen und die Rosenblüte in den Gärten aufbricht, so bricht die Liebe auf in ihren Herzen in der Sommerzeit, der Blühezeit. Paare trennen sich, Paare finden sich. Mancher Bund fürs Leben wird geschlossen zu Johanni im sommerlich duftenden Heu, — mancher auch, der nicht fürs Leben gemeint ist. Freud' bringt die Heumahd, und Leid oft fürs ganze Jahr, bitteres Leid.

Bender war beständig um Ros herum; es fehlte nicht viel, daß er ihr den Geschirrkorb getragen hätte. Er redete kaum. Aber er sah sie an, unverwandt, wie sie das geschnittene Gras schichtete und harkte, wie sie das Bier aus den Kannen schenkte, mit den Schnittern scherzte und das Frühstück austeilte, sie, in dem bunten, beweglichen Rahmen einzig sie, den Reiz ihrer eigenartigen Schönheit.

Und der starke Duft des Heu's stieg ihm berauschend zu Kopf, die Sonne, die Rebenblüte, deren feines Aroma jeder Windhauch herübertrug über die wallenden Felder. Er fühlte seine Jugend, seine Kraft, seine Gesundheit. Er fühlte zum erstenmal in seinem Leben, daß das Schicksal ihm nicht bloß verweigert, sondern auch gegeben hatte, gegeben mit vollen Händen! Er fühlte es mit Stolz. Und die Korn- und Rebenblüte, das vorgeschrittene Frühjahr schien ihm zuzurufen: „Liebe, blühe wie wir! Grüble nicht, hasse nicht! Einmal im Jahre blüht der Lenz, einmal im Leben die Jugend mit all ihren berauschenden Gefühlen. Gib dich ihr hin — sorglos. Liebe, blühe wie die Blumen auf dem Feld, und du hast deinen Anteil am Glück dieser Welt hinweg!“ —

Und als die Sonne auf dem höchsten Punkt ihrer Bahn stand, den Schatten die Alten suchten, hinter Zäunen und Heuhaufen die jungen Paare verschwanden, während Mittagsglut verschwiegen brütete über der Liebe der Pflanzen und der Menschen, zog er das Mädchen sacht in seine Arme.

„Ros! — Liebe —“

Sie legte den Kopf an seine Schulter mit träumerischem Lächeln.

„Brauchst mich nimmer zu bedauern, Ros,“ flüsterte er, „ich bin kein armer Mensch mehr. Ich hab' jemand lieb jetzt — und recht hast du, 's ist was Schönes drum. Ich hab' dich lieb, Ros.“

Sie sagte nichts, sie lächelte. Ihn durchrieselte es wie ein Feuerstrom, Glück und Stolz und Verlangen. Dies Aschenbrödel an sein Herz ziehen, sich von ihm lieben lassen als armer Knecht und plötzlich vor sie hintreten und sie überschütten mit dem Reichtum, der sein ist, den er erobert hat — weiß Gott! durch Schwereres als die härteste Arbeit! Gleichviel. Er hat ihn nun! Und er ist für sie! für sie!

Doch als er sie leise herabzieht ins schwellende Heu, macht sie sich frei und schüttelt den Kopf, sanft aber entschieden.

„Nit so. Du bist ein Unstät — Einer der hoch hinaus will — der's auch leicht fertig bringen mag das Glück zu zwingen — ich aber —“

„Ros, hast du mich denn nicht auch gerne?“

„Ach! das weißt lang! ich kann mich nit verstellen. Das Best', wann ich's zu vergeben hätt', wär für dich. Und leicht meinst, eine wie ich, braucht's nit so genan zu nehmen mit Pfarrer und Kirch'. Aber grad erst recht, siehst, weil ich die Bitternis hab' durchgekostet, will ich an keinem sündigen, was an mir gesündigt ist, eh' daß ich geboren war.“

„Ros!“ —

„Nein, nein, das is geschwaren! am Grab meiner Mutter hab' ich's geschworen!“

Er breitet die Arme aus glückselig, lachend. Er meint's ja ehrlich mit ihr! In seinem Leben hat er's nicht so ehrlich gemeint. Und er will's ihr sagen und sagen, daß sie Hochzeit machen wollen und daß er nicht arm ist und daß er ihr treu bleibt bis ans Ende seiner Tage. Er und sie mitsammen! Nichts weiter verlangt er sich auf der Welt!

Sie sieht ihn erwartungsvoll an. Vielleicht ist's ihr nicht so gar Ernst mit ihrem Schwur, vielleicht könnte ein Eid den andern lösen. —

Da sinken plötzlich seine Arme herab,

und er wird weiß unter dem Sonnenbrand auf seiner Haut. Über die Schulter der Geliebten hinweg grinst das Männlein ihn an. „Du und sie — keineswegs, mein Bester! Ich bin auch dabei. Drei werdet ihr sein, drei in Ewigkeit. Kannst mich ihr immerhin vorstellen. Sie heiratet mich mit."

Stumm wendet er sich ab. Wie kann er einem Mädchen Treue schwören? Kann er auf eine einzige Stunde über sich bestimmen? Wenn das Gespenst, das ihn verfolgt, ihn nun der weltlichen Gerechtigkeit in die Arme treibt? — Nein, er ist keiner von denen, deren Liebe Glück und Frieden und Sicherheit bringt. Unstät und flüchtig soll er umherirrren auf der Erde, das ist sein Schicksal. Es ist das Kains. Hier winkt das Glück, aber er darf nicht weilen, er darf's nicht pflücken, für ihn ist's nicht. Nicht für einen, der nimmer allein wandert, der den andern, den Toten mit sich schleppt. Den Weg des Glückes muß man leichten Fußes gehen. Tote sind schwer.

Als er wieder aufschaut, ist Ros von seiner Seite verschwunden. Den ganzen Tag bleibt sie betrübt. Sie hat wohl eine andere Antwort auf ihren Einwand erwartet; sie muß denken, er treibt sein Spiel mit ihr. Und er kann ihr doch keine geben, gar keine Antwort. Einige Male versucht er's, öffnet die Lippen, setzt an. Wenn er ihr alles sagte, alles! Ihn würd's entlasten, und sie könnte wählen. — Aber das ist ja unmöglich! Wie er in ihre Kornblumenaugen sieht, wirds ihm klar. Sie mag's nicht dulden, daß einer eine Fliege verletzt, einen Frosch; sie kann keine Taube schlachten, das muß Amiche besorgen. Und ihr, ihr soll er sagen, daß er Blut vergossen hat, Menschenblut! Aber sie wird vor ihm zurückschaudern. Sie wird — er weiß ganz genau, was sie wird. Sie wird nicht aufhören ihn anzuflehen, daß er sich selbst dem Gericht anzeigt. Ah, nein! Mag sie sich grämen! Er kann's nicht ändern. Wenn er ihr die Wahrheit sagt, grämt sie sich noch schlimmer.

Beim Feierabendläuten geht er nicht heim mit den andern. Weit hinaus hastet er ins Feld über dämmrige Wiesen, zwischen wallenden Kornbreiten hin, wirft sich an einem Ackerrain längelang auf den Boden, rauft sich das Haar, wühlt die Finger in den tauigen Grund, stöhnend und schreiend in hilfloser Verzweiflung.

Die fünftausend Mark, der gierig erstrebte, teuer erkaufte Schatz, — hätt' er ihn nie gesehen, wie glücklich könnt' er jetzt sein. Oder nicht? Was entbehrt er denn hier? Wenn er spart, schafft, ein zwei Jahre lang, dann heiratet er das feine Ding, das ihm Herz und Sinne beherrscht, und hinüber mit ihr nach Amerika, wo das Land fast nichts kostet und Frucht trägt hundertfältig. Er hat kräftige Arme, sie auch, und guten, frohen Mut dazu. Sind nicht viele vor ihnen mit nichts hinausgezogen und haben's weit gebracht dadrüben? Narr, Narr, Narr, der er war! Mehr Narr noch als Verbrecher! — Jetzt hat er das Geld und den Begleiter, — den Begleiter, der ihn von jeder Freude scheidet; den Schatz, der ihm nichts nützt, nie nützen wird, der vergraben unter Steinen liegt und doch ihm das Leben so schwer macht, so unbegreiflich, unerträglich schwer. Läg' er auf dem Grund des Meeres!

Einen Augenblick schießt's ihm durch den wirren Kopf, ob er ein Ende machen soll, sich aufknüpfen am nächsten Baum? Dem Gespenst geschähe das recht! Das könnt' sich dann nicht mehr hegen an seinem Elend, müßt' heimkehren ins Grab, wohin Tote gehören. Aber er wollte Ros wiedersehen. Das Ende, das Ende blieb ihm immer.

Nur schlafen mochte er nicht mehr mit dem verfluchten Geld zwei Schritt von seinem Kopfkissen. Er gräbt es also wieder heraus in der Stille der Nacht, und früh morgens trägt er's hinaus aufs Feld. Hinterm Weinberg ist ein alter Fuchsbau. Brombeeren und Disteln überwuchern fast den Eingang. Er schiebt das Ledertäschchen in die Röhre. Wenn's die Füchse verschleppen, wenn's der Teufel holt, ihm auch recht! Er faßt einen herzlichen Haß auf das Geld wie auf einen lebendigen Feind. All die Fremden, die ihm Böses thaten von der Wiege an, konnten sein Leben nur äußerlich schädigen, wie Spatzen, die eine Frucht anpicken. Den Wurm, der sie im Innern zerfrißt, verdirbt, wertlos macht für alle Zeit, den hat er selbst ins Kernhaus gesetzt, das ist dies Geld. Sich ohrfeigen für die Dummheit ist nicht genug. Er möcht' sich unter einen Windmühlenflügel stellen und von dem ohrfeigen lassen. Er könnt' sich mit Petroleum begießen und lebendig verbrennen aus Wut, weil er sich sein Leben dergestalt verhunzt hat.

Und er ist noch sorgsamer, demütig ge-

radezu der Ros gegenüber. Sein ganzes Wesen ist eine stumme Abbitte. Sie bleibt traurig. Natürlich! Die einzige wirkliche Abbitte, das Wort: sei meine Frau, kann er nicht sprechen! —

In einer der nächsten Nächte nahm die Bäuerin ihren Mann abermals vor.

„Weißt, was er nachts treibt, der Wilhelm, eh?“

„Naa. 'S kümmert mich aa nit.“

„Er grabt.“

„Graben thut er?“

„Ja im Stall. Ich hab die frische Erdspur gesehen. Da hab' ich die Spreu weg geharkt. Zwei Pflastersteine sind locker.“

„Und dann?“

„Dann hab' ich sie rausgehoben und nachgeschaut.“

„Hast du was gefunden?“

Die Frau griff in ihre Tasche. „Den Knopp.“

Es war ein schwarzer Steinknopf mit einer Bandschlinge. Er hatte das Ledertäschchen zusammengehalten.

„Sonst nix?“

„Sonst nix.“

„Hm.“

„Martin, wir müsse auspasse.“

„Ja,“ sagte der Bauer, „wir werde auspasse. Wannst du noch fünf Knöpp dazufindst, kannst du sie mir an mein Gilet nähen.“ —

Der Spott des Mannes war der Bäuerin nur ein Sporn. Sie redete mit ihrem Vetter, der Schreiber war beim „Aſkaten“ in der Stadt. Dem Knecht paßte sie scharf auf.

„Du schlafst arg schlecht,“ sagte sie eines Morgens zu ihm. „Warum thust denn schluchzen die ganze Nacht?“

„Ich schluchze nicht,“ erwiederte Bender, „ich schnarche.“

„Leicht nachtwandelst auch. Die erste Nacht hast du geklopft im Stall und vor vier Nächten wieder.“

„Mir scheint, Sie schlafen noch viel schlechter als ich, Frau Sellmacher, und träumen obenein mit offenen Augen,“ antwortete er trotzig. O, vor den anderen fürchtete er sich nicht! Ahnte sie etwas, die Überkluge? Waren sie ihm auf den Fersen? Nur zu! Nur zu! Er wollte sie in Atem halten. Sie sollten ihn nicht fassen. Wer konnte dem Wilhelm Bender etwas beweisen? Nur die eine sollte es nicht erfahren, nie! nie! daß er das Schreckliche hatte thun können, die That, die ihm jetzt so unfaßbar schien, als hätt' er die Sterne vom Himmel langen und auspusten wollen.

Der Kirchweihtag kam. Früh schon liefen die kleinen Dorfmädchen mit fest gezöpften Haaren zu den Buden, kauften bunte Nadeln, Zuckerstangen und Lebkuchen. Und die Knaben hingen schief auf den Pferdchen des elenden Karroussels und stachen nach Ringen, die sie niemals trafen, weil sie nicht zu treffen waren. Um eins zogen die Musikanten durch den Ort, und sowie sie ihre schrillen Tanzweisen ertönen ließen, füllte sich Meiraths Scheune, der Tanzsaal, mit lustigen Burschen und hellgekleideten Mädchen, und der Staub wogte, die Paare stampften den roh gedielten Grund. Geigen und Klarinetten übertönend juchzten die Tänzer und warfen ihre Mädchen hoch in die Luft, während Meirath und seine Söhne mit Krügen und Kannen liefen, und Frau Meirath in der Küche ihren ältesten Tauben die Hälse umdrehte und das Fett in der Pfanne spritzen ließ.

Das Amiche trat früh schon zum Tanz an. Ros, die sich so sehr auf das Fest gefreut hatte, war traurig. Es ging ihr im Kopf herum, es lag ihr auf dem Herzen, sie kount's nicht verwinden, daß der fremde Bursch, der ihr gar so sehr gefiel, sie verachtete. Und sie beeilte sich nicht.

Bender hatte am Hofthor auf sie gewartet.

„Was wär' mir das Fest ohne dich, Ros? Wir wollen lustig sein heut, gelt?“

„Die Lustigkeit kommt nit, wie man will, so wenig wie die Lieb!“

„Sei gut, Mädchen! Du mußt's fühlen, daß du mir das Liebste bist auf der Welt, was sag' ich! das einzige, was ich lieb hab', Ros.“

„Ja,“ sagte sie „wie die anderen.“

„Ganz anders. Wenn du wüßtest, Ros — Ich bin doch ein armer Mensch! — Wenn ich dir sagen dürft! —“

Er ward blaß, er biß sich auf die Lippen. Zwischen den Honigkuchen, unter denen er für Ros wählte, sah er deutlich das fahle Gesicht des Männleins. „Sag's ihr doch! Sag's ihr doch, wenn du Kourage im Leib hast! —“

„Ros, — wir wollen tanzen! Tanzen!“

Er drückte sie an sich, so fest, daß es ihr weh that, er drehte sich mit ihr, bis sie beide keinen Atem mehr hatten. Und dabei schoß es ihm durch den Kopf. „So

kann das doch nicht weiter gehen! So in alle Ewigkeit! Dabei wird einer verrückt, oder schießt sich eine Kugel durch den Kopf. Herr Gott im Himmel! Säße der verdammte Kerl doch hinter seinem Tresen, schnupfte seinen Tabak und zählte seine Kasse!" Die fünftausend Mark im Fuchsbau gäb' er freudig dafür. Wie denn? Zehn Jahre seines Lebens gäb' er dafür. Er wünschte, der andere tanzte hier, und er läge statt seiner auf dem Schragen, still und fertig mit der Welt und — allein, endlich einmal allein! Aber am Ende wird er den schrecklichen Begleiter nicht einmal im Grab los! Die Angst schnürt ihm die Kehle zu, er kann nicht länger an sich halten.

„Du, Ros! s'geht mir einer nach," flüstert er dem Mädchen zu. „Hörst's nicht? Da hinter der Thür steht er. Siehst ihn nicht?"

„Jesus Gott," sagt Ros und faltet die Hände. „Wilhelm, was ist mit dir?"

Sie kann aber nicht weiter fragen. Eben kommen ein paar Burschе herein, schütteln sich vor Lachen, reden den Bender an, weil er ihnen gerade am nächsten steht; der Wein fängt schon an Standesunterschiede zu verwischen.

„Wilhelm, komm heraus! Ist das ein Spaß! Hast schon den Jean Baptist gesehen? Der is dir geschwollen wie ein Frosch, der quaken will. Zur Kerb, nein, zur Kerb kommt der nit! Er is im Dienst! Tanzen thut er nit, bloß saufen und das sakrisch! Er soll einen fangen, verstehst? Wird wohl das erstemal in seinem Leben sein, daß er was anderes thut als sein zweifarbig Tuch spazieren tragen. Bloß will er noch nit heraus mit seiner Geschicht'. Wir müssen ihm zutrinken, hörst! Wenn er was im Kopf hat, kann er kein Geheimnis halten."

Die Ros sah Bender an. Der war blasser noch als sonst. So gerade wie zwei schwarze Striche standen die Brauen über seinen tiefliegenden Augen. Die Lippen unter seinem dunklen Schnurrbart bebten.

Kein Zweifel! Die Hetz' galt ihm. Sein Schicksal will sich erfüllen. Niemand hat es ihm gesagt, kein Umstand deutet darauf. Er weiß es doch. Inwendig fühlt er's, hat's gefühlt seit Tagen. Und das Männlein schräg in seinem Augenwinkel nickt spöttisch Bestätigung. Ihn sucht Jean Baptist, Niemand als ihn! Seine Sache, keine sonst auf der Welt, wird heute hier verhandelt! —

„Wilhelm — was hast?!"

„Ei, wir wollen uns den Herrn Schandarm ansehen."

Sie gingen in die Wirtsstube. Am Tisch saß Jean Baptist. Ihm war schon recht heiß. Er hatte den Uniformkragen gelockert und spielte mit seinem Bandelier.

„Ich bin kein Spaßverderber. Aber wenn einer im Dienst ist — Meirath, noch einen Schoppen! Ein Schandarm, das ist kein Nachtwächter. Es ist ein gefährlicher Posten, aber ehrenvoll, ehrenvoll! Besonders, wenn einer wie ich das Vertrauen seiner hohen Vorgesetzten genießt —"

„Na freilich! Prost, Herr Schandarm! Auf wen ist's denn diesmal gemünzt?"

„Pst!"

„Ich mein' ja bloß! — Hat einer Heu gestohlen?"

„Ich bin kein Flurschütz," antwortete Jean Baptist gekränkt.

„'S wird wegen der Bindern ihrem Karl sein. Der hat gestern einen Lebkuchen gemaust."

„Laß dich begraben! Lebkuchen! Um so eine Bagatell' wird man mich daherschicken, mich! — Nein, 's ist was Kriminal'sches."

„U je! Mach einen nit gruselig."

Der Betrunkene schüttelte wichtig den Kopf. „Es braucht sich niemand zu fürchten. Kein Einheimischer is es nit."

„Ein Zugereister also? — Ei den Teufel! Bender, halt die Ohren steif! Zuletzt gilt dir's!"

Und die Burschen schrieen vor Lachen bei der Ermahnung, als wär's ein guter Spaß.

Dem, dem es galt, fuhr das Wort wie ein elektrischer Schlag in die Glieder. Die Ros, die ihre Hand auf seiner Schulter liegen hatte, fühlte, wie ihm ein Zittern durch den ganzen Körper rann. Aber er richtete sich trotzig auf und trat noch näher an den Tisch heran.

— „Also! Da wär' ich, Herr Schandarm."

Jean Baptist riß seine vom übermäßigen Biergenuß zuklappenden Augen weit auf, lachte und nickte: „Ja, da wärst du." Und dann sah er die anderen an und lachte: „Da wär' er! Wirklich, das ist spaßig! Sie hat nämlich Verdacht auf ihn,

die Staatsanwaltschaft. Ich sollt' mich informieren — das ist eine gute Geschichte — He, Meirath! dadrauf trink' — trink' ich noch einen Schoppen!"

„Folgen Sie Ihrer Instruktion! Informieren Sie sich," sagte Bender und sah dem Beamten frech ins Gesicht. Seine fast schwarz gewordenen Augen blitzten. Es war ein Zug um seinen Mund, der den raufgeübten Pfälzer Burschen sagte, daß mit Wilhelm Bender nicht gut Kirschen essen sei. Sie stießen ihn an: „Wirst ja Spaß verstehen, Wilhelm! Siehst doch, wie schief der geladen hat. Der schleppt seine eigene Mutter ins Kriminal heut, so voll is er!"

Der vornehmste Bursche legte Jean Baptist zutraulich den Arm um den Nacken. „Geh her! Verzähl' uns deine Geschicht'. Vielleicht kann einer dir eine Direktion geben. So ist's doch gewiß nit gemeint mit der Verschwiegenheit, daß du dir nit von guten Freunden sollst helfen lassen."

„Helfen lassen? Ja," nickte der Gensdarm, dem seine Trunkenheit ein Gefühl von Unsicherheit gab. „Na, dann paßt mal auf." Er sah sich um. „Lauter gute Freunde! Nichts als gute Freunde." Er zog ein Papier hervor. „Ein dunkelblonder soll's sein. Wuchs: kräftig. Nase: gewöhnlich. Augen: grau. Mund: gewöhnlich. Gesichtsfarbe: blaß. Zähne: gesund. Besondere Kennzeichen: keine. Wer ihn fängt, bekommt dreihundert — dreihundert Mark Belohnung."

„Da kannst suchen, bis du schwarz wirst! Du, das ist dir aber eine Nuß zu knacken!" riefen die Bursche.

„Was soll er denn ausgefressen haben, der da?"

Bender stand wie ein Steinbild. Er wußte nicht, wie er's durchhalten sollte, seine Geschichte anzuhören vor all diesen Menschen, seine Geschichte! Es konnte keine andere sein! Jeder Tropfen Blut in ihm bäumte zurück vor dieser Marter. Doch wär' er nicht vom Fleck gewichen, hätt' er gewußt, im nächsten Moment würde die Decke einstürzen: Seine Geschichte! und das Ende dazu — endlich einmal das Ende! —

„In Magde — Magdeburg ist's gewesen," hob inzwischen Jean Baptist mit schwerer Zunge an, „in einem Cigarrenlädchen. Das hat einem Namens Meier gehört, einem vermögenden Mann. Gut. An einem Abend, so nach zehn Uhr, ist er ganz allein im Laden, hat auch schon schließen lassen, die Rolläden vor der Thür und dem Schaufenster und — wie er meint — auch die Thür nach dem Flur. Von der Ladenstube aus hat eine Thür in den Flur geführt, ungefähr so wie hier. Dort die Stube und die Thür und da der Laden. Gut. Da steht der Meier nun und zählt Geld nach, eine Hypothek, die am Tag eingegangen war, fünf tausend Mark. Da hört er die Thür gehen, wendet sich — Seht mal, so! Da steht er, hier wo ich sitze, nicht wahr? Und da, da wo der — der Bender steht, tritt auf einmal einer hin, haut ihn über den Kopf, daß er mit einem einzigen Schrei zusammenfällt, zieht Kasten und Schränke auf und die fünf tausend Mark, die auf dem Tisch liegen nimmt er mit — und fort! Gut —"

Das Interesse der Bursche an dem Verbrechen war nun doch erwacht. Für einen Augenblick überwog es sogar ihr Vergnügen an dem Rausch, den sie dem Vertreter des Gesetzes boshaft angetrunken hatten.

„'S is die Möglichkeit! Mitten in so einer großen Stadt!"

„In einem Haus, in dem vierzig Menschen wohnen. Und um zehn Uhr, wo die Städter noch nicht schlafen."

„Und der Mordbub entwischt!"

„Ah," sagte Jean Baptist, „aber wir fangen ihn! Der Meier kennt ihn ganz genau."

Bender muß mit beiden Händen die Tischplatte fassen. Sein Herz schlägt so laut, daß er meint, sie werden's hören. Hinter ihm höhnt sein gespenstischer Kamerad: „Immer drauf, mein Bester! Sei ein rechter Esel! Richte dich mutwillig zu Grund!" Er kann dennoch nicht widerstehen.

„Der Meier," stammelt er, „der Meier ist ja — Ist der Meier denn nicht tot?"

„Was denn! Tot! Gesund wie ein Fisch im Wasser! Der" — Weiter kommt Jean Baptist nicht. Er stockt mit offenem Munde.

„— Nicht tot!"

Es ist ein Aufschrei, weithinhallend, markerschütternd, ein Schrei der Erlösung, hervorbrechend aus tiefstem Innern: „Nicht tot!"

„Ja, was hat er denn?" fragen die Bursche. „Was schiert's denn ihn?"

Bender antwortet nicht. Er starrt gerade aus. Nicht tot! Er ist kein Mörder! Komme jetzt, was mag! Er hat keinen

Menschen getötet. — Ah, das Männlein soll's noch einmal wagen, ihm über die Schulter zu gaffen! Lebendig, munter wie ein Fisch im Wasser! O, vielleicht ist doch ein Herrgott im Himmel, der seine Reue gesehen hat, der sich erbarmt hat über seinen Jammer. Er ist kein Mörder! Er kann ein neues Leben anfangen. Er darf die warme Hand des lieben Mädchens halten, sie an sich reißen ohne Furcht. — O, jetzt möcht' er tanzen, mit ihr dahinfliegen und möcht' die Kniee beugen und beten. Der Alte ist nicht tot! Er hat nicht gemordet! —

Da rafft Jean Baptist sich auf, kommt auf ihn zugetaumelt und legt ihm schwer die Hand auf die Schulter.

„Karl Radecke, ich verhafte Sie."

Die Zuschauer stehen betreten. „Er kennt sich nit mehr aus," murmeln die Burschen. Ros schreit auf. Dem Gefangenen gibt's einen Stich durchs Herz, als er in ihre treuen, angstvollen Augen schaut. Hat er nur hoffen dürfen, um neue Enttäuschung zu erleben? Jetzt das! Jetzt, nun er aufatmet!

„Laß dich weisen, Jean Baptist," mahnt des Ortes Vornehmster. „Siehst nit? Das is ja der Wilhelm Bender!"

„Ja," lallt Jean Baptist, „den verhaft' ich."

Und dabei bleibt er. Wenn der Mann unschuldig ist, werden die Herren vom Gericht das schon herausfinden. Verdächtig bleibt er. Was hat er sich zu freuen, weil Herr Meier in Magdeburg lebt?

Allsogleich wird aufgebrochen. Da es sich herausstellt, daß Jean Baptist's Gaul lahmt infolge eines Hufschlags, den er von einem anderen Pferd im Kirchweihgedränge in Meiraths Stall bekommen hat, müssen beide zu Fuß gehen. Jean Baptist greift in die Tasche und legt zu größerer Sicherheit seinem Fang Handschellen an.

Die Barbenheimer sehen's verwundert. „Laßt du dich im Ernst fortführen, Wilhelm?"

„Der Herr Schandarm will's, was soll ich machen?" Man kann nicht erkennen, ist's Spott oder Ernst? Das hat man bei dem schweigsamen Gesellen oft nicht auseinanderwirren können. Eine wunderliche Begebenheit auf alle Fälle! Die Einzige, die begreift, ist Ros. Sie weiß jetzt, daß es ihrem Schatz nicht an Liebe gefehlt hat, sondern an Mut. — Sie weiß jetzt, welche Schuld er auf sich geladen hat. Und eine Welt von Leid steht auf ihrem lieben Gesichtchen, aber auch eine Welt von Geduld und Vergebung; Abscheu vor der That, aber Mitleid, heißes, zärtliches Mitleid mit dem Thäter.

Ehe er sie den Fesseln beut, reicht Bender ihr die rechte Hand.

„Adieu, Ros," sagt er ernst, mit Bedeutung.

Sie nimmt sie mit ihren beiden zitternden Händen, drückt sie fest und innig und stammelt: „Nit adieu! Um Gotteswillen! Auf Wiedersehen! Ich bet' für dich." —

Aus dem Wirtshaus wandern Häscher und Gefangener, und es ist sonderbar, der Häscher taumelt, der Gefangene geht mit festen Schritten. Tänzer und Tänzerinnen schauen ihnen nach. Die Musikanten, halb Barbenheim gibt ihnen ein Stück Weges das Geleit. Aber endlich locken Tanz und Trunk und das Fest. Die beiden bleiben allein in der Dunkelheit und dem Nachttau, im Nebel, der weiß aus den Wiesen, dem schmalen Bett des Baches steigt.

Die herbe Luft gibt dem Gensdarmen den Rest. Er stöhnt, er stolpert und klagt, während Bender stumm die Lippen blutig nagt in seinen finsteren Gedanken. Gefangen! Von solchem Wicht gefangen! Und wieder der Fürsorge des Staates überliefert! Der Fürsorge einer Anstalt! Wozu? Das eine thät' er nicht wieder, um keinen Preis! Aber nicht Lehrer, noch Prediger, nicht Polizei noch Richter gebührt dafür die Ehre. Zwei dunkelblaue Augen haben sein Gemüt verändert im innersten Kern, ein Herz voll unerschöpflicher Geduld und Liebe. Er ist kein wildes Tier mehr. Wozu ihn einsperren jetzt? Wozu?

„Geben Sie mir den Arm," murmelt Jean Baptist. „Mir, mir ist schlimm."

„Ich kann nicht mit Handschellen, Herr Schandarm."

Ohne Bedenken löste der Trunkene sie „Müssen bloß nit woglaufen, Sie!"

Jetzt stützt Bender ihn, fast muß er ihn schleppen. Jean Baptist lobt ihn dankbar. „Sie sind ein guter Kerl — wirklich! Und — seien Sie nur ruhig. Es wird sich alles aufklären — — alles aufklären. Es kann sein, daß Sie Wilhelm Bender sind und nicht Karl Radecke — Es kann sein. Es kann sein auch nicht. Uff! ein unbequemer Weg! Harter Dienst! — Wollen einmal verschnaufen."

Digitized by Google

Jean Baptist setzt sich auf einen Grenzstein. Links wogen hohe Kornfelder, rechts fließt der Dorfbach in seiner Umrahmung von hochstämmigen Weiden und niederen Dornrosen. Die Musik ist verschollen. Sternlos liegt der dunkle Himmel auf der dunklen Erde. Dem Beamten fällt der Kopf auf die Brust, ein unartikulierter Laut entringt sich seinen Lippen. Er schläft.

Durch Benders Hirn schwirren seltsame Gedanken, Versuchungen. Er ist frei; er könnte gehen. Er könnte dem Schlafenden die Handschellen anlegen, ihm die Uniform ausziehen, in der Uniform das Weite suchen — — Der Himmel ist dunkel, kein Mensch in der Nähe. Aber sobald der Geprellte aufwacht, wird er alle Ortschaften in der Runde aufbieten zur Verfolgung. Der gewonnene Vorsprung wäre zu gering, könnte ihn nicht retten — — Nein! Aufwachen dürfte er nicht. Nicht fesseln, erwürgen müßte er den Klumpen Fleisch vor ihm, — wenn er die Leiche im hohen Korn versteckte und dann entflöhe. — Ja, das möchte glücken. Er könnte seinen Schatz mitnehmen. Der Weg zur Bahn führt hart am Fuchsbau vorüber — — Er könnte in fremdes Land gehen, die Ros nachkommen lassen von dem Geld — — Freiheit, Sonnenschein, kräftiges Schaffen hier, — unfruchtbare Gefangenschaft, verlorene Lebensjahre dort —

Ein Schauer durchrieselt ihn. Er schüttelt sich. Taucht da nicht wieder ein weißleuchtendes Gesicht aus dem dunklen Wasser? Heut, da er des schauerlichen Begleiters ledig geworden ist, sollt' er sich einen neuen aufhalsen? Keinen lebendigen Richter fürchtet er so wie den stummen, toten. Er denkt auch an Ros, an die kalten, zitternden Finger, die die seinigen preßten trotzdem — trotz allem! Nein, mag dem Verzweifelten das Äußerste frei sein, — wem Gnade wurde so wie ihm, der sei der Gnade wert! —

„Stehen Sie auf!" Er rüttelt seinen Wächter, er zerrt ihn in die Höhe. „Jetzt ist nicht Zeit zu schlafen. Rühren Sie sich! Sie sind im Dienst!"

Jean Baptist starrt den sonderbaren Gefangenen verstört an und lallt: „Im Dienst — — Kreuzelement! Das ist wahr. Vorwärts also!"

Und das Paar stolpert seinen Weg weiter zwischen den dunklen Feldern rechts und links. Aber näher rücken die Türme der Stadt, ganz nah. Bender hat zu schleppen an seinem Häscher. Er atmet schwer. Doch bleibt er nicht stehen, nicht einen Augenblick, nicht um Luft zu schöpfen. Wer weiß, was geschähe, wenn er's thäte? Sein früheres Leben, seine früheren Anschauungen und seine neuen kämpfen einen harten Kampf in ihm, aber die neuen siegen, stählen sich im Feuer des Ringens.

Gerade zum Polizeigebäude führte Bender seinen taumelnden Wächter. Er selbst zog die Klingel. Bis geöffnet wurde, zupfte er dem andern das Bandelier zurecht und schob ihm den Helm vorschriftsmäßig.

„Was wollen Sie?" fragte der Beamte.

Jean Baptist glotzte, versuchte zu lallen, es kam aber nur ein gurgelnder Laut über seine Lippen.

„Der Herr Gensdarm will einen Gefangnen abliefern," antwortete da Bender statt seiner. Ein grimmes Lächeln verzog seine Lippen.

„Einen Gefangenen? Der!"

„Den Karl Radecke, der den Meier geschlagen hat."

„Wo habt Ihr ihn denn?"

„Ich bin's."

„Sie?!" Der Kommissär sah Jean Baptist an und den andern.

„Sie können dem Jean-Baptist getrost die Prämie auszahlen lassen, Herr Kommissar. Ich bin's."

— „Warum sind Sie denn nicht weggelaufen?"

„Was kümmert Sie's! Machen Sie's kurz. Der Meier lebt — nun ist mir alles eins! Sein Geld kann er auch wieder haben. Es liegt im Fuchsbau bei Barbenheim. Lassen Sie's holen."

„Kommen Sie," sagte der Beamte. Er fand die Sache wichtig genug, um den seltsamen Gefangenen noch in dieser Nacht verhören zu lassen.

Bender aber schlief im Gefängnis, wie er seit Monaten nicht geschlafen hatte. Am andern Morgen schrieb er an Ros. Er legte ein offenes Bekenntnis ab, schilderte seine Qual und Angst, was sie ihm gewesen sei, und alles, was ihn bewegt hatte seit seinem ersten Begegnen mit ihr. Auch seine Zukunftspläne vertraute er ihr. Er wollte seine Strafe abbüßen, dem Gesetz genug thun, dann „drüben" frisch anfangen. — Ob sie auf ihn warten wolle? . . .

Und sie hat auf ihn gewartet.

Chicagos hohe Häuſer.

Von

Paul von Szczepanſki.

(Abdruck verboten.)

In Deutſchland gibt es ſicher keine Stadt, deren Dächer nicht von einem oder von mehreren Kirchtürmen überragt werden. Die Gotteshäuſer ſtehen wie die Wahrzeichen der Städte, um welche ſich die Wohnhäuſer der Menſchen gruppieren. Das iſt in den meiſten Städten Amerikas nicht anders. Viele, und beſonders die kleineren, fallen durch ihren Kirchenreichtum ſogar auf; es iſt keine Seltenheit, in Städten von noch nicht tauſend Einwohnern drei und mehr zu finden. Das Sektenweſen ſteht nirgends ſo in Blüte wie in Amerika, und jede Sekte ſtrebt danach, ein eigenes Gotteshaus zu haben. Sind die Kirchen auch vielfach noch ſo unſcheinbar aus Holz gebaut, ihr Turm oder ihr Türmchen ſtrebt über die Firſte der Häuſer empor. Nur in Chicago werden die Kirchen von den hohen Häuſern erdrückt; ſie fallen nirgends in das Auge, trotzdem es in dem rieſigen Weichbilde der Stadt gegen ſechshundert geben ſoll. Sie verſchwinden, und es bedarf eines kundigen Führers oder eines Kurioſums, um auf ſie aufmerkſam gemacht zu werden. Als letzteres mag ein Rieſenſchild an einer Kirche in der Michigan-Avenue gelten, auf dem ich las: „For sale or for rent“, — zu verkaufen oder zu vermieten. Wahrſcheinlich eine auf Spekulation gebaute Kirche, und, wie es ſchien, eine mißglückte Kapitalsanlage, denn die vielfach zerſchlagenen Fenſterſcheiben zeugten von langer Nichtbenutzung.

Die hohen Häuſer Chicagos zeigen weder Spuren des Verfalls noch der Nichtbenutzung, es ſteht auch keines von ihnen leer, und ſie rentieren ſich alle, — mit Ausnahme des Schiller-Building, das ſeinen Aktionären oder Kommanditiſten Sorge macht. Aber Schuld daran iſt weder, daß ſich in dieſem Hauſe auch ein Theater befindet, in welchem proſpektmäßig den viermalhunderttauſend deutſch ſprechenden Einwohnern Chicagos der erzieheriſche Einfluß der deutſchen Bühne geboten werden ſollte, noch, daß es als eines der zuletzt erbauten hohen Häuſer nicht mehr einem Bedürfnis entſprach. Es iſt mit dieſem hohen Hauſe Chicagos gegangen, wie es auch mit mancher Gründung in Deutſchland geht, — die Gründer wollten zu viel verdienen, und die Geldgeber können daher nicht auf ihre Rechnung kommen. Alle anderen dieſer Mammutshäuſer werfen hohen Gewinn ab. Von einem derſelben iſt mir ein Mietsertrag von fünfundſiebzig Prozent der Kapitalsanlage genannt worden, ohne daß ich allerdings in der Lage geweſen wäre, dieſe Angabe zu kontrollieren. Aber ſie klingt nicht einmal unwahrſcheinlich, wenn man vorausſetzt, daß das Grundſtück ſchon längere

Feierabend. Nach dem Gemälde von A. Falkenberg.

Zeit im Besitz des Erbauers gewesen ist und sich die enorme Steigerung der Grundstückswerte im Herzen Chicagos vergegenwärtigt. Vor sechzig Jahren war dort der Acker Landes als Regierungsland für einen Dollar und fünfundzwanzig Cents — für fünf Mark — zu haben; heute ist er unschätzbar. Diese Steigerung der Grundstückswerte erklärt auch einzig das Vorhandensein dieser Häuser von vierzehn bis zwanzig Stockwerk, die ihresgleichen nirgends in der Welt, auch nicht in New York, haben. Denn mit dem Essen wächst der Appetit, wenigstens bei Leuten, welche zu Kapitalisten geworden sind; es hat selten Menschen gegeben, denen der zugewachsene Reichtum schwer im Magen gelegen hätte. Die Grundstücke waren mit Häusern von drei, höchstens vier Etagen bebaut; kein Wunder, daß in einem Lande, in dem jedermann seine Kräfte so frei entfalten kann, wie es ihm die gleichfalls angespannten Kräfte seiner Nebenmänner erlauben, ohne daß er von einer Staatsgewalt in denjenigen Schranken gehalten wird, welche Rücksichten auf die Gesamtheit ziehen, jemand auf den Gedanken kam, die Interessen seines Grundstücks zu verfünfsachen, indem er statt vier Stock zwanzig Stock aufführen ließ. Um die Idee nutzbar verwirklichen zu können, handelte es sich nur darum, an Stelle der Treppen ein bequemeres Aufstiegmittel einzuführen. Ich weiß nicht, ob der Aufzug, der Elevator, wie man ihn in Amerika allgemein nennt, eine amerikanische Erfindung ist; in Bezug auf amerikanische Erfindungen bin ich mißtrauisch geworden, seitdem man dem großen Edison sogar die Erfindung des elektrischen Glühlichts nicht ohne Erfolg bestritten und ihn von einem Erfinder zu einem praktischen Ausbeuter von Erfindungen degradiert hat. Was seiner Popularität bei den Amerikanern übrigens nicht geschadet hat, denn in Amerika gilt der Gedanke nichts, die That alles. Soviel ist indessen sicher, daß der Elevator, in vielen europäischen Häusern eine Annehmlichkeit, in den hohen Häusern Chicagos eine Notwendigkeit ist, daß seine Benutzung dort eine dementsprechende Steigerung erfahren hat, und daß Betrieb und Einrichtungen desselben nirgends von solcher Vollkommenheit sind. Auch bei uns sind die der Personenbeförderung dienenden Fahrstühle in Hotels, Geschäfts- und Privathäusern wie Schmuckkästchen mit Stofftapeten, Spiegeln, Polsterbänken und Teppichen eingerichtet. Aber der Aufzug selbst funktioniert wie ein alter Mann, dem es Mühe macht, einen Berg zu erklimmen. Der Elevator in Amerika fliegt in die Höhe wie eine aus der Pistole geschossene Kugel und fällt abwärts wie ein Stein, den man in einen Ziehbrunnen fallen läßt. Man braucht Tage, um das Gefühl der Beklemmung bei diesem rapiden Steigen und Fallen zu überwinden und sich die Elastizität in den Knieen anzueignen, welche dazu gehört, um beim plötzlichen Halt nicht ein paar Zoll in die Luft zu fliegen, zum Gaudium des elevatorboy und unter den mitleidsvollen Blicken der den an so grandiose Verkehrsmittel nicht gewöhnten Fremdling bedauernden Amerikaner. Man legt die Strecke aufwärts vielleicht zwanzig mal so schnell zurück, wie man eine gleiche auf ebener Erde zu Fuß zurücklegen könnte, — was sollte den Amerikaner hindern, das zwanzigste Stockwerk anders zu betrachten wie ein Parterregeschoß. Um das Warten auf den Fahrstuhl abzukürzen, baute man mehrere Elevatoren nebeneinander, — ich habe sie bis zu acht im gleichen Raum, alle lediglich der Personenbeförderung dienend, in einem der hohen Häuser Chicagos gesehen. Eine thermometerartige Einrichtung an der Wand zeigt an, wo jeder Fahrstuhl sich augenblicklich befindet und ob er in auf- oder absteigender Bewegung ist. So kann der Wartende sich vor demjenigen aufstellen, der ihm am nächsten und auf seinem Wege ist. Mit dem Halten des Fahrstuhls springen gleichzeitig die Doppelthüren zu demselben auf, er speit die Aussteigenden aus und nimmt die Einsteigenden auf, die Thüren schließen sich, aufwärts oder abwärts geht die rasende Fahrt. In den höchsten Häusern hat man die Wahl zwischen vertikalen Lokalzügen, Courierzügen und Expreßzügen. Die ersteren halten in jeder Etage, in der ein Fahrgast aus- oder einzusteigen wünscht, die zweiten ignorieren die ersten neun Etagen und halten erst von der zehnten an aufwärts, die letzten gehen durch vom Parterre bis zur höchsten Höhe, bis in die Wolken. Die erste Fahrt mit solchem Blitzzuge ist sicher für niemand ein Vergnügen. Aber ich glaube, daß alle Fremden, die sich längere Zeit in Chicago aufgehalten haben, zwischen dem ersten Mißbehagen und der sich all-

mählich einstellenden Gleichgültigkeit eine Zeit durchgemacht haben, in der sie das Elevatorfahren als eine Art Sport betrieben. Es ist ein billiges Vergnügen, und deren gibt's wenige in Chicago; es kostet gar nichts. Man braucht nicht einmal nach einem Vorwand für die Fahrt zu suchen; denn niemand fragt, wohin man will, was man sucht und am allerwenigsten, wer man ist. Vergißt man, dem elevatorboy die Etage anzugeben, in der man aussteigen will, so nimmt er einen eben bis zur obersten mit, und macht man auch dort noch keine Miene auszusteigen, so nimmt er einen wieder mit bis nach unten. Er hat keine Zeit, sich für irgend einen seiner Fahrgäste zu interessieren. Am empfehlenswertesten für diese Montblanctouren ist der Elevator im Masonic-Tempel, denn er erklimmt nicht nur die höchste Höhe, sondern fährt auch mit der größesten Geschwindigkeit. Wer in alter europäischer Zaghaftigkeit meinen sollte, er dürfe nicht so ohne weiteres und lediglich zu seinem Vergnügen fremder Leute Fahrstühle in fremder Leute Häusern benutzen, der hat da auch einen billigen und immer stichhaltigen Vorwand. Im achtzehnten Stockwerk dieses Kolossalbaues ist nämlich ein Stiefelputzsalon, in dem man für zehn Cents seinem Schuhzeug spiegelnde Schwärze anpolieren lassen kann. Und das Bedürfnis, sich die Stiefel reinigen zu lassen, hat man in Chicago immer, sobald man nur einmal das Trottoir verlassen und eine Straße überquert hat.

Man wundere sich nicht darüber, einen so profanen Raum wie einen Stiefelputzsalon im engsten Zusammenhang mit dem Masonic-Tempel genannt zu hören. Selbst wenn dieser Tempel etwas Tempelartiges an sich hätte, dürfte man sich darüber nicht wundern, denn der Amerikaner, den man Hummer-Mayonaise essen und dazu Schokolade trinken sehen kann, würde an keiner noch so engen Zusammenstellung von Heiligem und Profanem Anstoß nehmen. Schon in New York ist mir, wenn auch nicht unter einem Dache, doch Wand an Wand, eine Kirche und ein Haus gezeigt worden, in dem man lebende Bilder stellt, — welcher Art die letzteren sind, läßt sich hier nicht einmal andeuten. Chicago aber liegt noch ein ganzes Stück westlich von New York. Der Masonic-Tempel ist ebenso wie alle anderen hohen Häuser Chicagos ein Geschäftshaus, eine Spekulation der Freimaurerloge; nur die beiden obersten Etagen sind für Bureaus, Fest- und Versammlungssäle des Ordens bestimmt. Die Plattform des Daches wird von einer Sternwarte gekrönt. Die achtzehn unteren Etagen enthalten Läden, Bureaus von Rechtsanwälten und Geschäftsleuten, Ateliers von Zahnärzten ꝛc. Ein gutes Stück des Geschäftslebens in den Häusern der Friedrichstraße mag in diesem einen Gebäude Platz haben, das wohl das höchste, aber gewiß nicht das größeste der hohen Häuser Chicagos ist. Denn der Masonic-Tempel wächst aus der Häuserzeile eines Blockes der State-Street empor wie ein Turm, während andere dieser Riesenhäuser auf einem ganzen solchen Straßenblock fundamentiert sind. Daß sie imposant sind, diese Sky-Scraper, diese Himmelskratzer, wie der Amerikaner sie nennt — von Deutschamerikanern habe ich sie auch Wolkenschieber nennen hören — wer wollte das leugnen. Man schaut mit einem bangen Staunen zu diesen Kolossalbauten auf, die mit ihrem Fuß im Straßengetriebe wurzeln und mit ihrem Haupt oft genug in der Dunstatmosphäre verschwinden, die fast immer über dem Geschäftsteil Chicagos lagert, bis man sich endlich an ihren Anblick gewöhnt hat und gleichmütig an ihnen vorübergeht. Und dennoch könnte ich mir wohl einen Menschen denken, der ohne Renommisterei erklärte, diese Häuser von zwanzig Stock imponierten ihm gar nicht; bei ihm finge das Staunen erst an, wenn er vor einem Hause von vierzig Stock stehe. Denn als Architekturen sind diese Gebäude fast alle monströs, entweder durch ein Mißverhältnis zwischen Höhe und Grundfläche aller Bemühungen des Architekten um eine harmonische Gliederung spottend, oder nur auf Raumgewinnung und Raumausnutzung gebaut, mit gänzlicher Verachtung alles Schönheitssinnes. Ich habe nur ein solches Gebäude gesehen, das mir nicht nur imposant, sondern auch schön erschienen ist, die chambers of commerce. Man darf dabei nicht an unsere Handelskammern denken, — das vierzehn Stock hohe, dem Rathaus gegenüberliegende Gebäude ist ein Geschäftshaus und zwar das obenerwähnte dieser hohen Häuser, welches eine Rente von fünfundsiebzig Prozent abwerfen soll. Es hat

von allen Seiten in ganzer Höhe Straßenlicht, da es einen ganzen Block einnimmt, in allen Etagen Innenlicht, da es einen geräumigen glasgedeckten Hof umschließt. Rings um diesen Hof läuft in jeder Etage eine Galerie, die den Straßenverkehr — man kann es kaum anders ausdrücken — innerhalb des Hauses vermittelt. Das Ganze ist mit einer Verschwendung von Marmor und Bronze und in so wundervollen Verhältnissen erbaut, daß der Eindruck des Riesigen und, ich möchte sagen, Unstätigen, den die anderen Ungetüme machen, hier ganz in dem einer vollkommenen Harmonie untergeht. Den Vorwurf aber, daß es die Straße verdunkelt und Licht und Luft absperrt, kann man auch ihm nicht ersparen. Und hier bin ich bei dem Punkte angelangt, wo auch mir die hohen Häuser Chicagos gar nicht mehr imponieren, sondern ein Grauen einflößen als Kolossaldenkmäler einer ungezügelten Selbstsucht und Gewinnsucht und als steinerne Zeugen dafür, daß die unbedingte persönliche Freiheit den Menschen zu viel eklerem Wahnwitz treibt als selbst die Ausgeburten des schrankenlosesten Despotismus. Als die Pharaonen die Pyramiden schufen, stellten sie sie wenigstens in die freie Ebene und ließen Licht und Luft darum, ganz abgesehen davon, daß sie sich noch etwas anderes dabei dachten, als wie man Kämmerchen für hohe Rente vermieten könnte. In dem ganzen von der reinen Gewinnsucht geschaffenen Geschäftsviertel Chicagos dagegen gibt es nicht einen einzigen freien Platz, nicht eine einzige „Lunge“ in diesem schrecklichen, erdrückenden Riesenorganismus, der bis in die Wolken emporwachsen möchte. Denn was dem einen Grundbesitzer in dem Lande der Freiheit recht ist, sollte dem andern eigentlich billig sein. Nun denke man sich das Straßenbild der City Chicagos, wenn diese hohen Häuser nicht mehr wie heute eine Ausnahme und Merkwürdigkeit, sondern die Regel bilden werden. Ein Bild, das auch den sonst nicht leicht schreckhaften Stadtvätern Chicagos Entsetzen eingeflößt haben muß, denn sie haben vor kurzem eine Bill durchgebracht, wonach in Zukunft die Häuser nicht mehr bis in den Himmel wachsen dürfen. Allerdings sind die Grundeigentümer Chicagos noch weniger schreckhaft, und sie haben dem Beschluß die Spitze abgebrochen, indem jeder von ihnen, der es auf dem in Amerika üblichen Wege durchzudrücken vermochte, noch schnell seinem Grundstück die Bauerlaubnis für einen babylonischen Turm sicherte, als diese Beschränkungsbill auf die Tagesordnung kam. Gesetze und Verordnungen haben in den Vereinigten Staaten vielfach überhaupt keine Kraft, oder doch nur für arme Teufel, und am allerwenigsten eine rückwirkende für die Hauseigentümer in dem Geschäftsteil Chicagos; man weiß also nicht, wie weit der gewinnbringende Unfug noch getrieben werden kann und ob nicht wirklich ganzen Straßen von Chicago der Stempel hohler Gassen aufgedrückt werden wird. Vielleicht behält ein deutscher Architekt recht, welcher mir gegenüber die Ansicht äußerte, man überschätze in Amerika zwar nicht die Tragfähigkeit, wohl aber die Dauerfähigkeit des Eisens, und alle diese hohen Häuser, die natürlich von Eisenkonstruktionen getragen werden, würden eher — vielleicht unter einer großen Katastrophe — wieder verschwinden, als ihre Eigentümer sich heute träumen lassen. Die Geschichte vom Thurm zu Babel würde damit eine Wiederholung finden.

Solcher Dinge wie die hohen Häuser, imponierend und erschreckend zugleich, gibt es mehr in Chicago. In der deutschen Postausstellung im Vereinigten Staatenregierungsgebäude im Jackson Park ist auch eine Photographie unsers Kaisers ausgestellt — wahrscheinlich ein Geschenk an den Reichspostmeister von Stephan — welche die eigenhändige Widmung trägt: „Das Ende unseres Jahrhunderts steht im Zeichen des Verkehrs.“ Wenn man einige Wochen in Chicago geweilt hat, kommt man zu der Überzeugung, daß das für Deutschland gottlob doch nur cum grano salis zu verstehen ist, wie die meisten Sentenzen und Schlagworte, und man kann nur wünschen, daß der Verkehr in den Berliner Straßen sich niemals in der Art entwickeln möge, wie er sich in den Geschäftsstraßen Chicagos heute zeigt. Kehrt man von Chicago nach New York zurück, so erscheint einem selbst der Broadway als eine leidlich ruhige Straße, und dem Heimgekehrten macht es den Eindruck, als ob es der Berliner Friedrichstraße an Menschen fehle. Die Thatsache konstatiere ich gern, und es soll mich freuen,

wenn amerikanische Leser der Monatshefte, die, wie ich aus einigen Zuschriften entnehme, darüber erstaunt sind, daß acht Wochen Aufenthalt in Amerika mich nicht haben zum Amerikaner machen können, darüber eine große Genugthuung empfinden. Sonst aber bin ich der Meinung, daß Straßenbahnen in belebten Straßen niemals aus ganzen Wagenzügen von drei Wagen bestehen sollten, wie man sie in den belebtesten Straßen Chicagos zahllos sieht, sondern immer nur aus einem Wagen. Denn die Straße dient dem Fußgänger- und dem Wagenverkehr mit Pferdebetrieb ebensowohl wie dem mit Maschinenbetrieb, und wenn man den letzteren einseitig begünstigt, schädigt man die ersteren. Ich meine auch, daß selbst ein Wagen der Cable Car niemals mehr Personen befördern sollte, als auf ihm wenigstens einigermaßen menschenwürdigen Platz haben, wenn es der Maschine auch keine Anstrengung kostet, zwei Dutzend über den Etat zu befördern. Denn in einer Weltstadt sollte es nicht nur darauf ankommen, daß man fährt, sondern auch wie man fährt. Um die Zeit des Beginns und des Schlusses der Geschäftsstunden aber und an Sonntagen sieht man die Menschen auf der Cable Car in Chicago nicht nur sitzen und stehen, eingepökelt wie die Heringe, sondern sie hängen an den Trittbrettern, vielfach einer nur vom andern gehalten. Ich konstatiere wieder gern, daß der Amerikaner, der sonst mit vollkommenster Gleichgültigkeit gegen seinen Nebenmenschen durch die Straßen hastet, sich bei dieser Gelegenheit rücksichtsvoll, geduldig und hilfreich zeigt — eine Thatsache, die ich häufig genug beobachtet habe. Ich möchte den mir ganz fremden Menschen, die mir selbst oft in der Drangsal einer solchen Expedition hilfreich gewesen sind, auch nicht nachträglich damit danken, daß ich ihr Interesse lediglich aus der gemeinsamen Not erkläre. Aber der Chicagoer Straßenverkehr wird nicht weniger überhastet, ungeregelt, maßlos, und die vorhandenen Verkehrsmittel werden nicht weniger unzureichend, weil der Chicagoer selbst sich an den gegenwärtigen Zustand der Dinge gewöhnt hat und ihn mit guter Schickung erträgt. Ich bestreite außerdem, daß der Chicagoer den gegenwärtigen Zustand des Straßenverkehrs als einen normalen empfinde. Es gibt eine große Anzahl von Menschen in Chicago, ich glaube es ist die Mehrzahl der Einwohner, die dringend nach einer Änderung verlangt, die unaufhörlich fordert, daß man die Straßenbahnen vermehre und durch Parallellinien den Verkehr teile, daß man die Eisenbahnen nötige, durch Überführungen oder Unterführungen die Gefahr zu beseitigen, die sie für den Straßenverkehr bilden, daß man die den Chicago-River kreuzenden Straßen durch Barrieren abschließe, so lange die Drehbrücken aufgezogen sind, um den Schiffsverkehr durchzulassen. Diese Barrieren sollen ehemals vorhanden gewesen, aber wieder beseitigt worden sein, weil der Chicagoer die Freiheit behalten wollte, auch im letzten Augenblick noch und mit einem lebensgefährlichen Sprunge von der senkrecht abgemauerten Uferböschung die sich bereits drehende Brücke zu erreichen. Ich kann mir das nicht denken; denn solchen Forderungen des Geschäftssports hätte doch unmöglich gewillfahrt werden können, wenn man damit gleichzeitig jeden Fahrenden, der mit einem unruhigen Pferde zu thun hat, einer direkten Lebensgefahr aussetzt. Während der Dunkelheit braucht nicht einmal ein Durchgänger vor den Wagen gespannt zu sein, denn die Beleuchtung ist an diesen Übergängen so mangelhaft, daß das Pferd das Fehlen der Brücke erst sehen kann, wenn es den Boden unter den Füßen verliert, und auch ein nüchterner Kutscher die Gefahr erst gewahr werden kann, wenn er darin untergeht. Ich spreche nicht von Möglichkeiten, sondern von Thatsachen: es ist mehrfach vorgekommen, daß Kutscher und Pferde im Chicago-River ertranken, weil die belebten städtischen Straßen nicht abgesperrt werden, so lange die Brücken aufgedreht sind. Das ist nicht Anlaß gewesen, um die sehr leicht und billig einzuführende Einrichtung anzubringen — bei uns schüttet man den Brunnen wenigstens dann zu, wenn das Kind hineingefallen ist. Auf dem Schlachtfelde aber, auf dem der Kampf zwischen dem Chicagoer Verkehrsleben und dem Publikum geführt wird, bedeuten nicht einmal die tausend Toten und Verstümmelten etwas, die jährlich von den Rädern der Eisenbahnen innerhalb des Weichbildes von Chicago zermalmt werden. Zugegeben, daß der Mensch nicht vorsichtiger, sondern leicht-

sinniger wird den Gefahren des großstädtischen Straßenlebens gegenüber, je größer dieselben sind, und daß ein großer Teil dieser Unglücksfälle auf eigene Schuld oder Unaufmerksamkeit der Verunglückten zu setzen ist; Leichtsinn oder Unaufmerksamkeit sind nicht so große Verbrechen, daß man Verkehrsgesellschaften, die nur ihren eigenen Vorteil im Auge haben, während sie dem Publikum dienen sollten, das Recht zusprechen dürfte, sie mit dem Tode zu bestrafen. Den Verunglückten oder ihren Angehörigen bleiben die Entschädigungsklagen, wird man mir aus Amerika entgegnen; Entschädigungsklagen, die sich häufig genug auf fünf- bis hunderttausend Dollars belaufen und welche die Eisenbahnen an Ausschreitungen hindern müssen. Die aber sehr selten von den Verunglückten oder ihren Angehörigen gewonnen werden, muß ich leider erwidern. Jedenfalls sind die Entschädigungssummen, die wirklich gezahlt werden, im Verein mit der illegitimen Steuer, welche die Eisenbahngesellschaften alljährlich an die Hüter des öffentlichen Wohls von Chicago zahlen, um eine Bill zu verhindern, welche sie ihren Betrieb zu ändern zwingt, noch lange nicht so hoch wie die Zinsen des Kapitals, das zur Abstellung der Übelstände erforderlich sein würde. Andernfalls wären diese Mißstände längst beseitigt worden. Es ist mit den Straßen selbst in Chicago nicht anders bestellt wie mit dem Straßenverkehr, — das riesige Netz ist in einem schauderhaften Zustande. Ich habe das bereits früher erwähnt, und das hat mir von einem amerikanischen Geistlichen das schriftliche Zeugnis eingetragen, daß ich ein Grünhorn sei und von amerikanischen Verhältnissen nichts verstände. Die Straßen Chicagos seien alle gepflastert, und wenn die meisten trotzdem nicht gepflastert seien, so liege das daran, daß das Straßennetz eben ein zu großes, die Stadt zu jung sei, und das Anwachsen zu rapide, so daß man dem Bedürfnis unmöglich nachkommen könne. Mich hat von dem allen nur interessiert, daß der Herr mir bestätigt hat, daß der größte Teil der Straßen Chicagos nicht gepflastert ist. Wie diese Straßen in hundert Jahren aussehen werden, ist mir gleichgültig, denn weder ich noch einer meiner Leser werden um diese Zeit in Chicago lustwandeln. Daß aber Chicago erst sechzig Jahre alt und dreimal abgebrannt ist, weiß der Leser, und es wäre kein Vergnügen für mich, wiederzukauen, was mir tausend Kollegen in tausend Zeitungsfeuilletons während der letzten sechs Monate vorgekaut haben. Ich bin nicht hinübergegangen, um das Schnellwachsen des Riesenkindes anzustaunen; das hätte ich billiger von hier aus haben können, wo man genügend mit unkontrollierbaren Ziffern gespeist wird. Es ist auch nicht meine Aufgabe, dem Leser zu prophezeien, wie der Koloß einmal werden wird, wenn er ausgewachsen ist, — möglich, daß er zu den Menagerietieren gehört, die auch dann noch weiter wachsen, möglich auch, daß der Kräftezufluß aufhört, ehe er den Rock ganz ausgefüllt hat, der ihm, auf die Zukunft rechnend, vorläufig noch etwas sehr vollkommen zugeschnitten ist. Ich habe Chicago sehen wollen, wie es heute ist, und vergleichen wollen an deutschen Großstädten, wie sie heute sind. Dazu gibt jedem Deutschen das Geschrei ein Recht, das von drüben zu uns herübertönt: „Wir marschieren an der Spitze der Kultur", aber, wie es in dem Briefe einer Dame aus Chicago heißt, die sich wie jener geistliche Herr etwas abfällig mit meinen Berichten beschäftigt: „Bei uns ist alles anders, aber bei uns ist alles besser." Und so, von diesem Standpunkt aus, den mir alle Wunder Amerikas nicht verrückt haben, bin ich zu der Überzeugung gelangt, daß das Riesenkind Chicago sehr unproportionierte Gliedmaßen hat und daß man vielleicht eines Tages mit Schrecken erkennen könnte, es sei mit einem Wasserkopf zur Welt gekommen. Dagegen werden dann weder Aderlässe noch Massagen helfen, — weder das Hängen der Anarchisten, mit dem man es in Chicago vor fünf Jahren versucht hat, noch das Begnadigen der Anarchisten, mit dem es der Gouvernor von Illinois jetzt versucht.

„Bei uns herrscht keine Unsicherheit in den Straßen", haben mir die meisten Deutsch-amerikaner Chicagos gesagt, und täglich konnten sie Berichte über ein halbes Dutzend Raubmorde, Totschläge und ebensoviel Fälle von Straßenraub in ihren Zeitungen lesen. „Bei uns hat jeder Arbeit, der arbeiten will", war eine ähnliche Phrase, die ich ebenso oft gehört habe, während die Arbeitslosen zu Tausenden vor der Ausstellung und in den Straßen der Stadt umherlungerten.

„Bei uns hat jeder dreimal täglich Fleisch", sagen einem die Wohlgenährten, und die Hungernden sieht man das erbettelte Fünfcentsstück an einer Winkelbar für Whisky hingeben, um sich mit dem aufgestellten unappetitlichen kalten Imbiß gratis den Magen füllen zu können. „Bei uns ist auch der Arbeiter anständig angezogen", tönt es einem von Leuten entgegen, die den Gipfel der Gesittung erklommen zu haben glauben, wenn sie von abends sechs Uhr ab nur noch im Frack paradieren. Und wenn man diesen Leuten die Tausende mit dem Finger weist, die in den Straßen Berlins der Arbeiter nimmermehr für seines Gleichen halten möchte, dann erklären diese Leute mit dem Brillant in der Hemdbrust: „Das sind keine Arbeiter, das sind Lumpen." Es würde nichts nützen, ihnen zu widersprechen und ihnen auseinanderzusetzen, daß schlecht Gekleidete nicht notwendig Lumpen zu sein brauchen. Darauf hingewiesen aber, daß diese „Lumpen" von einem Gemeinwesen doch auch verdaut werden müssen, erwidert der Chicagoer: „Keine Sorge. Sie haben ja keinen Begriff von unserm Reichtum! Haben Sie schon mal eines unserer großen Geschäfte gesehen? Gehen Sie auf unsere Holzhöfe, in unsere Getreidespeicher, auf unsere Schiffswerften, in unsere Maschinenfabriken, in unsere Kaufhäuser, auf unsere Schlachthöfe, — da werden Sie auf andere Gedanken kommen."

Ich bin nicht überall gewesen, aber doch ein gut Stück in Chicago herumgekommen. Aber das Bild der Arbeit, das ich gefunden habe, hat mich nicht auf andere Gedanken gebracht, sondern nur denselben Eindruck in mir wachgerufen, wie die hohen Häuser der Stadt, — imponierend und schreckhaft zugleich. Nicht nur auf den Schlachthöfen, wie ich vorweg betonen möchte, damit Amerikaner den schreckhaften Eindruck nicht dadurch erklären, meine Nerven seien durch den Blutgeruch irritiert worden. Aber dennoch scheinen mir gerade die Schlachthöfe von Chicago das geeignetste Objekt, um daran zu demonstrieren. Denn das Fleischerhandwerk ist überall in der Welt ein geachtetes Handwerk, das seinen Mann nährt, ihm zur Selbständigkeit und Wohlhabenheit verhilft, wenn er nur einigermaßen die dafür wie für jedes Gewerbe nötigen Eigenschaften mitbringt, und das Bild des behäbigen Fleischermeisters hat sich unangetastet erhalten im Wechsel der Zeiten. Chicago ist der größeste Fleischmarkt der Welt, — ich hätte nicht nötig, das dem Leser zu wiederholen. Aber das Bild des behäbigen Fleischermeisters kennt Chicago nicht.

Die Schlachthöfe liegen im Südwesten der Stadt, endlose Acker Landes, von grundlosen Wegen durchschnitten, durch starke Bohlenzäune in quadratische Fenzen geteilt, in denen die Herden des Hornviehs ihres Schicksals warten. Dazwischen mehretagige Ställe für Schweine und Schafe und die großen Schlachtetablissements der weltberühmten Massenschlächter Chicagos, die nicht nur die eigentlichen Schlachthäuser, sondern auch die Comptoirs, die Kühlhäuser, die Wurstfabriken, die Gefrier- und Lagerräume umfassen. Ungefähr in der Mitte des Terrains steht ein Aussichtsturm, von dem man einen Überblick über das Gesamtbild hat. Aber auch der Eintritt in die Schlachthäuser ist niemanden verwehrt, denn der Amerikaner liebt die Öffentlichkeit. Eine Anmeldung im Comptoir genügt; ein Riesenraum, in dem vielleicht sechzig Comptoiristen und weibliche type whriter — junge Mädchen, die auf der Schreibmaschine Briefe kopieren — beschäftigt sind. Der livrierte bell-boy, der einem beigegeben wird, führt einen noch durch einen zweiten gleichen Raum, in dem die gleiche Anzahl von Menschen sitzen. Dann tritt man hinaus auf die Galerie einer großen Halle, die mehrfach überbrückt ist, so daß man von allen Seiten das Schauspiel aus der Vogelperspektive bequem genießen kann, — das Schauspiel, innerhalb zehnstündiger Arbeit täglich zweitausend Ochsen oder mehr schlachten zu sehen. Ein Bild, wie Höllenbreughel keines gemalt hat! An der Längswand des Saales entlang läuft ein erhöhter Steg, auf dem der Hauptakteur in dieser großen Tiertragödie thätig ist. Ein nicht übermäßig kräftig gebauter, ganz menschlich dreinblickender Mann, unbesudelt von dem Blut der Opfer, dessen Dunst den ganzen Raum füllt. Neben diesem Steg her führt ein aus starken Planken gezimmerter Hohlweg, in lauter leicht zu öffnende und leicht wieder verschließbare oben offene Kammern geteilt, gerade groß genug, daß ein Ochse darin stehen und fallen kann. In diesen Gang

werden die Ochsen von außen getrieben mit wüstem Geschrei, mit Stangen und dem Rasseln von blanken Blechklappern, bis jede der Einzelkammern ihr Opfer enthält. Dann geht der Hauptakteur ohne Hast auf seinem Steg die Reihe entlang und tippt den ersten Ochsen mit dem unscheinbaren Hammer, den er in der Faust trägt, auf die Schulter. Der Ochse sieht nach oben, bringt dadurch seinen Schädel in schlagrechte Stellung, und in diesem Augenblick saust der Hammer hernieder. Der Mann zielt gut und versteht sein Handwerk; ich habe ihn selten bei demselben Tier zweimal schlagen sehen. Er scheint auch keiner besonderen Kraftanstrengung zu bedürfen, denn er betreibt das Geschäft jahraus, jahrein, langsam von einem Ochsen zum anderen gehend, zehn Stunden am Tage. Höchstens, daß er einmal am Ende der Reihe ein wenig länger zu pausieren gezwungen ist, wenn irgend ein widerspenstiges Tier den Todesschritt der Legionen für eine Minute verzögert. Sobald der Ochse geschlagen und gefallen ist, öffnet sich die eine Längsseite seiner Kammer, und er rollt auf dem abgeschrägten Boden derselben hinunter in den eigentlichen Schlachtraum. Im Augenblick ist er von zwei Metzgern an den Hinterbeinen gefesselt und in die Höhe gezogen, ihm die Kehle durchschnitten und der Bauch aufgeschlitzt. Dann rollt der Kadaver an einem Gewinde ein Stückchen weiter, wird von zwei anderen Metzgern in Empfang genommen, abgehäutet und ausgeweidet, und darauf führt ihn dieselbe Maschinerie hinaus in einen zweiten Raum, wo er zerlegt wird, worauf die Hälften in der Kühlkammer weiterer Verwendung harren. Das alles geschieht in unglaublich kurzer Zeit. Mit der Uhr in der Hand habe ich allerdings dem Bilde nicht zu folgen vermocht, aber der Leser kann sich daraus einen Begriff von der Schnelligkeit des Verfahrens machen, daß die Reihe der Ochsen, welche geschlagen werden, nur aus zwölf Tieren besteht, und daß der erste Ochse also abgethan und aus dem Saal befördert sein muß, wenn der dreizehnte, der erste der nächsten Reihe, geschlagen wird, soll das Geschäft nicht eine Stockung erleiden. Gewiß ein Triumph zweckmäßig geteilter und gleichzeitig konzentrierter Arbeit. Bei den Schweinen ist die Sache noch einfacher; sie werden an den Hinterbeinen emporgezogen und fliegen an der gleichen sinnreichen Rollvorrichtung dem Schlächter ins Messer, auf zwei Bahnen, damit der Mann auch genügend Beschäftigung hat. Ohne sich länger aufzuhalten, rollen sie dann weiter in einen Riesenbottich siedenden Wassers, in dem sie todgebrüht und abgebrüht werden, ehe man sie weiter verarbeitet. In fünf Minuten soll das Schwein geschlachtet, verarbeitet und als Wurst verspeist werden können, — nur ißt niemand in Amerika amerikanische Würste, der nicht dazu gezwungen ist, trotzdem die Chicagoer Schlachthausbesitzer so viel Menschlichkeit und Geschäftsklugheit besitzen, den Zutritt in die Wurstfabriken niemandem zu gestatten. Der Leser mag sich die Schlachthalle mit ihrem Blutgeruch, den in Blut watenden Fleischern, den Karren, die von Kadaver zu Kadaver fahren und die Gedärme hinausschaffen, die Tiere selbst in den Minuten der Todesangst und ihre Körper in allen Stadien der Behandlung in seiner Phantasie ausmalen, — ich habe nicht die Absicht, ein Inferno zu malen. Auch liegt es mir fern, mit Lamentationen über Tierquälerei zu kommen, denn Schlachten ist auch bei uns ein blutiges Handwerk, wenn es auch menschlicher betrieben wird. Ich sehe von den Tieren ab, denn mein erstes Interesse gilt den Menschen.

Da muß ich gestehen, daß mir nicht einmal Philipp Armour, der Fürst des Dutzend Chicagoer Schlachtfürsten, rückhaltlos imponiert, und daß er wahrscheinlich auch einem deutschen Schlächtermeister nur durch die Zahl der jährlich verarbeiteten Tiere imponieren würde. Denn was man auch betreibe, man soll es sorgfältig und gründlich betreiben. Die Chicagoer Schlächtereien arbeiten aber nur insofern gründlich, als sie den Grundsatz haben, nichts umkommen zu lassen. In bezug auf die Behandlung des Fleisches sind die Chicagoer Schlächter Barbaren. Man muß nur einen Ochsen abhäuten sehen, indem ihm das Fell mit eisernen Schaufeln buchstäblich vom Leibe geschlagen wird, um sich davon zu überzeugen. Jeder deutsche Schlächter weiß, daß frischgeschlachtetes und noch unausgeblutetes Fleisch durch Druck, Stoß oder Schlag geschädigt wird; — der Amerikaner weiß das auch, aber er kümmert sich nicht darum, weil es ihm nur darauf ankommt,

ſchnell zu arbeiten, intenſiv, wie er es nennt. Sicher iſt die Thatſache, daß man in Chicago niemals, in ganz Amerika ſelten ſchmackhaftes Fleiſch bekommt, zum großen Teil darauf zurückzuführen, daß die erſte Behandlung des Fleiſches eine ganz unverſtändige iſt. Dazu kommen andere Gründe, die eben ſo unzertrennlich von dem geprieſenen Großbetrieb ſind; der Ring der Schlächter, der das zugetriebene Vieh erſt kauft, wenn der Eigentümer die Futterkoſten auf dem Viehhof zu ſcheuen anfängt und das ſchlechtgefütterte Vieh unter dem Preiſe verkauft. Mehr aber noch müſſen die Chicagoer Großſchlächter auf Mittel ſinnen, den Preis des geſchlachteten Fleiſches in gleichmäßiger Höhe zu halten, als den des lebenden Viehes zu drücken. Das können ſie nur, indem ſie den Markt regulieren, indem ſie bei Überfülle mit ihrer Ware zurückhalten. Geſchlachtetes Fleiſch läßt ſich nicht aufſpeichern wie Getreide, aber wenn man es gefrieren läßt, hält es ſich immerhin einige Monate. Es ſchmeckt dann zwar alt und fade, wie eben Fleiſch in Chicago ſchmeckt, aber es bekommt weder Würmer noch fängt es an zu riechen. Das Reſultat dieſes Großbetriebes alſo ſind einige Millionäre, wenige leidlich bezahlte Arbeiter und ſchlechte Ware. Und deshalb erſchreckt mich dieſer amerikaniſche Großbetrieb, der mir auch vielleicht deshalb nicht ganz ſo imponiert hat, wie manchem deutſchen Kollegen, weil ich vor Chicago ſchon einiges von Großbetrieb in Deutſchland geſehen hatte. Der Großbetrieb in Chicago läßt keinen Raum für die Entwickelung eines Mittelſtandes, nicht nur der Großbetrieb auf den Schlachthöfen, und wenn die Dinge ſich ſo weiter entwickeln, wird es in Chicago bald nur noch Millionäre geben und Arbeiter, die im Dienſte dieſer Millionäre von der Hand in den Mund leben. Außer dieſen beiden Bevölkerungskategorien wird vielleicht noch die berühmte Pinkertonſche Brigade weiterexiſtieren, die Armee eines Privatdetektivbureaus, ſich rekrutierend aus allen jenen, für welche die Millionäre keine Arbeit haben, und welche ſie beſolden werden als Sklavenvögte, auf daß ſie mit dem Revolver in der Hand die Arbeiter zur Arbeit treiben und ſich weitere Lorbeeren pflücken wie in den Carnegieſchen Eiſenwerken. Und die Freiheit wird ſchaudernd aus dem Schatten der hohen Häuſer Chicagos und aus der ſtolzen Republik an die Fürſtenthrone der alten Welt flüchten und flehen: „Rettet mich vor meinen Söhnen, die mich in den Staub getreten haben und ſich gegenſeitig zerfleiſchen!“

Mondlicht.

(Abdruck verboten.)

Im Mondſchein ruhn die Buchten
Fahlſilbern nah und fern;
Über den Klippenſchluchten
Aufdämmert Stern an Stern.

Der Seele Schwingen dehnen
In halbem Traum ſich ſacht,
Ein wunderſelig Sehnen
Durchhaucht die linde Nacht.

In Schlummer ſinkt der Wille,
Sinkt der Erinnrung Qual,
Weit wird das Herz und ſtille,
Wie's Meer im Mondenſtrahl.

Reinhold Fuchs.

Flotta. Studienkopf, gezeichnet von L. Löffy.

Aus dem Reich der Wolken.

Von

Dr. Klein.

Mit Illustrationen nach Photographieen von **Benj. Wyles-Southport.**

(Abdruck verboten.)

Der schrankenlose Luftocean, welcher die Erde umhüllt, bildet ein großes und geheimnisvolles Reich, eine Art Welt für sich, in die der Mensch trotz aller Fortschritte der Wissenschaft und Technik bis jetzt nur gewissermaßen verstohlen hin und wieder auf kürzere Zeit in steuerlosem Kahne einzudringen vermochte. Die schweigenden, in ewigem Dunkel ruhenden Abgründe des Meeres sind uns besser bekannt, als die

Abb. 1. Cirrus- oder Federwolken.

höchsten Regionen der Atmosphäre: wir wissen, wie tief der Ocean ist, welche Beschaffenheit die Meereswasser am Boden besitzen, wie hoch oder niedrig ihre Temperatur ist, aber von den obersten Schichten des Luftmeeres wissen wir weder, wie hoch sie über der Erdoberfläche sich befinden, noch mit Sicherheit, aus welcher Gasart sie bestehen, noch wie tief ihre Temperatur unter dem Gefrierpunkt des Wassers liegt. Selbst über die Bewegungen der Luft in ihren obersten Schichten haben wir keine völlig geklärten Vorstellungen, ja, die Meinungen, die wir bis vor kurzem in dieser Beziehung hegten, waren durchaus unrichtig. Wir wissen, daß die Luft in den unserer Untersuchung direkt zugänglichen Höhen aus 21 Raumteilen Sauerstoff und 79 Raumteilen Stickstoff besteht, allein es ist nicht wahrscheinlich, daß die gasförmige Umhüllung unseres Erdballes bis zu den äußersten Grenzen diese Zusammensetzung besitzt, vielmehr darf man annehmen, daß die oberste Hülle aus überaus verdünntem Wasserstoffgas besteht. Dasselbe ist im Laufe unzähliger Jahrtausende aus dem Erdboden aufgestiegen und hat sich infolge seiner Leichtigkeit allmählich in sehr erheblicher Menge in den höchsten Höhen ansammeln müssen, wo es gewissermaßen eine Wasserstoffhülle

Abb. 2. Stratocumulus-Wolken.

um die eigentliche Lufthülle bildet. Diese Region mag 100 und mehr Kilometer über dem Erdboden sich befinden und vielleicht ist sie es, in welcher sich viele Sternschnuppen entzünden. Die nächsten Schichten der atmosphärischen Luft unter ihr sind auch noch so fein und dünn, daß wir sie mit unseren Instrumenten nicht unmittelbar wahrzunehmen vermögen. In 10 Meilen Höhe über der Erde muß die Luft so verdünnt sein, daß der sogenannte leere Raum in unseren besten Luftpumpen daneben sehr lufterfüllt erscheint. Diese anscheinend leeren und toten Regionen der Luft haben sich aber in den jüngsten Untersuchungen als ein ungeheures Gebiet der gewaltigsten Stürme enthüllt. Während hier unten am Erdboden kein Lüftchen sich regt, und die die Sonne am blauen Himmel glänzt, Wärme und Leben spendend, wütet 10 Meilen über uns bei einer Temperatur von 100° C. und mehr unter dem Gefrierpunkt der rasendste Orkan, und stürmt dort die Luft dahin mit einer Schnelligkeit, welche ungefähr derjenigen des Schalles gleichkommt! Diese merkwürdigen, ja überraschenden Enthüllungen sind uns zufällig geworden durch Erscheinungen, welche nach dem ungeheuren Ausbruch des Krakatau auftraten. Ungefähr seit 1885 erblickt man in den Sommernächten sowohl auf der nördlichen als auf der südlichen Erdhälfte eigentümliche Wolkengebilde, die noch im Sonnenlicht glänzen, wenn selbst die Gipfel der höchsten Berge schon in Nacht liegen. Diese Wolken müssen folglich sehr viel höher als die gewaltigsten Berggipfel der Erdoberfläche schweben. Der Astronom Jesse, welcher diesen „leuchtenden Nachtwolken" zuerst seine Aufmerksamkeit zuwandte, hat aus photographischen Aufnahmen, die gleichzeitig in Steglitz, Nauen und Rathenow erhalten wurden, durch Rechnung festgestellt, daß jene Wolkengebilde 83 Kilometer hoch über der Erdoberfläche schweben, also 17 mal höher als der Gipfel des Mont Blanc. Ferner fand sich, daß diese Wolken am 3. Juli 1887 nachts zwischen 1 Uhr 16 Min. und 1 Uhr 21 Min. mit einer Schnelligkeit von 308 Meter in der Sekunde in der Richtung gegen SSW. dahinjagten. Auch in andern Nächten ergaben sich ähnliche ungeheuere Geschwindigkeiten, so daß an der orkanartigen Bewegung der Luftschicht in 10 bis 11 Meilen Höhe

gar nicht zu zweifeln ist. Die Ursache dieser ungeheuren Bewegung der obersten Luftschichten ist noch sehr dunkel, auch wissen wir nicht, in welcher näheren Beziehung sie zu den Bewegungen in den tiefern Schichten der Atmosphäre stehen. Jedenfalls sind die Witterungserscheinungen, welche wir direkt wahrnehmen, und unter deren Einfluß wir stehen, auf die unterste Region des Luftmeeres beschränkt. Was höher als $1^1/_2$ oder 2 Meilen in der Atmosphäre sich befindet, spielt in der heutigen Meteorologie zunächst noch keine Rolle.

Der Zustand der höheren Luftschichten wird uns so gut wie ausschließlich durch die Wolken, welche sich in denselben befinden, angezeigt. Wolkenbeobachtungen bilden deshalb einen überaus wichtigen Teil der Thätigkeit des praktischen Meteorologen, ja das Studium der Bewölkung vermag in Verbindung mit Barometerbeobachtungen sichere Schlüsse über das kommende Wetter zu gestatten. Die jeweilige Bewölkung ist gewissermaßen eine Schrift, welche mit Riesenbuchstaben den Zustand der Atmosphäre ankündigt, und die jeder genau kennen muß, welcher Anspruch darauf erheben will, als Wetterkundiger zu gelten.

Der Engländer Howard war der Erste, welcher eine bestimmte Klassifikation der verschiedenen Wolkenformen aufstellte, und diese ist besonders durch Goethe populär geworden. Obgleich Howard von der meteorologischen Bedeutung der typischen Wolkenformen keine richtige Vorstellung hatte, so hat er doch mit genialem Blick die Hauptgestalten trefflich herausgegriffen, und seine Klassifikation hat deshalb auch heute noch Gültigkeit in der Meteorologie. Im allgemeinen unterscheidet man gegenwärtig vier Grundformen der Wolken, nämlich: Federwolken (cirrus), Haufenwolken (cumulus), Schichtenwolken (stratus) und Regenwolken (nimbus). Die Münchener Meteorologen Lang, Singer und Erck haben auch die Übergangsformen aus der einen in die andere Wolkenklasse dargestellt und klassifiziert. Hiernach sind zehn Hauptformen der Wolken vorhanden, nämlich:

1) Cirrus- oder Federwolken, haarige, faserige oder federförmige, zarte und weiße Wolken. Sie gehören der hohen Luftschicht an und schwanken in Höhe von 6000 bis

Abb. 3. Cumulus- und, gegen den Horizont hin, Stratusähnliche Formen.

10000 Metern. Sie bestehen aus gefrorenem Wasserdunst. Es ist außerordentlich schwer, die Cirruswolken bildlich gut darzustellen. Unsere Abbildung 1 gibt, nach einer vortrefflichen photographischen Aufnahme, die Darstellung einer cirrösen Bewölkung des Himmels.

2) Cirrostratus oder Schleierwolke. Sie zeigt sich als zarte, filzförmige, weißliche Wolkenschicht, die oft den Himmel wie mit einem feinen Schleier bedeckt und schwankt ebenfalls in Höhe von 6000 bis 10000 Metern. Die lichten Ringe, welche Sonne und Mond bisweilen zeigen, werden durch diese Wolkenform verursacht.

3) Cirrocumulus, zeigt sich in Gestalt von zarten Flöckchen oder glänzenden, seidenförmigen Hüllchen, als Schäfchen bekannt. Diese Wolke gehört auch noch zu den Wolken der hohen Luftschichten, denn sie wird nicht leicht in geringerer Höhe als 5000 Meter angetroffen.

4) Altostratus, eine Wolkenform, die dichte Schleier von grauer oder bläulicher Farbe bildet, welche in der Gegend der Sonne oder des Mondes einen hellen Fleck aber keinen Lichtring darbieten.

5) Altocumulus, „grobe Schäfchen," bildet größere, weißgraue Bällchen mit schattigen Teilen. Diese Bällchen sind oft so dicht gruppiert, daß ihre Ränder zusammenfließen. Ihre Höhe über der Erde schwankt zwischen 1000 und 3000 Meter.

6) Stratocumulus bildet eine Übergangsform zwischen Haufen- und Schichtwolken. Hierher gehören zwei wesentlich verschiedene Gattungen: einesteils große Massen grauer oder dunkler Wolken mit weißen Rändern (Abb. 2), die im Winter häufig den ganzen Himmel im nördlichen Europa bedecken; anderseits Schichtwolken, welche zu massiv und unregelmäßig geformt sind, um als Stratus bezeichnet zu werden. Diese Wolken finden sich zwischen 600 und 2800 Meter Höhe.

Abb. 4. Cumulusbildungen am Abendhimmel.

7) Stratus- oder Schichtwolke: eine dünne, gleichmäßige Wolkenschicht oder auch abgelöste Teile flacher, strukturloser Wolken in geringer Höhe.

8) Nimbus oder Regenwolke: dunkle, formlose Wolken mit zerrissenen Rändern, aus welchen (gewöhnlich anhaltender) Regen oder Schnee fällt.

9) Cumulus oder Haufenwolke. Hierhin gehören dichte, geballte Wolken mit ziemlich scharfer Begrenzung und kräftigem Schatten. Sie erscheinen in ihren einfachsten Formen unten flach und oben aufquellend oder kuppelförmig. Sie bilden dann prächtige, hellglänzende Massen, die meist in ununterbrochener Auflösung und Neubildung begriffen sind. Abb. 3 zeigt eine mächtige Cumulusmasse und gegen den Horizont hin stratusähnliche Formen. Abb. 4 führt andere Cumuluswolken vor, die sich am abendlichen Himmel bisweilen zeigen.

Abb. 5. Wolkenbildung einem Gewitter mit Hagel voraufgehend.

10) Cumulonimbus, die Gewitterwolke: mächtige, aufgetürmte Wolken, oft oben von faserigen Schleierwolken, sogenannten falschen Cirren umgeben, unten düster, mit nimbusähnlichen Wolkenmassen. Diese liefern meist kürzere, starke Regen, Hagelfälle und Graupelschauer. Die cumulusartigen Wolken gehören der tiefern oder untern Region des Luftmeeres an, doch ragen ihre Gipfel bisweilen in Höhe von fast 3000 Meter empor, während die Grundfläche oft kaum 1000 Meter hoch schwebt. Diese Wolken kann man betrachten als die Kapitäle von unsichtbaren Säulen warmer emporsteigender Luft, während die Zwischenräume, in denen der blaue Himmel sichtbar ist, die Orte herabsinkender Luftmassen bezeichnen.

Wie schon erwähnt, steht die Bewölkung in innigster Beziehung zu der Witterung; bestimmten Wetterlagen entspricht eine bestimmte Art der Bewölkung. In dieser Beziehung sind besonders die oberen Wolken, also die Cirruswolken, von größter Bedeutung. Schon die populäre Anschauung sieht in ihnen Vorboten von Regen, und die wissenschaftliche Meteorologie hat diese Ansicht durchaus bestätigt. Um die Rolle der Cirruswolken in der Wettergestaltung zu erfahren, müssen wir einen raschen Blick auf die Vorgänge werfen, wodurch die verschiedene Witterung unserer Gegenden bedingt wird. Wenn man für eine Anzahl von Tagen die sogenannten Wetterkarten betrachtet, die jetzt täglich von vielen Zeitungen veröffentlicht werden, so erkennt man leicht, daß Gebiete hohen und tiefen Luftdrucks in unregelmäßiger Folge unaufhörlich über unseren Erdteil hinwegziehen. Die Gebiete hohen Luftdrucks (in der Sprache der Meteorologie barometrische Maxima genannt) verharren gewöhnlich länger in

Abb. 6. Cumulusartige Bewölkung mit vorschwommenen Umeissen, Regenschauer beingend.

ihrer Ausdehnung und Lage als die Gebiete niedrigeren Luftdrucks (die sogenannten Depressionen oder barometrische Minima). Diese letztern sind mehr oder weniger ausgeprägte Luftwirbel, in welchen die Luft in der Richtung von S durch O nach N und W (also entgegengesetzt der Bewegung des Uhrzeigers) um den Ort des tiefsten Luftdrucks als Wind weht. Man muß aber nicht glauben, daß die Luft das Centrum einer Depression nur umkreist, vielmehr wird sie in Spiralen gegen dieses Centrum hingezogen und steigt dabei empor, sie wird gewissermaßen eingeschlürft. Dieses Aufsteigen der Luft ist charakteristisch für die barometrischen Depressionen und erklärt gleichzeitig die eigentümliche Witterung, welche im Gebiete derselben herrscht. Wenn nämlich die Luft emporsteigt, so dehnt sie sich aus und erkaltet; der in ihr enthaltene bis dahin für das Auge unsichtbare Wasserdampf verdichtet sich dadurch zu Wolken und wird schließlich in Regen verwandelt. Innerhalb der barometrischen Depression herrscht demnach wolkiges, vielfach regnerisches Wetter, auch ist der Wind, der die Depression umweht, um so lebhafter, je stärker die Luftdruck-Unterschiede sind oder was praktisch ungefähr dasselbe ist, je tiefer das Barometer steht. Die barometrischen Depressionen sind im großen und ganzen ungeheure Wirbel, und die Luft steigt nahe der Axe dieser Wirbel bis zu sehr großen Höhen empor und fließt dort oben ab. In jenen Höhen gefriert die in der Luft noch enthaltene Feuchtigkeit, und die Wolken des oben abfließenden Luftstroms bestehen deshalb aus Eiskryställchen — es sind unsere wohlbekannten Cirruswolken. Diese umwehen gewissermaßen wie ungeheure Wimpel bis auf 100 und mehr Meilen Entfernung hin, die Depression und verkünden deren Herannahen. Man begreift nun, inwiefern diese Cirruswolken Vorboten von Regen und unruhigem Wetter sind. Tauchen sie an dem bis dahin blauen Himmel auf, und beginnt das Barometer zu fallen, so kann man sich überzeugt halten, daß eine Depression herannaht und zwar für Deutschland gewöhnlich aus Westen, vom Atlantischen Ocean her. In dem Maße,

als die Depreſſion dem Beobachtungsorte näher kommt, vermehren ſich die Cirruswolken, endlich erhebt ſich eine zuſammenhängende Cirrusdecke, eine Art von Cirrusſchirm über den Horizont, unter demſelben ziehen dichte dunkle Wolken, und endlich iſt der Himmel von einer grauen Decke überzogen, womit der ſogenannte Landregen einſetzt.

In den Gebieten hohen Luftdrucks findet eine abſteigende Luftbewegung ſtatt. Die oben aus der Mitte der Depreſſion ausſtrömenden Luftmaſſen ſind es, welche die Gebiete hohen Luftdruckes (die barometriſchen Maxima) ſpeiſen und erhalten. Abſteigende Luft erwärmt ſich und heitert dadurch auf. Deshalb herrſcht in den Gebieten hohen Luftdrucks trocknes, vielfach heiteres Wetter. Von ganz beſonderem Ausſehen ſind die Gewitterwolken. Schon der Laie erkennt ſie von fern an ihrer ſchiefergrauen, ins bläuliche ſpielenden Farbe. Sie ſind von drohendem, oft wirklich ſchreckhaftem Ausſehen. Sobald ſie heraufziehend vor die Sonne treten, tritt tiefes Dunkel ein. Hoch über dieſer ſchweren Cumulonimbusmaſſe ſchwebt ein Schleier von Cirruswolken, der wie ein Schirm ſich ausbreitet und dem Gewittergewölk voraufzieht. Dieſe Cirren ſind nicht ſo hoch über dem Erdboden wie die echten Cirruswolken, ja bisweilen wird der Cirrusſchleier von Cumulusmaſſen des Gewitters durchbrochen, und die Gipfel der letztern leuchten dann nicht ſelten blendend hell im Sonnenlicht, während die trüben Maſſen unter ihnen in dunklem Stahlblau ſich entwickeln und Blitze ausſenden. Eine ſehr ſchöne Darſtellung einer ſolchen Bewölkung gibt Abb. 5, welche die Wolkenbildung zeigt, die einem Gewitter mit Hagelbildung voraufging. Dieſe Wolkenform iſt beſonders den ſogenannten Wärmegewittern eigen, die ſich an heißen Sommertagen bilden und kleinen Luftwirbeln angehören, welche mehr oder weniger lokal auftreten.

Die Wolken ſind im Vorhergehenden haupt-

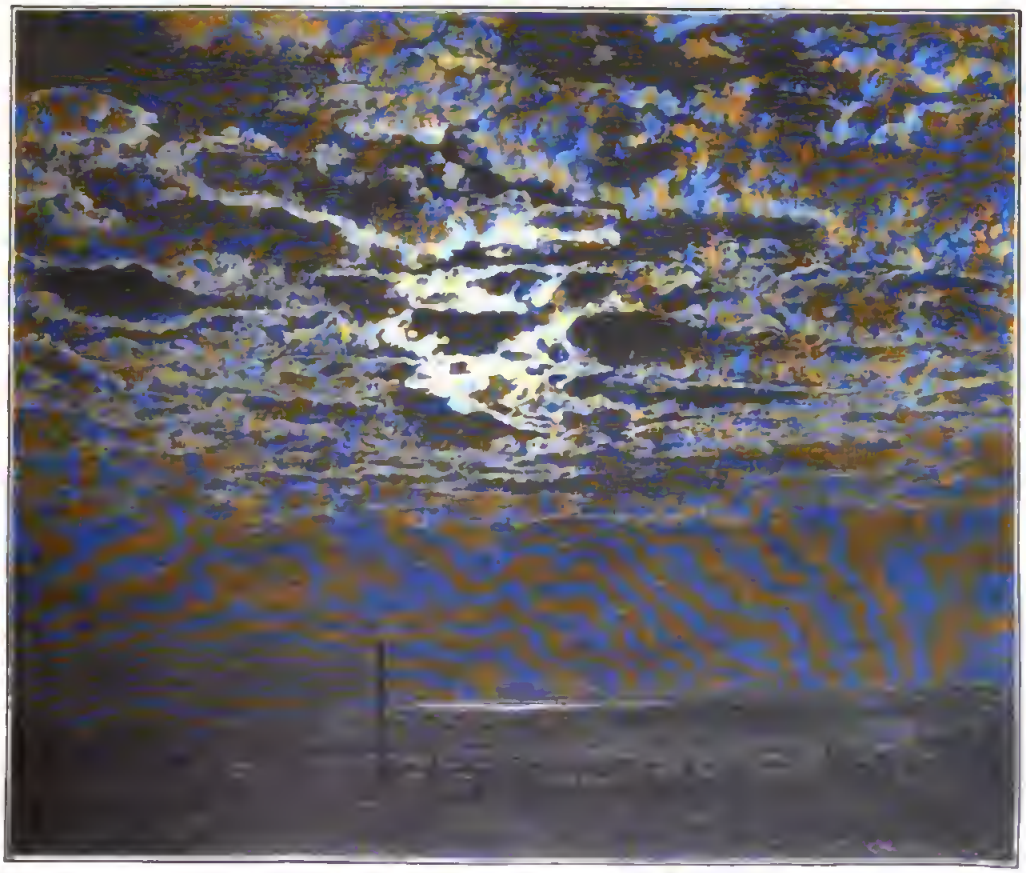


Abb. 7. Wolkenbildung an ruhigen Sommerabenden.

sächlich als Vorboten von Regen und ungünstigem Wetter betrachtet worden, und gemäß ihrem Ursprung ist dies auch verständlich. Allein nicht alle Wolken sind Vorboten von Niederschlägen, es gibt auch solche, welche die Fortdauer von schönem Wetter erwarten lassen. Hierhin gehören jene schönen weißen Haufenwolken, die sich bei ruhigem Wetter im Sommer gegen Mittag am blauen Himmel zeigen und abends wieder auflösen oder in hier und da zerstreute dünne Schichtwolken überzugehen scheinen. Überhaupt sind Cumuluswolken mit scharf vom blauen

Abb. 8. Sturmwolken.

Himmel abgegrenzten Umrissen keine Anzeichen von bevorstehendem Regen. Wenn jedoch die Umrisse solcher Wolken verschwommen werden und wenn sich wollförmige verwaschene Ansätze bilden (Abb. 6), dann darf man auf Niederschläge rechnen, besonders sobald das Barometer fällt. Abb. 7 zeigt uns eine Bewölkung, welche sich gern zur Sommerszeit abends einzustellen pflegt, besonders nach sehr warmem Wetter; sie ist nicht gerade ein Vorbote von Regen, allein meist bleibt der Himmel nach ihrem Auftreten doch bezogen. Ein Bild der eigentlichen Sturmwolken, wie wir sie bei uns während des Vorüberganges tiefer Depressionen sehen, gibt Abb. 8. Diese Wolken ziehen außerordentlich rasch und wechseln dabei unaufhörlich ihre Form. Man erkennt mehrere Wolkenlagen übereinander, die in ihrer Gesamtheit oft einen beängstigenden Eindruck machen. Während das Auge sie am Himmel dahinjagen sieht, vernimmt das Ohr die verschiedenen Töne des Sturmes: Heulen, Gurgeln, Dröhnen, Pfeifen in den Lüften, und bisweilen mischt sich in dieses aufregende Konzert das dumpfe Rollen des entfernten Donners. Eine großartige Erscheinung, aber der Schrecken des Schiffers auf dem Meere!

Nach allem, was im Vorstehenden ausgeführt wurde, erscheint das Studium des Wolkenhimmels von großem Interesse für jeden denkenden Menschen. Und wenn heute so Viele achtlos darunter hinwandeln, so ist dies nur eine Folge des Umstandes, daß der Mensch dem, was er tagtäglich sieht, das ihm also zur Gewohnheit wurde, keine oder nur geringe Aufmerksamkeit zuzuwenden pflegt.

Neues vom Büchertisch.

Von

Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

Die meisten Menschen haben ehrgeizige Träume, die über ihre Kraft hinausgehen; ich in meinen stillen Stunden kann es mir wunderschön ausmalen, daß ich ein Theaterstück geschrieben hätte, welches dem Publikum ausnehmend gefiele, und die Augenblicke, in denen ich dann von der tausendköpfigen Menge — nach jedem Aktschluß natürlich — „immer wieder" und „stürmisch" vor den Vorhang gerufen werde, erscheinen mir in meiner Einbildung beinahe noch köstlicher, als die Stunde, in der nach der hundertsten Wiederholung meines Stückes der Theaterkassierer mit der Abrechnung kommt und mir die Tantieme von zehn Prozent auf den Tisch legt. Trotzdem ich größere Summen immer gebrauchen kann, denn ich hänge nicht am Gelde. Kein Wunder, daß ich diejenigen Menschen beneide, welche diese Augenblicke erlebt haben, und daß ich nicht recht verstehe, wie sie ihre Erfolge nach solchen Augenblicken noch anderswo suchen können wie auf der Bühne. Ich kann mir daher auch nicht erklären, was Ernst von Wildenbruch, den erfolgreichsten der lebenden Bühnendichter, veranlaßt hat, der Stätte untreu zu werden, von der aus er so oft das Publikum gepackt und auf der er ebenso oft das Wunderbarste erlebt hat, — eine tausendköpfige Menge seinen Namen jubeln zu hören. Daß ihn die Kritik verstimmt hat, die den Enthusiasmus des Publikums nicht immer teilte, kann ich mir nicht denken, — denn wenn ein erfolgreicher Dichter nicht einmal auf die Kritik pfiffe, müßten diejenigen, die weder an der Kritik noch am Publikum ihre Freude erleben, vollends leberkrank werden. Aber Wildenbruch scheint wirklich, wenn auch nicht für immer Abschied genommen, sich doch für längere Zeit von der Bühne beurlaubt zu haben. Auf seine beiden letzten Werke, die Novelle „Das edle Blut" und den Roman „Eifernde Liebe" (beide im Verlag von Freund & Jeckel, Berlin, erschienen) wird er, wie man sagt, nicht ein neues Drama folgen lassen, sondern wieder einen Roman, der ihn gegenwärtig beschäftigt. Ist der neue Roman von dem Vollwert der Novelle, so werden Wildenbruchs Verehrer sich darüber trösten können, daß sie einen Winter ohne die Aufregungen einer Wildenbruch-Premiere auskommen müssen; geht er aber über das in vieler Beziehung nicht einwandsfreie Interesse nicht hinaus, das die „Eifernde Liebe" hervorruft, dann ist Wildenbruch klüger, wenn er in Zukunft wieder Herrn Matkowsky, dem feurigen Interpreten feuriger Jugendlichkeit, Arbeit gibt. Die Novelle „Das edle Blut" scheint mir ein Prachtstück zu sein, wie es selbst einem großen Dichter nur in einer besonders glücklichen Stunde gelingt. Ich habe sie mehrmals gelesen, in den verschiedensten Stimmungen und unter den wechselndsten Umständen — das kleine Buch befand sich unter meinem Reisegepäck für Chicago, und die letzten Monate sind ja nicht gerade eintönig aber ereignislos für mich gewesen — und ich bin immer wieder gleich mächtig von der ganz einfachen Geschichte ergriffen worden. Möglich, daß persönliche Erinnerungen mir die Novelle noch näher bringen als manchem anderen Leser. Denn zur Zeit, als ich in demselben alten Riesenkasten in der Neuen Friedrichstraße, in dem die Wildenbruchsche Novelle spielt und in dem ehemals das jetzt in Lichterfelde befindliche Kadettenkorps hauste, kurz vor dem Leutnantsexamen stand, passierte dort etwas ganz Ähnliches, das uns alle in Aufregung versetzte, wenn es auch nicht zu einem dichterisch veredelten tragischen Ausgange führte, sondern höchst prosaisch damit endete, daß der Schuldige infam aus der Anstalt gejagt wurde. Ein Kadett hatte sich ganz gewohnheitsmäßig an fremdem Eigentum vergriffen, das heißt, gestohlen, denn man war vor zwanzig Jahren noch nicht so allgemein geneigt wie heute, Diebe aus besseren Ständen Kleptomanen zu nennen und sie unter die Kranken zu rechnen. Er gehörte zu den besten Schülern, lag mit mir auf einer Kompanie und drückte dieselbe Schulbank, und niemand hatte ihn im Verdacht gehabt, trotzdem er sein Gewerbe durch längere Zeit mit der Frechheit und Routine eines Gewohnheitsdiebes getrieben hatte, bis im letzten Augenblick, kurz bevor auch er die Anstalt als Offizier verlassen sollte, ein Zufall, in den ich verwickelt war, die Sache ans Licht brachte. Die meisterhaft behandelte Lokalfarbe, die Szenerie, und der Hintergrund, auf dem sich die Wildenbruchsche Novelle abspielt, sprechen also mit ganz besonderer Deutlichkeit zu mir. Aber die psychologische Feinheit, mit der Wildenbruch den Charakter seines Helden herausgearbeitet hat, überwiegt doch auch für mich bei weitem das äußerliche Interesse, das die Erzählung in mir wachrufen mußte. Zwei Brüder, von denen der eine mit niedrigen Instinkten reich begabt, der andere, der jüngere, „das edle Blut," der gerade Gegensatz des älteren ist, — ein Prachtjunge, eine durch und durch vornehme und zugleich liebenswürdige Natur. Ein junger Mensch, wie man sie zwischen Knaben- und Jünglingsalter nicht eben allzuselten trifft. Später geht es den meisten entweder wie dem armen kleinen L., den Wildenbruch schildert, — sie gehen an ihrer Feinfühligkeit zu Grunde, oder die Berührung mit der Außenwelt läßt ihnen langsam eine härtere Haut wachsen. Ohne die zärtliche Liebe zu seinem Bruder würde auch der kleine L.

wahrscheinlich zu Jahren kommen, und aus dem vielversprechenden Jungen würde ein tüchtiger Mann werden. Aber sein Ehrgefühl ist zu subtil, um die Sünden eines robusteren und laxeren Gewissens, wie es das seines Bruders ist, tragen zu können. So geht er zu Grunde an der Schuld des Bruders, nicht indem er versucht, diese Schuld zu verkleinern oder zu verteidigen, aber indem er sie auf seinen eigenen Schultern lasten fühlt, als hätte er sie selbst begangen. Auch ohne den tragischen Abschluß, den Wildenbruch seiner Novelle gegeben hat, würde das edle Blut, solange es noch in diesen Adern rollt, an der Schmach kranken, die der Bruder auf sich geladen; der kleine L. würde nimmer wieder froh werden können, weil er von dem Bruder nicht lassen kann und doch in dem Bruder immer mit Entsetzen und Verachtung den Menschen sehen würde, der sich an fremdem Eigentum vergriffen hat, — ob sie auch beide siebenzig Jahre alt würden. In dem tragischen, mächtig erschütternden Ausgange der Novelle liegt zugleich etwas Versöhnendes, — der Tod löst den Zwiespalt der Gefühle, aus dem das Leben diesem allzufeinen Organismus niemals mehr einen Ausweg gezeigt haben würde. — Auch in Wildenbruchs Roman „Eisernde Liebe" löst der Tod den vom Dichter heraufbeschworenen Konflikt. Aber es ist mir nicht möglich gewesen, in dem selbstgesuchten Tode der Heldin etwas Versöhnendes zu sehen, ja nicht einmal eine Sühne habe ich darin finden können, sondern nur — ich möchte nicht aufs Moralisieren hinauskommen — eine letzte Inkonsequenz nach vielen Inkonsequenzen und eine letzte Unwahrscheinlichkeit, die einen aus vielen Unwahrscheinlichkeiten recht spannend zusammengesetzten Roman sensationell beendet. Mir scheint, daß Wildenbruch schon bei der Grundierung seines Gemäldes sich stark in der Farbe vergriffen hat. Wenigstens habe ich auf meiner letzten Reise, die mich vielfach mit Hamburger Großkaufleuten in Berührung gebracht hat, nicht den Eindruck gehabt, als seien das im allgemeinen Menschen, die ganz und gar in ihrem Geschäftsinteresse aufgehen. Daß sie in erster Linie Geschäftsleute sind, erscheint mir selbstverständlich und nichts wäre verfehlter, als ihnen daraus einen Vorwurf machen zu wollen. Was der Mensch ist, soll er ganz sein, und es ist gewiß nichts wünschenswerter, als daß Neigung und Beruf sich immer decken. Wären die Hamburger Kaufherren in erster Linie Schöngeister und erst in zweiter Linie Kaufleute, so würden Hamburgs Schiffe wahrscheinlich sehr bald nicht mehr in allen Meeren kreuzen. Aber einseitig habe ich sie deshalb nicht gefunden, sondern gerade von einer Vielseitigkeit der Interessen, die nur erklärlich wird durch die Vielseitigkeit der Anregungen, die ihr die Welt umspannender Beruf mit sich bringt. Und daß die künstlerischen Interessen über den anderen nicht vernachlässigt, daß sie mehr vielleicht noch in den reichen Hamburger Familien als in der Hamburger Öffentlichkeit gepflegt werden, dafür scheinen mir der Hamburger Stil, zu leben, und die Häuslichkeiten der reichen Hamburger selbst ein Beweis zu sein. Wenn nur Geld dazu gehörte, einen so verfeinerten und bis ins Detail durchgebildeten Komfort auf die Füße zu stellen, wie man ihn in Hamburg trifft, dann wäre dieser Komfort überall dort zu finden, wo reiche Leute sind. Millionäre ohne Kunstsinn und Kunstverständnis mögen in Hamburg auch gefunden werden; aber sie sind nicht die Regel, sie diktieren nicht den Gesamtstil, sondern — wenigstens ist mir das so erschienen — sie bilden eine durchaus nicht sehr respektierte Ausnahme. Ein Hamburger Großkaufmann, der so viel Interesse für die Kunst hat, um Bilder zu kaufen und sich sein Gewächshaus ausmalen zu lassen, der steht auch wohl so weit im modernen Leben, um zu wissen, daß ein genialer Künstler heute nur ein wenig der Glückssonne bedarf, um sich auch in rein materieller Beziehung mit ihm messen zu können. Alles, was er einem solchen sagen könnte, wenn derselbe um seine Tochter würbe, würde schließlich doch darin gipfeln: „Noch sind Sie nichts, und ich gebe meine Tochter keinem Manne, der nichts ist. Aber werden Sie etwas und dann kommen Sie wieder." Außer aller Möglichkeit kann ihm eine solche Heirat nicht liegen, wenn der Etatsrat Pfeiffenberg wirklich ein so verständiger Mensch ist als welchen ihn Wildenbruch geschildert hat, ein Mann, der ohne alle Schwierigkeiten seine Einwilligung zu der Heirat seines Sohnes mit einem Mädchen gibt, das durchaus nicht eine „Partie" ist, wie sie der junge Pfeiffenberg nach rein kaufmännischen Begriffen beanspruchen kann. Ich glaube, die Hindernisse, welche einer Heirat zwischen Dorothea Pfeiffenberg und dem Maler Heinrich Verheißer entgegenstehen, müßten unüberwindlicher geschildert sein, um die erstere zu einem nicht nur für eine Hamburger Großkaufmannstochter so ungewöhnlichen Schritt zu veranlassen, daß sie bei Nacht und Nebel ihr elterliches Haus verläßt, ohne nur einen Versuch zu machen, den Vater ihrer Neigung günstig zu stimmen, und sich dem Geliebten an den Hals wirft. Oder Dorothea Pfeiffenberg müßte aus anderm Holz geschnitzt sein, wenn dieser Schritt motiviert erscheinen soll — sie müßte nicht die korrekte, peinlich saubere Natur sein, als welche sie Wildenbruch schildert, sondern eine extravagante, abenteuerlustige Dame, die niemals weiß, was sie will, und über die jede Wallung des Blutes Macht hat. Dorothea Pfeiffenberg ist nicht nur ein reines, sondern auch ein kluges Mädchen; die sollte nicht merken, bevor es für sie zu spät ist, daß Heinrich Verheißer, der geniale Künstler — daß er das wenigstens ist, muß man Wildenbruch glauben — im übrigen ein ganz rüder und selbstsüchtiger Patron ist, dem nicht einmal eine Ahnung von der Größe des Opfers aufdämmert, das ihm Dorothea bringt, als sie das Vaterhaus verläßt und ihr Schicksal in seine Hand legt? Wenn sie so blind sich wegwirft, wie sie es thut, kann sie weder so rein noch so klug sein, wie sie geschildert ist — das widerspricht sich. Dorothea Pfeiffenberg ist durchaus kein Backfisch mehr, sie ist über Jugendunbesonnenheiten längst hinaus; man muß also annehmen, daß sie weiß, was sie thut, als

sie aus dem Vaterhause geht und sich dem Geliebten hingibt. Unwahrscheinlich genug, daß sie es thut, aber noch viel unwahrscheinlicher, daß sie unter der Last ihrer Schuld zusammenbricht, als der telegraphisch erbetene Segen des Vaters nicht gleich eintrifft. Die gute Dorothea Pfeiffenberg ist das Opfer lauter sprunghafter sinnlicher Anwandlungen, trotzdem ihre ganze Charakteranlage keineswegs eine sinnliche ist. Sie springt nicht nur am Schluß des Romans von einer Klippe in das italienische Meer, sondern sie springt durch den ganzen Roman von Klippe zu Klippe, ohne daß der Leser sich jemals darüber klar wird, was sie zu solchen Sprüngen treibt. Und wenn der letzte Sprung mit einem Genickbruch endet, so muß der Leser sehr im Banne der Wildenbruch'schen Diktion stehen, um gerührt zu sein. „Die Flut des italischen Meeres hatte ihr blondes deutsches Haar durchnetzt und das Blut aus ihren Wunden gespült. Ohne Makel lag sie da, jetzt wieder das geworden, was sie einst gewesen war, die reine, die weiße Dorothea." Es fehlt nur noch, daß der letzte Schein der Abendsonne herniederlächelt und das trügerische Rot des Lebens auf ihre Wangen malt, um das Schlußbild vollends unerträglich zu machen. Ob Wildenbruch wohl mal den Leichnam eines Menschen gesehen hat, der sich in den Felsen zu Tode gestürzt und ein paar Stunden im Wasser gelegen hat? — Übrigens macht der Maler Verheißer ein Kunststück, das ihm keiner seiner Kollegen nachmachen dürfte. Nachdem er unabsichtlich Dorothea „einen Moment" vollkommen unbekleidet gesehen hat — in einer Situation, die für den Beobachter nicht einmal bequem gewesen sein kann — malt er ihre Figur aus dem Gedächtnis so porträtähnlich, daß er ihr mit dem ihn auszeichnenden Mangel an Feingefühl, aber auch ohne Aufschneiderei sagen kann: „Das bist du, du Herrliche!" Verheißer's Kollegen, besonders die vom Porträtfach, werden ihn um sein Auge beneiden, das die Eigenschaften des Momentphotographen besitzt, oder sie werden den Vorgang in das Reich der dichtenden Phantasie verweisen, die sich im modernen Roman aus den Grenzen eines gesunden Realismus nicht entfernen sollte.

Ein anderer Künstlerroman, „Im römischen Palast" von A. Evers (2 Bde.) erschien im Verlag der Schlesischen Verlagsanstalt, vorm. S. Schottlaender, Breslau. Die beiden Romane haben gar nichts Gemeinsames miteinander, und A. Evers hat von der Kunst eine ganz andere Auffassung wie Ernst von Wildenbruch. Vor allem steht er nicht auf dem Standpunkt, daß das Genie sich die Grenzen der Moral beliebig stecken könne, den Wilbenbruch zu vertreten scheint, denn er hat nirgends einen Tadel für den Maler Verheißer, dessen Gemütsroheit Wilbenbruch als erlaubte oder gar gebotene Rücksichtslosigkeit des Genies erscheinen läßt. A. Evers hat sogar die höchst unmoderne Kühnheit, sein protestantisches Christentum ganz unbemäntelt zu bekennen und an ihm auch seine Kunstanschauungen zu messen und zu läutern, ohne daß er freilich den Ehrgeiz hätte, mit den Verfassern sogenannter christlicher Romane konkurrieren zu wollen, oder sich einbildete, Romanlektüre könne ein Mittel zur Befestigung des religiösen Bekenntnisses sein. Die meisten modernen Kunstenthusiasten und noch mehr diejenigen, welche zur Kunstkennerschaft durchgedrungen zu sein glauben, bilden sich ein, die Kunst sei ein ganz neutraler Boden, den man nur betreten dürfe, wenn man alle seine anderen Überzeugungen als überflüssig für die Beurteilung eines Kunstwerks beiseite gelegt hat. A. Evers tritt mit seiner ganzen Persönlichkeit in das Gebiet der Kunst ein, und zu dieser gehört als ein Unlösbares auch sein Christentum, das sich freilich nicht — nach Art der meisten christlichen Romane — in citierten Bibelsprüchen ausgibt. So schilbert er den Entwickelungsgang eines jungen Malers, der sich durch seelische Kämpfe aus dem Irrtum befreit, daß Technik und Sensation ein Kunstwerk schaffen könnten, und läßt ihn zu der Erkenntnis durchdringen, daß es die Aufgabe der Kunst sei, in der Nachbildung der Natur nach idealem Gehalt zu streben. Die Handlung spielt in der gutbeobachteten internationalen Gesellschaft Roms, und das Interesse an ihr würde nicht vermindert werden, wenn die Fäden ein wenig straffer gezogen wären.

Ein neuer Roman von J. Niemann — nicht zu verwechseln mit August Niemann — ist immer des Interesses auch derjenigen sicher, die sich nicht einer vollkommenen Übereinstimmung mit der Verfasserin rühmen können. Der neueste Roman derselben „Gustave Randerslandt" (2 Bde., Karl Reißner, Leipzig) ist zweifellos Beweis einer ganz außergewöhnlich starken Darstellungsgabe. Schade, daß er mit einem Fragezeichen schließt, das den Leser nicht recht erkennen läßt, wohin die Verfasserin steuert. Das scheint mir daran zu liegen, daß Gustave Randerslandt, die Titelheldin, nicht ganz so stark ist wie J. Niemann sie erscheinen lassen möchte, doch zu viel Weib, um sie als vollkommen Emancipierte bewundern oder anstaunen zu können. Ihr ganzes Unbefriedigtsein strömt schließlich doch aus dem einen Umstand, daß ihr gerade der Mann versagt bleibt, für den sie geschaffen ist; sie krankt an unglücklicher Liebe, wie das auch weniger bedeutenden Mädchen geschehen kann. Ein solches Schicksal kann das Weib wie den Mann stark machen, aber Voraussetzung dazu ist für beide, daß sie das unbehagliche Gefühl überwinden. So weit kommt Gustave Randerslandt nicht und so bringt sie es mit all ihrer Charakterstärke nicht einmal bis zum Glück der Resignation. Ich fürchte, ihre Novellen — Gustave greift zur Feder, aus Schaffenslust und um sich auf andere Gedanken zu bringen — werden niemals zu einem harmonischen Abschluß kommen, sondern immer mit einer Dissonanz schließen. Trotzdem, und trotzdem ich für die grübelnde Weltanschauung der Verfasserin nicht geschaffen bin, erscheint mir „Gustave Randerslandt" als einer der bedeutendsten Romane, den uns die letzten Jahre gebracht haben. Denn die Menschen, die J. Niemann schildert, sind keine Romanfiguren, sondern es pulsiert wirkliches Leben in ihnen, und zwar sind sie Kinder

der Gegenwart, ganz moderne Menschen. J. Niemann ist sicher, und leider, möchte ich hinzufügen, eine Tendenzschriftstellerin. Aber ich kenne keine, die eine glänzende Dialektik mit so viel schöpferischer Kraft verbindet. Und einen vornehmen Geist hört man gern, auch wenn er eine andere Richtung vertritt. Vornehm aber bleibt J. Niemann immer, und nur dann liegt sie, die dem großen Gedanken der Freiheit des Geistes zu dienen glaubt, in den Fesseln der Engherzigkeit, wenn sie christliche Bestrebungen streift. Dann ist J. Niemann unduldsamer und auch ungerechter, als der untoleranteste Orthodoxe sein kann. „Gustave Rondershandt" gibt auch wieder ein Beispiel davon. Da wird der Titelheldin ein Glorienschein gewoben, weil sie sich einer Gefallenen annimmt. Ich will zur Ehre Gustavens glauben, daß sie sich derselben auch dann annehmen würde, wenn dieselbe ihr nicht persönlich bekannt, und der Verführer des Mädchens nicht der Bräutigam von Gustavens Schwester wäre. Aber so, wie sie sich ihrer annimmt, indem sie ihre Wohnung mit ihr teilt und mit ihrer ganzen reinen Persönlichkeit für sie eintritt, thut sie es doch nur aus diesen rein persönlichen Gründen. Für keine andere Gefallene würde oder könnte sie das thun. Und nun zeichnet J. Niemann im Gegensatz zu dieser Handlungsweise die Damen eines christlichen Magdalenenvereins, deren Hilfsbereitschaft nur vom Pharisäertum diktiert wird. Ich verstehe das nicht recht; denn J. Niemann brauchte nur mit offenen Augen um sich zu sehen, um zu gewahren, daß christliche Nächstenliebe außerordentlich praktisch und segensreich wirkt und quantitativ viel mehr Segen gewirkt hat als alles rein menschliche Mitleid. Daß da oft genug Pharisäertum und Heuchelei mit unterlaufen, verurteilt doch nur die Pharisäer und Heuchler. Die gibt es unter Christen und Nichtchristen.

Einen „Roman aus dem zwanzigsten Jahrhundert," „Weltuntergang" betitelt, von Edmund Boisgilbert (Deutsche Verlagsanstalt), den ich bereits vor Monaten gelesen, hatte ich zurückgelegt, mit der Absicht, ihn nicht zu besprechen. Denn ich habe noch niemals einem Roman sonderliches Interesse abgewinnen können, der sich herausnimmt, die Zukunft schildern zu wollen. Man macht zu oft die Erfahrung, daß schließlich doch alles anders kommt, als man geglaubt, gefürchtet, gewünscht oder berechnet hat. Ich bin nun keineswegs plötzlich der Ansicht geworden, daß Edmund Boisgilbert, der für den Ausgang des zwanzigsten Jahrhunderts den Untergang unserer gesamten modernen Kultur prophezeit, recht behalten wird. Am wenigsten glaube ich daran, daß sich jemals auf der Grundlage des Kommunismus eine neue und bessere Kultur entwickeln wird — Boisgilbert läßt sich ein Häuflein Menschen aus dem allgemeinen Völkermorden per Luftdroschke nach dem Innern Afrikas flüchten und dort ein neues Volk, die neue Menschheit, bilden. Ich glaube auch nicht an die große Zahl neuer und epochemachender Erfindungen, die Boisgilbert dem Schoß des neuen Jahrhunderts und dem Hirn der Yankees entspringen läßt, — denn die Amerikaner, wie ich sie kennen gelernt habe, sind vorläufig keineswegs ein schöpferisches, sondern lediglich ein ausdeutendes Volk. Vor allem dürfte das lenkbare Luftschiff wohl für alle Zeit ein Erfindertraum bleiben. Aber nach den Eindrücken meiner Chicagofahrt, die mir den fast vergessenen Roman wieder in Erinnerung brachten, erschien er mir doch interessant genug, um ihn wieder hervorzuholen, noch einmal zu lesen und seine Lektüre dem weiten Kreise der Leser der Monatshefte zu empfehlen. Boisgilbert, und darin stimme ich ganz mit ihm überein, sieht in der amerikanischen Kultur, wenn sie sich auf dem bisher von ihr verfolgten Wege weiter entwickelt, nicht nur eine Gefahr für die alte Kultur, sondern den drohenden Untergang aller Kultur. Er schildert die Vereinigten Staaten despotisch beherrscht von ein paar hundert Millionären, das heute noch auf die schrankenlose Freiheit des Individuums stolze Volk heruntergedrückt zu einer Masse von Sklaven, denen jede Lebensfreude genommen ist, während ihre Herren im wahnsinnigsten Luxus schwelgen. Die Katastrophe, die Boisgilbert schildert, ist fürchterlich. Kaum wird es zu dieser Katastrophe kommen, denn es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Der Amerikaner, der heute nur das eine Bestreben kennt, den natürlichen Reichtum des Landes zusammenzuscharren, dem es ganz gleichgültig ist, ob er eine Wüste hinter sich läßt, wenn nur der Dollar in seiner Tasche klimpert, wird wirtschaften lernen, sobald er einsieht, daß abgegrast worden ist, was die Natur geschaffen hatte. Der gesunde Sinn des Volkes wird erwachen und reagieren gegen die schrankenlose Freiheit des Einzelnen, die nicht besser ist als eine schrankenlose Willkür, und diejenigen Amerikaner, welche heute in den Anarchisten die einzige wirkliche Gefahr für ihr Staatswesen sehen, werden zu der Einsicht kommen, daß dieses Staatswesen in seiner gegenwärtigen Form sich nicht viel von Anarchie unterscheidet. Insbesondere aber möchte ich dem Roman eine weite Verbreitung unter den Deutschen in Amerika wünschen: denn diese Herren scheinen außergewöhnlich empfindlich gegen rein sachliche Bemerkungen zu sein, die nicht dazu angethan sind, dem Größenwahn des Amerikaners zu schmeicheln. Vielleicht zeigen sie sich zugänglicher für ein absprechendes Urteil über die Mustereinrichtungen ihres Landes, das sich in die Form eines unterhaltenden Romans kleidet.

Dem Bedürfnis älterer Schriftsteller, Lebenserinnerungen zu veröffentlichen, ist jetzt auch Dagobert von Gerhardt (Gerhard von Amyntor) gefolgt. „Das Skizzenbuch meines Lebens" nennt er das Werk, dessen erster Band bei Schottländer in Breslau erschienen ist, und dem er ein Wort des alten Derfflinger als Motto vorangestellt hat: „Habe des Sauren und des Süßen viel genossen, aber des Sauren war mehr." Ob Dagobert von Gerhardt nicht ein wenig ungerecht gegen das Schicksal ist? Oder ob er mit seinen großen Leiden, Mühen und Kämpfen vielleicht noch zurückhält? Im ersten Bande bestehen sie nur in den Sorgen eines vermögenslosen, jungen Leutnants, der

über leine hahe Zulage verfügt und deshalb auf manches verzichten muß. Das iſt gewiß leine angenehme Situatian, aber männermardend iſt ſie nicht. Ich habe Leutnants gekannt, die ahne alle Zulage ſa wirtſchaftlich lebten, daß ſie jedes Jahr eine hübſche Reiſe machen lannten, einen, der van ſeinem Gehalt ſeine alte Mutter unterſtützte, Gardeleutnants und Kavalleriſten mit zehn Thaler Manatszulage, die immer Geld und niemals Schulden hatten. Wie ſie's machten, iſt mir freilich ein Rätſel gebkieben, das ich für meine in gleicher Lage befindliche Perſan niemals habe löſen lönnen. Ich habe ſie darum beneidet, aber bewundert leineswegs, — denn ein guter Wirt und ein guter Rechenmeiſter iſt man van Natur aber man wird es durch Erziehung, viel mehr als durch Charakterſtärke. Impaniert haben mir dieſe Herren, nicht weil ſie rechnen lannten, ſandern weil ſie, wa ſie verzichten mußten, ahne Grämlichleit verzichteten, weil ſie vergnügt bei ihrem Glaſe Waſſer ſaßen, wenn rings um ſie Champagner getrunlen wurde, und weil ſie ſich niemals anmerlen ließen, daß es ihnen ſauer wurde, nicht mehr Geld zu haben als ſie hatten. Ich weiß nicht, ab Dagabert van Gerhardt als junger Offizier unter dem Druck ſeiner Lage für andere ſichtbar gelitten hat — nachträglich leidet er ſehr ſichtbar. Er läßt es affen und immer wieder durchblicken, daß er nach ſeiner Meinung eine ganz andere militäriſche Karriere hätte machen müſſen, wenn er über ein größeres Partemannaie verfügt hätte. Van den berühmten Heerführern im letzten Kriege ſind die meiſten arme Leutnants geweſen — das hat ſie nlcht gehindert, Karriere zu machen. Dieſe nachträglichen Klagen, die den Leſer peinlich berühren, erſcheinen vielleicht deshalb um ſa überflüſſiger, weil Dagabert van Gerhardts militäriſche Karriere einen varzeitigen, aber den denkbar ehrenvallſten Abſchluß gefunden hat — eine ſchwere Verwundung im ſchleswigichen Kriege machte ihn felddienſtunfähig. Für den point d'honneur eines gebarenen Saldaten iſt das ſa gut, als ab er Feldmarſchall gewarden wäre. In Herrn van Gerhardt aber haben der Schöngeiſt und der Saldat, die ſich ſchlecht miteinander vertragen, affenbar ſchan ſtark im Streit miteinander gelegen, als ſein Ehrgeiz nach allem nach den höchſten militäriſchen Zielen ſtrebte. Es ſcheint mir nicht ganz unwahrſcheinlich, daß ſie ſchließlich übereinander geſtalpert wären. Für einen gebareuen Feldherrn, der niemals das Ganze aus dem Auge verlieren darf, betrachtet Dagabert van Gerhardt die Dinge zu ſubjektiv; ich will nicht behaupten, daß dieſe Anſchauungsweiſe den Dichter ader den Philaſaphen — in Dagabert van Gerhardt ſteckt van beiden etwas — um ſa höher ſtellte. Nicht einmal den Memairenſchreiber. Denn er betrachtet ſeine Erlebniſſe lediglich in der Bedeutung, die ſie für ihn ſelbſt gehabt haben, und ſa lammt er zu einer Schätzung, gegen die der Leſer ſich wehren muß. Sa wenn Gerhardt van einem Freundſchaftsbündnis mit einem Aſſeſſar Nikiſch erzählt: „Ich habe zwar nach manchen anderen Freund gefunden, aber mein Verhältnis zu Niliſch war durch den Zauber unſerer beiderſeitigen Jugend ſa ſannig verklärt und durch die Kraft unſerer nach unverbrauchten Gefühle ſa innig gefeſtet, daß ich es nur mit einem der berühmten antilen Freundſchaftsbündniſſe vergleichen lönnte." Herr van Gerhardt und Herr Niliſch lebten ans gemeinſchaftlicher Kaſſe, was für den erſteren ſehr angenehm war, da Niliſch wahlhabend war, führten — nach Gerhardts eigenem Urteil — zlemlich unreiſe Geſpräche über Gatt und die Welt miteinander, tranlen zuſammen Selt, rauchten Impart und ſchäkerten ſehr harmlos gemeinſchaftlich mit einem hübſchen Bäckermädchen; — ich erinnere mich nicht, van Achill und Patroklos, van Daman und Phintias, van Caſtar und Pollux, ader van Oreſt und Pylades ähnliches geleſen zu haben. Der Vergleich mag ja trotzdem ſeine Berechtigung haben, aber wenn Dagabert van Gerhardt ihn anders als etwa im Familienkreiſe branchen wallte, war er auch verpflichtet ihn etwas eingehender zu mativieren. Nicht anders iſt es mit den zahlreichen Begegnungen mit höchſten und allerhöchſten Perſanen, van denen Dagabert van Gerhardt berichtet. Sa gut wie irgend jemand lann ich dem Verfaſſer die Freude darüber nachempfinden, mit dem alten Kaiſer Wilhelm, mit Kaiſer Friedrich, dem Fürſten Bismarck und dem Grafen Maltke im engſten Kreiſe zuſammen geſpeiſt zu haben. Das iſt eine Erinnerung, die demjenigen, der ſie hat, ſein ganzes Leben lang das Herz höher ſchlagen laſſen kann; wer will's ihm verdenken, wenn er ſeinen Kindern und ſeinen Freunden die Geſchichte erzählt, einmal, zweimal, immer wieder. Aber wenn er var einen anſpruchsaallen Leſerkreis damit tritt, dann muß er ſchan die Gabe haben, die hiſtariſchen Perſönlichleiten in ihrer hiſtariſchen Bedeutung erſcheinen zu laſſen; die Thatſache, daß er mit ihnen geſpeiſt hat, daß ſie zu ihm freundlich geweſen ſind, die hat ihre Bedeutung nur für ihn und für ſeine Intimen. Mir wenigſtens geht es ſa, daß ich van bedeutenden Menſchen Alltägliches nur leſen mag, wenn dieſes Alltägliche für ihre Eigenart charalteriſtiſch iſt. Wenn der Fürſt Bismarck einmal zu Dagabert van Gerhardt geſagt hat: „Ich danke Ihnen; empfangen Sie meinen kameradſchaftlichen Glücklaunſch," ſa liegt darin gar nichts Charakteriſtiſches für den Fürſten, ſandern die Phraſe iſt ſa lanventianell, daß der Fürſt ſie ſehr gut in ſeinem Leben einige tauſend Mal gebraucht haben lann, gewahnheitsmäßig, wenn jemand, der ihm nichts bedeutete, ihm dienſtlich ſein Aaancement ader ſeine Dekarierung meldete. Ein Ereignis wird nicht wichtig durch die Art, wie man van ihm ſpricht. Auch dient man nicht der Layalität durch die höfiſche Phraſe. Die wahre Layalität hat leinen größeren Feind als dieſe, denn ſie macht lächeln, und deshalb ſallten layale Männer ſie ängſtlich vermeiden. Es iſt eine ſalche höfiſche Phraſe, wenn Dagobert van Gerhardt van einer Begegnung mit der Kaiſerin Friedrich berichtet: „Sie war damals eine dreiundzwanzigjährige Frau, geſchmückt mit allen Zaubern ihrer Jugend und hahen Stellung; die Ausſicht auf ein frahes Ereignis (im September desſelben Jahres ſallte ſie dem

Gemahl das vierte Unterpfand der Liebe, den leider allzu früh dahingeschiedenen Prinzen Sigismund, schenken) gab ihr nur einen Reiz mehr." Eine Frau in diesem Zustande kann sehr ehrwürdig, sehr rührend aussehen, aber einen Reiz mehr verleiht er auch einer Fürstin nicht; das kann nicht einmal Dagobert van Gerhardts subjektive Überzeugung sein. Noch anfechtbarer als die Inhaltsleere des Buches aber erscheint mir die Art, wie Dagobert van Gerhardt aus persönlichen Erfahrungen seine Anschauungen destilliert. Weil er in einem Kreise nicht vornehm denkender Männer gespielt und verloren hat, ist er ein Gegner des Spiels geworden. Hätte er nicht dasselbe Recht, das Spiel für ein erlaubtes Vergnügen zu halten, wenn ihn der Zufall in einem Kreise vornehm Denkender hätte gewinnen lassen? Ein edler Judenknabe hat ihn zum Philosemiten gestempelt. Und eine Seite vorher erzählt er von einem scheußlichen Judenjungen, der ihn Monate hindurch mit den schnödesten Erpressungen gepeinigt hat. Warum sollte dieser nicht mit demselben Recht eines Anderen Überzeugung bestimmen?! Wer so abhängig ist von persönlichen Eindrücken, thut besser, er würfelt sich seine Theorien aus, — er ist dann sicher, daß seine Anschauungen niemals von etwas Anderem beeinflußt werden als dem blinden Zufall, der hier und da wenigstens das Richtige trifft.

Zu unsern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Der gute alte Martin Schongauer! Als er vor nun über 400 Jahren zu Breisach im Elsaß starb, wurde er, obgleich jung an Jahren, als „pictorum gloria" in den Kirchenbüchern gefeiert, dessen Bilder in alle Länder ausgeführt wurden und in Deutschland allen Künstlern zur Bewunderung dienten. Und welche Eigenschaften hatten dem Meister diesen Ruhm eingebracht? Er war ein echter Realist gewesen. Er hatte aus der alten idealen Kunst Anschauungen zur Wirklichkeit hinüber geführt; an Stelle der gemusterten Goldfläche, welche bisher fast ausschließlich den Hintergrund der Figuren im Bilde abgab, hatte er eine entschiedene Naturwahrheit in der landschaftlichen Schilderung eingeführt, ja er hatte sein berühmtestes Bild, die in Colmar im Elsaß befindliche Madonna im Rosenhage, mit der wahrheitsgetreuen Schilderung einer Laube umgeben, in deren Dornenzweigen Rosen blühen und Vögel zwitschern, während schwebende Engel die Krone über das Haupt der Gottesmutter halten. Und dieser selbst hatte er eine einfach menschliche Anmut gegeben, die Mutter in ihr besonders betont, aus der friedlich Thronenden eine liebend das Gotteskind Umfassende gestaltet.

Und noch eines war sein Werk! Er war einer der ersten wahren Künstler, der sich des Kupferstiches bemächtigte. Er wollte nicht nur für die immerhin kleine Zahl der Besteller seiner Bilder, für die Städte und Kirchen des Rheinthales arbeiten, er wollte in die Weite wirken, vielen von seinem innigen und treuherzigen Glauben erzählen, von seiner Eigenart, in der nüchternen Tageswelt das Schöne zu sehen und die Dinge zu erkennen, welche die Herzen rühren und ergreifen. Und so sind denn zahllose seiner Kupferstiche in die Welt hinausgeflattert, haben auf Märkten und Messen als beliebter Handelsartikel gedient und die Kunst ins Haus des Minderbemittelten getragen. Es ist also wohl in seinem Sinne, daß wir eine seiner so überaus seltenen Handzeichnungen, und zwar eine solche, welche in den Uffizien zu Florenz bewahrt wird, aufs neue in die Welt hinausschicken, da auch sie dort nur verhältnismäßig Wenigen erreichbar ist. Heute freilich ist's keine That mehr, ein solches Blatt in Massenproduktion umzusetzen, und das Blatt selbst erscheint uns auch künstlerisch nicht eben als ein überraschendes Werk. Man sehe zum Beispiel die zum Gebet geschlossenen Hände: Wie unsicher ist noch die Darstellung, wie wenig schön sind die Glieder! Aber wie ausdrucksvoll, wie sehr gezeichnet mit dem Bemühen dem Modelle nachzufolgen, das in der Natur Gesehene neu auszugestalten. Jenseits der Alpen war man freilich damals schon weiter, begann man Hände nach einem vorgefaßten Ideal zu bilden, so daß sie endlich bei allen Arten von Menschen sich fast glichen, an sich kaum noch ein Interesse haben! Hier ist noch ein Suchen nach der Form, noch die Frische des Vorwärtsringens, hier ist nach die herzerwärmende Unbefangenheit der Kunst zu finden.

Sorgfältig bewahrt, hat es sich durch die Jahrhunderte erhalten, bald bis dicht an die Umrißlinien beschnitten, bald wieder auf neues Papier aufgeklebt, bald nur als Kuriosität, bald als eine Offenbarung hohen Kunstgeistes bewundert, immer aber erkannt als ein rührendes Denkmal des Strebens nach Wahrheit.

Wir treiben hier nicht Kunstgeschichte und können in lustigem Sprunge hier und da etwas herausgreifen, was zur Betrachtung anregt: Da ist ein Bild von Jean François Millet, „Die Schafscherer". Wieder das Werk eines Realisten und zwar eines solchen, den man durch Jahrzehnte hindurch verhöhnte und verketzerte — und dessen Zeichnungen jetzt wieder Blatt für Blatt sorgfältig für kommende Jahrhunderte aufgehoben und in den öffentlichen wie den privaten Sammlungen als vom Künstlergeist besonders geweihter Besitz betrachtet werden. Und wieder wird der der Kunst ferner Stehende vielleicht nicht eben etwas so sehr Hervorragendes in solchem Werke finden können; er wird vielleicht den Bauer im Hintergrund deutlicher sehen wollen,

Digitized by Google

das Mädchen, welche die Schafſchere handhabt, hübſcher, ja ihr ein hübſcheres Amt wünſchen.

Und wieder iſt die Antwort auf die Frage, warum die Kunſtkenner gerade in den Blättern dieſes Meiſters einen ſo hohen Wert erkennen, daß er mit der Unbefangenheit eines von älterer Kunſt Unberührten an die Natur herantrat, daß er das, was er ſah, mit ſchlichtem Wahrheitsſinne im Werke ſeiner Hand wiedergab, daß er meinte, wenn er „intim“ arbeite, wenn er alſo ganz ſich in die Seele des Dargeſtellten verſenke und ohne die Nebenabſicht ſchön wirken zu wollen, die Natur gebe, daß er dann mehr thue, als wenn er dem Geſchmack der Menge ſchmeichle. Und ſo kam über ſein Werk der Zauber voller Wahrheit, genießen wir durch ihn den Einblick in ein Stück kunſtgeweihter Welt und dazu noch den beſonderen Reiz, dieſe Welt durch eines edlen Mannes Auge zu ſehen.

Ein Griff in unſere Bildermappe ſtellt dieſen beiden zwei andere Künſtler entgegen, zwei der beliebteſten in deutſchen Landen: Woldemar Friedrich und R. Beyſchlag. Sie ſind echte Idealiſten, der volle Gegenſatz zu jenen. In ihre Darſtellung wird von außen ein poetiſcher Reiz hineingetragen. Sie erweiſen ſich als das reife Erzeugnis einer tüchtigen Schulung. Sie ſtehen nicht als Markſteine am Anfang einer Entwicklung, ſondern mitten im Fortſchreiten des künſtleriſchen Lebensganges, ſie gliedern ſich beſtimmten Schulen der Kunſt ein.

Wer Friedrichs „Willkommen“ mit Kenneraugen betrachtet, wird bald die innere Verwandtſchaft mit den Werken Paul Thumanns erkennen, des gefeierten Illuſtrators. Und wirklich gehören beide Maler als Freunde eng zuſammen. Thumann, als der ältere, war urſprünglich zumeiſt der Gebende, als ſie noch in Weimar, Dresden und Berlin ſich nahe ſtanden. Inzwiſchen drohte uns Friedrich entfremdet zu werden: Der Herzog von Schleswig-Holſtein nahm ihn mit zu einer Jagdtour nach Indien, deren reiche künſtleriſche Ausbeute uns wohl nicht mehr allzu lange vorenthalten bleibt. Er mag an die weite Ferne ſeiner Reiſe und an das eigene deutſche Heim gedacht haben, als er unſer Blatt zeichnete, auf dem zwiſchen blühenden Oleanderzweigen dem Beſchauer ein ſo duftiger Gruß entgegentritt.

Und ebenſo iſt Beyſchlags Werk ein Blick ins deutſche Haus. Der Meiſter, der einſt in Pilotys Gefolge in München auf dem Kunſtplane trefflich ausgerüſtet erſchien, iſt inzwiſchen ein vielbegehrter Beherrſcher des Stiftes geworden. Seit vor wohl zwanzig Jahren ſeine Falſtaffgeſtalten erſchienen, hat er zu jenen gehört, die des Volkes Gedanken zu ſagen wußten; die das ausſprachen, was viele eben empfinden; der daher in der Menge frohen Beifalles ſicher iſt. Seine Kunſt hat den Vorzug der Allgemeinverſtändlichkeit, er fordert nicht ernſtes Vertiefen, nicht prüfendes Erwägen, nicht bewußte Naturerfahrung, ſondern nur Vertrautheit mit den Ausdrucksmitteln der Zeit, und wird daher ſeinen zahlreichen Freunden ſtets gefallen.

Und nun wieder ein Griff in die Mappe, um an modernen deutſchen Künſtlern zu zeigen, wie anders der Realiſt ſieht und ſchafft. Hier ein Blatt unſeres großen Adolf Menzel. Menzel iſt zweifellos der im Auslande am höchſten geſchätzte deutſche Künſtler. Nur Ludwig Knaus ſteht ihm hierin zur Seite. Nun verſteht ja freilich das Ausland deutſche Kunſt nicht etwa beſſer als wir ſelbſt. Aber es iſt immerhin von Bedeutung, das Urteil anderer zu vernehmen. Warum aber bringen wir dieſe Baumſtudie? Sie iſt nicht ſauber gezeichnet, ſie bietet keinen ſchönen Gegenſtand — höchſtens ein Stück eines ſolchen, man kann ſich nichts denken bei dieſer Zeichnung. Und doch iſt ſie ein Meiſterwerk. Menzel will nicht Blatt für Blatt zeichnen, er will das Bild der Natur als Ganzes feſthalten; er will nicht einen Gegenſtand darſtellen, ſondern dem Gegenſtande die Form ablauſchen; er will kein Rebus aufgeben, ſondern die Rätſel des Tones ſelbſt zu löſen ſuchen. Das heißt, er will ein Stück der Welt ganz ſo ſchildern, wie er es ſah, das Zittern des Blattwerkes, das Durcheinander der Zweige, nicht mit der Abſicht eine wiſſenſchaftliche Darſtellung zu geben, ſondern den Eindruck feſtzuhalten, den er vor dem Baumſtamm ſtehend erfuhr.

Etwas andres iſt die Tendenz R. Warthmüllers bei ſeinem Studienkopf für ein Bild des Generals Ziethen: Der ſtrebſame und erfolgreich ſchaffende Berliner Künſtler malte wiederholt Scenen aus dem Leben Friedrichs des Großen. Alſo muß er bei dieſer Gelegenheit auch General Ziethen darſtellen. Wie ſoll er es nun machen, daß eine ſolche Geſtalt hiſtoriſch wahr und zugleich lebendig erſcheine. Er geht in die Galerien, ſucht in Büchern nach Ziethens Bildnis. Da findet er wohl einen Anhalt, alte, altmodiſche Bilder in feierlicher Porträthaltung. Aber er braucht den Ziethen, der ſeinen König auf Gott weiſt, auf den Helfer aus der Not, der ſeinen Blick betend nach oben richtet — den findet er nicht in Bildern, und fände er ihn, ſo nützte er ihm wenig. Denn er braucht eine von ihm ſelbſt empfundene Geſtalt, er will nicht bloß Altes kopieren. Alſo muß ein Modell heran. Der Künſtler zieht ſorgend durch die Stadt, bis er irgendwo jemanden findet, der ungefähr ausſieht, wie er Ziethen aus den älteren Bildern kennt. Der muß ihm ſtill halten. Und nun ergeben Natur und geſchichtliche Porträtkunde zuſammen die Studie. Es mögen unſere Freunde die Schwierigkeiten ſolchen Schaffens aus dieſem Beiſpiel erkennen — ganz abgeſehen davon, daß ohne echtes Koſtüm die Sache wieder ſeine Haken hat. Wem ſcharfe Augen dienen, der lieſt wohl noch die halb verwiſchte Notiz, mit der Warthmüller ſich die Adreſſe ſeines Modells angab. Denn er braucht ihn oft, dieſen Pſeudo-Ziethen, wenn erſt das Bild ſich aus zahlreichen ſolchen Skizzen zuſammenbaut.

Anders iſt A. Liezen Mayers Skizze entſtanden. Der Künſtler liefert uns in dieſer einen Beitrag, der nicht nach der Natur gezeichnet iſt, ſondern einen Entwurf zu einer Illuſtration, den er frei komponierte, aus ſeiner Naturerfahrung heraus ſelbſtändig entwarf. Kommt es dann zur Ausführung des Gedankens im großen, ſo ſucht auch er das Modell für die

einzelnen Motive. Man sehe z. B. das Kind auf dem Rücken der Flüchtenden. Fünfmal hat der Künstler versucht, wie die hilflose Unbefangenheit des Kindes am besten zum Ausdruck käme, da ihm die zuerst gewählte Stellung nicht genügte!

Neben diesen Skizzen lagen mir einige Nachbildungen fertiger Bilder aus unseren Mappen vor. Zunächst eine solche nach der Photographie.

Dr. A. Bianna da Lima ist bekannt dafür, daß er Bilder durch Photographie zu schaffen weiß, d. h. daß seine Naturaufnahmen den Charakter eines Kunstwerkes erlangen. So in seinem von uns im Holzschnitt wiedergegebenen Blatt: „In tiefer Trauer". Niemand wird zu erkennen vermögen, daß hier der Apparat das Naturobjekt bildlich auf die Fläche übertrug. Es ist das also eine Probe auf den künstlerischen Wert des unbedingten Realismus. Aber so ganz klar ist die Sache doch nicht. Die Gestalten sind sorgfältig ausgewählt, sie sind in künstlerischer Absicht gestellt, sie stehen in einem bildmäßig erfaßten Raum. Die Photographien Bianna's sind aber andere als die, welche jeder Beliebige mit demselben Apparat macht. Es ist doch eine bestimmte Wahl, eine bestimmte Anordnung, das Mitwirken des Menschen, der den Naturausschnitt künstlerisch sondert und belebt.

Das ist denn auch der Kernpunkt der meisten realistischen Bilder. Wenn uns W. Räuber das Leben „An der Trinkhalle in Kissingen" schildert, so muß man schon Kenner sein, um zu bemerken, daß das Gewühl nach künstlerischen Gesetzen sich sondert, daß dem Bild pyramidal sich zusammenschließende Gruppen die innere Einheit geben: Ein Herr tritt grüßend an zwei Damen und einen Knaben. Man verfolge die Umrißlinie der letzteren drei: Sie bildet eine Pyramide. Ein Herr tritt an den Rollstuhl einer Kranken: Das Wagenrad vorn, der Schirm darüber, der den Becher haltende Arm, der geneigte Kopf des Herren bilden die linke Seite der zweiten Pyramide, deren rechte in der Stockspitze des alten Herrn jenseits des Baumes endet. Und so durchs ganze Bild. Es ist nicht Zufall, daß der Schirm der die Zeitung Lesenden links schräg steht, daß die Leine des Hundes der Mittelgruppe eine breitere Basis schafft — es sind das die Mittel, mit denen ein Künstler aus der wüsten Menge der Erscheinungen ein Kunstwerk komponiert, das die Vielheit im Rahmen geeint darstellt.

Mag nun der Venetianer R. Sénet, einer der feinsten der Feinmaler Italiens, seine Gestalt „Am Lido" frei vor das Meer stellen oder Richard Falkenberg sein Liebespaar in einen Krautgarten führen — der künstlerische Inhalt steht doch über dem Gedankeninhalt, es kommt den Malern nicht nur darauf an, ein hübsches Mädchen in hübscher Landschaft zu malen, nicht eine Anekdote zu erzählen, die sich der Beschauer aus dem Bild heraus zu „rebussen" habe, sondern es sprechen rein künstlerische Fragen das entscheidende Wort, welche die wenigsten Beschauer kennen, die aber den Naturausschnitt erst zum Kunstwerk machen. Fehlte ihr Walten, so würde jeder es alsbald empfinden!

„Die Heimkehr" nennt der Schwabe Heinrich Zügel, einer der größten lebenden Tiermaler, sein Bild. Ja — der Gedanke ist ärmlich: Schafe, die heimkehren. Da ist nicht viel dabei zu denken. Das kann nicht den Inhalt eines Bildes von höherem Wert ausmachen! Und doch ist ein echt künstlerischer Hauch über unserem Blatt: Wir sehen die Weite der Ebene, die dunstige Glut über den Stoppelfeldern, wir sehen die dämmerige Stumpfheit der Herde: Es ist die ganze herbstliche Abendstimmung, die das Bild hebt und zum echten Kunstleben bringt.

Alsbald sei ihm ein Gegenstück vorgehalten: Alfred Parsons, der Engländer, zeigt uns „Die Blume Buddhas," einen japanischen Garten, eine fremdartige Brücke, den Gatt im Bronzebild selbst: Es ist der Gegenstand, auf dem hier das Hauptgewicht liegt, weniger die wenn auch nach so erfreuliche Bildwirkung.

Oder des Münchner Akademiedirektors L. Löfftz Studienkopf, die er „Isotta" taufte. Warum gab er ihr den Namen? Weil sie so hieß, die Italienerin, die er zeichnete? Das könnte uns doch herzlich gleichgültig sein. Weil der Name uns das Bild erklärt: Ich glaube nicht, daß dem Beschauer etwas anderes einfiele, hieße sie Laura oder Peppa. Es soll nur angedeutet werden, daß eine Bestimmte dargestellt ist, daß das Leben hinter dem Bilde steht, daß diese weichen seinen Züge wirklich von italienischer Sonne bestrahlt werden, nicht blaß in der Phantasie des Malers leben.

Practica est multiplex, sagt das lateinische Sprichwort. Vielerlei Maler haben vielerlei künstlerische Absicht. Welche ist die richtige? Welche ist zu verkörpern? So fragt die Menge der sich Herandrängenden.

Wir aber wollen ihr zeigen, daß die Kunst auch eine vielgestaltige ist, daß nur Thoren sie in Systeme einkapseln wollen und daß der der klügste in künstlerischen Dingen ist, der am wenigsten die Schöpfungen verschiedener Richtungen verurteilt und den meisten Genuß aus der Kunst zieht, indem er jede Richtung zu verstehen lernt. Und wenn er sie erst versteht, werden ihre Produkte ihm auch sicher gefallen.

Die Welt ist nicht so reich an Glück, daß man nicht gut thäte, dem Glück künstlerischer Erfindung auch mit etwas Selbstaufopferung nachzugehen.

Ebby.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Willig in Leipzig.

October

Erinnerung grüsst durch Sturm und Wetter,
Und schüchtern schreibt der Sonnenstrahl
Ins lichte Gold der welken Blätter:
„Es war einmal!"

Frida Schanz.

Kopfſtudie zu dem Karton für ein Glasgemälde „Hochzeit zu Cana“.
Von W. Lindenſchmit.

Druck von C. Schönert

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

VIII. Jahrgang 1893 94. Heft 2, Oktober 1893.

Werde zum Weib.

Roman von

Ida Boy-Ed.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

Seine Thorheit erkennen hieß sonst für Marie-Luise sie besiegen. In einer fast schlaflosen Nacht kritisierte sie sich und ihren Zustand, als sei er ein Ding außerhalb ihrer selbst, das sie nüchtern übersähe.

Sie stellte fest, daß jener Mann durch irgend eine ihr noch verborgene Eigenschaft so sympathisch auf ihr innerstes Wesen eingewirkt habe, daß dieses erzittere wie vor einer Gefahr oder einer Freude. Sie sagte sich, daß solche kurze und quälende Gefühlsaufwallung schon mehr als einmal ihre Nerven habe erbeben lassen, daß sie solche Vibrationen ihrer künstlerischen Begabung verdanke. Wie ein Maler sich an einem Lichteffekt berauscht, ein Bildhauer an einem schönen Linienfluß, so kann ein ungewöhnliches Menschenangesicht den Schriftsteller und Psychologen bezwingend beschäftigen — für eine Weile. Ja, für eine Weile, so lange, bis man es durchforscht hat.

Marie-Luise erinnerte sich an ihre Kindheit; sie war ein sehr furchtsames, kleines Mädchen gewesen. Ein Kleid, welches vielleicht ein bischen zusammengewühlt am Rechen hing und vom Schein der Nachtlampe nur halb gestreift wurde, konnte für sie die Formen eines angezogenen Skeletts annehmen, und ihre Augen hingen an dem vermeintlichen Totenkopf, ihr Herz klopfte wild, bis die gütige Mutter helles Licht machte, und der grinsende Sensenmann sich harmlos in das Morgenkleid der Mutter zurückverwandelte.

So geht es mit vielen Erscheinungen des Lebens. Beleuchtet man sie hell und kommt man ihnen ganz nahe, so sind sie gefahrlos, ja nüchtern.

Die Ferne und die Dunkelheit geben zauberischen Duft.

Menschen wie Landschaften wirken von einem hohen Aussichtspunkt reizvoller als in der Nähe.

Marie-Luise faßte den Entschluß, Eugen Hesberg recht oft zu sehen, ihn sehr genau kennen zu lernen und war schon wieder ruhig-heiter in dem Glauben, daß auch er sich dann nur als Durchschnitt erweisen werde.

Und nur in Folge dieser klaren Erwägungen hatte die ihrer selbst so sichere Frau den Mann schon fast vergessen oder dachte seiner ganz objektiv, was dasselbe ist wie Gleichgültigkeit für eine Frau.

Sie war arbeitsfroh und frisch gelaunt, und die Williams, welche sehr gern ruhig, viel und gut aß, konnte mittags in voller Muße speisen. Marie-Luise vergaß weder Menschen noch Essen und Trinken.

Sie wandte auch kein besonderes Nachdenken mehr an ihre Kleidung, sondern

ließ sich von der Jungfer zurechtmachen und las, während diese ihr das Haar ordnete. Marie-Luise trug den Scheitel etwas seitwärts und das Haar locker und frei von der Stirn emporgestrichen, wodurch die ungewöhnlich schönen Linien derselben zur Geltung kamen. Die langen, dicken Haarsträhne wurden auf dem Wirbel zusammengesteckt und wirkten so wie eine kleine Krone.

Fast hätte sie sogar die Blumen vergessen, ihren einzigen Schmuck. Die Jungfer befestigte das Gewinde von gelben Rosen am Ausschnitt des weißen Brokatkleides und reichte ihrer Herrin dann die langen gelbbraunen Handschuhe. Die ganze Umkleidungsarbeit hatte eine Viertelstunde gedauert, denn Marie-Luise liebte die Schnelligkeit bei allem — zur Verzweiflung ihrer Jungfer auch sogar beim Ankleiden.

Trotzdem war sie nicht gleichgültig gegen das Bewußtsein schön auszusehen und fühlte sich allemal freier, herrschaftlicher, wenn sie kostbare Gewänder trug.

Mit jugendlicher Munterkeit stieg sie treppab, der Diener folgte ihr mit einem Pelz und Überschuhen.

Der Wagenschlag flog mit dumpfem Knall zu, und auf dem asphaltierten Fahrdamm rollte der Wagen dahin.

4.

Die Allings bewohnten ein Haus für sich in der Drakestraße. Das vornehme Gebäude lag inmitten eines mäßig großen Gartens, der zwei Einfahrtsthore besaß. Nun fuhren die Equipagen uud Droschken erster wie zweiter Klasse in das eine Thor hinein, hielten unter dem Milchglasdach, welches über der Hausthür vorsprang, und fuhren zum anderen Thor wieder hinaus.

Alle Fenster des Hochparterres waren hell erleuchtet, man sah das Licht zwischen den Spalten schwerer Vorhänge hervorbrechen. Auch im ersten und einzigen Stockwerk sah man hellen Schein hinter herabgelassenen Rouleaux.

Den Eintretenden grüßte eine Flur und ein Treppenhaus von überraschender Pracht. Die Wände waren mit orientalischen Teppichen bedeckt, das Treppengeländer vergoldet, der Griff darauf mit rotem Sammet bekleidet. Am Fuß der Treppe, als Abschluß des Geländers, erhob sich auf einem Postament eine Bronzefigur, welche ihren fast nackten Körper träumerisch emporreckte und in ihren, über dem Haupt erhobenen Händen ein Bouquet elektrischer Lichte trug.

Auch in den Räumen selbst herrschte ein Luxus ohnegleichen. Kaum fand das Auge einen Ruhepunkt, und als solcher erschien sicher nie ein leerer Fleck an der Wand — solche gab es garnicht — sondern höchstens irgend ein dunkler, besonders harmonisch getönter Vorhang an irgend einem Fenster.

Die Firma Gutschmid & Alling verlegte auch Prachtwerke mit Illustrationen. Die Originale: Tusch- und Federzeichnungen, Rötelstudien berühmter Künstler, hingen, lagen und standen in jedem Raum. Jedes Möbel war durch Form oder Material oder gar durch beides ein kostbares Werk. Jeder Stoff eine wertvolle Antiquität oder ein fremdnationales Wertstück. Spanische Goldstickereien waren so gut zur Dekoration verwendet, wie japanische Stoffe, neben alter Rokokoseide sah man venetianische Brokatstoffe. Moderne Bildhauerarbeiten waren in Originalen oder Skizzen reichlich vertreten; an den Wänden fehlte kaum ein namhafter Maler der Zeit.

Marie-Luise sah das alles gar nicht mehr mit Erstaunen. Sie hatte die große Pracht langsam wachsen und einen Grad erreichen sehen, der ihr weh that, — weil sie ihn bei *ihren* Freunden sah. Die Entstehungsgeschichte dieses Luxus kannte sie auch genau und wußte von jedem Bild und jeder Statuette, welcher Künstler es geschenkt oder Herrn Alling zu sehr vorteilhaftem Preis überlassen — in jedem Fall aber halb aufgedrängt hatte, denn Herrn Allings Natur entsprach es nicht, seiner einflußreichen Stellung so bestechlich schmeicheln zu lassen, fehlte ihm gleich andererseits der Nerv, solche Aufmerksamkeiten rauh abzuweisen. Wenn auch so die Anhäufung der Werke schöner Künste für Herrn Alling wohlfeiler geworden war als für jeden andern, so hatte er doch immerhin noch schwindelerregende Unsummen in die Einrichtung seines Hauses gesteckt.

Seine Mittel erlaubten ihm das. Das heißt seine Einnahmen aus seinem großartigen Geschäft. Daß bei einem etwaigen plötzlichen Tod Herrn Allings für seine Frau und Tochter die Verhältnisse sehr wesentlich

andere werden würden, war für niemand ein Geheimnis. Denn bei dieser Lebensführung kam der Mann nicht zum Kapitalisieren. Das Geschäft aber, einst vom Gutschmidschen Geld gegründet und vom Allingschen Geist groß gemacht, ging auf den zur Zeit noch unmündigen Sohn des verstorbenen Herrn Gutschmid über, sobald Alling die Augen schloß. Aber Herr Alling war noch ein Mann von Jugendlichkeit — kaum achtundvierzig und er dachte, daß es vom fünfzigsten Jahre an auch noch Zeit sei zu sparen. Hatte er doch nur für ein einziges Kind zu sorgen und zweifelte er doch keinen Augenblick daran, daß seine Tochter, welche für eins der schönsten und geistreichsten Mädchen von „ganz Berlin" galt, eine gute Heirat machen werde.

Die vielen Zimmer waren schon sehr voll von Menschen.

„Wie ich gedacht habe, ein Völkerfest," sagte sich Marie-Luise und wand sich durch die Menge.

Sie suchte, nachdem sie das Allingsche Ehepaar begrüßt hatte, die Tochter des Hauses. Dies war nun nicht sehr einfach, denn Marie-Luise wurde von allen Seiten angeredet, und die Gesuchte stand wahrscheinlich inmitten eines übereifrigen Verehrerkreises. Wie nun Marie-Luise, während sie mit mechanischem Lächeln alle Liebenswürdigkeiten verbindlich beantwortete, ihre Augen umherschweifen ließ, erschrak sie, und eine dunkle Röte überzog ihr Angesicht.

Sie hatte Eugen Hesberg bemerkt. Eine unaussprechliche Bestürzung bemächtigte sich ihrer — sie war errötet, sie hatte es deutlich gefühlt. Warum? Warum? Und ihr war, als müsse ihr jedermann von der Stirn das flammende Mal dieses thörichten Schreckens lesen.

Eugen Hesberg stand vor einer Wand, hielt den Chapeau claque, in dessen Rand die Handschuhe eingeklemmt waren, in den zusammengelegten Händen vor sich hin und sah mit einer unverhohlenen Neugier in die sich durcheinanderschiebende Menschenmenge hinein.

Plötzlich leuchtete sein Auge auf, er sah Marie-Luise Sandbach auf sich zusteuern, konnte ihr aber nicht entgegen, weil grade vor ihm sich zwei kleine, dicke und sehr dekolletierte Damen aufgepflanzt hatten.

Sie nickte und lächelte schon von weitem. Und nun hatte sie ihn erreicht, von der Seite herkommend, wo sie durch ein befehlshaberisches „pardon" die Leute zwang ihr Raum zu geben.

Sie schüttelten sich die Hände wie alte Bekannte.

„Ich bin ein unbescheidener Mensch, Sie wissen es schon," sagte er mit einem so glücklichen Lächeln, daß Marie-Luise sich daran erquickte. „Ich will Sie fünf Minuten für mich haben, damit Sie mir helfen können, die Tochter des Hauses zu suchen, der ich mich vorstellen soll."

„Nicht nur das," antwortete sie und stellte sich neben ihm auf, „ich will Ihnen die ganze Gesellschaft erklären, in welche ich Sie hineinstarren sah etwa wie einen Menschen, der noch nie im Aquarium war, in die Glaswand des Bassins, in dem es von wunderlichen Ungetümen wimmelt."

„Die ganze Gesellschaft erklären?" fragte er zweifelnd, „in fünf Minuten?"

„Ich zeige Ihnen nur immer das Klischee, nach der dann je eine Gruppe gebildet ist, wie Sie nachher selbst beobachten werden. Also sehen Sie die sehr stattliche Frau mit dem klugen, orientalischen Gesicht und den Brillanten im Haar? — nein, ich meine nicht die und nicht jene, welche Sie mit den Blicken streifen, — ich meine die mit der himbeerfarbenen Plüschrobe. Es ist Frau Kommerzienrath Seligmann. Sie spricht sechs lebende Sprachen, hat eine großartige Bibliothek und eine stets offene Hand, ein stets offenes Haus für junge Litteraten. Daß ihre Schwestern, Kousinen und Tanten einen anderen Sport haben: die eine Malerei und Gemälde, die andere Philosophie, die dritte Nationalökonomie und Wohlthätigkeit im größten Stil, thut nichts zur Sache. Blendend gebildet sind sie alle."

„Haben sie auch Herz?" fragte Eugen.

„O, für einander — ja!" sagte Marie Luise.

„Wie kommen diese Leute hierher?" fragte Eugen weiter.

„Frau Alling ist doch eine geborene Seligmann, wußten Sie das nicht?"

„Nein," sprach Eugen verdutzt, denn er hatte der anmutigen, blonden Frau Alling, die trotz ihrer vierzig Jahre noch durch schlanke, graziöse Schönheit glänzte, gar keinen semitischen Zug angemerkt.

„Nun," meinte Marie-Luise, „ihre Mutter

war eine Norwegerin, ihr Vater hat sich taufen lassen. Aber alle andern Seligmänner, davon sie hier ein Dutzend und mehr sehen — welche heißen auch Cohn oder Goldberger — sind dem Glauben ihrer Väter treu geblieben. Das männliche Klichee will ich Ihnen auch noch geben: Eleganz, die nicht wirkt, weil zu große Körperfülle ihrem Wesen entgegenarbeitet, rastloser Fleiß, Geschäftsgenie, Großartigkeit des Gebens bei öffentlichen Gelegenheiten, Witz mit starker Neigung zum Cynismus."

Eugen hörte ihrer halblauten Erklärung zu. Nun ging ihr Blick wieder suchend umher.

„Dort," sagte Sie, „sehen Sie den großen, blondbärtigen Mann mit dem kahl geschorenen Haupt und dem Kneifer an schwarzem Bande, der sich so überlegen bewegt und dessen Lächeln einen Stich ins Leutselige hat? Es ist Lebrecht Eberhardt, der mit seinem Verleger Alling so lange intim befreundet bleiben wird, als die Mode, welche eine Laune für ihn hat, seinen Büchern eine große Anzahl von Auflagen bereitet. Rauscht diese Zeit vorüber, läßt Alling den Mann fallen, dessen Art und Geistesrichtung ihm tief unsympathisch. Ich habe hier schon manchen kommen, herrschen und gehen sehen. Nutzen und Mode würfeln hier oft Menschen zusammen. Rechte Stabilität wie in Ihren Kreisen giebt es nicht, denn all diese Menschen sind im letzten Sinn ja ihre eigenen Herren, und keine Beamtenpflicht und keine Unterthänigkeit gebietet ihnen mit Leuten und in Häusern zu verkehren, denen sie bei freier Wahl fern bleiben. So verschiebt sich eben das Bild fast von Mal zu Mal; es ist kaleidoskopisch — bald fällt hier ein buntes Glassplitterchen in den Vordergrund, bald taucht dort eins unter — wie gesagt, Nutzen, Mode, Laune, vielleicht auch Intriguen schütteln das Rohr: Sie schauen durchs Guckloch hinein und sehen ganz etwas anders wie zuvor."

„Ich kann nur zuhören," sagte Eugen, „das wird für heute meine bescheidene Rolle bleiben, merke ich schon. Und am liebsten möchte ich den ganzen Abend hier mit Ihnen zusammen bleiben: Sie geben mir das Gefühl, als ob diese Menschen sich vor uns auf und ab bewegen, extra für Sie und mich zum Schauspiel."

„Für mich sind sie auch nur ein Schauspiel, dem ich kritisch zusehe," sprach Marie-Luise in einem schweren Ton, während das Lächeln von ihren Lippen verschwand.

Er sah sie an und erstaunte. Alles Licht schien erloschen, das noch eben so warm aus ihren Augen gestrahlt.

„Stehen Sie denn nicht mitten im Leben, auf der Höhe der Schaffenskraft und des Ruhms?" fragte er.

„Ich stehe nicht darin — ich stehe draußen. Lassen wir das. Bitte sprechen wir auch nie von Ruhm und vom Schaffen."

Sie seufzte und versuchte zu lächeln. Eugen wollte etwas sagen, aber indem er in verzeihlicher Hilflosigkeit nach einem Wort suchte, enthob ihn ein Zwischenfall der Notwendigkeit etwas Unsicheres hervorzubringen.

Eine junge Dame hatte sich herangedrängt und umarmte Marie-Luise.

„Endlich — wie eine Stecknadel suchte ich dich."

Während die beiden Frauen aufeinander einsprachen, wobei von einer Gelegenheit festlicher Art die Rede war, seit welcher man sich unbegreiflicher Weise nicht gesehen, was nur durch verfehlte Besuche und unerwartete Hindernisse möglich gewesen, sah sich Eugen die junge Dame an.

Er glaubte noch nie eine solche Schönheit gesehen zu haben, er konnte keinen Blick von diesem edlen Profil lassen; eine grade Nase setzte sich in schönen Linien an eine herrliche Stirn an, die stolzen Lippen stimmten zu dem festen Kinn, den Hals und die Schultern hätte ein Praxiteles nicht vollendeter modeln können. Das Auge war von unbestimmter Farbe, wechselnd im Ausdruck und erschien dunkel, was zu den blonden starken Brauen und dem griechisch geordneten Blondhaar einen sehr anziehenden Gegensatz bildete. Die Dame war ziemlich groß und sehr schlank, von jener Schmächtigkeit, die mehr durch ein unruhiges Leben als durch Anlage erzeugt ist. Eugen fand, daß der Erscheinung etwas Nervöses anhafte, daß die Formen etwas voller hätten sein können und dachte mit nahezu künstlerischem Bedauern, wie schade es sei, daß diese jungen Berliner Frauen schon im Anfang der Saison einen leisen Schein von Überreiztheit und Ermüdung auf ihrem Gesicht tragen.

Die Dame wandte sich plötzlich zu ihm, hatte seinen Blick gefühlt.

Digitized by Google

Ein Anfang vom Ende. Kreidezeichnung von Emil Doepler d. J.

„Walter Gesenius?“ fragte sie freimütig und hielt gleich ihre Hand hin.

Sie nahm ihn für den berühmten Maler dieses Namens.

„Nein,“ sagte Eugen mit einer Verbeugung, „Regierungsassessor Hesberg.“

„So,“ sprach sie, „ich dachte. Sie sahen mich so an, als wollten Sie morgen mein Porträt machen. Ich hab' nämlich Walter Gesenius sagen lassen, er solle heut unter allen Umständen erscheinen, um persönlich meinen Zorn kennen zu lernen. Er hat nämlich auf Grund hinterlistiger Beobachtungen aus Logenwinkeln, in Konzertsälen oder wo er mich ahnungsloses Geschöpf sonst von ferne sah, sich ein Bild von mir geleistet, welches geradezu injuriös ist. Das muß er gut machen. Ich werde großmütig sein, einige Stunden Zeit opfern und ihm ein paar Sitzungen gewähren. Also Sie sind nicht Walter Gesenius — pardon den Namen habe ich überhört.“

„Regierungsassessor Hesberg,“ wiederholte Eugen.

„Ah — den Sohn seiner Mutter. Sie sollen mich zu Tisch führen und haben Gelegenheit, mich mit dem Namen Hesberg zu versöhnen. Ihre Mutter nämlich konnte mich nicht ausstehen, und nie vergesse ich die strengen, strafenden Augen, die sich kalt auf mich richteten, wenn ich naseweis war. Und ich war himmelschreiend naseweis,“ sprach die Dame. Ihrem Ton war eine merkwürdige Art von Überhebung eigen, so als ob sie auf einer höheren Stufe stehe als die übrige Menschheit, sich aber nichts daraus mache und in Ermangelung besserer Unterhaltung sich mit dem Dargebotenen begnüge.

Eugen sah sie befremdet an. Der Ton schmerzte ihn — er war so sehr in Disharmonie mit der wundervollen Erscheinung. Und daß seiner Mutter der Ton nicht gefallen hatte, glaubte er schon.

„Sie kennen auch meine Mutter, gnädige Frau?“

Die Dame lachte hell auf. Marie-Luise sagte sanft:

„Es ist Manuela Alling, die vor Ihnen steht.“

Eugen fühlte eine Beklemmung, die an Schreck grenzte. Diese Art zu reden gehörte einem jungen Mädchen an, das höchstens zwanzig Jahre sein konnte? Und dann Manuela, Manuela? Er hatte noch den Brief der Mutter nachgelesen, darin war die Alling'sche Tochter Mathilde genannt. Vielleicht war diese Manuela eine Schwägerin oder Schwester des Hausherrn.

„Ich bitte um Vergebung — doch nicht die Tochter des Hauses? Ich meine, diese nennt sich Mathilde?“ fragte er.

„Nannte sie sich, als sie noch in den körperlichen und geistigen Windeln lag. Als ich aber erkannte, welche sträfliche Fahrlässigkeit meine Eltern gegen mich begangen, als sie mich Mathilde tauften, wie auch Mama heißt, und mich so verdammten ewig die „kleine Tilli“ zu bleiben, was mit lebenslänglichem Backfischtum gleichbedeutend ist, da bot ich ihnen großmütig meine Verzeihung an, falls sie mich noch umnennen und Manuela rufen wollten. Ich schwärmte damals für den Namen in Folge der heimlichen Lektüre eines Romans von Marie-Luise.“

Sie war offenbar gewohnt, daß alle Dinge, welche sie selbst betrafen, jedermann wichtig und interessant erschienen und daß ihr Vortrag über solche Dinge amüsant gefunden wurde.

Anstatt einer schlagfertigen Antwort von Eugen, die sie erwartete, sah sie nur diesen einen fragend-erstaunten Blick auf Marie-Luise werfen.

In diesem Augenblick ging eine Bewegung durch die Gesellschaft. Herr Alling, ein Mann von wohlwollendem Aussehen und lebhaften Augen, die hinter einer Brille hervorblitzten, führte die Geheime Kommerzienrätin Seligmann zur Tafel, Frau Alling, am Arme des berühmten französischen Pianisten Mauclair, ließ die Paare an sich vorbei, um als letzte den großen Speisesaal zu betreten.

Eugen bot, von Mißbehagen erfüllt, Manuela Alling den Arm. Wenn er doch Marie-Luise hätte führen dürfen! Sie war ihm schon wie ein guter Kamerad, mit dem er sich in einer Kulturgemeinschaft befand. Er hatte sie am Arm eines redegewaltigen Reichstagsabgeordneten der nationalliberalen Partei davon gehen sehen und war freudig überrascht, sie an seiner anderen Seite als Nachbarin wieder zu finden.

„Das war sehr liebevoll und aufmerksam von der Hausfrau bedacht,“ flüsterte er im Niedersetzen, ohne zu ahnen, daß

Digitized by Google

Marie-Luisens Herz rascher zu klopfen begann unter seinen Worten.

Manuela Alling reichte burschikos ihre Hand über die Tafel weg, der Dame ihr gegenüber hin. Der wundervolle Arm kam bei dieser Gelegenheit ganz zur Geltung.

„Guten Tag, teuerste Frau Doktor. Ich mag sie gar nicht grade ansehen — so schlecht ist mein Gewissen. Aber ich war wirklich außer stande; einmal hatten wir selbst ein Diner, es war wegen des berühmten Afrikareisenden, dann gaben Dehlens ihre einzigste Gesellschaft. Sie verstehen, man kann den guten Leuten nicht den Schmerz machen, sie den einzigsten Fasan, zu dem sie sich im Winter aufschwingen, allein verzehren zu lassen. Aber an Ihrem dritten Empfangsabend erscheine ich, Sie können sich darauf verlassen."

„Aber auch ganz gewiß!" mahnte die Dame, „ich verbreite schon vorher das Gerücht, daß Sie kommen, und es wird sehr voll werden."

„Als great attraction ausgebeutet zu werden, dagegen protestiere ich. Das legt Verpflichtungen auf — die Verpflichtung allerlei herzugeben: Liebenswürdigkeit und neue Einfälle. Beides versagt neuerdings bei mir. A propos, Sie gestatten: Herr Regierungsassessor Hesberg, Frau Doktor Mühlenbrink, die Gattin des bekannten Redakteurs, Herr Rechtsanwalt von Harloff."

Die Dame und ihr Tischherr verneigten sich gegen Eugen, der das Kompliment über die Tafel hinweg förmlich erwiderte. Ein Gefühl von Schwere und Langerweile legte sich erkältend auf ihn.

Das schöne Geschöpf mit der unerträglichen Art von Weltgewandtheit war ihm als Nachbarin sehr unerwünscht. Er fürchtete in gar kein Gespräch mit ihr kommen zu können. Er hatte ihre Schönheit enthusiastisch bewundert. Disharmonie that seiner gesunden Seele immer weh, und hier sah er scheinbar eine, wie sie ihm noch nie ähnlich begegnet war.

Manuela indessen breitete gemächlich ihre Serviette auf den Knieen aus, zupfte ein wenig an den Rüschen ihres blaßblauen Seidenkleides, welches Hals und Arme sehr frei ließ, und dachte daran, diesen Regierungsassessor noch mehr in Erstaunen zu setzen.

„Es muß kein angenehmer Moment für Sie gewesen sein, in einen wildfremden Kreis hinein zu schneien, ohne selbst die Hausfrau zu kennen," begann sie; „ich sagte noch heut Morgen zu Mama, heste dir nur ein Plakat an „Mathilde Alling," damit dieser arme Mensch, der uns zweimal verfehlte, dich gleich erkennt."

Eugen schenkte ihr Rotwein ein und sagte ruhig:

„Ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß Sie sich einem Irrtum hingeben, wenn Sie den „armen Menschen" wie einen zugereisten Provinzler behandeln, und daß Sie ihm schon so viel Gewandtheit zutrauen dürfen, auch unter einer Menschenmenge, wie sie hier versammelt ist, die Hausfrau herauszufinden."

„Desto besser," rief Manuela aus, „so kann ich mir auch gleich das ganze, einem „Zugereisten" gegenüber sonst übliche Frageprogramm ersparen. Ich brauche weder zu fragen: Wie sind Sie mit Ihrer Wohnung zufrieden, haben Sie schon viel mitgemacht, waren Sie viel im Theater, wie gefällt Ihnen Berlin. Ich darf gleich von der Annahme ausgehen, daß Sie es kennen und daß es Ihnen also mißfällt."

„Ich habe mich ja keineswegs für einen Kenner von Berlin ausgegeben. Aber warum sollte es mir mißfallen?" fragte Eugen.

Manuela von der Gewohnheit beherrscht, Herausforderndes zu sagen und sich als über den Dingen stehend zu zeigen, fing an eine Rede zu halten. Dabei berührte sie mit der Gabel prüfend eine Auster und schob die Schale mit dem Tiere zurück, als sei es nicht ganz zweifelsohne — alles mit den Allüren eines alten Gourmets.

„Ich bitte Sie, wenn man genau zusieht, ist Berlin doch bloß ein Dorf und eben ein neues Dorf. Dann gefällt mir noch besser das kleinstädtische Rom, es ist doch wenigstens ein antiker Rahmen um das ganze Bild von sparsamen Engländern, schlecht angezogenen Deutschen, spitzbübischen Italienern. Von Gesellschaft ist natürlich auch in Rom keine Rede: beinahe der geistige Höhengrad Schöppenstädter Kaffeegesellschaften. Ich glaube, wir Deutschen sind Spießbürger und können nie was anderes werden. Dagegen die Pariser! Kennen Sie Paris? Wer nicht dort einige Monate gelebt hat, weiß überhaupt nicht, was Leben ist. Ich bin seit unserm Pariser

Aufenthalt für Deutschland verdorben. Ich habe Papa erklärt, daß ich aus der Familie trete, wenn er nicht bald wieder mit uns hingeht."

Eugen hörte zu. Ja, ihren Zweck ihn in Erstaunen zu versetzen, hatte sie vollauf erreicht, aber es war ein sehr schmerzliches und für Manuela wenig schmeichelhaftes Erstaunen.

Bei jedem anderen Mädchen hätte ihn dies Gebaren auf der Stelle angewidert, und er hätte sie mit einer spöttischen Bemerkung über seinen Geschmack gründlich aufgeklärt und dann völlig als nicht vorhanden übersehen. Er war auch überzeugt, daß die Mehrzahl der anwesenden jungen Mädchen — es waren zwar nur auffallend wenig im Vergleich zu der Menge von Frauen — einen sehr ähnlichen Ton anzuschlagen sich gewöhnt hatte.

Aber in seinem Innern bäumte sich etwas dagegen auf, daß dieses schöne Geschöpf einen so ganz andern Inhalt haben sollte, als die äußere Prägung vermuten ließ. Oder war das gar nicht der wirkliche Inhalt.

Sein dunkles Auge voll auf Manuela's Gesicht heftend, sprach er, nachdem sie geendet:

„Sie sind blasiert?"

Sie erfaßte den Zweck der Frage natürlich nicht und antwortete, sich mit einer gelangweilten Duldermiene fächelnd:

„Unaussprechlich — wer sollte es nicht sein. Kann ein halbwegs gebildeter Mensch etwas anderes empfinden als kühlen Überdruß an sämtlichen Erscheinungen des modernen Lebens."

Sie immer groß und fest ansehend, antwortete er:

„Diese Phrase haben Sie natürlich irgendwo gelesen und sicher schon oft mit derselben großartig gelangweilten Miene vorgebracht. Ich, der ich nicht gewöhnt bin, anstatt selbst zu denken, mit Phrasen anderer Leute meinen Unterhaltungsstoff zu decken, möchte Ihnen antworten:

Blasiertheit ist das Kennzeichen der Halbbildung und der Herzensblutarmut. Ein gesunder Vollmensch kann und wird es niemals sein. Deshalb hoffe ich, daß Ihre Blasiertheit nur eine Einbildung ist. Sonst würde ich Sie von ganzem Herzen bemitleiden."

Manuela hielt den Atem an. Ihr Blick wollte hochfahrend den Mann streifen, der ihr das sagte, aber dieser Blick blieb wie gebannt an dem gebietenden Auge hängen, das fast zornig auf ihr ruhte.

„Und warum bemitleiden?" fragte sie mit dem vergeblichen Versuch spöttisch zu lächeln.

Marie-Luise Sandbach, welche bisher mit ihrem Reichstagsabgeordneten lebhaft geplaudert, sah diesen jetzt nach links hin beschäftigt auf einen politischen Meinungskampf einzugehen. Sie wandte sich Eugen zu und hörte ihn sagen:

„Ich müßte Sie bemitleiden, weil die Blasiertheit, also der Mangel an Mut, Freude und Frische, Sie ganz unfähig machen würde, den Kampf mit dem Leben aufzunehmen, der Ihnen doch noch, wie jedem, bevorsteht. Sie würden weder Glück geben noch empfinden, Sie würden eine taube Blüte sein am Baum der Menschheit und zu — müde sein, um der Versuchung oder der Sünde zu widerstehen. Ja Sie würden wahrscheinlich dahin kommen, die Sünde als das einzig reizvoll Lebendige zu betrachten. Und das wäre doch — schade."

Seine Stimme bebte, eine heilige Entrüstung, gemischt mit Sorge, war in ihm, er wußte selbst nicht, wie ihm geschah und was ihn so hinriß.

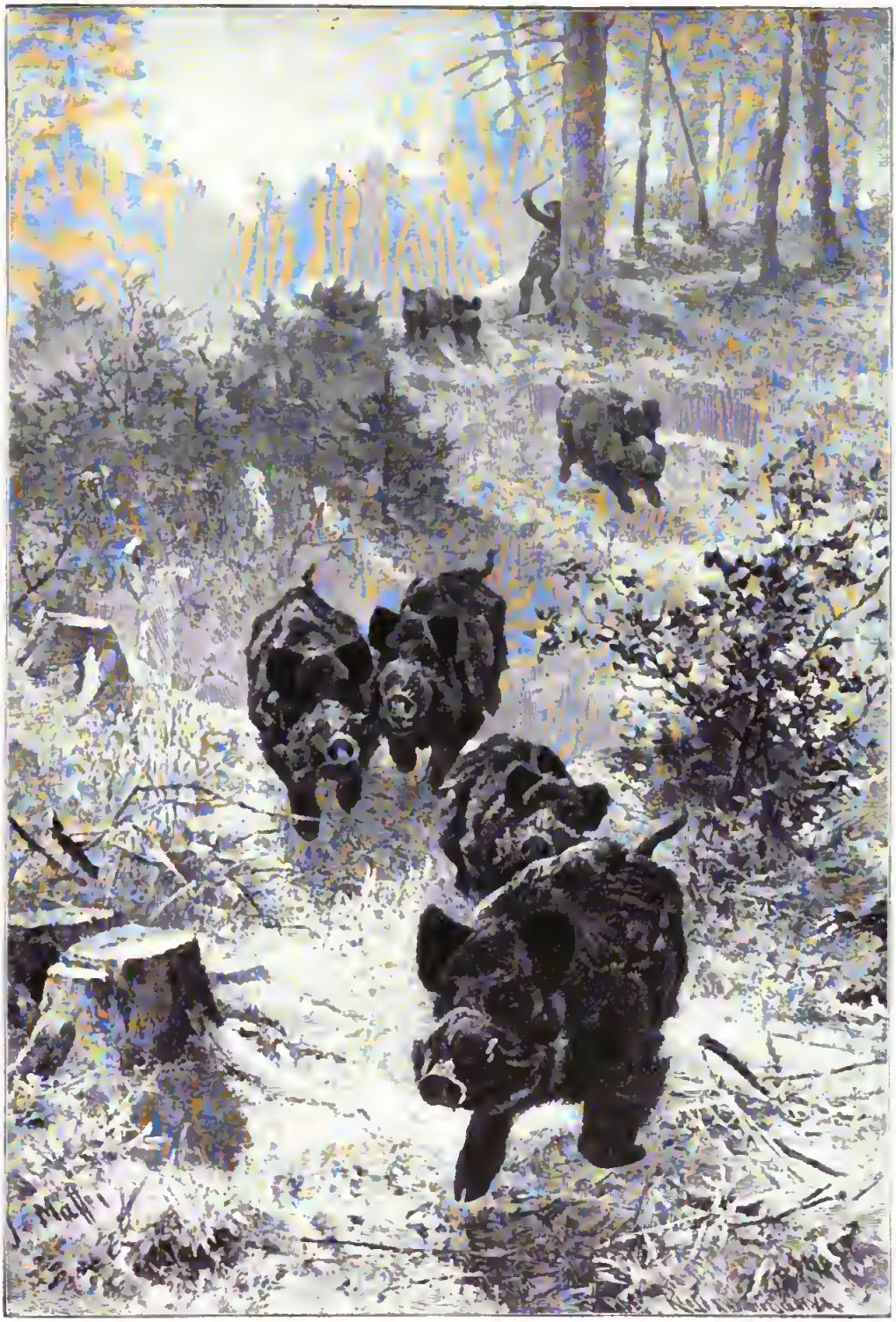
Manuela hatte sich inzwischen gesammelt und obgleich ihr Herz zum Zerspringen klopfte, konnte sie doch im alten Ton der übersättigten Weltdame sagen:

„Mit dem bischen Leben werden wir auch schon fertig werden. Es soll nur herankommen, in Gestalt eines Unglücks, oder eines tyrannischen Gatten, oder einer tragischen Katastrophe wie Vermögens- und Schönheitsverlust. Ich werde mit dem Bettelstudenten singen: ‚wir wollen mal sehn, wer stärker ist, ich oder du!' Und ich bin nicht der Mensch mich unterkriegen zu lassen."

Hier beugte sich Marie-Luise so weit vor, daß Eugen seinen Stuhl um etwas von der Tafel zurückrücken mußte, um dem vorgeneigten Frauenkopf Raum zu geben.

„Kind," sagte sie mit ihrer sanften Stimme, die immer wirkte wie ein Zeugnis der Ruhe, „du weißt noch, was für ein Märchen ich dir in dein Autographenalbum geschrieben habe?"

Digitized by Google



Aus dem Trieb heraus. Nach dem Gemälde von J. Massei.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

„Darf ich es hören?“ bat Eugen.

„Es war einmal ein übermütiges Elfenkind, das schiffte im Frührot auf stillem Weiher auf einem großen Blumenblatt dahin und rief: ‚Seht welch ein sicherer Steuermann ich bin.‘ Da erhab sich ein leiser Morgenwind, kräuselte die Flut und überschwemmte das Blumenblatt. Das Elfchen in seiner hilflosen Todesnot wäre ertrunken, wenn nicht ein rauher und großer Käfer, der gerade vorbeiflog, es derb angefaßt und ans sichere Ufer getragen hätte,“ erzählte Marie-Luise.

„Reizend!“ rief Eugen.

Und Manuela sang halblaut, mit einem Gesicht, welches plötzlich von liebenswürdiger Schelmerei blitzte:

„Des Käfers will ich warten, er soll mein Streiter sein.“ Und an diese parodistische Wiedergabe der Worte Elsa's knüpfte sie die Frage:

„Sie schwärmen doch auch für Wagner?“

Das war mit einemmal so kindlich unfertig, daß Eugen sich fragte, ob dies noch dasselbe Mädchen sei.

Aber der liebe, natürliche Ausdruck verschwand so blitzartig, wie er aufgetaucht war.

Eugen indessen ward von dem heißen Wunsch beseelt, daß er wiederkommen und haften bleiben möge. Er war von dem Fanatismus eines Goldsuchers erfaßt, der in einem Haufen Sand ein Goldkörnchen hat aufblinken sehen und nun mehr finden will, so viel, daß er den Glauben fassen kann, eine Goldader sei nahe.

Auch nach dem Diner blieb er so viel es ging in ihrer Nähe. Er hörte aber immer nur den häßlichen Ton der Schlagfertigkeit, die an Impertinenz grenzte, einen Witz, der alle Tagesfragen streifte, eine Überhebung gegen Menschen mit einfacheren Bedürfnissen, ein Gefühl der Wichtigkeit der eigenen jungen Person.

Er versuchte auch mit Herrn und Frau Alling in ein Gespräch zu kommen. Dies erwies sich als unmöglich. Herr Alling hatte immer einen Kreis von vier, sechs Herren um sich, und man sprach meist über den Erfolg irgend eines banalen Buches, über die buchhändlerischen Mißerfolge eines wertvollen Werkes, wobei es Eugen vorkam, als habe Herr Alling mehr das Prinzip, dem Geschmack des Publikums zu folgen als diesen zu verbessern, oder man stritt sehr heftig, aber auch sehr unpersönlich über eine neue Vorlage, die eben im Reichstag eingebracht worden war. Herr Alling sah Abgeordnete aller Parteien bei sich.

Frau Alling, mit dem strahlenden Lächeln einer echten Liebenswürdigkeit, bewegte sich von Gruppe zu Gruppe. Als Eugen sie zehn Minuten beobachtet hatte, staunte er ihre Gewandtheit an, bald einige Augenblicke mit irgend einer Kommerzienrätin so animiert zu plaudern, als sei die Heiterkeit in einem langen Gespräch zu einem Kulminationspunkt erwachsen; bald mit einem Schriftsteller über dessen letztes Buch zu sprechen, wobei sie artig vorbrachte, was dieser und jener sehr wählerische Litteraturfreund darüber gesagt und damit vielleicht verbarg, daß sie selbst es nicht gelesen; bald einen Pianisten und einen Cellisten nach dem Programm ihres gemeinsamen nächsten Konzerts fragte; bald im Vorübergehen einem jungen Mädchen die Wange streichelte und sagte, wie reizend die heutige Toilette sei.

Und alles das immer mit dem Ausdruck nicht nur der Wahrheit, sondern auch der vollsten Koncentration. Dabei bemerkte Eugen, daß Frau Alling nicht an ihrem Gatten vorüberglitt, ohne mit diesem einen froh-glücklichen Blick zu wechseln, wie nur zwei Menschen können, die sich in einer innersten Harmonie in Bezug auf Lebensauffassung befinden.

Auch mit Marie-Luise konnte er nicht mehr als ab und an ein flüchtiges Wort wechseln, obschon, wenn sein Blick sie suchte, er stets dem ihren begegnete. Wie wußte er ihr nun Dank, daß sie ihn am Tage nach der Gesellschaft zu sich bestellt hatte. Die Kluge, Liebe hatte es vorausgesehen, daß sich ihm zahllose Fragen aufdrängen würden.

So trat er denn wieder an Manuela heran, die mit zwei Herren und einer „Freundin“ zusammen in einem Erkerchen saß.

Als Manuela ihn kommen sah, rief sie abwehrend ihren geschlossenen Fächer ausstreckend:

„Es ist ein Pentagramma auf der Schwelle — der Geist, der stets verneint, darf nicht herein.“

„So wird er ohne Erlaubnis eintreten, denn er erkennt niemandes Wille über sich

an," sagte Eugen heiter und ließ sich auf ein Tabouret nieder.

Leberecht Eberhard, der hinter Manuela stand und etwas posiert an einer Säule lehnte, die den Raub der Sabinerinnen trug, sprach ermahnend:

„Fahren Sie fort, gnädiges Fräulein, Sie haben einen Charm beim Erzählen — unvergleichlich! Und einen Humor — köstlich."

Dabei fächelte er sich mit dem Crêpefächer, den er Manuelas Freundin abgenommen.

Eugen ärgerte sich über den Mann und die ungenierte Art, wie er auf Manuelas Schultern herabsah. Ihm kam es vor, als entweihten diese Blicke das Mädchen.

Manuela fuhr fort. Sie hatte, wie Eugen bald erriet, von den Leiden erzählt, welche ihr der Besuch einer Cousine vom Lande kürzlich bereitet.

„Nun denken Sie sich — im Hause konnte man das ewige Anstaunen ja noch ertragen, ich kam einfach nicht aus dem Lachen. Soviel Uneivilisation stellt unsereiner sich gar nicht als möglich vor. Als ich Cousinchen mit meinen Sachen ein bischen herausstaffiert hatte, sodaß sie einigermaßen zum Vorweisen war, gings denn auf die Straße in die Läden, ins Theater. Denken Sie sich, zuerst wollte sie ins Panoptikum und dann ins Aquarium! Ich immer mit — freilich oft mit Herzklopfen — denken Sie sich, — wenn z. B. Sie Herr Eberhard, mich hätten aus dem Panoptikum kommen sehen — ich glaube, Sie hätten den Umgang mit uns abgebrochen? Wie? Na und dann endlich wollte Cousinchen ins Theater und natürlich ins königliche Schauspielhaus und natürlich was Klassisches. Also wir in Maria Stuart. Ich kann Sie versichern, es war eine der gräßlichsten Stunden meines Lebens — Cousinchen weinte nicht — sie schluchzte — sie compromittierte mich! Ich war wütend und hätte in den Erdboden sinken können."

Die Andern lachten.

Eugen stand kurz auf und wandte sich ab.

„Aha," rief Manuela hinter ihm her, „Sie fühlen sich getroffen, Sie weinen auch in Maria Stuart."

Eugen drehte sich um und sah Manuela kühl an.

„Gott sei Dank werden mir noch bei großen Dichterwerken die Augen feucht."

Nun hatte er es satt, er wollte gehen — das Diner war seit einer Stunde beendet, die Räume begannen sich zu leeren.

„So fade, so thöricht, so gemacht und — so unwiderstehlich schön," dachte er schmerzlich und beschloß ihr ganz und für immer aus dem Weg zu gehen.

Er fühlte eine Gefahr für sich, die Gefahr, sich sinnlos in ein schönes Weib zu verlieben, dessen Seelenleben ihn abstieß — wenn es gar überhaupt eines hatte.

Wie er sich Herrn und Frau Alling zu nähern suchte, um sich zu verabschieden, hörte er plötzlich Manuelas Stimme hinter sich.

„Ich sehe es Ihnen an, Sie wollen fliehen — entsetzt über alles, was Sie hier sahen. Aber man sagt doch adieu, wenn man geht, um nie wieder zu kommen."

Sie hielt ihm die Hand hin und sah ihn freimütig an. Das versöhnte ihn ein wenig und daß sie seine Stimmung so erkannt hatte, freute ihn sogar.

„Ich wollte Sie nicht stören und suchte gerade Ihre Eltern, um mich zu verabschieden."

„Nun," sagte Manuela, „kehren Sie an den Herd Ihrer geheimrätlichen Kreise zurück. Ein stilleres Feuer brennt dort und brät Puten und Kalbsbraten und gut dressierte Gesinnungen gar. Aber wenn Sie an Ihr Debüt in unserm Hause zurückdenken, thun Sie es mit Milde. Und wenn Ihnen mal ein bescheidener sanfter Engel von Geheimratstochter über den Weg läuft, thun Sie ihr und mir nicht die Ungerechtigkeit an, Vergleiche zu ziehen. Andere Mädchen sind nicht von klein auf an mit Trüffeln gefüttert. Es gibt vielerlei Sorten von Trüffeln. Adieu!"

Obschon dies in einem kalten Ton gesagt war, schien es Eugen, als zucke eine beherrschte Bitterkeit um den schönen Mund und als blitze in dem Auge ein Strahl von Zorn.

Er fühlte sich ergriffen und wollte etwas sagen. Aber sie ließ ihn stehen und richtete an den gerade herankommenden Leberecht Eberhard eine herausfordernde Bemerkung.

5.

Eugen ging zu Fuß nach Hause, durch den Tiergarten, dessen kahle Baumwipfel ein herber Wind schüttelte. Die rauhe Luft that ihm wohl, seine Stirn

brannte. Seine ganze Seele war erfüllt von Gedanken an das Mädchen.

Obgleich er sich sagte, daß Manuela nur durch ihre Schönheit, gewiß aber nicht durch ihr Wesen eine Ausnahme sei, daß sie vielleicht sogar den Typ einer bestimmten Gattung Berliner junger Damen darstelle, war ihm doch weh ums Herz, als müsse er um sie trauern, wie um einen verlorenen Engel.

Er konnte kaum erwarten, bis es morgen Abend sechs Uhr sein werde, wo er mit Marie-Luise Sandbach über Manuela sprechen könne. Ja er wußte gar nicht, daß er sich von Marie-Luise vorhin nicht verabschiedet hatte.

Da er keine Lust hatte, noch in ein Café zu treten, um Bekannte zu treffen, wie er sonst nach einem früh beendeten Diner pflegte, so suchte er gleich seine Wohnung auf. Es war halb zehn, und um diese Zeit war er noch nie heimgekehrt.

Er öffnete die Thür seiner Etage und war nicht wenig erstaunt, auf dem Korridor Licht und Leben zu finden. Außer der sonst stets so niedrig wie möglich herabgeschraubten Gasflamme, die jetzt hell loderte, stand noch eine Petroleumlampe auf dem Tische und um diese herum war Leinenzeug gehäuft, während Frau Weltrich und ein junges Wesen von dürftiger Gestalt vor dem geöffneten Leinenschrank standen. Die altmodische Wohnung hatte einen großen breiten Korridor, und diesen wußte Frau Weltrich gebührend auszunutzen.

Sein Eintreten hatten die Frauen überhört; sie sprachen zusammen, und er vernahm das Wort „Mama."

Als er vorüberging, bemerkten sie ihn und erschraken so, daß die Kleine einen Packen Handtücher auf die Erde fallen ließ. Das Gesicht der Frau aber war dunkelrot geworden.

Eugen erinnerte sich plötzlich, daß Frau Weltrich ihm bei seinen Erkundigungen gesagt habe, sie stehe allein und daß es ihm aufgefallen sei, wie er hinter dem Fenster des Berliner Zimmers nachts mehr als eine weibliche Gestalt bemerkt hatte. Ein unbehagliches Gefühl erfaßte ihn — was steckte dahinter? Er ließ sich nicht gern belügen.

Während er Licht machen wollte, kam schon Frau Weltrich herein, um ihm die Lampe anzuzünden.

„Lassen Sie nur," sagte er unfreundlich.

„Herr Regierungsassessor sind böse, daß ich eine Tochter habe?" sprach die Frau gedrückt.

„Das ginge mich gar nichts an," sagte er, ohne seine schlechte Laune zu verbergen, „wenn Sie mir nicht ausdrücklich gesagt hätten, Sie ständen allein und wenn ich nicht manchmal spät nachts noch Unruhe in Ihrem Zimmer bemerkt hätte. So allerdings muß ich nochmals betonen, was ich beim Mieten gesagt habe: ich hoffe in einem anständigen Hause zu wohnen."

„Herr Assessor," begann Frau Weltrich, während ihr Gesicht wieder so rot wurde wie vorhin auf dem Korridor, „nun muß ich Sie schon bitten, mein Vertrauen entgegenuehmen zu wollen."

Sie machte eine Pause und dachte, Eugen werde sie zum Sitzen nötigen. Er blieb aber unbeweglich stehen und sah sie mit seinen durchdringenden Augen erwartend an.

„Wir sind wohlhabende Leute gewesen," begann sie stockend, „bis vor fünf Jahren noch. Ich hatte Dienerschaft und meine Töchter brauchte ich nicht in die Schule gehen zu lassen, sondern konnte ihnen eine Erzieherin halten. Da machte mein Mann bankerott — er starb — ein Unglück — die Lebensversicherungsgesellschaft sagte, es sei Selbstmord gewesen — aber gewiß, er hatte einen Schlag bekommen. Ganz gewiß!"

Sie sah Eugen so flehend an, als wolle sie ihn bitten, doch nicht von ihrem Gatten zu glauben, daß er als Selbstmörder feig die Seinen in der Not verlassen.

„Setzen Sie sich doch," bat Eugen sanft. Sie sank in den Lehnstuhl wie ein Mensch, den die Füße nicht tragen wollen.

„Die Gesellschaft wollte prozessieren, meinen Mann wieder ausgraben lassen — da gab ich mich zufrieden. Das konnte ich nicht — nicht wahr? Ihn aus seinem Grabe aufstören lassen — und vielleicht — man sagt, in Leichen gehen chemische Prozesse vor — vielleicht — hätte die Wissenschaft ein Gift nachgewiesen, das doch nie über seine Lippen gekommen. Ich verzichtete freiwillig. Lieber wollten wir arbeiten."

Sie faltete die Hände, dankbar, als gedächte sie eines glücklichen Umstandes.

„Mein Bruder kaufte mir alle meine

Klatschbase. Studie von A. Lüben.

Digitized by Google

Sachen aus der Bankerottmasse wieder. Mehr konnte er nicht. Das war schon viel für ihn. Wir verstanden nichts: kein Kunsthandwerk, keinen Beruf, keine Wissenschaft. So mußte ich Zimmer vermieten. Ich zog nach der Luisenstraße. Es ging alles sehr gut, meine Älteste half mir. Aber man muß alles erst kennen lernen, Herr Assessor, auch die Gefahren, die bei einem Unternehmen sind. Meine Älteste war sehr schön — und unter meinen Mietern gab es einen leichtfertigen und reichen Studenten."

Sie schwieg. Eugen, schon ganz ergriffen, sprach liebevoll:

„Ich verstehe. Sie ging verloren."

Die Frau nickte vor sich hin.

„Und von da an, meine Zweite war grade herangewachsen, beschloß ich, die Marie zu verstecken vor den Mietern. Viele junge Herren mögen auch lieber in Wohnungen sein, wo keine Haustöchter sind — so wie Sie, Herr Assessor. — Ich machte alles allein. Ich arbeite von früh um sechs Uhr bis nachts um eins. Aber was ich verdiene, ist nicht genug — ich muß sparen, zurücklegen — damit eines Tages meine Tochter nicht mehr in das Putzatelier zu gehen braucht. Jeden Morgen früh geht sie und kommt abends wieder, sie ist in einem kleinen Geschäft als einzige Arbeiterin bei guten Leuten und ißt auch dort. Aber es ist nicht gesund — den ganzen Tag bei Gaslicht und immer die Ausdünstung der Stoffe im kleinen Kabinett, das an den Laden stößt — ach, die Marie ist ganz mager und klein geblieben und so bleich. Einst versprach sie schöner zu werden, als die Älteste. — Sehen Sie, Herr Assessor, und abends um neun Uhr kommt sie heim und dann hilft sie mir vorarbeiten für den andern Morgen. Nicht wahr, Sie sind nicht böse, daß ich meine Tochter verleugnet habe? Ich bin doch mal aufs Zimmervermieten angewiesen."

Eugen ging auf die Frau zu, die nun bitterlich weinte. Er drückte ihr sehr kräftig die Hand und sprach mit tiefer Bewegung:

„An der Hochachtung eines jungen Menschen, der vom Leben, wie er heut merkt, erst verteufelt wenig wußte bisher, kann Ihnen nicht viel gelegen sein. Allein ich muß es doch sagen, daß Sie und Ihr Fräulein Tochter sich meiner größten Verehrung versichert halten dürfen."

„Also Sie verzeihen mir meine Lüge," fragte sie, „wenn es auch nur eine indirekte war?"

„Ich sehe die heiligste Mutterliebe darin," versicherte er und besann sich, ob er nicht irgend etwas thun könne, das Los der beiden Frauen zu erleichtern. Aber er fühlte, daß er nur ein ohnmächtiger Zuschauer sein könne; doch brachte er mit dem Ausdruck rührender Güte und Verlegenheit die Bitte hervor, ihn in Zukunft, falls einmal Zeit und Kraft mangle, nur recht nachlässig zu bedienen, er werde sich nur freuen, wenn er keine Mühe mache. Und dann — dann — die Platte kalten Fleisches des Morgens — wie er seine Mutter kenne, werde die sich freuen, wenn fortan Fräulein Marie sich daran pflege.

Frau Weltrich verstand ihn. Ein glücklicher Schein verklärte ihr vergrämtes Gesicht.

„Man merkt es, daß Sie von einer guten Mutter erzogen sind," sagte sie, „ich danke Ihnen tausendmal. Annehmen will ich nichts von Ihnen, aber ich weiß nun, Sie meinen es gut mit uns."

Sie ging hinaus, um der verängsteten Tochter zu erklären, daß der Herr Assessor ihre Existenz verzeihe.

Eugen blieb in einer unbeschreiblichen Aufregung zurück.

Welche Lebensnot, welche Muttertreue — seine Phantasie erging sich in sonderbaren Vorstellungen. Er dachte sich Manuela von solchem Schicksalswechsel betroffen. Ob sie den stillen Heldenmut besäße, auf versteckten Wegen, keusch und fleißig, den Groschen zu erarbeiten, um das Dasein zu fristen?

Wahrhaftig, eine thörichte Erwägung über einen Fall, der nie eintreten konnte.

Aber näher liegende Vorstellungen machten Eugen Herzklopfen.

Wie, wenn dieses schöne und begabte Mädchen den rechten Führer und Lehrer fände?

In Glanz und Unnatur war sie erzogen worden, woher sollte sie wissen, was einfache, wahre Herzenslaute seien, wenn diese nie, nie an ihr Ohr geschlagen waren? Woher das wahre, echte Leben kennen mit seinen Anforderungen von Opfermut und Bescheidenheit?

Wenn man erforschte, wie es *geworden* war, dies Wesen voll unjugendlicher Überreife, voll Mangel an Enthusiasmus,

voll Stacheln und Dornen, konnte man es nicht dann umgestalten?

Man? Wer?

Die Liebe?!

Bei diesen Gedanken fühlte Eugen eine qualvolle Unruhe, seine Stirn rötete sich.

Sollte die Liebe wirklich die Kraft haben, einen glitzernden Brillanten in eine duftende Blume umzuwandeln?

Nein, tausendmal nein.

Sie konnte in kurzen, berauschenden Zeiten der Selbsttäuschung ein Wesen rosig beleuchten, so daß es aussehen konnte, als wenn es sich von innen heraus erwärmt und verändert habe — aber die wahre, wirkliche Wiedergeburt eines verkümmerten Herzens konnte nur aus der eigenen Kraft und Erkenntnis eben dieses Herzens hervorgehen.

Er dachte an den Unterschied zwischen den beiden Müttern, die er heute kennen gelernt hatte; denn Frau Weltrich kannte er erst seit vorhin und Frau Alling glaubte er an ihrer Tochter Art erkannt zu haben.

Wie streng, mit welchen heroischen Opfern entzog diese einfache Zimmervermieterin ihre Tochter den Gefahren des Lebens. Wie leichtfertig und gedankenlos setzte die glänzende Frau Alling ihr Kind allen Gefahren aus. Das Antlitz der kleinen Marie war verkümmert wie ihre Gestalt, in wundervoller Schönheit erblühte Manuela.

Aber vielleicht war die Seele der einen so rein und warm, wie die der anderen krank und kalt erschien.

Eugen konnte keine Ruhe finden. So that er etwas, um sein Inneres ins Gleichgewicht zu bringen: er schrieb alle Eindrücke des Abends nieder, und zwar in der Form eines Briefes an seine Mutter.

Dann erst fand er kurze Nachtruhe. Allein diese bewegten Stunden hatten ihn seiner Arbeitskraft nicht beraubt.

Zu eigenem Erstaunen merkte er, daß er frischer als je war. Als schwelle neuer Wind die Segel, so ging er fröhlich dem Tag entgegen.

Zum erstenmal in seinem Leben war er in nahe und gleich sehr erregte geistige Beziehung zu einem weiblichen Wesen getreten. Er wußte noch nicht, daß die Anfänge der Liebe alle besten Eigenschaften eines Menschen hervorlocken und kraftvoll erhöhen. Er wußte nicht, daß die Seele, bevor sie in den Zustand von Hoffnung und Wunsch gerät, sich gleichsam gebadet fühlen kann in einer grundlosen, beseligenden Fröhlichkeit.

„Ich bin glücklich, daß ich bin." So zwar sagte Eugen es sich nicht, aber die Empfindung davon rann ihm drängend durch alle Adern.

Seine Kollegen, die ihn seiner Frische und seiner immer gleichen Liebenswürdigkeit wegen sehr liebten, fragten ihn, was er habe. Und er wunderte sich, daß er anders sein sollte, als sonst.

Mit einer Pünktlichkeit, die Marie-Luise beglückte, fand er sich in der Wohnung der Frau ein, zu welcher er, bei der raschen Entwickelung, welche seine Gefühle seit vierundzwanzig Stunden genommen, nun schon eine zutrauliche und verehrungsvolle Freundschaft empfand.

Marie-Luise hatte alle ihre Zimmer erleuchtet, in einem derselben saß die Williams mit einer Handarbeit, schweigend wie immer. Eugen fand die Räume köstlich und unaussprechlich viel vornehmer, als die Allingschen Dekorationsanhäufungen.

Flüchtig bemerkte er auch, daß Marie-Luise viel jugendlicher aussah, als selbst gestern in der weißen Brokatrobe. Sie trug ein graues, knappes Kleid und hatte gradezu etwas Mädchenhaftes in ihren Bewegungen. Die Seele eines Weibes erhält durch eine neue Liebe den Zauber der Jungfräulichkeit zurück, und dieser strahlte aus den Augen Marie-Luisens.

„Wie schön es bei Ihnen ist und wie schön Sie heute aussehen. Ich bin fünf Minuten hier und fühle mich zu Hause. Lassen Sie das sich befestigen, dadurch, daß Ihre stumme Gesellschaftsdame nicht bei uns zu sitzen braucht. Schweigsame Menschen hören so genau, und ich habe Ihnen so viel zu sagen,. was nur Sie hören sollen," bat Eugen.

Marie-Luise lächelte.

„Die Williams ist gar kein Mensch, sie ist bloß ein Schatten. Sie bilden sich nur ein, daß sie existiert."

Eugen bestritt, daß er als gesunder Mensch an so handgreiflichen Hallucinationen leide, sah aber mit Vergnügen, daß Marie-Luise ihn nach ihrem Zimmer zurückführte, wo auf dem Mitteltisch der Thee serviert

war, während die Williams im zweiten Wohnraum sitzen blieb.

Eugen sah behaglich zu, wie Marie-Luise den Thee eingoß und hörte gern, wie sie dabei ein paar unbedeutende Worte sprach. Er nahm den Sinn gar nicht in sich auf, aber die Stimme that ihm wohl.

„Sie haben so gar nichts Aggressives, wie fast alle die Damen, die ich gestern und auch sonst wohl in Berlin sah. Sie sind so ganz Weib, Sie! Während es Manuela Alling gar nicht ist," sprach er.

Marie-Luise errötete. Sie reichte Eugen die Tasse hin, und dabei zitterte ihre Hand.

Er hatte ihr das Höchste gesagt: daß sie ganz Weib sei. Gewiß, ihm, dem Männlich-Herrischen, mußte dies das Höchste sein.

„Die arme Manuela," sprach Marie-Luise. Aber sie sagte es mechanisch. Ein Traum von Glück zog durch ihr Herz und nahm ihr fast die Gedanken.

„Ich möchte wissen, wie dies Geschöpf so geworden ist. Ich möchte wissen, wie meine Mutter mit den Allings sich verstehen konnte, sie, die so aufs rein Äußerliche gerichtete Daseinsformen haßt?" fragte Eugen.

Marie-Luise mußte sich nun sammeln. Sie sprach:

„Ich möchte Ihnen nicht viel sagen, sondern Ihrer eigenen Beobachtung überlassen, Schlüsse zu ziehen. Die Allings leben fern von Berlin stets in jener zurückhaltenden Einfachheit, die gut erzogene Menschen auf Reisen zu beobachten pflegen. So konnte Ihre Mutter nichts von dem großen Luxus ihres heimischen Lebens ahnen. Dann aber ist die Reisezeit für das Allingsche Ehepaar eine Periode, wo Mann und Frau ganz nur füreinander leben können. Zwar thun sie es auch hier, aber doch immer innerhalb einer ruhelosen Gesellschaft. Die innige Liebe beider Menschen zu einander hat sie verhindert, ihrer Tochter sich ausreichend zu widmen. Sie haben da eine Kehrseite der leidenschaftlichen Gattenliebe vor sich — ich glaube, Allings hätten besser kein Kind gehabt, es war ihnen eher ein Hindernis als ein Glück. Sie lieben ihre Tochter, aber sie haben keinen Begriff von der selbstlosen Liebe, die sich hinopfert, um das Kind zum rechten Menschen zu machen. Ihre Mutter sah nur die Gattenliebe und war mit Recht davon entzückt. Daß die Tochter in einer Umgebung aufwuchs, die ihre Seele vergiftete, konnte ihre Mutter nicht ahnen. In einer Treibhausluft können nur exotische Blumen erblühen."

„Das alles habe ich mir so gedacht, aber es erklärt mir Manuelas Wesen noch nicht. Wenn ich das Gefühl hätte, sie wäre verdorben, habe vorzeitig Liebesromane erlebt, das würde ich, so schrecklich ich es fände, leichter in dieser Umgebung begreifen. Aber sie macht im Gegenteil den Eindruck eines Wesens, das, ohne jemals etwas gefühlt oder erlebt zu haben, über Gefühl und Leben schon hinaus ist. Sie wirkt so, wie eine duftlose Blüte," sprach Eugen.

„Ich bitte Sie, nicht vorschnell über Manuela zu urteilen. Ein Studium verdient sie jedenfalls," sagte Marie-Luise. „Es wäre unzart von mir, Ihnen die schmerzlichen Geheimnisse einer Mädchenseele, die sich selbst nicht kennt, zu offenbaren. Ich glaube sie zu verstehen."

Eugen, weil er nicht unbefangen war, wagte nicht weiter zu fragen. Was Marie-Luise gesagt hatte, genügte aber, sein Herz mit Hoffnungen zu speisen. Dafür und daß er hier sein durfte, war er so dankbar.

Er hatte plötzlich das Bedürfnis, Marie-Luisen etwas Angenehmes zu sagen.

Männer glauben immer, daß sie einer Frau etwas Angenehmes erweisen, wenn sie ihr Gelegenheit geben von sich zu sprechen. Deshalb fragte Eugen lebhaft:

„Ich bitte Sie, mir doch zu erklären, wie sich der herbe Ernst in Ihren Novellen in Einklang bringen läßt mit Ihrer milden, persönlichen Art? Sie sind so unaussprechlich wohlwollend. Ihre Bücher wirken oft hart."

Über Marie-Luisens Gesicht zog ein Schatten von Mißbehagen. Sie besann sich, ob eine Ablehnung zu antworten nicht eine unerwünschte Neugier in Eugen erwecken könne. Nach einer Pause sprach sie:

„Die Bienen auf Corsika sammeln den Stoff zu ihrem Honig von bittern Blüten und Blättern, und ihr Honig schmeckt herbe. So können auch meine Lebenserfahrungen nur bittern Extrakt geben, denn sie sind aus harten Erlebnissen gezogen. Daß ich trotzdem im persönlichen Verkehr milde scheine, scheint eben vielleicht nur so, weil ich mit allen Menschen nur auf der Oberfläche

Digitized by Google

Was die Muſchel ſingt. Nach dem Gemälde von Carl Guſſow.

bleibe. Es kommt mir niemand mehr nahe in Freundſchaft, weder Mann noch Weib. Übrigens bin ich keine Menſchenhaſſerin, ich bin nur einſam."

Eugen ſah, wie die Blicke der Frau ſich ins Unbeſtimmte hin vertieften und wie ein düſterer Ausdruck die weichen Züge ſcharf und alt machte.

Er in ſeiner ungeſtümen Art ſich ganz zu geben oder ganz zu verſagen, hatte ihr Freund ſein wollen und in ihr ſchon die Freundin geſehen, und nun ſchob ſie ihn, mit allen anderen Menſchen, ſo ganz fern von ſich? Das ertrug er nicht. Er glaubte an die Gegenſeitigkeit der Sympathieen und beſchloß ſie zu zwingen, die ſeinigen zu erwidern.

„Es iſt nicht wahr, daß ſie einſam ſind,"

ſagte er und ſtand auf. Er trat nahe an ihren Stuhl heran, ergriff ihre Hand und ſah mit liebevoll bezwingendem Blick in ihre Augen. „Und ich will, daß Sie das fühlen ſollen. Ich bin kein Mann, mit dem es gut iſt und lohnt, ſich nur mit ſeiner Oberfläche zu beſaſſen, denn die iſt ſo unausgeglichen. Aber hier, in dieſer Bruſt, iſt eine ſtarke und ehrliche Fähigkeit zur Freundſchaft, die darnach drängt, ſich zu bethätigen, die ſich Ihnen weihen möchte. Dieſe Notwendigkeit erwacht mir zum erſtenmal im Leben. Ich bin feſt überzeugt, daß dies ſich nur ereignen kann, wenn in der anderen Bruſt ein Echo iſt. Sie hätten mich gar nicht ſo nahe an ſich herangelaſſen, daß ich hier an dieſem Tiſch ſitzen darf, wenn auch ich Ihnen nicht etwas verheißen hätte. Dieſes Vorgefühl hat weder Sie noch mich getäuſcht — ich weiß, wir müſſen und werden Freunde ſein."

Marie-Luiſe ließ ihm ihre Hand. Ihr Auge hing an ihm, eine unnennbare Freude zog durch ihr Herz.

Ihre klare Beobachtungsgabe ließ ſie in Stich. Vor ihr ſtand ein Mann, deſſen ganzes Weſen allezeit wie von Lebensmut durchleuchtet ſchien, und ſie ſollte, wenn er von Freundſchaft ſprach, nicht den bethörenden Wahn hegen, daß er Liebe meine?

„Mein Freund, mein lieber Freund!" flüſterte ſie willenlos.

Er küßte ihr beglückt die Hand, lange und andächtig.

Sie ſah dabei auf ſeinen dunklen Kopf. Eine thörichte und unüberwindliche Luſt wandelte ſie an, mit ihren Fingern durch das reiche Haar zu fahren, oder ihr Haupt an ſeine Schulter zu legen, um auszuruhen von allem — — — —

In dieſem Augenblick wurde die Thür aufgeriſſen. Manuela Alling kam herein.

6.

Alle waren beſtürzt. Marie-Luiſe über die Störung, Eugen über das unerwartete Wiederſehen, Manuela, daß ſie Beſuch fand, wo ſie auf ein einſames Zuſammenſein gerechnet.

Eugen verbeugte ſich förmlich, Manuela ſah ihn feſt an, als ſie ihn grüßte.

„Ich denke, Ihr ſeid heute bei Kommerzienrat Seligmanns zu Tiſch?" fragte Marie-Luiſe.

Manuela warf ihren Pelz auf den nächſten Stuhl.

„Ich habe abgeſagt. Ich kann nicht unter Menſchen gehen, mir iſt etwas paſſiert — — ja ſo, du biſt nicht allein," rief ſie.

„Wenn Sie, gnädiges Fräulein, zu einer vertraulichen Ausſprache gekommen ſind, dann ziehe ich mich zurück," ſagte Eugen.

Marie-Luiſe ſtreckte ihm die Hand hin und hielt die ſeine feſt.

„Sie bleiben," ſprach ſie, „ich habe eben einen feſten Freundſchaftsbund mit ihm geſchloſſen, mußt du wiſſen."

Manuela guckte die beiden an und ſagte, man wußte nicht recht, ob es harmlos oder bedacht war:

„Ja, es eignet ſich auch niemand ſo gut zum Freund und Kamerad als du, Marie-Luiſe. Du haſt ſo was Unperſönliches. So jenſeits aller Leidenſchaften."

„Wie richtig das gnädige Fräulein es ausſpricht, jenſeits aller Leidenſchaft und ihren Schrecken," ſtimmte Eugen bei.

Marie-Luiſe fühlte bei dieſen Worten, welche ihr aus jedem andern Munde eine wohlthätige Freude geweſen wären, einen kurzen Schmerz, weil Eugen ſie ausſprach. Aber ſie war gewohnt, eine ſichere Haltung zu zeigen.

„Du wollteſt mir etwas anvertrauen?" fragte ſie. „Nun, wir werden ſpäter dazu kommen. Einſtweilen behalten wir meinen eben gewonnenen Freund noch hier. Leg' deinen Hut ab und ſetze dich zu uns."

Manuela, welche faſt unausgeſetzt Eugen anſah, ſo prüfend, als ob er eine Merkwürdigkeit wäre oder als ob ſie anfangen wolle, mit ihm zu kokettieren — der Ausdruck ihrer Züge war eben nie ganz unzweifelbar klar — Manuela nahm mit der größten Ruhe ihren Hut ab und beklagte ſich, daß kein Spiegel im Zimmer ſei. Sie ging ins andere Gemach, zupfte ihre Stirnhaare zurecht, ſchob die Gürtelſchnalle grade und alles ſo langſam und ruhig, als hätten die beiden andern nur auf ſie zu warten.

Eugen verſtand nichts von Kleidern, aber er dachte ſich wohl, daß die ausgerechnete Einfachheit von Manuelas Toilette nicht in einem deutſchen Magazine entſtanden ſei. Er wußte nicht, woran es

lag und hätte das Kleid nicht beſchreiben können, aber es war das Äußerſte und Gewagteſte, was eine junge Dame tragen durfte, das lag ſo im Geſamteindruck. Während ſie eine Taſſe Thee nahm, legte ſie ihre ſchlanke Geſtalt nachläſſig in den Lehnſtuhl zurück und fragte:

„Nun, Herr Aſſeſſor, wie gefallen Ihnen die Zimmer meiner Marie-Luiſe?“

„Außerordentlich. Es iſt etwas in ihnen, wie Heimatluft. Man meint, man ſei ſchon oft und lange hier geweſen,“ antwortete er.

„Ja,“ ſagte Manuela nachdenklich, „ſie ſind ſo feudal. Lauter geerbte Sachen. Ihre Einrichtung aus ihrer Ehe hat Marie-Luiſe in ihrer Villa in Wannſee. Dort iſt es lange nicht ſo hübſch, wenn auch immer noch ſchöner, als bei uns. Dies iſt doch eine Wohnung, kein Bazar. Bei uns ſehnt man ſich immer nach einem weiß geſcheuerten Holztiſch, einem paſſenden Stuhl dazu und vier gekalkten Wänden.“

Hatte ſie das geſagt, um paradox zu ſcheinen, oder täuſchte Eugen ſich, zog wirklich ein Schatten über ihr Geſicht — kam wirklich zuweilen ein Durſt nach Einfachheit in ihre Seele?

Sie fühlte den aufmerkſamen Blick auf ihrem Geſicht. Sofort kam der Reiz über ſie, wieder einmal etwas „unvergleichlich Originelles“ zu thun.

„Im Grunde weiß ich gar nicht, weshalb ich nicht vor Herrn Hesberg, da er ſchon einmal dein Freund iſt, meine Angelegenheit beſprechen ſoll. Es handelt ſich um eine Heiratsgeſchichte, und das iſt für ledige, junge Herren ſo oder ſo immerhin auch lehrreich,“ ſagte ſie.

„Wer will denn heiraten?“ fragte Marie-Luiſe etwas beunruhigt.

„Wer ſoll oder wer kann heiraten, frage lieber. Ich, mit deiner Erlaubnis. Herr Aſſeſſor, fühlen Sie Marie-Luiſen an den Puls — beſchleunigtes Tempo, was? Senſationelle Wirkung. Ja wohl, ja, ich habe einen Heiratsantrag gehabt,“ erzählte ſie triumphierend und lachend, als ſei dies der neueſte Witz.

„Ich darf ja mitſprechen,“ ſagte Eugen und ſah ſie feſt an, „da Sie ausdrücklich meine Gegenwart billigten. Erſtens, ſcheint mir, erzählt man das nicht, und zweitens iſt dies doch wohl kein ſenſationelles Ereignis.“

„Oh, für mich doch,“ brachte ſie ſo unbefangen vor, daß Eugen wieder einmal nicht wußte, war dies Naivität oder Mangel an Weiblichkeit. „Es iſt mein erſter Antrag, und Gott weiß, ob's nicht mein einziger bleiben wird. Ah, Sie haben gedacht, Manuela Alling teilt alle Winter ihr Dutzend Körbe aus? Marie-Luiſe, dein Freund iſt himmliſch unerfahren in meiner Welt. All die Herren Schriftſteller, Journaliſten, Künſtler, die ſind keine Bewerber — mit denen kann man ſich ſehr gut amüſieren. Aber heiraten! Du meine Güte! Entweder ſie wollen Geld haben und ich habe keins, oder ſie lieben und wollen Gegenliebe, und ich bin nicht für Herz und Hütte, denn ſelbſt bei dem erfolgreichſten und beſtbezahlten Autor hat man doch ſeine Gänſeleberpaſtete und ſeinen Heidſieck nicht lebenslänglich garantiert. Ohne das komme ich aber nicht aus. Nun, und die Söhne von all den großen Bankiers, die müſſen ebenſo viel Geld mitbekommen, als ſie einbringen. Mein Vetter Fritz Seligmann ſagte noch neulich: ‚Manuela, wenn du deine hunderttauſend Mark Revenüen hätteſt, wie ich, könnten wir ſchon heiraten, mit zweimalhundert pro anno kämen wir wohl durch, ja, wenn's auch nur zuſammen hundertfünfzigtauſend wären — die Liebe lehrt ja auf manches verzichten. Aber ſo — — ſchade.‘ Das iſt der Standpunkt.“

Eugen ſah ſie ſo erſtaunt an, daß Manuela hell auflachte.

„Ach — das iſt himmliſch! Sie haben gedacht, ich bin eine gute Partie — ich ſehe Ihnen an, daß Sie es gedacht haben. Was meine Mitgift anbelangt — grande misère ouverte.“

„Manuela!“ ſagte Marie-Luiſe verweiſend. Aber ſie war nun einmal im Zuge.

„Somit iſt doch mein Vetter Iſidor Seligmann ein Charakter. Er hält um mich an und weiß, daß ich ſchauderhaft viel Bedürfniſſe habe. Ich bin ſo äſthetiſch. Ich kann nur ſchöne Kleider tragen, und womöglich von einem Schnitt, der durch mich in die Mode kommt; ich kann nicht aus dicken Taſſen trinken und mir eine ſchlecht angerichtete Schüſſel von einer Küchenfee mit roten Händen darreichen laſſen. Ich kann mich nicht unbemerkt in der Menge verlieren und wenn ich wo erſcheine, will ich ſehr beachtet ſein. J'aime être la

première. Isidor bietet mir alles, alles. Und tausen will er sich sogar lassen."

„So bist du entschlossen, ihn zu nehmen?" fragte Marie-Luise.

„Als ob das so leicht zu sagen wäre," rief Manuela.

Eugen fühlte, wie er bleich geworden war. Seine ungestüm erwachten Wünsche hatten ihm gestern allerlei Hoffnungen vorgegaukelt, daß er doch noch Gold entdecken würde. Und nun vernichteten diese schönen, herbgeschürzten Lippen wieder alles!

Manuela erhob die gespreizte Linke und zählte mit dem Zeigefinger der Rechten an den Fingern der Linken die Gründe für und gegen her.

„Erstens wird mir nicht ganz wohl, wenn ich auf meiner künftigen Karte mir denke: Frau Isidor Seligmann. Zweitens, es wäre so gar kein changement de décoration dabei, und den will man doch haben, wenn man heiratet; so ein bißchen, ein ganz bißchen mal was anders. Aber ich bliebe im selben Kreis unter all denselben Menschen, gäbe ebensolche Gesellschaften wie meine Eltern, führe nach wie vor in jede Première, bekäme meine Kleider von Madame Dutaine und meine Hüte von Madame Marguerite aus Paris. Nur, daß sich das ganze Programm in der Tiergarten- anstatt in der Drakestraße abspielt. Und eine so bloß als Wohnungswechsel frisierte Heirat — cela ne vaut pas la chandelle. Drittens, der Isidor würde mir keine Schande machen, er ist ein geschmackvoller Mensch, sehr taktvoll, wirklich merkwürdig taktvoll, und er würde nur sehr chiken Frauen aus der Gesellschaft den Hof machen. Er würde mir untreu sein, aber mit Diskretion. Eine Balleteuse thäte er mir nicht an."

„Manuela!" rief Marie Luise warnend. Da zog ein bitteres Lächeln über das schöne Gesicht.

„Was willst du," fragte sie, „soll ich thun, als kennte ich das Leben nicht? Schon wie ich ein kleines Mädel war, kam ich mit in den Salon und auf Reisen. Wo sollten meine Eltern mich auch lassen. Geniert hat sich kaum jemand im Gespräch vor meinen Ohren. Soll ich nun thun, als wüßt' ich nicht, wie's im Leben zugeht!"

„Armes Mädchen," dachte Eugen, „wer wird dir wiedergeben, was man dir im Werden ertötet: Weiblichkeit und Jugend?! Kann solch Wunder geschehen?"

„Mein Fräulein," sagte er mit einer so schmerzlichen Stimme, daß Marie-Luise ihn mit großen Augen ansah, „nicht überall ist das Leben, sind die Menschen so, wie Sie gelernt haben beides anzusehen."

„Also alles in allem, du bist entschlossen?"

„Bitte," sprach Manuela, „ich habe zwei Gründe dagegen angeführt und nur einen fragwürdigen Milderungsgrund. Fahren wir fort."

Nein, das hätte Eugen nicht ertragen! Er war leichenblaß.

„Da ich," sagte er schnell, „Zuhörer und Zeuge dieser merkwürdigen Erwägungen sein durfte, mag es mir gestattet sein, einen Rat zu geben."

„Der um so unbefangener sein wird, als Sie Herrn Isidor Seligmann nicht kennen," sagte Manuela. Aber der spöttische Ton wollte nicht heraus. Sie sah willenlos in die flammenden Augen des Mannes ihr gegenüber.

„Sie dürfen dem Manne Ihre Hand nicht reichen!" sprach er fest.

„Und warum nicht? Weil ich ihn nicht liebe? Mit einem so altmodischen Grund werden Sie mir nicht kommen. Ich bin fin de siècle."

Das ihm so tief widerwärtige Wort stieß seine letzten Bedenken um.

„Es gibt Augenblicke, wo man kein Mann mehr wäre, wenn man nicht wahr sein wollte. Das Gespräch ist ungewöhnlich — nun denn, auch meine Offenheit sei es!

Ich kenne diesen Isidor Seligmann nicht, aber ich kann ihn nicht achten, weil er um einer Heirat willen seinen Glauben wechseln will. Man kann nach heißen Kämpfen eine Glaubensform verneinen und sich zu einer neuen emporringen, — ich verachte weder den Zweifler noch den Renegaten. Gerade je überzeugter ich meiner Religion anhänge, um so mehr darf es mich erfreuen, wenn ich ihr eine ehrliche Seele neu gewonnen sehe; aber um einer schönen Frau einen Gefallen zu thun, — wie man etwa die Barttracht ändert, oder sein Domicil wechselt, sich aus so äußerlichen Gründen einer Kirche nahen, das ist — verzeihen Sie — eine Infamie!"

Marie-Luise sah den Mann mit beglücktem Herzen an.

Sie aber, der dieſe Worten galten, war mehr betroffen als erzürnt. Dergleichen hatte ſie weder je erörtern hören, noch wohl ſelbſt darüber nachgedacht.

„Wie unbarmherzig Sie mit dem armen Menſchen ſind," ſtammelte ſie.

„Unbarmherzig? Ja, mit den feilen und feigen Geſinnungen ſoll man es ſein. Das iſt des Mannes Pflicht. Der Kampf, ſelbſt noch für einen Irrtum, iſt was Erquickliches gegen das Schaufpiel," rief Eugen und man ſah ihm unſchwer einen tiefen Ekel an. „Der ärmſte Schnorrer, der gerade in dieſen Zeiten ſeinen Namen Itzig mit Würde trägt und treu um ſeiner Väter Glauben willen duldet, iſt ein Held und Märtyrer, der Ihren Iſidor Seligmann verachten darf."

Es war Manuela, als ſähe ſie in eine neue Welt — als wehe der Atem einer anderen Zone ſie an.

„Sie lehren mich die Menſchen ſehn, die um mich ſind," flüſterte ſie vor ſich hin.

Er hörte das Wort und heiß ſtieg es in ihm auf. Er wollte ſie retten — retten — — —

„Und täuſcht' ich mich ſelbſt," ſprach er mit erhobener Stimme, „wäre es ihm gar Ernſt mit der Taufe — dennoch wäre er kein Mann, den Sie achten könnten — weil er Sie — nicht achtet!"

„Er achtet mich nicht!" rief Manuela und ſah ihn faſſungslos an. „Wie wiſſen Sie das, wie werden Sie mir das beweiſen! Ein Mann, der mir ſeinen Namen, ſein Vermögen, ſein Leben zu Füßen legt —"

Eugen wurde bleich. Er fühlte, was er jetzt ſagen mußte, konnte ſie für immer zu ſeiner unverſöhnlichen Feindin machen.

„Weil er es wagt, Ihnen einen Heiratsantrag zu machen, ohne Sie zu lieben."

Manuela lachte auf — unſicher und kurz.

„Nein, er liebt Sie nicht. Im beſten Fall iſt er verliebt in Sie, oder in den Umſtand, daß Sie als ſchönes, originelles und pikantes Mädchen — oder welche Tugenden man Ihnen in Ihren Salons ſonſt noch beilegen mag — gerade Mode ſind und das Haus Iſidor Seligmann ſehr chic zu führen wiſſen werden. Es iſt ein Rauſch, an deſſen Ende Ihre kranke Phantaſie ſchon heut ſelbſt eine Untreue, wenn auch eine „geſchmackvolle" ſieht. An Ihrer Seele nimmt er keinen Teil! Sonſt hätte er Ihnen, bevor er es unternahm, ſein Herz für ewig mit dem Ihren vereinen zu wollen, erſt ein Wort zugerufen — ein Wort, welches ich Ihnen ſagen würde, wenn ich Sie liebte und zu erringen trachtete. Ein Wort, von deſſen Erfüllung es abhängen würde, ob ich Ihnen mein Leben anheimgeben könnte."

Er war aufgeſtanden. Die Frauen auch. Eine ungeheure Spannung machte alle drei faſt atemlos.

Manuela hielt mit ihren eiskalten Händen den Arm der älteren Freundin umklammert.

Ihr war, als ſolle ſie einen Schlag empfangen und ſuchte nach Schutz.

„Welches Wort?" fragte ſie ſtammelnd. Er trat nahe an ſie heran.

„Werde zum Weib!" ſprach er.

Totenſtille trat ein.

Marie-Luiſe hatte die Lider geſchloſſen, wie um die Bilder von ſich abzuwehren, die plötzlich vor ihr erſtanden.

Manuela aber ſchaute immer ſtarr in die gebieteriſchen Augen, die voll auf ihr ruhten.

Der Mann ſah es, daß ſein Wort wie ein ſchwirrender Pfeil geweſen war, der dem hochmütigen Mädchen eine fürchterliche Wunde beigebracht. Aber weder Mitleid noch Reue trübten ſeine Seele. Feſt und flammend ſah er ſie an, als wollte er ſagen: „ich kann dich retten, mein Wille iſt feſt — aber ich bin kein Menſch, das Ungeſunde zu ertragen."

Marie-Luiſe aber, die in dieſer letzten, Viertelſtunde ſein ganzes Weſen erkannt hatte und eine Wonne der Demut vor ſeiner Männlichkeit empfand, wußte jetzt, daß ſie ihn liebte.

Das Anſchauen aus der Nähe hatte das Phantom zu keiner alltäglichen Erſcheinung aufgelöſt, ſondern ihr den Anblick eines ganzen Mannes gewährt.

Und dies allein hatte ihr das Leben nie vergönnt gehabt.

Wie ein ſtummes Gebet ſtieg es in ihr auf.

„Wenn ſich mir ſein Herz zuwenden wollte!"

Aber zugleich mit dem Wunſch gebar ſich in ihr die Furcht, daß es niemals ſo ſein werde.

Die lange Stille dauerte fort. Nie-

Der Genius der Baukunst. Grabdenkmal von Barrias.

mand wagte ein Wort und hätte auch das rechte zu finden gewußt.

Da kam die Erlösung von außen. Die Glocke der Korridorthür ertönte heftig und langgezogen. Eine Minute später trat der Diener ins Zimmer mit einer Depesche.

Marie-Luise nahm sie, Eugen und Manuela sahen ihr zu und bemerkten, daß die ohnehin schon so bleichen Züge einen Ausdruck leidvollen Schreckens annahmen.

„Ich muß — gleich — fortfahren," stammelte sie.

„Was ist Dir?" rief Manuela und begann heftig zu weinen, indem sie der Freundin um den Hals fiel. Diese Thränen galten in keinem Fall dem ihr noch

unbekannten Grund von Marie-Luisens Schreck.

Wie ein Nachtwandler durch einen Anruf geweckt wird, so war die Traumbefangenheit von Manuelas Seele durch das erste laute Wort zerrissen nnd löste sich in Thränen.

„Ich muß noch heute gleich nach Wannsee hinaus — laß mich — ich will Befehl geben — Williams."

Die Gesellschafterin, welche immer in der Nähe, aber nur bei sehr lautem Ruf in Gehörweite war, erschien mit ihrer würdevollen Haltung und dem tödlich gleichgültigen Gesicht in der Thür.

„Lassen Sie für einige Tage Kleider und Wäsche zusammenpacken. Fritz soll einen Wagen holen. In einer halben Stunde fahre ich fort."

Sie ging an ihren Schreibtisch; während Manuela schluchzend in einem Sessel lag, und Eugen ratlos und verwundert dastand, packte Marie-Luise Papiere und Bücher zusammen. Man sah, sie wollte auch eine angefangene schriftstellerische Arbeit mitnehmen.

„Du sollst nicht allein, ich will mit, laß mich mit," flehte Manuela, die garnicht wußte, worum es sich handelte, aber in der ersten unsicheren Stunde ihres Lebens sich an die Freundin klammern wollte.

Eugen sprach ruhig:

„Ich verstehe nicht was vorgeht, meine gnädige Frau, ich begreife nicht, was Sie jetzt abends sieben Uhr noch nach Ihrer Villa hinausrust, die doch wohl in winterlicher Verlassenheit dasteht — allein, wenn sich irgend etwas ereignet hat, wobei Sie den Rat oder gar die Gegenwart eines ergebenen Mannes brauchen, verfügen Sie über mich."

„Brennt deine Villa?" fragte Manuela unter Thränen.

„Nein — ein Ereignis — meine alte Einhüterin ist krank geworden," murmelte Marie-Luise, und man sah ihr an, daß sie aus Verlegenheit log und litt, weil sie lügen mußte.

Eugen wurde sehr aufmerksam und sah die Frau an, welche ihm so wahr und rein erschienen.

„Da bei dir in Wannsee ist doch alle Augenblicke etwas los," sprach Manuela, „wie oft fährt Papa mit dir hin! Aber heut laß mich — bitte — bitte — auch — meinetwegen!" fügte sie fast unhörbar hinzu.

Herr Alling fuhr sonst mit ihr — also bedurfte sie dort eines Mannes. Eugen sagte noch einmal:

„Darf nicht ich Sie begleiten? Eine Dame allein — bei dem Sturm, der draußen herrscht — und die Ankunft in Wannsee — vielleicht ist Ihr Haus weit von der Bahn — —"

Er verwirrte sich ein wenig. Denn plötzlich tauchte in seiner Erinnerung die Verpflichtung des heutigen Abends auf: eine angenommene Einladung zum Thee beim Geheimen Regierungsrat von Mohrbutter, wo die Hausfrau Piano, der Sohn Violine spielte, drei Cousinen sangen und nachher getanzt wurde.

Die Gewohnheit ist so stark selbst in unabhängigen Menschen: der Gedanke bei einem im Rang über ihm stehenden Beamten mit einer Lüge im letzten Moment absagen zu müssen, spielte plötzlich unruhig durch seinen Kopf. Denn einer Lüge bedurfte es; er konnte doch nicht auf einer Rohrpostkarte sagen, daß er mit Marie-Luise Sandbach in einer für ihn geheimnisvollen Angelegenheit nach Wannsee fahre.

Wenn es sich darum gehandelt hätte, Manuela zu begleiten, würde er wahrscheinlich die ganze Familie Mohrbutter so ganz vergessen haben, daß er ohne Entschuldigung ausgeblieben wäre.

Während er zum zweitenmale seinen Schutz anbot, stand Marie-Luise und sah ihn eigentümlich an.

In ihr war ein großer Kampf. Sollte sie ihn mitnehmen und ihm gleich das Elend ihres Lebens enthüllen — würde der Schreck ihn zurückstoßen oder das Mitleid ihn ihr näher bringen?

Beide Erwägungen verflogen in nichts vor der Gewißheit, daß sie vor ihm, den sie liebte und zu dem sie emporsah wie noch zu keinem Menschen, keine Schleier tragen wolle.

Ein Geheimnis kann unter gewissen Umständen zur Lüge werden, wenn es unter zwei Menschen besteht, die einander Freunde sind.

Marie-Luise fühlte, daß sie vor dem Manne kein Geheimnis haben dürfe, dessen Herz sich zu gewinnen ihr heißer Wunsch war.

„Ich nehme Ihr Anerbieten an. Ja,

begleiten Sie mich. Sie können mit dem letzten Zug zurückfahren," sagte sie fest.

Also sie bedurfte seiner — vor der Gewißheit, einer schmerzlich bewegten Frau nötig und nützlich zu sein, verschwanden alle Bedenken bezüglich der Mohrbutter'schen Einladung.

„Ihr verzeiht," bat Marie-Luise, nun mit einem blassen Lächeln von Freude, „ich bin in fünf Minuten wieder da."

Sie nahm ihre Papiere in den Arm und ging hinaus.

„Ich habe eine Absage zu schreiben," sagte Eugen zögernd, „glauben Sie, daß ich hier — —"

Manuela kam heran.

„Da sind Rohrpostkarten und Couverts," sagte sie mit kaum hörbarer Stimme.

Eugen schrieb an Marie-Luisens Schreibtisch an den Geheimen Regierungsrat von Mohrbutter, daß eine unerwartete und wichtige Angelegenheit ihn verhindere zu erscheinen. Er sagte den Damen Verbindlichstes und schloß erleichtert das Couvert.

Manuela zog es ihm aus der Hand. „Ich habe unten meinen Wagen und meinen Diener. Ich fahre nun nach Hause und besorge Ihnen unterwegs das."

Die thränenverschleierte Stimme erschütterte ihn. Er sprang auf und sah in das schöne Gesicht — das aber in diesem Augenblick gar nicht „schön," sondern vom Weinen zerstört war.

Er konnte nicht sprechen. Er konnte sie so wenig um Vergebung bitten, wie ein Arzt den Kranken, den er operiert hat. Das Wort „Verzeihung" wäre ein Zurücknehmen gewesen.

Und das war nicht Eugens Art, Worte zurückzunehmen, die er aus heiligster Überzeugung gesagt.

Er begnügte sich, die Hände zu küssen, die kalt wie Eis waren.

„Sie haben mir den Boden unter den Füßen weggezogen," sagte sie leise und schmerzlich.

„Ich will Ihnen helfen, einen neuen, sicheren und gesunden Standpunkt zu finden," rief er mit Feuer.

Sie schüttelte das Haupt.

„Nein," sprach sie, „was ich in mir aufgenommen von Jugend an, kann nicht hinweggewischt werden aus meiner Seele. Ändern kann ich mich nicht mehr."

„Das sagen oft Kranke: ich kann nicht mehr genesen. Wille und Erkenntnis vermögen alles!" sprach er mit Nachdruck.

Sie errötete. Das machte sein Herz klopfen und gab ihm selige Hoffnungen. Aber während sein Auge wieder eindringlich ihren Blick suchte, flammte plötzlich etwas in ihren Zügen auf: wieder erwachte Hochmut, die Lust sich für empfangene Demütigung zu rächen.

„Ich bin nicht krank. Ich bin nur eine andere Art, die Sie einfach nicht verstehen, das ist alles," sprach sie im leichtesten Ton. „Wenn Ihnen die Art nicht zusagt — über den Geschmack läßt sich nicht streiten. Guten Abend, Herr Regierungsassessor!"

Sie ging hinaus, eine schnell verrauchende Freude im Herzen darüber, daß sie ihm wehgethan und ihn zurückgestoßen habe.

Sie ahnte nicht, daß der Mann im Gegenteil von dem eisernen Entschluß erfüllt war, ihre Seele in seine Gewalt zu bekommen und sie zu läutern im Feuer eines ehrlichen Kampfes.

7.

Der Regen schoß in schrägen Linien, die eher sausenden Pfeilen als fallenden Tropfen glichen, am Coupeefenster hin. Das Rasseln des Zuges überdröhnte das Heulen des Sturmes. Draußen war, wenn nicht gerade die Lichter eines Vororts wie glanzlose gelbe Punkte vorbeiflogen, schwarze Nacht, so daß die Fensterscheibe wie ein Spiegel wirkte, in welchem das Coupee sich abmalte.

Marie-Luise und Eugen waren nicht allein. Sie konnten kein Wort sprechen, und Eugen war noch völlig im Unklaren über den Zweck der Fahrt. Zwei Damen teilten mit ihnen den Raum, sie waren mit Paketen beladen und rechneten in ihren Notizbüchern nach, ob ihre Ausgaben mit dem Kassenrest stimmten und ob sie auch alle Besorgungen erledigt hatten. Mit einemmal entdeckte die eine der Damen, daß sie etwas vergessen habe, das ihr natürlich jetzt als das Wichtigste erschien. Sie konnte sich nicht begreifen, verstand sich nicht mehr — bei ihrem Gedächtnis, das sonst die Zuverlässigkeit selbst sei — — — sie stand verzweifelt auf und gebärdete sich so, daß Eugen

schon erwartete, sie würde die Notleine ziehen, um noch zu Fuß zurückzukehren.

Er sah Marie-Luise an. Sie lächelte ihm leise zu.

Die beiden Damen hatten nun einen neuen und unerschöpflichen Gesprächsstoff, festzustellen, wie es gekommen sei, daß man habe dergleichen vergessen können, und sie erzählten einander wunderbare Beispiele von ähnlichen Gedächtnissünden.

Sie offenbarten ahnungslos eine so platte Genügsamkeit des Geistes und eine solche Dürftigkeit des Gedankenlebens, daß Marie-Luise sich in Betrachtungen verlor, ob man solche Leute beneiden oder bemitleiden müsse.

Eugen, der einen Sinn für das Komische in der Beschränktheit besaß, hörte genau zu. Um seinen ausdrucksvollen Mund spielte ein gutmütig-spöttisches Lächeln.

„Aber wie ist das nur möglich gewesen?" rief die eine uud hob die Hände wie in höchster Exaltation des Erstaunens.

Die andere nickte tief bedeutungsvoll: „Ja, das fragen Sie man noch mal, wie das möglich gewesen ist!"

„Die Hauptsache vergessen!"

„Die Hauptsache vergessen!"

„Was machten Sie aber?"

„Was sollt' ich machen? Ich telegraphierte an Martiny, daß er eine Pastete per Eilpost schicken muß. Aber Sie können sich ja meinen Mann denken — der reibt es mir heut noch unter die Nase."

„Ja so was ist für die Männer! Als wenn sie nie was vergessen."

„Ja, die Männer vergessen viel mehr. Da sprechen Sie ein wahres Wort aus, die vergessen viel mehr —"

Marie-Luise seufzte vernehmlich. Zum Glück gellte gerade ein Lokomotivenpfiff durch die Nacht.

Der Frau begann es in allen Nerven zu zucken. Wenn man selbst unter dem Atlasgewicht von Schmerzen erliegt, kann man jäh von Ungeduld erfaßt werden, über jemand, der um eine verloreue Stecknadel weint. Eine Viertelstunde hatte Marie-Luise das Geschwätz angehört und belustigend gefuuden. Mit einemmal erschien es ihr unerträglich.

„Gott sei Dank, da sind wir," sprach sie aufatmeud.

Die Thür ward aufgerissen, ein Windstoß fuhr den Aussteigenden entgegen.

Eugen war noch nie hier gewesen und fand die Situation sehr wenig angenehm.

Der Sturm faßte den schweren Mantel Marie-Luisens, und ihr kleines Hütchen, obschon sie einen Schleier darum geknüpft hatte, mußte sie mit beiden Händen festhalten.

Eugen war darauf angewiesen, ihr zu folgen, anstatt ihr dienen zu können. Sie ging an das Stationsgebäude und fand einen Mann, der ihr den Koffer nachtrug.

Dann schritt sie durch die Anlagen, an einem Gebäudekomplex vorbei, welcher Eugen eine Wirtschaft zu sein schien, die jetzt geschlossen war, und bog in einen Weg ein, der sich oberhalb des Sees hinzuziehen schien. Dann kam es Eugen vor, als blitze zwischen den Kiefern, die sich im Winde bogen, schwarzmetallisch Wasser auf.

„Ich fühle mich vollkommen überflüssig," sprach er, „wollen Sie mir nicht wenigstens gestatten Sie zu führen?"

Marie-Luise nahm sofort seinen Arm und während sie und Eugen jedes mit der freien Hand ihre Hüte festhielten, mußten sie unwillkürlich sehr eng nebeneinander gehen, wenn sie miteinander sprechen und sich verstehen wollten.

„Sie geben mir alles durch Ihre Gegenwart," sagte sie ehrlich. „Geradezu helfen können Sie mir nicht. Von Ihnen geht ein Hauch von Frische und Kraft aus und belebt mich. Dafür danke ich Ihnen."

Eugen war ein wenig verlegen. Dies warme Lob beglückte ihn, aber auf so viel Offenheit wußte er nicht zu antworten.

Er drückte ihren Arm an sich und sprach nur:

„Sie machen mich stolz."

Zuweilen tauchte aus dem kahlen Geäst zu ihrer Rechten ein weißschimmernder Bau auf — irgeud eine Villa in Winterruhe. Gitter von verschiedenen Mustern säumten den Weg ein und bekundeten, daß Garten an Garten sich hier aneinander reihte. In einzelnen Häusern war auch Licht und Leben. Das Paar kounte nicht flott ausschreiten, denn der Wind war ihm entgegen, und jetzt begannen auch große und schwere Tropfen zu fallen und schlugen ihnen in die Gesichter. Am Himmel war kein Stern zu sehen.

Die kleinen Marktschiffer. N
(Photographieverlag der Pf

ch dem Gemälde von Ludwig Passini.
tographischen Union in München.)

Nun stand Marie-Luise vor einer Gitterpforte still und öffnete sie. Der Mann mit dem Koffer, der schwertretend hinter ihnen hergestapft war, kam heran.

„Wir sind da. Dies ist mein Haus," sprach Marie-Luise leise.

Das Haus, ein viereckiger Bau mit drei großen Fenstern zwischen breiten Wänden und einem Stockwerk über dem Parterre, lag in dunklem Schweigen. Die Glocke, die man jetzt drinnen anschlagen hörte, nachdem Marie-Luise auf den Knopf neben der Hausthür gedrückt, gab nur einen gedämpften, kurzen Ton von sich. Aber drinnen mußten wachsame Ohren gelauscht haben, denn gleich darauf und ohne daß die draußen Lauschenden einen Schritt gehört hätten, öffnete sich die Thür.

Eugen fühlte Licht und Wärme, die ihm entgegenschlugen, als förmliche Erlösung.

Eine Frau mit einer Petroleumlampe in der hocherhobenen Hand stand vor ihnen. Sie konnte noch nicht alt sein, vielleicht vierzig Jahr, ihr schwarzes Haar war glatt gescheitelt, ihr Antlitz bleich, ihre Augen dunkel und klug, der Ausdruck sehr ernst. Das schwarze Kleid ähnelte einer Ordenstracht, der weiße Kragen am Halse war von einer weißen Brosche geschlossen, auf der man ein rotes Kreuz sah.

„Wie geht es?" fragte Marie-Luise hastig.

„Ein wenig besser. So daß es mich fast reut, Sie gerufen zu haben. Aber auch sonst war Ihr Kommen nötig," sprach die Frau.

„Ludolf?" fragte Marie-Luise mit dem Ausdruck erwachenden Schreckens.

„Ist seit drei Tagen nicht mehr herausgekommen."

Marie-Luise sagte nichts. Nur ein leises Stirnrunzeln zeigte sich, und ihre Augen blickten finster.

„Kommen Sie, mein Freund. Bitte, liebe Jenny, Sie lohnen den Mann ab. Ich mache Sie nachher mit unserm Gast bekannt. Das Mädchen muß wohl den Koffer mit anfassen."

Eugen folgte nun ihrem Wink in der unangenehmen Stimmung jemandes, der sich plötzlich in eine ihm ganz fremde Umgebung versetzt sieht und bei jedem Schritt fürchtet, eine Taktlosigkeit oder Thorheit begehen zu können. Er ging leise, unwillkürlich, weil Marie-Luise so that und die Frau, welche mit Jenny angeredet worden war. Er bemerkte auch noch, daß ein Dienstmädchen mit dem Mann den Koffer, ebenfalls ganz geräuschlos, die Treppe hinauf schleppte.

War ein Sterbender oder Todkranker im Haus? Warum sagte Marie-Luise nicht mit ein paar einfachen Worten, worum es sich handelte?

Sie ließ ihn in ein Zimmer, welches nach hinten hinausging.

„In einer Viertelstunde bin ich bei Ihnen," sprach sie hastig, „und dann will ich Ihnen alles sagen."

Eugen sah sich um. Ein großer Ofen, dem noch zur Dekoration ein Kamin vorgebaut war, strahlte Wärme aus, in dem Kamin loderte Feuer. Der ziemlich große Raum war etwas nüchtern ausgestattet, einige Möbel standen darin, im Geschmack der letzten siebenziger Jahre. Unter der Lampe, die hellbrennend vom Plafond herniederhing, stand ein noch nicht ganz fertig gedeckter Tisch. Der Charakter des ganzen Gemaches glich ein wenig dem eines Wartezimmers erster Klasse. Man sah, daß es nur auf kurze Stunden benutzt, aber nie bewohnt wurde.

Eugen hob den Vorhang, der dicht und schwer das einzige Fenster verhüllte. Er bemerkte, daß es kein Fenster, sondern eine Thür war und daß ein Balkon klein und viereckig draußen vorsprang. Wie er so hinausschauend und die Hände an die Schläfen haltend, um das Licht abzusperren, allmählich die Dunkelheit etwas durchdrang mit seinen Blicken, konnte er doch so viel feststellen, daß über einen terrassenartig sich htnabstufenden Garten hinweg man bei Tag unten den See liegen sehen müsse und daß die Aussicht sehr schön sein werde.

Ihm war, als höre er über sich leichte Schritte und als fiele aus dem Fenster über ihm ein Lichtschein auf die kahlen Wipfel.

Er sah, wie sich das Geäst vom Wind hin und her peitschen lassen mußte, sah einen hellen Schimmer in der wogenden Krone einer Kiefer, und dann tauchte alles in Nacht zurück. Das Licht oben erlosch, der Schritt verklang.

Eine schier unheimliche Ruhe lag über dem Hause, nur von draußen tönte das Heulen des Nordwest.

Eugen verlor sich in Träume, die Ge-

danken gingen ihm zurück zu jener Stunde vorhin, wo Manuelas Thränen ihm verraten hatten, daß er sie zu erschüttern vermocht. Und an diese erste, kurze Macht, die er über sie gewonnen, klammerten sich seine hoffenden Gefühle.

Wie lange er so gestanden, wußte er nicht. Er hörte mit einemmal eine sanfte Stimme hinter sich sagen: „Mein lieber Freund!“ Er wandte sich um und blieb erstaunt stehen.

Marie-Luise war zurückgekehrt, aber sie trug das gleiche schwarze Kleid, denselben weißen Kragen und dieselbe Brosche mit dem roten Kreuz wie die andere Frau. Ein fast verlegenes Lächeln spielte über ihre bleichen Züge.

„Sie sind mißgestimmt über die geheimnisvoll-abenteuerliche Art, wie ich Sie hierher gelockt habe und nun vor Ihnen erscheine?“ fragte sie gedrückt.

Eugen errötete. Daß sie seine kurze mißmutige Erregung erraten, beschämte ihn fast.

„Kommen Sie,“ bat sie leise und schob, ehe er ihr helfen konnte, die Stühle vor dem Kamin zurecht.

„Was werde ich hören?“ fragte er und setzte sich ihr gegenüber.

Marie-Luise saß auf einem niederen Lehnstuhl, die Hände auf den Knieen gefaltet, und ihre Blicke sahen dem Spiel der Flammen zu. So blieb sie unbeweglich, trotzdem von ihren Lippen Worte kamen, die Eugen frösteln machten.

„Dieses Haus verbirgt das Elend meines Lebens. Ich habe einen Sohn. Er lebt hier mit seiner Pflegerin. Dieser Sohn ist vierzehn Jahre alt. Die Natur hat ihm das Licht des Verstandes versagt. Er hat nur Instinkte — keine Gedanken.“

Ganz eintönig sprach sie und wandte keinen Blick von den Flammen.

„Einen Sohn?“ fragte Eugen langsam, „einen kranken Sohn — und Sie leben nicht mit ihm, bewachen ihn nicht Tag und Nacht?“

Er war auch der einzige Sohn seiner Mutter und er entsann sich wohl ihrer verzehnfachten Liebe und Hinopferung für ihn, in Zeiten, wo er krank gewesen. Und dieser Sohn hier im Hause war immer krank, also immer der Pflege bedürftig, und seine Mutter sah ihn nur in gewissen Zwischenräumen — fast heimlich?

„Es ist ein Fall, über den man nichts sagen darf, wenn man nicht alles sagen will,“ fuhr sie fort, „und ich habe beschlossen, Ihnen alles zu sagen.“

Eugen fiel es nicht ein zu fragen: „warum mir gerade dies Vertrauen?“ Er fühlte nur das ganz sachliche Interesse eines denkenden Menschen, der eine ungewöhnliche Lebenslage kennen lernen und beurteilen soll.

„Zunächst also eine Bemerkung, damit Sie mich nicht anhören in dem Vorurteil, ich erfülle meine Mutterpflicht schlecht. Mein kranker Sohn erträgt meine Nähe nicht. Dies ist eins von den unergründlichen Rätseln der Natur. Meine Gegenwart bringt ihm eine Unruhe der peinlichsten Art. Es ist, als übertrüge sich die Qual meiner Seele auf ihn mit. Weil ich ihm nicht gleichgültig nahen kann, wirkt meine Nähe auch nicht gleichgültig. Selbst in dieser täuschenden Verkleidung merkt er, daß nicht der Friede an seinem Bett steht. Nur den Schrecken über eine äußerlich fremde Erscheinung erspare ich ihm für den Moment meines Eintretens. Mit der Wachsamkeit tierischer Instinkte errät er doch alsbald, daß ein ihm Störendes in diesem Gewand versteckt ist. Der Arzt sagt mir: finden Sie sich in das Schicksal und nehmen Sie es kaltblütig, vergessen Sie, daß der Junge Ihr Sohn ist, und er wird Ihre Gegenwart ertragen.“

„Und er ist Ihr einziges Kind!“ sagte Eugen mit leisem Schaudern.

Marie-Luise hörte das Mitleid in seinen Worten gar nicht. Eine wunderliche Lust kam über sie — die Lust zu sprechen — sich ihr eigenes Leben in schmerzlicher Deutlichkeit vorzumalen, mit ihren eigenen Ohren die grausamen Worte zu hören, die sie von sich sprechen wollte — mußte. Die Notwendigkeit aufzuschreien war über sie gekommen. Ihr festverschlossenes Wesen öffnete sich, und aus allen Fugen und den geheimsten Spalten kochte es auf in Gram und Empörung.

„Jung hatte ich mich vermählt und aus ehrlicher Neigung. Auch ein Wahn ist eine Ehrlichkeit. Menschen, die sich selbst belügen, sind keine Lügner. Gebt mir ein Wort, ein ganzes und erschöpfendes Wort für die Fähigkeit eines glück- und liebeheischenden Menschen, mit seinem eigenen

Feuer einen leeren, toten Körper so zu überstrahlen, daß auch er aussieht wie ein von innnen durchleuchteter Mensch! So ehrlich hab' ich meines Mannes Wesen durchleuchtet, bis ich es anders sah, als es war und in so falschem Schein ihn mir gewählt. Langsam sah ich dann die Wirklichkeit. Ich klage nicht über sie. Wollen Menschen nebeneinander und miteinander nützlich, friedlich walten, so sollen sie einander ertragen, aber nicht umgestalten wollen. Gott gab mir die merkwürdige Kraft, es als kein Unglück zu empfinden, daß ich mich getäuscht hatte. Denken Sie — ich sah nur eine neue Aufgabe aus dieser Enttäuschung erwachsen: die, an mir zu arbeiten, damit ich reif genug werde, dann an ihm zu arbeiten. Hierin zeigte sich vielleicht die erste Spur meiner künstlerischen Begabung. Mensch und Künstler sind nicht zu trennen, das ist nicht wahr. Wenn ich in der Kunst eine Seele schildere und entwickle, werd' ich auch im Leben stets den Drang und die Fähigkeit haben, zu bilden, weiter entwickeln zu helfen."

Ein ruhig sinnender Ausdruck breitete sich über ihre eben noch leidvoll bewegten Züge. Eugen sah mit einem Erstaunen, als wohne er einer Offenbarung bei, daß ihre Seele im selben Augenblick von ihrem Schmerz abgezogen ward, als sie an die geheimnisvolle Verknüpfung des Menschlichen mit dem Künstlerischen dachte.

Plötzlich aber schien sie von diesen Betrachtungen sich loszureißen.

„So hätte mein Leben dennoch reich werden können. Denn was ist Daseinsreichtum? Starke Aufgaben haben, an denen alle moralischen Kräfte wachsen! Allein ein Verhängnis, dem gegenüber ich ohnmächtig war, offenbarte sich. Ich hatte in eine geistig degenerierte Familie hineingeheiratet. Mein Mann war krank — willenskrank — wenn ich es so nennen darf. Die Vorstellung, keine Herrschaft über seinen Willen zu haben — ist das nicht schon allein eine furchtbare Krankheit?! Bei jeder Schwächlichkeit, bei jeder Temperamentssünde sich darauf hinausreden: ‚ich habe keine Herrschaft über meinen Willen!' Und das gar mit philosophischen Tüfteleien begründen wollen?! Bin ich noch ein Mensch, wenn ich mich nicht selbst regiere? Wenn ich nicht selbst bis in die Stunden der Schwäche und des Fehls — und wer bliebe frei von diesen — mich begleiten könnte mit dem Bewußtsein: du mußt verantworten und gut machen?!"

Eine heilige Entrüstung flammte aus ihren Augen. Eugen sah und hörte atemlos.

„Nun, als ich sah, daß ich mit seiner Apathie des Willens nicht siegreich kämpfen könne, versuchte ich gerecht zu sein. Ich habe es versucht. Mehr kann nie ein Mensch von sich sagen. Das Gelingen richte Gott! Und aus der Erzieherin ward ich zur Pflegerin. Ich hatte vier Jahre lang einen sterbenden Mann zu hüten. Ehe es ganz so weit kam, blühten tausend süße Hoffnungen in mir auf. Sechs Jahre vor dem Tod meines Mannes ward mir ein Kind."

Sie hielt sekundenlang inne.

„Oh Eugen, mein Freund, Sie haben auch eine Mutter. Eine seltene Frau, deren Herrschsucht Sie manchmal quält. Und wenn sie sich in Tyrannei zu erschöpfen scheint — haben Sie Liebe und Geduld! Welche Stunden hat sie um Ihretwillen durchkostet. Ich meine nicht der Schmerzen! Auch Freuden verbinden, Wonnen verpflichten. Wer mir einmal vollste Seligkeit gegeben, gehört mir bis in alle Ewigkeit. Mag Zeit und Tod ihn von mir trennen, meine Seele trennt sich nie von ihm, sie ist ihm dankbar und fordert immer wieder ihren Anteil, wenn auch nur im süßen Erinnern. Mein Gott im Himmel — wie hattest du mich glücklich gemacht, wie mir gezeigt, was ein Dasein werden könne!

Ein süßes Kind hatte ich, wohlgebildet, mit Blauaugen, in denen noch eine Welt von Träumen zu schlummern schien, mit einem Gesichtchen, wie ein Engel, wie sie jene italienischen Maler schufen, die den Himmel offen gesehen haben müssen, um Reinheit und Unschuld so nachzuschaffen. Und mein ganzes Wesen, allezeit durstig nach Geistesarbeit, von vielleicht herrischem Drang beseelt, einen anderen zu regieren und nach meiner Art gestalten zu helfen, flammte auf im Glück. Ich hatte ein Kind, offenbar gesund an Geist und Körper, ich wollte seiner Erziehung leben!"

(Fortsetzung folgt.)

Leontodon taraxacum.

Von **Paul Lang-Urach.**

Bild von **M. Röbbecke.**

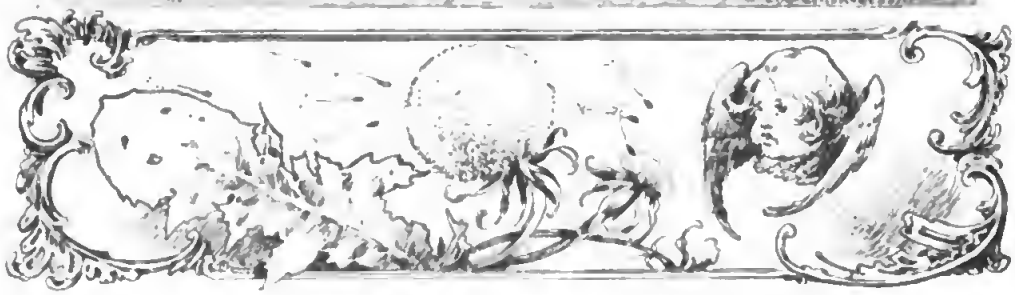
(Abdruck verboten.)

Verblüht ist schon im Mai der Löwenzahn,
Sein leuchtend Gold in Silbergrau erblindet;
Im Grase flüstert's: „Alle Schönheit schwindet,
Des Lenzes Zauber war ein kurzer Wahn."

Doch rührt dein Hauch die fahlen Federn an,
Die zart der abgeblühte Knoten bindet,
Entfliegt das leichtbeschwingte Volk und findet
Zu pflanzen neues Leben seine Bahn.

Drum sei in dieser Wonnezeit der Schauer
Des Schwindens und Verblühens dir nicht leid
Und hülle nicht dein Herz in bange Trauer!

Versteh' die Blumensprache recht! Es reiht
Das Sinnbild von des Lebens ew'ger Dauer
Sich an die Mahnung der Vergänglichkeit.



Murillo.

Von

H. Knackfuß.

(Abdruck verboten.)

(Schluß.)

Vom Domkapitel erhielt Murillo nach einigen Jahren einen weiteren, allerdings weniger gewichtigen Auftrag: die Ausführung von einigen zum Schmuck des Kapitelsaales bestimmten Bildern von geringer Größe. Dabei wurde ihm zugleich die Ausbesserung von vorhandenen Gemälden, allegorischen Darstellungen des im Jahre 1618 verstorbenen Pablo de Céspedes, eines richtigen „Manieristen," übertragen. Murillos Bilder befinden sich oberhalb der Wände des Kapitelsaales, zwischen den Stuckverzierungen der Überwölbung, einer länglich runden Kuppel. Es sind acht rings herum verteilte Brustbilder von Heiligen und ein Marienbild von größerem Format an der dem Eingange gegenüberliegenden Seite. Sie stehen zwischen den kleinen Rundfenstern, welche die Kuppel durchbrechen, in gleicher Reihe mit diesen, befinden sich also in überaus ungünstigen Beleuchtungsverhältnissen. Da zudem der Saal sehr hoch ist, mußte Murillo mit starken Mitteln arbeiten, um seine Bilder zur Wirkung zu bringen. Die Brustbilder zeigen zunächst dem Marienbild die zwei königlichen Heiligen Hermenegild und Ferdinand, dann die zwei heiligen Bischöfe von Sevilla, Isidor und Leander, darauf die Heiligen Pius und Laureanus und zum Schluß die Stadtpatroninnen, die heilige Justa und die heilige Rufina; es sind sämtlich schöne, wirkungsvolle Köpfe. Das Marienbild zeigt eine Darstellung, welche den Sinn einer Verbildlichung der theologischen Lehre von der unbefleckten Empfängnis Marias hat. Die Jungfrau steht in den Wolken, mit gefalteten Händen und gesenkten Blicken; unter ihren Füßen ist der Mond, und ein goldfarbiger Lichtglanz umgibt ihre ganze, mit einem weißen Gewand bekleidete und von einem blauen Mantel umwallte Gestalt; der Wolkenrand ist belebt von einer Schar köstlicher Kinderengel. — Diese liebliche Schöpfung Murillos ist eine von vielen des gleichen Inhalts, die er in verschiedenen Zeiten seines Lebens mit nie versiegendem Reichtum der Einbildungskraft gestaltet hat. Er soll im ganzen mehr als dreißig Mal die Verbildlichung der unbefleckten Empfängnis gemalt haben, das erste Mal vielleicht schon in seiner Anfangszeit; die letzten Behandlungen dieses Gegenstandes sind die bekanntesten und gefeiertsten Werke aus der Endzeit seines Lebens. Es hat seinen besonderen Grund, daß gerade dieser Gegenstand im Lebenswerk des Sevillaner Malers eine so große Rolle spielt. Derselbe hat für Sevilla eine besondere Bedeutung. Die Lehre, daß die Mutter des Heilandes ausgenommen gewesen sei von der Behaftung mit dem Makel der Erbsünde, hatte damals noch nicht die Bedeutung eines Glaubenssatzes der katholischen Kirche, — als solcher wurde sie erst im Jahre 1854 verkündigt —; sie war Jahrhundertelang mit ebensoviel Eifer bestritten wie verteidigt worden. Aber seit dem Jahre 1617 war es durch ein päpstliches Breve untersagt, in öffentlicher Predigt jene Lehrmeinung als eine irrige anzugreifen. Daß es hierzu gekommen, sahen die Sevillaner als ihr Verdienst an. Einige Jahre vorher hatte nämlich in Sevilla ein Dominikaner, der die von seinem Orden immer behauptetete Ansicht, Maria sei ebensogut wie die übrigen Nachkommen Evas mit der Erbsünde behaftet zur Welt gekommen, in seinen Predigten ausgesprochen und zu begründen versucht und dadurch die ganze Stadt in Aufregung versetzt; die Stadt stellte sich mit leidenschaftlich aufflammender Begeisterung auf die Seite der Franziskaner, welche die Ansicht von der vollkommenen Makellosigkeit Marias zu der ihrigen gemacht hatten. Die Sevillaner hatten dann eine Abordnung an König Philipp III entsendet, mit der Bitte, daß er, dem das Volk den Beinamen „der dritte Heilige" — der dritte neben dem westgotischen Königssohn

Hermenegild und dem kastilischen Ferdinand III — gegeben hatte, seinen Einfluß beim päpstlichen Stuhl geltend machen möge, um zu bewirken, daß die Lehre von der unbefleckten Empfängnis Marias zum Glaubenssatz der Kirche erhoben würde. Der Erfolg war jenes von Paul V erlassene Breve gewesen. Seitdem entstanden in Sevilla Gemälde, welche dieser Lehre bildlichen Ausdruck geben sollten, in großer Zahl. Es bestand damals schon eine Form für die Verbildlichung des Lehrsatzes, die sich im Laufe der Zeit allmählich festgestellt hatte. Um die vollkommene Makellosigkeit Marias, die vom ersten Augenblick ihres Daseins ihr verliehene Ausnahmestellung unter allen Menschenkindern, bildlich zu kennzeichnen, hatte man zuerst zu einer Häufung von Darstellungen gegriffen, die auf alle Stellen der heiligen Schrift, welche auf Maria und ihre übernatürliche Reinheit gedeutet wurden, hinwiesen. In der Mitte all dieser teils aus Figuren, teils aus Sinnbildern bestehenden Darstellungen erschien Maria selbst als das Weib der geheimen Offenbarung, „mit der Sonne bekleidet, den Mond zu ihren Füßen, auf ihrem Haupt eine Krone mit zwölf Sternen." Ein solches Bild war ohne eine gelehrte theologische Erklärung unmöglich zu verstehen; der Zweck eines Gemäldes, durch sich selbst zum Beschauer zu sprechen, war auf diese Weise nicht zu erreichen. Das fühlten die Maler und ließen daher immer mehr von dem umgebenden Beiwerk, das begreiflicherweise auch der Erzielung einer künstlerischen Wirkung Schwierigkeiten bereitete, weg. Die Kathedrale zu Sevilla besitzt ein Bild aus der Schlußzeit des XVI. Jahrhunderts, von der Hand des Juan de las Roelas, eines Sevillaners von flandrischer Abkunft. Da ist das Weib der geheimen Offenbarung dargestellt als eine anmutige Mädchengestalt, die betend und mit niedergeschlagenen Augen auf der Mondsichel steht; die Bekleidung mit der Sonne ist angedeutet durch einen sie umgebenden Lichtglanz, der in Vergoldung ausgeführt ist; über ihrem Kopf halten zwei Engel die Sternenkrone. Ihre Kleidung zeigt die bei Marienbildern von altersher üblichen Farben Blau und Rot; aber das Rot ist zu einer leichten Rosenfarbe geworden. Ganz oben im Bilde erscheint die heilige Dreifaltigkeit. Unten drängt sich in der Finsternis eine Schar schwarzer Teufel, welche in ohnmächtigem Grimme emporgrinsen; Cherubim, zu beiden Seiten von Marias Füßen in Reihen geordnet, halten denselben kryſtallene Schilde entgegen. In dieser Darstellung der Abwehr der unreinen Geister durch das reine Kryſtall hat der Maler ein für seine an Allegorien gewöhnte Zeit leicht und vollkommen verständliches Mittel zur Bezeichnung der Reinheit gefunden. Darum hat er aber doch die Sinnbilder der mittelalterlichen Darstellungsweise noch nicht ganz weggelassen: links und rechts vom Kopfe Marias schweben Engel, welche herabhängende Ketten von aneinander gereihten Bildchen tragen, und in diesen Bildchen sind Dinge dargestellt, welche die sinnbildlichen Bezeichnungen Marias vergegenwärtigen, die in der Lauretanischen Litanei genannt werden. — Zu Murillos Zeit war man dazu übergegangen, unter Weglassung des gesamten schwerfälligen Beiwerks sich auf das Bild der über alles Irdische erhaben dastehenden Jungfrau zu beschränken. Selbst von den aus der geheimen Offenbarung entnommenen Zeichen wird nur der unter ihren Füßen befindliche Mond beibehalten, wohl mehr als ein gegebenes Mittel, um den Begriff der Höhe anzudeuten, als in dem hineingelegten Sinne, daß durch das Stehen auf dem Monde das Erhabensein über die Wandelbarkeit ausgedrückt werden solle. An das Sonnenkleid erinnert noch der goldfarbige Lichtton, von dem die Gestalt sich abhebt. Die Gestalt selbst ist heller als dieser helle Grund; die weiße Farbe ihres Kleides scheint zuerst aus malerischen Gründen gewählt und dann sinnbildlich gedeutet worden zu sein. Das Himmelsgewölk, welches die Jungfrau umgibt, ist von Engeln in Kindergestalt belebt; wenn von diesen der eine oder andere bisweilen noch irgend ein allgemein verständliches Sinnbild, welches die Reinheit bezeichnet — wie eine Lilie oder einen Spiegel —, in den Händen hält, so ist das nur eine ganz nebensächliche Beigabe, der keine wesentliche Bedeutung mehr beigelegt wird. — Murillo hat diese Darstellungsform nicht geschaffen; aber er hat sie mit der größten Vollkommenheit ausgestaltet. Keiner hat so wie er in der Gestalt der betenden Jungfrau selber die Reinheit zu verkörpern gewußt. Jedes von seinen

Digitized by Google

Bildern der unbefleckten Empfängnis trägt mit vollem Recht den Namen, mit dem der Spanier die Darstellung dieses Geheimnisses zu bezeichnen pflegt: la Purisima, die Allerreinste. Und seine Farbentöne sind die wunderbarste Musik zu dem geistlichen Lobgesang von der Allerreinsten.

Das Bild der Immaculata im Kapitelsaal zu Sevilla ist durch ein hohes Maß von Lieblichkeit ausgezeichnet. Durch die Eigenschaft der Großartigkeit ragt ein im Museum zu Sevilla befindliches Bild über alle hervor. Dasselbe stammt aus dem Franziskanerkloster und nimmt schon durch seine räumliche Ausdehnung — es ist in überlebensgroßem Maßstab ausgeführt — eine besondere Stellung unter Murillos inhaltsgleichen Gemälden ein. Maria erscheint als eine majestätische Gestalt von mächtigen Formen. Sie ruht mit dem linken Knie auf einer weißen Wolke, ihr rechter Fuß tritt auf den Mond, der hier nicht als Sichel, sondern als volle Kugel erscheint, mit einer Bewegung, die weniger ein Aufstützen, als vielmehr ein Hinabdrücken ausspricht. Sie hat mit vorgestreckten Armen die Hände gefaltet und blickt mit einer Wendung des Kopfes hinab in die Tiefe. Die Tiefe scheint vor unseren Augen zu wachsen. Denn eine machtvolle Aufwärtsbewegung geht durch das Ganze. Die dichte Wolke scheint, schräg aufsteigend, sich zu heben; die unsichtbare Macht, welche sie empordrückt, wird unterstützt durch vier Engelknaben, Gestalten von schon weiter entwickelter Körperbildung, als wie wir sie sonst bei Murillos Kinderengeln zu sehen gewöhnt sind. Der Zug nach oben treibt Marias Mantel in mächtig schlagenden Falten empor, und ihr Haar weht ausgebreitet zur Seite. Man empfängt den Eindruck, daß die überirdische Höhe, in der die Erhabene erscheint, sich zur Unermeßlichkeit steigert.

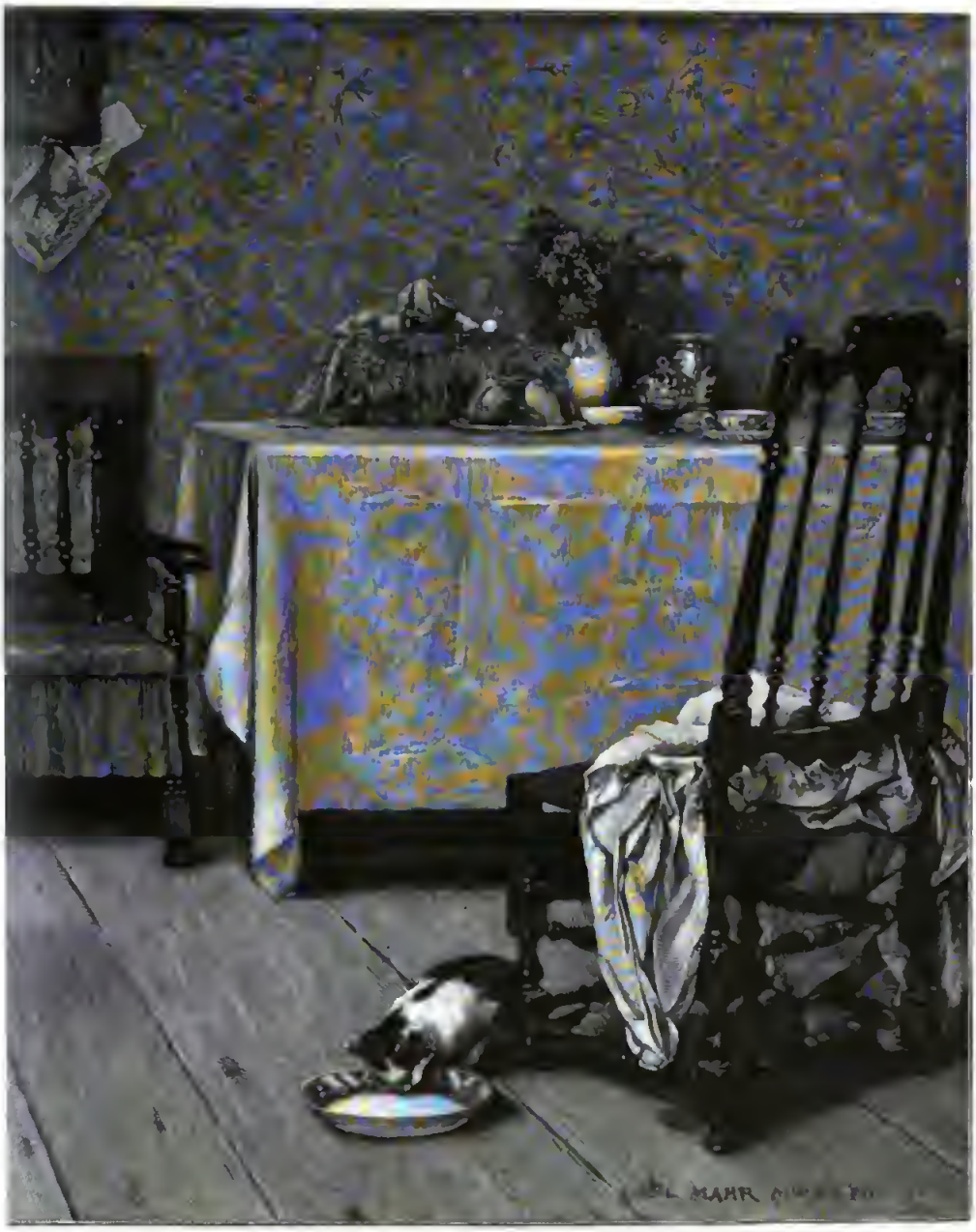
Eine Darstellung der unbefleckten Empfängnis bildete auch einen Bestandteil eines bedeutenden Auftrages, den Murillo von einem ihm nahe befreundeten Mann, dem Dompräbendaten Don Justino de Neve, bekam. Die alte Kirche S. Maria de las Nieves (vom Schnee), im Volksmunde la Blanca (die Weiße) genannt, war neu hergestellt worden, und Don Justino stiftete zum Schmuck derselben vier Ölgemälde, welche vier Bogenfelder, zwei langgestreckte und zwei halbkreisförmige, ausfüllen sollten. Den Stoff der Darstellungen gab für die beiden großen Felder die Legende über die Gründung von S. Maria Maggiore zu Rom, der ersten „Schneekirche," nach deren Beispiel später viele andere Marienkirchen den Beinamen „ad nives" bekamen. Für die kleineren Felder wurde eine Gegenüberstellung der unbefleckten Jungfrau und der katholischen Kirche — auch diese unter dem Bilde einer Jungfrau dargestellt — gewählt. Das Jahr 1665 wird als dasjenige angegeben, in welchem Murillo diesen Auftrag zu Ende führte. Die Gemälde schmückten die Kirche bis zur Besetzung Sevillas durch die Franzosen. Der Marschall Soult ließ sie bei der Plünderung der Kirchen und Klöster alle vier als seinen eigenen Beuteanteil einpacken. Doch gelang es wenigstens, die beiden größeren für Spanien zurückzugewinnen; sie befinden sich in der Akademie S. Fernando zu Madrid. Von den beiden kleineren ist das eine nach England in eine Privatsammlung gekommen, während die Immaculata in das Louvre-Museum gelangt ist.

Dieses Gemälde unterscheidet sich von den übrigen Darstellungen des gleichen Gegenstandes dadurch, daß auf demselben nach mittelalterlicher Weise Bildnisse verehrender Menschen angebracht sind. Die Erscheinung der himmlischen Jungfrau ist ganz von einem goldigen Licht umgeben, in welchem Scharen kleiner Englein schwimmen. Nur links unten wird ein Stückchen irdischer Finsternis sichtbar, auch diese noch von einem goldfarbenen Dunst überzogen. An dieser Stelle befindet sich die Bildnisgruppe. Am weitesten zurück zwei Figuren, welche nebelhaft verschwimmen; das sind wohl verstorbene Angehörige des Stifters, deren Gesichtszüge der Maler nur andeutungsweise geben konnte. Weiter vorn zwei junge Leute und ein Knabe, in lebendigster Porträtmäßigkeit und in stofflicher Körperhaftigkeit ausgeführt; sie wenden die Blicke andachts- und vertrauensvoll der Himmlischen zu, von deren lieblichem Antlitz das Licht auszugehen scheint, das ihre Gesichter scharf beleuchtet. Sie werden auf Maria hingewiesen durch einen ganz im Vordergrunde in halber Figur sichtbaren Mann, unter dem wir uns zweifellos den Stifter vorzustellen haben, von dessen Gesicht man aber, da er sich vom Beschauer ab-

wendet, nicht viel sieht. Dessen dunkle Kleidung setzt sich scharf ab von dem lichtüberstrahlten Saum der Wolke, auf welcher die Jungfrau steht, und scheidet in kräftiger Wirkung die irdische Gruppe von der himmlischen Erscheinung.

Die beiden großen Gemälde aus S. Maria la Blanca gehören zu Murillos trefflichsten Schöpfungen in malerischer Hinsicht. Wenn man zum erstenmal vor sie hintritt, so fällt es einem schwer zu begreifen, daß diese so ganz malerisch und farbig gedachten, weich und duftig mit der höchsten Sicherheit und Leichtigkeit der Hand hingemalten Bilder denselben Urheber haben, wie die Bilder aus dem Franziskanerkloster, die man unmittelbar vorher in einem anderen Raum der nämlichen Sammlung gesehen hat. Unwillkürlich wird man durch die Hell- und Dunkelwirkung dieser Gemälde, durch das Hineinwirken höchster Lichter in Massen von tiefster Dunkelheit an des Meisters holländischen Zeitgenossen Rembrandt erinnert; aber der Unterschied ist der, daß die mächtige Lichtwirkung sich mit der reichsten, blühendsten Farbenpracht vereinigt, mit einer Farbenpracht, die derjenigen der großen Venezianer des XVI. Jahrhunderts nicht nachsteht. — Die in den beiden Gemälden behandelte römische Legende erzählt Folgendes: Einem frommen Patrizier mit Namen Johannes erschien im Traum die Mutter Gottes und befahl ihm, an derjenigen Stelle der Stadt eine Kirche zu bauen, wo am nächsten Morgen Schnee liegen würde. Auf Zureden seiner Gemahlin begab sich Johannes gleich nach Tagesanbruch zum Papst Liberius, um diesem den wunderbaren Traum zu berichten. Der aber hatte in der Nacht die nämliche Erscheinung gehabt. Man fand an diesem Morgen — es war der 5. August — die Höhe des Esquilinischen Hügels mit Schnee bedeckt, und hier wurde sofort der Grundstein zu der neuen Kirche gelegt. — Das eine Bild schildert den Traum des Patriziers. Johannes und seine Gattin — selbstverlich in die Tracht des XVII. Jahrhunderts gekleidet — sind in der bedeutungsvollen Nacht vom Schlaf übermannt worden, ehe sie dazu kamen, das Bett aufzusuchen; er schläft auf einem Stuhl am Tische, den Ellenbogen auf den Tisch gestützt und den Kopf in die Hand gelehnt; sie ist am Boden neben ihrem Arbeitskorb sitzend umgesunken und ruht mit dem Kopf auf einem Schemel. Wie ein aus Licht und Duft gewobenes Gebilde erscheint über ihnen in einem goldigen, von Wolken umsäumten Schein, in Weiß und Blau die Jungfrau mit dem Jesuskind im Arm. Das ist wirklich traumhaft, wie diese körperlose und doch greifbar deutliche Lichterscheinung als etwas plötzlich sichtbar werdendes das nachtschwarze Dunkel des Raums durchbricht und helle Beleuchtung auf das körperhafte Irdische, auf das farbig gekleidete Ehepaar, den mit rotem Tuch bedeckten Tisch, den Arbeitskorb der Frau und ein zu ihren Füßen schlafendes weißes Hündchen entsendet. Oben ist Licht in der Finsternis; unten wirken entschiedene Farben gegen den dunklen Hintergrund, bald kräftig abgesetzt, bald weich verschwimmend in Uebergängen vom höchsten malerischen Reiz, indem hier ein Beschattetes von den letzten verlorenen Lichtstrahlen gestreift wird, sodaß man eben noch seine Formen und Farben erkennt, und dort ein Beleuchtetes an der Schattengrenze von seinem Halbton überzogen wird. Außerhalb des Gemaches, dessen Seitenwand sich geöffnet hat, sieht man, mit den Blicken der Handbewegung der Madonna folgend, den beschneiten Berg und graue Schneeluft. — Das Gegenstück stellt die Audienz des Patriziers und seiner Gattin beim Papst dar. Hier wird man auch durch die naive Formlosigkeit, mit welcher ein seiner Natur nach ceremoniöser Hergang sich abspielt, lebhaft an Rembrandt erinnert. Der Papst, der da unter einer Säulenhalle auf seinem Thron sitzt und seiner Verwunderung über dasjenige, was das vor ihm knieende Ehepaar berichtet, unverhaltenen Ausdruck gibt, scheint ein sehr gemüttlicher Herr zu sein. Ein neben ihm stehender Monsignore, der die Ankömmlinge durch sein Augenglas betrachtet, bringt geradezu ein humoristisches Element in die Sache. Das Ehepaar hat sich in den höchsten Feiertagsstaat geworfen. Johannes hat über den goldbrokatenen Rock einen schwarz-seidenen Mantel angezogen; seine Gattin hat sich ganz in helle Seide, die aus dem Weißen ins Gelbliche und ins Rosa-Violette schillert, gekleidet und mit kostbarem Schmuck geputzt. Auf der Gestalt der Frau sammelt sich die größte Helligkeit des Bildes. Der Papst sitzt im Schatten der Architektur. Das prächtige

„Als der Großvater die Großmutter n



ahm.“ Nach dem Gemälde von Carl Marr.

Purpurrot seines Schultermäntelchens und seiner Mütze wiederholt sich in der Polsterung des Thronsessels und im Fußkissen und klingt in abgeschwächter, mehr bräunlicher Tönung in dem großen Teppich nach, der den Boden bedeckt. Außerhalb der Säulenhalle sieht man in der Ferne den auf die Audienz folgenden Vorgang abgebildet: der Papst begibt sich in feierlicher Prozession zu dem schneebedeckten Hügel, über dem im Gewölk wiederum die Madonna erscheint, wie um zu bestätigen, daß ihr Geheiß richtig verstanden worden sei. Dieser Ausblick ins Freie ist köstlich. Die in weißliche Wolken sich zerteilende Schneeluft, der ganze winterliche Duft, der die Prozession einhüllt, sind wunderbar fein gegeben. Murillo muß wohl einmal in Madrid Gelegenheit gehabt haben, einen solchen nordisch winterlichen Tag zu erleben, dessen unvergessenen Eindruck er hier verwertete.

Die Sammlung der Madrider Akademie enthält noch zwei andere Gemälde von Murillo. Das eine stellt die Auferstehung des Heilandes dar. Vor dem dunkelgrauen Steinsarg schlafen die bewaffneten Wächter, in Stellungen, die der Maler bis ins kleinste dem Leben abgelauscht hat. Christus schwebt mit einer roten Siegesfahne in der Hand über dem Grabe. Von seiner schön gebildeten Gestalt, die nur wenig von einem wehenden weißen Gewandstück verdeckt wird, geht ein goldiger Lichtschein aus, der seinen Helligkeitsmittelpunkt in einem die dunkelbraunen Locken des Hauptes umgebenden Strahlenkranz hat, und der in bräunlicher Abtönung gegen die ringsum lagernde Finsternis eindringend, diese von der Gestalt des Auferstandenen fernhält. Die Gruppe der Wächter wird durch die von oben auf ihre braunen Gesichter, die eisernen Waffenstücke und die bunte Kleidung fallende Beleuchtung farbig belebt. — Dieses Bild stellt sich hier in der kleinen Sammlung, wo die wenigen, aber der Entstehungszeit nach weit auseinanderliegenden Werke Murillos zu interessanten Vergleichen anregen, in überzeugender Weise als ein Mittelglied zwischen den Franziskanerbildern und den Gemälden aus S. Maria la Blanca dar. Jenen an Reiz des Lichtes und der Farbe weit überlegen, ist es diesen doch noch unähnlicher, weil dem Licht der weiche, duftige Zauber fehlt, der doch gerade bei der Gestalt eines Verklärten am rechten Platze wäre; auch fällt an dieser Gestalt selbst eine gewisse Befangenheit in der Wiedergabe der Bewegung des Emporschwebens auf, worin man wohl ebenfalls ein Zeichen von ziemlich weit zurückliegender Entstehung erkennen darf. Aber auch das andere, umfangreichere Gemälde, welches die heilige Elisabeth von Thüringen als Krankenpflegerin zeigt, würde man, oberflächlich nach der Malweise urteilend, für älter halten als die Bilder aus der Schneekirche. Hier ist nichts von jener wunderbaren Duftigkeit der Malerei; alles ist in feste und bestimmte Formen gebracht, die malerische Behandlung gibt allen Dingen ihre volle, deutliche Körperhaftigkeit; bei ruhiger Alltagsbeleuchtung ist auf jede Zauberwirkung des Lichts verzichtet, und selbst die Farbenwirkung ist schlicht und anspruchslos. Und doch gehört das Bild einer späteren Zeit an; es ist gemalt worden als Bestandteil des Wandschmuckes einer Kirche, welche erst im Jahre 1664 im Bau fertig wurde, deren Ausschmückung Murillo also sicher erst nach Vollendung seiner Arbeit für die Schneekirche in Angriff nehmen konnte. Man erkennt hier deutlich, wie weit Murillo davon entfernt war, sich eine bestimmte Art und Weise auszubilden, die für alle Fälle passen mußte. Er hatte alle Mittel in der Hand und richtete seinen „Stil" nach dem gegebenen Gegenstande. Das hat er vielleicht mehr als irgendwo anders in eben dieser, für die Kirche des Hospitals de la Caridad (der christlichen Nächstenliebe) zu Sevilla geschaffenen Bilderreihe bewiesen, an der er etwa bis zum Jahre 1670 arbeitete.

Dem Meister war hier von dem ihm befreundeten Stifter des Hospitals eine sehr dankbare Aufgabe gestellt worden. Die Oberwände des Kirchenschiffs waren mit Gemälden zu schmücken, welche die leiblichen Werke der Barmherzigkeit in biblischen Vorbildern zur Anschauung brachten. Außerdem waren an zwei Seitenaltären Bilder anzubringen, welche Heilige der Nächstenliebe in der Ausübung von Liebeswerken zeigten. Dazu kamen noch ein paar kleinere Bilder. Das in Rede stehende Bild der Landgräfin Elisabeth ist eines jener beiden Altargemälde (Abb. 17). Die Darstellung bewegt sich ganz in der Welt der irdischen Dinge. Sein geliebtes Bettelvolk hat Mu-

Abb. 17. Die heilige Elisabeth die Kranken pflegend.
Gemälde aus der Kirche des Hospitals de la Caridad zu Sevilla, in der Akademie San Fernando zu Madrid.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co., Braun, Clément & Cie. Nchfl., in Dornach i. Els. und Paris.

rillo mit der nämlichen Treue aus der Wirklichkeit heraus auf die Leinwand gebracht, wie er es vor zwanzig Jahren gethan. Er hat nichts gespart, um durch die Widerlichkeit der Gebrechen, die da zu sehen sind, die Selbstverleugnung der fürstlichen Krankenpflegerin in das hellste Licht zu setzen. Das Auge des Beschauers verweilt wider Willen auf dem Gesicht eines Jungen, der, mit einer ekelhaften Hautkrankheit be-

haftet, sich den Kopf kratzt und dabei eine aus Lust- und Schmerzgefühl gemischte Grimasse schneidet, wie sie der beste niederländische Genremaler nicht naturwahrer hätte wiedergeben können. Wenn das große Publikum, dem zu allen Zeiten an einem Kunstwerk dasjenige am meisten zusagt, was ohne ein Aufgebot von Sammlung und Vertiefung gewürdigt werden kann, in dem ganzen Bild nichts so sehr bewundert, wie diesen Jungen, so ist das freilich nicht Murillos Schuld. Der Maler hat das Seinige gethan, um die heilige Krankenpflegerin zum bewunderungswürdigsten Mittelpunkt des Bildes zu machen. Kann man sich etwas Vornehmeres denken, als die Art, wie die Fürstin mit ihren feinen Händen den Kopf des wahrscheinlich an jenem nämlichen Übel leidenden Burschen behandelt, ohne an etwas anderes zu denken, als an die Erfüllung dessen, was ihr die Nächstenliebe gebietet, mit dem ruhigen Ausdruck einer barmherzigen Schwester in den Zügen? Sie verrichtet das Liebeswerk, das sie sich zur Aufgabe gemacht hat. Das sagt uns der Künstler ohne jede Phrase. Da ist ebensowenig von der Übertriebenheit des Ausdrucks vorhanden, durch welche andere Maler des XVII. Jahrhunderts zu wirken suchten, wie von der Heiligthuerei, die den Kirchenbildern unserer Zeit eigen zu sein pflegt. Die Ruhe der Heiligen wirkt auch auf die sie bedienenden Hofdamen hinüber, obgleich die eine derselben es doch nicht vermeiden kann, den Kopf ein wenig zur Seite zu wenden. Eine alte Hofmeisterin, die weiter zurück im Schatten steht, scheint das Thun ihrer jungen Herrin zwar sehr entschieden zu mißbilligen, aber sie wagt doch nichts zu sagen. Das ist alles ganz einfach, ganz natürlich. Wie in der Auffassung, so ist auch in der malerischen Erscheinung das vollständig gelungene Vermeiden von allem, was wie Absichtlichkeit aussehen könnte, die hervorstechendste Eigenschaft dieses Bildes. Was vom malerischen Gesichtspunkte aus zuerst und am meisten an demselben überrascht, ist die so hoch künstlerische scheinbare Kunstlosigkeit der Anordnung. Die Helligkeiten und Dunkelheiten sind scheinbar auch nur so verteilt, wie es eben der Zufall mit sich brachte. In der Farbe herrschen Schwarz und Grau vor; die einzigen sehr lebhaften Töne sind in dem blauen Rock und dem roten Unterrock der Bettelfrau und in der roten Schärpe der im Profil stehenden Hofdame enthalten. Ein feiner Lufton überzieht die in der Ferne als Nebenbild sichtbare Darstellung, wie die genesenen Kranken unter einer hohen Bogenhalle des Schlosses bewirtet werden.

Das Hospital de la Caridad zu Sevilla besteht heute noch. Aber es besitzt nur mehr einen Bruchteil des einstigen reichen Gemäldeschmucks seiner Kirche: zwei von den Verbildlichungen der Barmherzigkeitswerke, das Altarbild, dessen Gegenstück das Elisabethbild war, und drei kleine, außerhalb des leitenden Gedankens von der Nächstenliebe stehende Bilder. Das übrige wurde bei der Ausraubung der Klöster im Jahre 1810 weggenommen.

Die ursprüngliche Anordnung der Barmherzigkeitsbilder war folgende. An der südlichen Langwand reihten sich drei Gemälde aneinander, welche in Darstellungen aus dem Alten Testament und der Parabel das Tränken der Durstigen, das Beherbergen der Fremden, das Bekleiden der Nackten schilderten: Moses schlägt das Wasser aus dem Felsen, Abraham bewirtet die Engel, der Vater des verlorenen Sohns gibt diesem das beste Kleid. An der nördlichen Wand die aus den Evangelien und der Apostelgeschichte entnommenen Darstellungen des Speisens der Hungrigen, des Heilens der Kranken, des Befreiens der Gefangenen: Christus speist die Fünftausend, er heilt den Lahmen am Teich Bethesda, der Engel des Herrn führt den Apostel Petrus aus dem Kerker. Die Verbildlichung des siebenten Barmherzigkeitswerkes, des Begrabens der Toten, kam nicht zur Ausführung, wohl nur aus Rücksichten auf die Symmetrie der Anordnung; ein gezeichneter Entwurf Murillos zu der Darstellung, wie Tobias die Leichen der Hingerichteten bestattet, soll sich noch im Besitz des Hospitals befinden.

Die an ihren Plätzen verbliebenen sind die figurenreichen, durch bedeutend größere Breitenausdehnung vor den übrigen ausgezeichneten Hauptbilder einer jeden Wand: Die Speisung der Fünftausend und das Wasser aus dem Felsen. Beide sind großartige Meisterwerke. Das alttestamentliche Bild trägt die Stimmung eines schwülen Sommertags. Silberhell springt die Quelle aus der dunklen Schattenseite des Felsens.

Man fühlt die Erfrischung, welche die Trinkenden genießen. Moses spricht das Dankgebet, und alles freut sich über die Befreiung von der Qual des Durstes. Das Wasser ist in Überfluß vorhanden, und auch den Tieren wird uneingeschränkte Labung vergönnt. Einzelne Gruppen heben sich aus dem Menschengewoge sprechend hervor. So eine junge Frau, die ihre Kinder trinken läßt; wie durstig ist das wartende kleine Mädchen, und wie schmeckt es dem Jungen, der den Napf am Munde hat! Auf dem Rücken eines gierig saufenden Schimmels wendet sich ein prächtiger Knabe, dessen Durst gelöscht ist, nach dem Beschauer um und weist freudig auf das Wunder hin. Die reiche malerische Wirkung des von zahllosen Figuren angefüllten Bildes wird zusammengehalten durch einen feinen goldigen Ton, dem die einzelnen Farben sich unterordnen. — Das Gegenstück ist vielleicht noch wirkungsvoller. Auf einer von Felsen überragten Anhöhe sitzt der Heiland — wohl das schönste Christusbild, welches Murillo geschaffen hat, — und segnet aufwärtsblickend die fünf Brote, die einer der ihn umgebenden Jünger ihm in den Schoß legt. Am Boden sieht man den geleerten Brotkorb. Ein Junge aus dem Volk bringt zwei Fische herbei, die Petrus ihm abnimmt. Zwei der Jünger haben sich umgewendet und blicken in die weite lichte Landschaft hinaus, wo die fünftausend Zuhörer sich scharen, von der Ebene aus den Abhang des Hügels hinan, bis in die Nähe des Heilands, wo sich im Vordergrund, wenige Schritte von seinen Füßen entfernt, eine Frauengruppe niedergelassen hat. Auf diese Gruppe fällt ein helles Licht, hinter ihnen legt sich ein Wolkenschatten über Volk und Landschaft, die Ferne ist wieder beleuchtet. Über dem Horizont liegt graues Gewölk, das nach links, wo die Linie des ansteigenden Hügels sich in feinen Tönen abhebt, in geballte weiße Massen übergeht. Der nach vorn sich hinausziehende Gipfel des Hügels und ein Teil der Apostel sind wieder in Schatten gehüllt, so daß hier gerade unter der weißen Wolke eine große Dunkelheitsmasse entsteht, welche den Hintergrund für die farbigen, kräftig beleuchteten Hauptfiguren gibt.

Das der Hospitalkirche erhalten gebliebene Gegenstück zu dem Altarbild der heiligen Elisabeth ist einem Helden der Nächstenliebe gewidmet, der in Spanien thätig war und der so viel Gutes wirkte, daß schon die Mitwelt zu seinem Namen Johannes den Beisatz „von Gott“ hinzufügte. Der heilige Johannes von Gott — mit diesem Namen war er kurze Zeit vor der Errichtung des Hospitals de la Caridad unter die Kirchenheiligen aufgenommen worden — war wohl das besondere Vorbild des Stifters dieser großen Wohlthätigkeitsanstalt. Wie dieser hatte er in seiner Jugend wild gelebt, dann aber seine Habe und sein ganzes Leben den Werken der Barmherzigkeit geopfert. Granada verdankte ihm zwei große Krankenhäuser, und der Orden der Krankenpfleger, welche sich den barmherzigen Schwestern in gleicher Thätigkeit zur Seite stellten, ging aus seiner Anregung hervor. Er fand seinen Tod in einem Liebeswerke. Bei der Rettung eines Ertrinkenden aus dem angeschwollenen Jenil zog der 55jährige Mann sich eine Krankheit zu, der er nach wenigen Tagen erlag (im Jahre 1550). Diese letzte That des Menschenfreundes hat Murillo den Stoff zu einem Gemälde von eigentümlicher, packender Großartigkeit gegeben. In völlig schwarzer Nacht ist der Heilige unter dem Gewicht des aus dem Strom Geretteten, der als hilflose Last auf seinen Schultern liegt, erschöpft zusammengesunken. Da tritt ein Engel ihm zur Seite, der Todesbote, der ihm verkündigt, daß er jetzt in den Himmel eingehen wird. Der Engel ist gekommen wie der Blitz; und wie von einem Blitzstrahl sind die drei Figuren beleuchtet. Die hellgelbe Farbe des Engelgewandes erhöht den Eindruck des grellen Aufleuchtens im Finstern. Der Heilige, der den Himmelsboten in höchster Ergriffenheit anstarrt, fesselt den Beschauer wieder durch die sprechende Lebenswahrheit und Eigenart seines prächtigen Kopfs aus dem spanischen Volke.

In ähnlicher Wirkung als ein plötzlich im Dunkel aufflammendes Licht erscheint der Engel, welcher die Kerkerbanden des heiligen Petrus löst und den Apostel von der Seite des schlafenden Wächters hinweg ins Freie führt, in dem jetzt in der Sammlung der Ermitage zu Petersburg befindlichen Gemälde (Abb. 18).

Die drei übrigen Bilder aus der Folge der Barmherzigkeitswerke sind in englische Privatsammlungen gelangt.

Die drei kleineren Bilder von Murillo, die sich noch in der Kirche der Caridad befinden, sind eine nur in halber Lebensgröße ausgeführte Verkündigung Marias und zwei in die oberen Bekrönungen von Seitenaltären eingelassene entzückende Kinderbilder, hier das Jesuskind, dort der kleine Johannes.

Unmittelbar nach der Bewältigung dieser großen Aufgabe ging Murillo an eine noch umfangreichere Arbeit, an die Anfertigung der sämtlichen Altargemälde für die im Jahre 1670 vollendete Kapuzinerkirche. Dabei handelte es sich um einen großen, aus einem Hauptbild und mehreren an dasselbe angeschlossenen Nebenbildern zusammengesetzten Aufbau über dem Hochaltar und um eine Anzahl von sonstigen, teils zusammengehörigen, teils einzelnen Gemälden — im ganzen neunzehn Bilder.

Gleich darauf, im Jahre 1673, wurde ihm die Ausschmückung der Altäre der Augustinerkirche übertragen.

In diesen Werken hat Murillo sein Bestes gegeben. Man muß das Provinzial-Museum zu Sevilla, wo die Mehrzahl der Kapuzinerbilder und ein paar Hauptbilder von den Augustinern vereinigt sind, gesehen haben, um seine Bedeutung als Künstler voll zu würdigen. Im Madrider Museum empfängt man trotz der kostbaren Perlen, welche sich unter den 46 Gemälden, die dort seinen Namen tragen, befinden, nicht annähernd den Eindruck von der Größe seiner Meisterschaft wie hier.*)

Abb. 18. Die Befreiung des heiligen Petrus.
Gemälde aus der Kirche de la Caridad zu Sevilla, im Ermitage-Museum zu Petersburg.
Nach einer Phalographie von Ad. Braun & Co., Braun, Clément & Cie. Nchfl., in Dornach i. Els. und Paris.

*) Es ist sehr zu bedauern, daß die photographischen Aufnahmen von Braun & Co. in Dornach sich nicht auf das Museum von Sevilla erstreckt haben.

Von den Bildern aus der Kapuzinerkirche fehlen nur drei in der Sammlung: das große Hauptaltarblatt, welches den heiligen Franz von Assisi im Anblick der Erscheinung von Christus und Maria darstellt, und ein Paar von Gegenstücken, die Erzengel Raphael und Michael. Des ersteren hatte sich das Kloster schon vor der Bilderräuberei der Franzosenzeit freiwillig entäußert — es steht nicht fest, aus welchem Grunde. Man weiß nicht, wo es schließlich hingelangt ist. Das Raphaelbild befindet sich in einem Nebenraum (in der Sagrestia de los cálices) der Kathedrale zu Sevilla. Die Kapuziner schenkten es nach dem Abzug der Franzosen der Kathedrale als Dankesgabe für die gelungene Rettung ihrer Gemälde. Der Erzengel ist dargestellt als der Geleiter eines Kindes; er hat den Knaben, der an seiner Seite schreitet, an der Hand gefaßt und zeigt mit der Rechten nach der Höhe, nach einem Lichtstrahl, der die dichte Finsternis der Umgebung durchbricht. Dieses ansprechende Gemälde ist das Urbild zahlloser späterer Schutzengeldarstellungen. Das Bild des Engels Michael ist verschwunden.

Die Bilder, welche ehemals in ihrer Vereinigung die Seitenteile des Hochaltars ausmachten, zeigen Darstellungen verschiedener Heiligen. Da sind zunächst die Schutzheiligen von Sevilla, Justa und Rufina, in einem Bilde vereinigt. Die beiden Glaubenszeuginnen halten gemeinschaftlich das Abbild eines Turmes; das ist das stolze Wahrzeichen der Stadt, deren Boden sie in der Römerzeit mit ihrem Blut getränkt haben, der aus einem maurischen Minaret hervorgegangene Glockenturm der Kathedrale, die Giralda, das höchste Bauwerk Spaniens. Die beiden Gestalten heben sich farbenreich von dem grauen Hintergrund einer bewölkten Luft ab. Wer den schönsten Murillo, den Italien besitzt, die Madonna in der Sammlung des Palastes Corsini zu Rom, gesehen hat, der erkennt mit Überraschung in dem Kopf der heiligen Justa dasselbe blasse, von dichtem, schwarzem Haar umrahmte Antlitz, dieselben unvergeßlichen Augen wieder, durch welche jene Maria, die zwischen wucherndem Gestrüpp am Fuß einer zerfallenen Mauer sitzt und ihr Kind in Sorge an sich drückt, sich einem so nachhaltig ins Gedächtnis prägt; nur daß hier das ganze Gesicht frischer erscheint und daß der ergreifende Ausdruck schwerer Besorgtheit fehlt, der jenem merkwürdigsten von Murillos Madonnenbildern eigen ist. Man sieht, der Meister hat ein und dasselbe lebende Vorbild in verschiedener Auffassung zu verschiedenen Darstellungen zu benutzen gewußt. — In dem Gegenstück zu den beiden Sevillaner Märtyrinnen sind der glaubenseifrige Bischof der alten Hispalis, Leander, und der größte Gelehrte des Ordens, dem die Kapuziner angehören, der heilige Bonaventura, zusammengestellt. Bonaventura trägt über der braunen Franziskanerkutte den rotseidenen Kardinalskragen; in den Händen hält er ein Buch und das Modell eines gotischen Kirchenbaus. Der heilige Leander, eine Gestalt von schlagender Glaubhaftigkeit, erscheint in weißem Kirchenornat, mit dem goldenen Bischofsstab in der Hand — die abgelegte Mitra hält ein Engelknabe, der am Rand des Bildes steht; mit der andren Hand zeigt der Bekehrer des heiligen Hermenegild einen Zettel mit den Worten: Credite, o Gothi, consubstantialem Patri (Glaubt, o Goten, an die Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater). Das Gemälde besitzt eine eigene Größe in der Wirkung seiner wenigen, in großen Massen angeordneten Farben. — Weiter stehen sich Johannes der Täufer und der heilige Joseph als Gegenbilder gegenüber. Johannes, eine durch scharfe Beleuchtung hervorgehobene sehnige Männergestalt mit bräunlicher Haut und schwarzem, wirrem Haar, mit einem sehr bedeutenden Kopf von echt spanischem Schnitt, faltet, an einen Felsen der Wüste gelehnt, die knochigen Hände und wendet den Blick empor, der unsichtbaren Quelle des Lichts entgegen, das die blauschwarze Wolkennacht durchbricht. Joseph ist als zur Zeit der Flucht in dem Ruinenland Ägypten verweilend gedacht. In den Resten eines zerfallenen Gemäuers, das einige antike Bauformen aufweist, auf einer Art von Terrasse stehend, hat er das Jesuskind, das etwa vierjährig erscheint, vor sich auf einen Baustein gestellt und hält es mit beiden Händen fest. Der Knabe, in ein helles Röckchen von weicher Lilafarbe gekleidet, lehnt sich an die in violettgraue und dunkelgraugelbe Gewänder gehüllte Gestalt des Pflegevaters und schmiegt seinen Locken-

Digitized by Google

Abb. 19. Der heilige Joseph mit dem Jesuskind.
Im Ermitage-Museum zu Petersburg.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co., Braun, Clément & Cie. Nchfl., in Dornach i. Els. und Paris.

kopf an deſſen Bruſt, während er den Blick voll auf den Beſchauer heftet. Joſeph aber wendet ſeinen kräftig geſchnitten Kopf, dem die wallende Fülle des dichten Haars eine beſonders mächtige Erſcheinung gibt, ſeitwärts und ſpäht mit ſcharfen Augen hinaus in die Landſchaft, deren lichte Ferne ſich weithin unter dem blauen, von Gewölk durchflogenen Himmel ausdehnt; hochaufgerichtet hält er Umſchau, ob nirgends zwiſchen den weißen Bauwerken oder auf den Höhen der Hügelkette Verfolger nahen. Murillo hat das unbeſtreitbare Verdienſt, den Beſchützer der Kindheit Jeſu, aus dem die meiſten älteren Maler eine recht nichtsſagende Perſönlichkeit gemacht haben, während die neueren ihn mit einem Übermaß von ſchwächlicher Weichheit und dem Ausdruck von Frömmelei auszuſtatten pflegen, in all ſeinen verſchiedenen St. Joſephsbildern — die im einzelnen voneinander abweichen in der Bildung des Kopfes — in würdiger Weiſe als eine ausdrucksvolle, kräftige Männererſcheinung aufgefaßt zu haben (vergl. Abb. 19). — In nach oben ſpitz zulaufenden Feldern, die ſich unter den Anfängen des Bogens, welcher den ganzen Aufbau des Hochattars abſchloß, befunden haben, ſind zwei Heilige der Entſagung, denen beiden das Jeſuskind erſcheint, in

Halbfiguren dargestellt. In dem einen Bild steht das Kind vor dem heiligen Antonius von Padua, der es mit glühender Innigkeit betrachtet, auf dessen Gebetbuch. In dem andern ruht es in den braunen Händen eines Greises mit dem Bettelsack, des heiligen Felix, und streichelt dessen struppigen Graubart. Auf beiden Bildern leuchtet der Kindeskörper wie das Licht in der Finsternis in der Umgebung von Braun und Grau; besonders schön auf dem letztgenannten, in dem die wenigen Töne wundervoll zusammengestimmt sind.

Die einzelnen Altarblätter aus der Kapuzinerkirche übertreffen eins das andere an Schönheit. Das größte derselben stellt die Verkündigung Marias dar, ein kleineres die unbefleckte Empfängnis, ein anderes die Klage um den Leichnam Christi; sechs von übereinstimmender Größe zeigen eine nochmalige Darstellung der unbefleckten Empfängnis, die Anbetung der Hirten, die Weltentsagung des heiligen Franziskus, nochmals den heiligen Antonius und den heiligen Felix, und die Almosenspende des heiligen Thomas von Villanueva.

Zu diesen neun großen Gemälden kommt noch ein kleines Juwel, ein Madonnenbildchen von kaum 60 Centimeter im Quadrat, von dem die Sage zu erzählen weiß, Murillo habe eine Serviette vom Eßtisch genommen, um dasselbe darauf wie mit Zauberhand entstehen zu lassen; daher führt es den Beinamen „de la servilleta.“ Es ist nicht zu verwundern, daß sich an dieses mit glücklichster Leichtigkeit geschaffene Meisterwerk die Vorstellung von etwas Außergewöhnlichem geheftet hat. Aus dem schwarzen Hintergrund löst sich farbig das Brustbild Marias, und von den Armen der Mutter aus streckt das leuchtend helle Kind sich vor, auf den Beschauer zu. Das Kind ist so körperhaft gemalt, daß es vor den Rahmen herausgekommen scheint, und seine großen Augen sprechen so lebhaft, als ob es einen gleich anreden wollte. Der Blick des Jesuskindes wird von dem ruhigen und milden Blick Marias begleitet. Es liegt etwas Unbeschreibliches in dem Bann dieser vier dunkten Augen.

In dem Bild der Verkündigung weicht die Anordnung von der herkömmlichen Weise, an der auch Murillo in seinen früheren Behandlungen dieses Gegenstandes festhielt, dadurch ab, daß der Himmelsbote der betenden Jungfrau gerade von vorn entgegentritt, so daß diese ihn sieht, ohne sich umzuwenden, und sich dem Beschauer in gerader Seitenansicht zeigt. Hierin fand der Künstler das Mittel, eine ungemein ansprechende Schlichtheit in die Gestalt Marias zu legen. Gabriel senkt sich auf einer Wolke aus der Höhe herab, wo, von einem Chor kleiner Engel umgeben, der heilige Geist im Lichtglanz schwebt. Auf den Gruß des Himmelsboten richtet Maria den Kopf auf, sodaß sie ihm gerade entgegensieht; unwillkürlich erheben sich ihre Hände über das Gebetbuch, auf dem sie ruhten. Der Eindruck des Bildes wird sehr wirkungsvoll gesteigert dadurch, daß durch die Art der malerischen Behandlung Maria als ein irdisches Wesen von fester Körperhaftigkeit deutlich von den himmlischen Lichtgestalten unterschieden wird; ganz besonders kommt ihr feiner Kopf durch seine Wirklichkeitserscheinung gegenüber der Körperlosigkeit des zerfließenden Lichtgewölks, von dem er sich abhebt, bedeutsam zur Geltung.

Ein Meisterwerk ersten Ranges ist die Anbetung der Hirten, ein Prachtstück von farbenreicher Helldunkelwirkung. Der nächtliche Himmel, den man außerhalb des verfallenen Stallgebäudes sieht, hellt sich unten im ersten Morgengrauen auf. Von diesem schwachen, farblosen Lichtschimmer am Rande des Bildes nimmt eine zusammenhängende Helligkeitsmasse ihren Ursprung, die sich mit stetig wachsender Kraft in das Bild hineinzieht: das graue Gemäuer des eingestürzten Eingangsbogens wird von einem geheimnisvollen Lichtstrahl gestreift, dann wird der bräunliche Kopf eines alten Hirten von diesem Himmelslicht voll beleuchtet, und die Helligkeit endigt mit der höchsten Steigerung von Licht und Farbe in der Krippe, wo Maria ihr feines, zartes Gesicht über das in weißen Windeln auf gelbes Stroh gebettete Kind beugt; an ihrer Brust und ihren Armen wird das vollfarbige Rot und Blau ihrer Kleidung mit in das übernatürliche Licht hineingezogen, das auf dem Kind seinen Sammelpunkt hat. Im Vordergrund bildet die aus einem Mann, einem Knaben und einem halbwüchsigen Mädchen bestehende Hirtengruppe eine dunkle Masse von lebendig bewegten Umrissen, in welcher das von draußen kommende schwache Däm-

merlicht im Widerſtreit mit den von der Krippe ausſtrahlenden warmen Reflexen die einzelnen Formen auseinanderhält. Das ſind prachtvolle andaluſiſche Bauersleute, beſonders ſchön das junge Mädchen, deſſen ungekämmtes Haar und brauner Nacken ſich von der blaugrauen Dämmerung abheben. Joſeph ſteht im Halblicht an der Mauer. Die oben im Stall lagernde nachtſchwarze Finſternis wird durch die Lichtgeſtalten zweier Kinderengel unterbrochen, die ſich jubelnd in einer goldenen Wolke tummeln.

Abb. 20. Bildnis des Paters Cavanillas.
Im Prado-Muſeum zu Madrid.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co., Braun, Clément & Cie. Nchfl., in Dornach i. Elſ. und Paris.

Ganz verſchieden von dieſer heiligen Nacht iſt das andere Nachtſtück, welches die Klage um den Leichnam Chriſti darſtellt. Hier iſt durch den Verzicht auf jeden Farbenzauber eine ergreifende Stimmung erzielt. Wie ſchrille Klagelaute wirken die grell und ſchroff in zerriſſenen Maſſen in das tiefſchwarze Dunkel geſtreuten Lichter, welche uns vier Geſtalten zeigen: die mit ausgebreiteten Händen zum Himmel aufjammernde Mutter, den mit dem Kopf auf ihrem Schoße ruhenden, auf ein weißes Tuch gebetteten heiligen Leichnam und zwei weinende Engelkinder. Faſt keine andere Farbe zwiſchen dem Schwarz, als Weiß und Fleiſchtöne; denn die Gewänder Marias ſind ganz dunkel. Die ſchwarze Maſſe des Hintergrunds iſt eine Felſenwand; das erkennt man an einem Stückchen Umrißlinie, welches an einer Seite vor einer ſchwach flimmernden Andeutung der Helligkeit, durch welche ſich am Horizont der Himmel von der Erde abgrenzt, ſichtbar wird.

Von den beiden Bildern der Immaculata zeigt das eine die Jungfrau in halb kindlicher Bildung, von einer großen Anzahl reizender kleiner Engel umgeben, von denen einige Sinnbilder tragen, eine Lilie, eine weiße Roſe, einen Palmenzweig, einen Spiegel. Auch in dem andern, das zunächſt durch die außerordentliche Einfachheit der Linien, mit der es komponiert iſt, auffällt, iſt Maria mehr Kind als Jungfrau. Sie hat die beiden Hände nebeneinander auf die Bruſt gelegt, und blickt nach oben, wo Gott Vater mit zum Segen ausgebreiteten Händen erſcheint, als eine Lichtgeſtalt in ſchimmerndem Lichtduft, deſſen Helligkeit die Farben ſeiner Gewänder überflutet. Englein, wie aus Lichtſtoff gebildet, umgeben den Gott und füllen den Raum bis zu dem lichten Rand der Wolke, von welcher Maria getragen wird; je weiter ſie ſich herabſenken, deſſen körperhafter wird ihre Erſcheinung.

Unterhalb der Wolke sieht man den Erdball im Dunkeln liegen; der höllische Drache hat seine Tatze darauf gelegt. Die Ruhe in der Haltung und in den Umrissen Marias, deren Gewänder sich kaum bewegen, geben dem Bild etwas eigentümlich Feierliches; auch das Leben der Engelchen ist von einer feierlichen Ergriffenheit erfüllt, die nur bei einem der kleinen Himmelskinder einem Drange nach stärkerer Bewegung weicht. In der Reihe von verschiedenen Auffassungen, die Murillo seinen Darstellungen der Allerreinsten zu geben wußte, steht dieses Werk an einem Endpunkt, der jenem viel älteren Gemälde aus der Franziskanerkirche, wo alles von mächtiger Bewegung durchdrungen ist und Maria als eine reife Gestalt von göttlicher Erhabenheit erscheint, gerade entgegengesetzt ist. Die kindliche Gestalt Marias in diesem Bilde hat noch ein persönliches Interesse. Die Überlieferung behauptet, Murillo habe hier seine Tochter abgemalt, die sich dem Klosterleben weihte. Wenn das wahr ist, so würde hier auch die Andeutung der in den Krallen des Bösen liegenden Welt eine besondere Bedeutung haben.

Die Flucht des Frommen aus der Welt ist der Gegenstand des Gemäldes, welches den heiligen Franz von Assisi darstellt. Es ist eine Allegorie. Das Kreuz Christi steht in einer wilden Landschaft. Dunkle Wolken verhüllen den Himmel; man fühlt den rauhen Wind, welcher sie jagt. Franziskus, in geflickter brauner Kutte, stößt eine blaue Kugel, welche die Welt bedeutet, mit dem Fuße fort und umarmt den Gekreuzigten, der die rechte Hand vom Kreuze löst, um damit den Heiligen an seine blutende Seite zu drücken. Es ist unmöglich, den Gedanken mit tieferer Empfindung auszusprechen. Auf die Anbringung seiner niedlichen Engelkinder hat Murillo auch hier nicht ganz verzichtet. Neben dem Kreuz schweben zwei der kleinen Wesen, von denen das eine mit ernsthaftem und ergriffenem, dabei aber doch ganz kindlichem Gesicht das Evangelienbuch hinhält, in dem die Worte aufgeschlagen sind: „wer nicht allem entsagt, was er besitzt, kann nicht mein Jünger sein.“

Das Antoniusbild ist wieder eine neue Abwandlung des schon so oft behandelten Themas von dem Jesuskind, das die Schar seiner Engelgespielen verläßt, um dem Mönch seine Liebe zu bezeugen. Es ist ebenso innig empfunden und noch vollendeter in der malerischen Wirkung wie jene älteren Darstellungen. In dem wunderbar ausdrucksvollen Kopf dieses Antonius hat Murillo wieder mit der höchsten Meisterschaft das lebenswahre Charakterbild eines von der Begeisterung der Jugend erfüllten Ordensmannes gegeben. Den Kapuzinern zuliebe, die im Gegensatz zu den übrigen Franziskanern den Bart wachsen lassen, hat er das Gesicht des Heiligen hier und in dem kleineren Bild des Hauptaltars mit einem Anflug von Bart versehen.

Auch der heilige Felix ist mit der Erscheinung des Jesuskindes dargestellt, die ihm zu teil wird, während er, der Arme, Nahrungsmittel zu einem noch Ärmeren trägt. Es ist Nacht. Am Horizont zeigt ein kleiner farbiger Streifen den ersten Beginn der Morgenröte, die im verschwimmenden Dämmerlicht einen von Bäumen eingefaßten endlos langen Weg mehr ahnen als sehen läßt. Auf dieser weiten Straße ist der alte Mann mit seinem Bettelsack dahergekommen, und nun sinkt er in die Knie vor dem Wunder, das ihn überrascht. Die Finsternis des Himmels öffnet sich, Englein schlagen einen Wolkensaum auseinander, und wie ein farbenprächtiges Traumbild zeigt sich in einer Flut von Helligkeit die Muttergottes, mit dem Antlitz das Licht überleuchtend, welches sie goldig umstrahlt. Sie neigt sich freundlich herab und legt das Jesuskind auf die Arme des Alten, der mit einem Blicke namenloser Dankbarkeit — dieser Ausdruck des Greises ist unendlich verschieden von der Glut des Jünglings in dem Antoniusbild — zu ihr aufsieht, und der nicht wagt, seine derben Finger auch nur an das weiße Tuch zu legen, das dem zarten Kindeskörper untergebreitet ist.

Alle diese Gemälde, die so überaus mannigfaltig in der Wirkung sind, und von denen jedes einzelne ein Wunder der Malerei genannt werden kann, übertrifft an Größe und Schönheit der malerischen Wirkung das Bild, welches dem heiligen Thomas von Villanueva gewidmet ist.

Thomas von Villanueva († 1555) gehörte dem Augustinerorden an; auf den erzbischöflichen Stuhl von Valencia berufen, fuhr er fort wie ein armer Mönch zu leben

und wendete sein ganzes Einkommen den Armen zu. Als Almosenspender ist er hier dargestellt. Er steht in seiner schwarzen Mönchskutte, aber mit der weißen Bischofsmütze auf dem feinen, vornehmen Kopf und mit dem Krummstab in der Hand, in einer Renaissancekirche, deren sonnig beleuchtete Architektur in der Tiefe des Bildes einen lichtgrauen Hintergrund bildet, während vorn hebt ein kränklicher Junge in zerlumpten Kleidern sein häßliches Gesicht mit dem stumpfen Ausdruck des gewohnheitsmäßigen Bettelns zu dem Geber auf. Unter den weiter zurückstehenden Armen fällt ein Alter mit rotem Kahlkopf auf, der das empfangene Geldstück dicht vor die blöden Augen hält, um dessen Wert zu prüfen. Ganz vorn sitzen im Schatten, durch scharfe Randlichter

Abb. 21. Die büßende Magdalena. Im Prado-Museum zu Madrid.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co., Braun, Clément & Cie. Nchfl., in Dornach i. Els. und Paris.

Teile eines niedrigeren Einbaus mit einer von einem roten Vorhang umschlungenen Säule in tiefem Schatten liegen. Bettler aller Art umdrängen den Heiligen, der von einem Tischchen die zu verteilenden Silberstücke nimmt. Eben reicht er eine Münze einem halbnackten Lahmen, der auf den Knieen rutschend, dem Beschauer seinen prächtigen braunen Rücken zeigt. Neben diesem von hinten beleuchtet, ein paar Kinder am Boden, ein Mädchen und ein vergnügter kleiner Junge, die mit der Ruhe der Gewißheit die ihnen zustehenden Gaben erwarten. — In aufs feinste abgewogenen Massen von hell und dunkel klingen die Töne von Schwarz, Grau, sparsam verteiltem Weiß, Braun, warmfarbigem Fleisch und verschiedenen Abstufungen von Rot zu un-

übertrefflicher Wirkung zusammen. — Es wird berichtet, Murillo habe die für die Kapuzinerkirche gemalte Almosenspende „seine Leinwand“ genannt, um damit auszudrücken, daß er diese Arbeit für seine bestgelungene halte. Vom malerischen Gesichtspunkt aus kann man hierin dem Maler nur beipflichten. Im vorigen Jahrhundert freilich bewunderte Raphael Mengs vor allen Werken Murillos einen Apostel Jakobus (im Madrider Museum), vielleicht das einzige seiner Bilder, welches, trotz dem Wert des Ausdruckes in dem Kopf des nimmer rastenden und nimmer müden Wanderes, an einer gewissen akademischen Langweiligkeit leidet. Heute aber dürfte sich wohl kaum ein Maler der Ansicht verschließen, daß die Almosenspende des heiligen Thomas von Villanueva auch die berühmtesten Schöpfungen des Meisters in Bezug auf malerische Vollendung überbietet.

Die beiden aus der Augustinerkirche geretteten Gemälde des Museums zu Sevilla sind diesem Bild sehr ähnlich im Ton und wetteifern mit demselben in der Pracht der Wirkung. Beide stellen den heiligen Augustinus dar, in Anschauung von Erscheinungen, welche sich auf Stellen aus den Schriften des großen Kirchenlehrers beziehen. Hier reicht derselbe sein flammendes Herz dem Jesuskind dar, und dieses durchbohrt dasselbe mit dem Pfeil der Liebe. Dort offenbart sich ihm die heiligste Dreifaltigkeit. Augustinus erscheint als ein schwarzbärtiger und schwarzlockiger Mann in schwarzer Tracht. Durch die Dunkelheit seiner Gesamterscheinung wird der auch in der Malweise mit höchster Vollendung durchgeführte Gegensatz verschärft zwischen dem irdischen Wirklichen und den himmlischen Gesichten. Das Dreifaltigkeitsbild, wo der Heilige sich von den Büchern und Schriften, über denen er als grübelnder Forscher saß, plötzlich umwendet, da ein aus den Himmelschören herabgestiegenes Engelkind seine Schulter berührt hat, und nun in der fernsten, hellsten Tiefe eines überirdischen Glanzes die Dreieinigkeit schauend erkennt, das ist vielleicht die großartigste unter den vielen Farbendichtungen Murillos, welche ein Hineintreten des Göttlichen in den Gesichtskreis eines Sterblichen behandeln.

In die Reihe der für die Augustinerkirche gemalten Altarblätter gehört vermutlich auch das Prachtbild in der Münchener Pinakothek, welches die Heilung eines Lahmen durch einen mit der schwarzen Kutte bekleideten Heiligen darstellt.

Auch das Pradomuseum zu Madrid besitzt ein prächtiges Augustinusbild, das sich jenen Verbildlichungen von Aussprüchen des Heiligen anschließt. Augustinus, hier mit einem goldgestickten bischöflichen Chormantel über der schwarzen Kutte bekleidet, sieht zu gleicher Zeit die Erscheinung des gekreuzigten Heilandes und der Mutter Maria, welche von beiden Seiten Gnadenstrahlen nach seinem Haupt hinströmen lassen, so daß er „in die Mitte gestellt, nicht weiß, wohin sich wenden.“ Tiefes Schwarz und Goldtöne, dunkles und lichtes Grau und die duftig zarten Fleischtöne der Engel, dazu ein paar lebhafte Farben — in der Gewandung Marias und im Futter des Chormantels — bilden auch hier einen wunderbaren Farbenklang, wenn auch die Wirkung nicht bis zu dem Maße von Vollkommenheit abgerundet erscheint, wie in den Augustinusbildern des Museums zu Sevilla.

Eine im Pradomuseum befindliche Vision des heiligen Franz von Assisi kann vielleicht einigermaßen eine Vorstellung davon gewähren, wie Murillo diesen Gegenstand in dem abhanden gekommenen großen Hauptbild der Kapuzinerkirche behandelt hat. Franziskus kniet vor dem Altar seiner Kapelle „Portiuncula“ und sieht mit begeisterter Andacht und staunendem Entzücken auf die Erscheinnng von Christus und Maria, die nebeneinander auf einer Wolke thronen. Zum Zeichen der ihm verliehenen besonderen Gnade werfen die Englein, welche die Erscheinung begleiten, Rosen auf ihn herab, was den kleinen munteren Wesen augenscheinlich großes Vergnügen bereitet. Wenn in diesem Gemälde so starke Mittel aufgeboten sind, um die Figuren herauszuheben, daß die Haltung der malerischen Gesamtwirkung darunter leidet, so muß man sich dieses daraus erklären, daß das Bild für eine schlecht beleuchtete Kirche bestimmt gewesen sein wird.

Diesen Schilderungen himmlischer Erscheinungen, in denen Murillo einzig war, schließen sich im Madrider Museum noch zwei sehr große an. Dem heiligen Bernhard, dessen weiße Cisterzienserkleidung eine wieder ganz andersartige Wirkung in das Bild bringt, erscheint Maria mit dem Jesus-

Abb. 22. Chriſtus am Kreuz. Im Muſeum des Prado zu Madrid.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co., Braun, Clément & Cie. Nchfl., in Dornach i. Elſ. und Paris.

Digitized by Google

kind in seiner Studierstube; der Kopf des Kreuzzugspredigers — eines Eiferers — gehört in die Reihe der meisterhaftesten Charakterköpfe Murillos. Dem heiligen Ildefons (Erzbischof von Toledo) erscheint die Muttergottes in der Kathedrale und überreicht ihm ein himmlisches Meßgewand.

Unter den kleineren Gemälden der Pradosammlung aus der Zeit von Murillos größter Meisterschaft mögen nur einige hervorgehoben sein, die zugleich geeignet sind, von der Mannigfaltigkeit seiner Darstellungsweise eine Anschauung zu gewähren.

Bildnisse hat Murillo nur sehr selten gemalt. Hier ist dasjenige des Barfüßerpaters Cavanillas (Abb. 20), das uns einen der charaktervollen spanischen Mönchsköpfe zeigt, unter denen Murillo, mit allen befreundet, seine Modelle auswählen durfte. Eine gesunde Gesichtsfarbe, braunes Haar, graubraune Kutte, eine graublaue Luft, deren Ausdehnung eingeschränkt wird durch ein Stückchen graugrünes Hochland und das saftige Grün einer kletternden Rebe am Bildrand: das sind die Bestandteile, aus denen sich eine feine und zugleich kräftige Farbenharmonie zusammensetzt.

Diese im wesentlichen auf dem Gegensatz von Braun und Blau beruhende Farbenstimmung erscheint in der denkbar höchsten Schönheit in einem unter Lebensgröße ausgeführten Bild des heiligen Franz von Paula. Der alte Einsiedler, ein schlichter Mann mit treuherzigem Greisenkopf, in eine dunkelbraune Kutte gekleidet, kniet betend im freien Feld, den Kopf mit einer für alte Leute bezeichnenden Seitenbewegung nach oben gewendet, die Hände auf die Krücke des Wanderstabs gelegt. Er ist wohl auf der weiten Reise zu dem französischen König Ludwig XI begriffen, der ihn zu sich berief. Weithin dehnt sich die bergige Landschaft aus, in der Ferne duftig verschwimmend. Darüber spannt sich ein dunkelblauer südlicher Himmel aus, den weiße Sommerwolken durchziehen. Dieses mit der größten Leichtigkeit und Schnelligkeit gemalte Bild entfaltet in seiner außerordentlichen Einfachheit einen Farbenreiz, der es neben die besten Schöpfungen des Meisters stellt.

Ganz anders gestimmte, weichere Farbentöne im Verein mit einer sehr kräftigen, Licht und Schatten scharf voneinander scheidenden Beleuchtung verleihen dem Bild der Büßerin Magdalena (Abb. 21) einen eigentümlich fesselnden Reiz. Die Gestalt hebt sich von einem lichtlosen grauen Felsen ab. Das Fleisch leuchtet in einem feinen Silberton so hell, daß die weißen Blätter des aufgeschlagenen Buches kaum mehr Licht haben, in den Schatten spielen warmgoldige Reflexe; das über Schultern und Brust herabwallende Haar ist dunkelblond; an den Knieen wird ein Stück von der grauen Fellbekleidung sichtbar; darüber ist ein Gewand von rötlich-violetter Farbe geschlagen, einer Farbe, welche den gelben Totenschädel durch die Kraft des geraden Gegensatzes hervorhebt.

Eine ergreifende Stimmung liegt in dem Bild des Gekreuzigten (Abb. 22). Der Gedanke — den Dürer vielleicht als einer der Ersten hatte —, die Gestalt des Heilands am Kreuz ganz allein, ohne Bezugnahme auf den geschichtlichen Hergang, ganz hell auf ganz dunklem Grunde, als das Licht in der Finsternis zu malen, wurde im XVII. Jahrhundert sehr häufig verwertet. Aus dem Bilde Murillos spricht ein viel tieferes, aufrichtigeres Gefühl, als aus den berühmten Gemälden von Rubens und van Dyck. Das malerisch Eigenartige liegt darin, daß innerhalb des starken Gegensatzes von hell und dunkel die Farbentöne in einer weichen Stimmung gehalten sind. Auch die malerische Behandlung ist, unbeschadet der Bestimmtheit der Formen, ganz weich. Das Dunkel des schwarzgrauen Himmels ist an zwei Stellen farbig belebt: unten lagert ein fahler, gelblicher Schein über dem Horizont, und oben flimmert eine unbestimmte bläuliche Helligkeit um den rechten Arm und die Schulter des Erlösers.

Ein großer Farbenreichtum, in ganz heller, freundlicher Stimmung zusammengehalten, zeichnet das Bild aus, welches den beliebten Gegenstand der Unterweisung der heranwachsenden Jungfrau Maria durch ihre Mutter behandelt (Abb. 23). Die heilige Mutter Anna trägt ein bräunliches Kleid, das, unten und an den Ärmeln aufgeschlagen, sein grünes Futter und ein graues Unterkleid sehen läßt; über ihrem Schoß liegt ein dunkelgelber Übertwurf, und ein dünnes Schleiertuch von heller, gelblich-grauer Farbe umrahmt das wohl-

Abb. 23. Die heilige Anna mit der Jungfrau Maria. Im Prado-Museum zu Madrid.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co., Braun, Clément & Cie. Nchfl., in Dornach i. Elſ. und Paris.

wollende ältliche Geſicht. Der Schemel, auf dem ſie ſitzt, iſt mit einem roten, goldverzierten Kiſſen belegt. Ein neben ihr ſtehender großer Arbeitskorb, aus dem zwiſchen weißem Leinen ein gelblich-rotes Nähkiſſen hervorſieht, bekundet, daß über dem Religionsunterricht die häusliche Arbeit nicht vernachläſſigt wird. Die kleine Maria, die mit ſo klugen Kinderaugen fragt und ſo verſtändig und aufmerkſam auf die freundlich gegebene Belehrung horcht, trägt ein helles Kleid von jener rötlich-violetten, ins

Gelblichweiße schillernden Farbe, die Murillo schon in früheren Bildern gern anwendete; das über ihren Arm geschlagene und auf den Boden herabhängende Tuch ist kräftig blau; das Kleid und das lichtbraune Haar sind nach der Sitte von Murillos Zeit mit roten Schleifchen geschmückt. Die Englein, welche in einem goldumsäumten Nebel über das Geländer der Hausterrasse hereinflattern, sind rosig-goldige Dustgebilde; in dem Gewandstreifchen und den Flügeln kehren auch hier ein paar kleine lebhafte Farben wieder, rosa und blau. Der Kranz aus weißen und roten Rosen, den die Englein dem Kind aufsetzen, bedeutet die Freuden und Schmerzen, welche der zukünftigen Mutter des Erlösers bevorstehen.

Die Krone von allen Gemälden Murillos im Pradomuseum ist das entzückende Kinderbild, welches unter dem Namen: „Die Kinder mit der Muschel" bekannt ist (Abb. 24). Der kleine Johannes kniet am Ufer eines Baches vor dem kleinen Jesus, der ihm in einer Muschelschale Wasser zu trinken gibt, — eine sinnbildliche Darstellung in dem Gewande kindlichen Spiels. Das ganze Bild ist Licht und Dust. Alles schimmert in einem leuchtenden Goldton, der auch die ihm scheinbar widerstreitenden Töne — das rötliche Violett des Mäntelchens, das um die Hüften des Christuskindes geschlungen ist, und das unter der Engelwolke sichtbar werdende Lichtblau der Luft — zart überhaucht und wie ein durchsichtiges Geflimmer vor den Dunkelheiten liegt. Es ist ein malerischer Reiz von unendlicher Feinheit, der die liebliche Darstellung verklärt.

Am weitesten berühmt ist ein Bild der unbefleckten Empfängnis, das am spätesten entstandene unter vier an Reizen sich gegenseitig überbietenden Gemälden des gleichen Inhalts, die im Pradomuseum vereinigt sind (Abb. 25). Es ist das dustigste von allen. Das sonnig lichte Gewölk ist mehr bläulich als grau, nur im Schatten der Unterficht wird es dunkelgrau. Der die Gestalt der Jungfrau umgebende Goldton reicht nicht weiter hinauf, als das Blau des Mantels, zu dem er in einer ebenso feinen Gegensatzwirkung steht, wie unten das warme Fleisch der Engel zu dem kühlen Ton der Wolke; der Kopf Marias hebt sich mit seinem blonden Haar gegen einen bläulich-weißen leuchtenden Strahlenschein ab. Ähnlich wie in jenem Bild aus der Franziskanerkirche zu Sevilla geht ein Zug der Aufwärtsbewegung durch das Bild. Aber nicht auf göttliche Hoheit, sondern auf die Entfaltung der höchsten Anmut und Holdseligkeit hat der Künstler hier den Hauptwert gelegt. Dieser Kopf ist das vollkommenste, was Murillo sich von jungfräulicher Frauenschönheit denken konnte. Marias Blicke sind nach der Höhe der Unendlichkeit gerichtet, sie schaut das Ewige, Unbegreifliche. Ein geheimnisvoller Schauer durchbebt ihre Gestalt, ihre Hände pressen sich auf der Brust übereinander. Dieses Kreuzen der Hände über der Brust paßt zu dem Aufwärtsschauen, wie zu dem demütigen Senken der Augen die gefalteten Hände.

Die Entstehungszeit dieses Gemäldes läßt sich mit ziemlicher Sicherheit danach bestimmen, daß der Kopf Marias eine große Ähnlichkeit besitzt mit dem ebenso berühmten Bild im Louvre, welches Murillo im Jahre 1678 malte (s. d. Titelbild zu Heft 1). Nur ist das Blond des Haares hier dunkler, entsprechend der kräftigeren Stimmung des ganzen, bedeutend umfangreicheren Gemäldes. Der Goldschein ist hier weit ausgedehnt, er tritt wolkig aus dem umgebenden Himmelsblau hervor, verdichtet sich unter den Füßen Marias zu einer körperhaften Wolke, die rechts ihren tiefen Schatten hat, und verflüchtigt sich nach unten links zu einem blau-silberigen Dunstschleier. In der Gestalt Marias ist hier weniger Bewegung. Die Jungfrau ist in feierlicher Ergriffenheit in die Anschauung der Gottheit verloren. Um so lebendiger ist die Bewegung in der endlosen Schar der Engelchen, die sie mit festlichem Jubel umschwärmen. — Murillo malte dieses Bild, eines seiner letzten Werke, für ein Hospital zu Sevilla. Bei der Ausraubung der Klöster im Jahre 1810 nahm Marschall Soult, der ein gutes Kunstverständnis gehabt haben muß, dasselbe für sich in Beschlag. Bei der Versteigerung von dessen Nachlaß im Jahre 1852 erwarb Napoleon das Bild um den Preis von 615300 Francs für die Louvresammlung. Seit den Zeiten, wo römische Cäsaren abenteuerliche Summen aufwendeten, um die alten Meisterwerke hellenischer Kunst aus dem Besitz griechischer Städte und

Digitized by Google

Tempelgemeinden in die kaiserlichen Sammlungen der Welthauptstadt zu bringen, war es nicht mehr vorgekommen, daß für ein Gemälde eine so hohe Summe verausgabt wurde. In unseren Tagen sind freilich schon zweimal noch höhere Preise bezahlt worden (für Meissoniers Kürassiere und Millets Abendläuten).

Das Louvremuseum besitzt noch ein anderes großes Meisterwerk Murillos, welches

Gott Vater segnend die Arme aus. Durch die Schönheit des kühlen, leuchtenden Gesamttons, innerhalb dessen sich die reichste Farbenwirkung entfaltet, gehört dieses Bild zu den malerisch vollkommensten Schöpfungen Murillos.

Der Meister hatte das sechzigste Lebensjahr überschritten, als er sich entschloß, einem von auswärts an ihn gerichteten Ersuchen zu entsprechen und die Ausführung

Abb. 24. Die Kinder Jesus und Johannes. Im Prado-Museum zu Madrid.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co., Braun, Clément & Cie. Nchfl., in Dornach i. Els. und Paris.

der Immaculata mindestens ebenbürtig ist. Dasselbe führt in sehr unzutreffender Weise die Bezeichnung einer heiligen Familie; es ist vielmehr eine Verbildlichung der heiligen Dreifaltigkeit. Jesus Christus steht als Kind auf dem Schoße Marias und nimmt das Zeichen seines Opfertodes aus der Hand des kleinen Vorläufers, den seine Mutter Elisabeth begleitet, entgegen. Über dem Jesuskind schwebt der heilige Geist in Gestalt einer Taube, und ganz oben breitet

der Hochaltargemälde in der Kapuzinerkirche zu Cadiz zu übernehmen. Es war, soviel man weiß, das erste und einzige Mal seit der Jugendreise nach Madrid, daß er seine Heimat verließ. Dieses Altarwerk ist unzerstört geblieben; es befindet sich in der an einem Platz an der See gelegenen Kirche des jetzt in ein Irrenhaus umgewandelten Klosters an seiner ursprünglichen Stelle. Man kann sich nach ihm eine Vorstellung davon machen, wie das allerdings aus einer

größeren Anzahl von Gemälden zusammengesetzte Altarwerk zu Sevilla sich aufgebaut hat. Es sind sechs Bilder, welche, durch Rahmen voneinander getrennt, die ganze Wand oberhalb des Altartisches ausfüllen. Ein großes viereckiges Mittelbild ragt bis weit in den Rundbogen hinein, mit welchem die Wand unter das Gewölbe tritt; da die Kirche auf den Namen der heiligen Katharina geweiht ist, wurde hierfür der Stoff aus deren Legende gewählt. Der über diesem Bild verbleibende, oben von einem Bogenabschnitt begrenzte Raum enthält eine Darstellung von Gott Vater, der segnend zwischen Engeln erscheint. Die seitlichen Felder, jedes ungefähr halb so breit wie das Mittelstück, sind an der Stelle quer geteilt, wo die äußere Gesamteinfassung aus der Senkrechten in die Rundung des Bogens übergeht. In den unteren, hohen, viereckigen Feldern sind einerseits der heilige Joseph mit dem Kinde Jesus, anderseits der heilige Franziskus mit dem gekreuzigten Heiland dargestellt. In den oberen, von der Linie des ansteigenden Bogens in die Gestalt eines unregelmäßigen Dreiecks gebrachten Feldern erscheinen die Erzengel Michael und Raphael, dieser ein Kind geleitend, jener den bösen Feind niedertretend. — Murillo begann das Werk mit dem Hauptbild. Den Inhalt desselben gab die für bildliche Darstellungen sehr beliebte Erzählung der mittelalterlichen Legende, wie der alexandrinischen Jungfrau, nachdem sie das Christentum angenommen, das Jesuskind erscheint, um ihr durch Anstecken eines Ringes zu erklären, daß sie nunmehr seine Braut geworden sei. Der Meister hat hier wieder eines seiner zauberhaftesten Lichtgedichte geschaffen, groß und lieblich. In einen hohen Säulenbau flutet ein aus dem dunkelgoldigen in einen hellsilberigen Ton übergehender Lichtnebel, angefüllt mit körperlosen Englein, und entwickelt sich unten, dicht über dem Marmorboden der Halle, zu einer Wolke, auf welcher die Jungfrau Maria mit dem göttlichen Kinde sitzt. Das helle und doch kräftige Rot und Blau ihrer Kleidung heben sich prächtig ab von dem Silberton und verbinden sich mit dem ebenso kräftigen Gelb der Gewandung eines hinter ihr stehenden Engels zum vollen Dreiklang der Hauptfarben. Den Helligkeitsmittelpunkt des Gemäldes bildet das Jesuskind, vor dem Katharina, liebenswürdig mädchenhaft in Haltung und Ausdruck, kniet und ihm die Hand entgegenhält. Die junge Heilige trägt ein weißes, lilafarbig schillerndes Kleid und einen Mantel von Goldbrokat. Große Engel mit farbigen Gewändern und Fittichen — in den Köpfen Abbilder andalusischer Mädchen — stehen auf beiden Seiten. Aus dem Lichtgewölk lösen sich, etwas körperhafter hervortretend als ihre Gefährten, zwei allerliebste Kinderengel, welche über Katharina die Blumenkrone der Jungfräulichkeit und den Palmenzweig des Märtyrertums halten. Fremdartig und hart stehen in dem zarten Duft des Gemäldes zwei andere Kinderengel, welche den auf den Fußboden herabhängenden Mantel Marias aufheben: hier hat eine fremde Hand ergänzt, was der Meister selbst nicht mehr malen konnte.

Murillo zog sich, als das Hauptbild bis auf weniges fertig war, durch einen Sturz vom Gerüst derartige Verletzungen zu, daß er die Arbeit aufgeben und sich nach Sevilla zurückbringen lassen mußte. Die Vollendung des Altarwerkes in Cadiz blieb Schülerhänden überlassen. Sicher lagen zu den Nebenbildern Entwürfe und Farbenskizzen von der Hand des Meisters vor. Der Schüler, der sie ausführte, hat sich auch redlich bemüht, seine Malerei nach der Harmonie des Mittelbildes zu stimmen; in den beiden unteren Bildern hatte auch vielleicht der Meister schon den Ton angegeben. Aber trotzdem läßt der unendlich weite Abstand zwischen der eigenhändigen und der Schülerarbeit sehr deutlich sehen, wie unmöglich es für einen anderen — mochte derselbe noch so vertraut sein mit dem Handwerksverfahren des Meisters — war, sich in dessen feine Farbenempfindung hineinzufühlen.

Murillo erwartete den Tod. In seiner Pfarrkirche zum heiligen Kreuz — in der Nähe der Kathedrale — saß er manchmal stundenlang vor dem Altar einer Kapelle, in welcher ihm das Grab bereitet werden sollte, und betrachtete das alte Bild über dem Altar. Dieses Bild ist noch vorhanden, es befindet sich jetzt in der großen Sakristei der Kathedrale. Es ist ein im Jahre 1548 gemaltes Werk des Brüsseler Meisters Peter von Kempen, den die Spanier Pedro Campaña nannten, eine lebensgroße Dar-

Abb. 25. Die unbefleckte Empfängnis. Im Prado-Museum zu Madrid.
Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co., Braun, Clément & Cie. Nchfl., in Dornach i. Els. und Paris.

stellung der Kreuzabnahme; ein, trotz der Aufnahme italienischer Formengebung, in der Farbe noch ganz altflandrisch empfundenes Bild, malerisch, stimmungsvoll und ergreifend, ganz dazu angethan, daß ein Maler sich in seinen Anblick vertieft. Die altertümliche Malweise und die ganze Auffassung des Niederländers, der auch in der Zeichnung des Christuskörpers noch an der harten Formensprache seiner Vorfahren festgehalten hat, sind ja von der Art und Weise Murillos so verschieden wie nur möglich. Aber in einem mußte Murillo eine Geistesverwandtschaft fühlen: in der Wahrhaftigkeit, mit welcher der alte Maler, noch nicht angekränkelt von der Künstelei und Berechnung des Manierismus, Selbstempfundenes und in tiefster Seele Empfundenes, in seiner eignen Ausdrucksweise ehrlich ausspricht. Auch Murillo hat in seinen Bildern frisch vom Herzen weg gesprochen; was er an himmlischen Wundern und Erscheinungen in seinem Innern gestaltete, bis es wie ein Lebendiges vor seinem geistigen Auge stand, hat er mit derselben Ehrlichkeit abgemalt, mit der er die Erscheinungen der Wirklichkeit, die sein Malerauge reizten, wiedergab. Diese künstlerische Wahrhaftigkeit ist das Geheimnis, welches die Würdigung der Werke Murillos unabhängig macht von den Zufälligkeiten der Zeit, des Landes und der religiösen Richtung, welcher sie angehören, und zwar voll und ganz angehören.

Auf die Frage, warum er sich von jenem Bild nicht trennen könne, antwortete Murillo, er wolle warten, bis die heiligen Männer dort den Heiland herunter gelassen hätten. Er wartete darauf, daß die Arme des Erlösers, die in dem Bilde sich ausgebreitet vom Kreuz herabsenken, ihn umfangen sollten. Er starb am 3. April 1682.

Die Stadt Sevilla hat ihm vor der Kunstakademie, die von ihm begründet wurde, und die das Museum einschließt, welches seine besten Werke bewahrt, ein stattliches Standbild errichtet. Sein Grab ist verschwunden; es ist mit der alten Pfarrkirche zum heiligen Kreuz ein Opfer der Verwüstungen des Jahres 1810 geworden.

„Marengo“ und „Kopenhagen.“

Zwei Veteranen von Belle Alliance.

(Abdruck verboten.)

Die Leibrosse großer Kriegsmänner und Heerführer haben oft, außer den Strapazen und Gefahren, auch den Ruhm und die Ehren mit ihren Herren geteilt. Sage und Geschichte geben uns eine große Anzahl von Beispielen hierfür, von der grauen Vorzeit bis auf die Gegenwart, vom Bucephalus, dem Streitroß Alexanders des Großen, bis zu Friedrichs des Einzigen „langem Schimmel“ von Mollwitz und zur Stute „Sadowa,“ dem braunen Lieblingspferd Kaiser Wilhelms des Ersten, nicht zu vergessen des Schimmelhengstes „Procul negotiis,“ der den tapferen Hohenzollernprinzen Friedrich Karl von Sieg zu Sieg getragen.

Manch ein andres braves Schlachtroß, an Tugenden und Verdienst nicht ärmer als jene, ist freilich unberühmt und unbesungen der Vergessenheit anheimgefallen, so zum Beispiel auch das Pferd, auf dem der alte Blücher, der Marschall Vorwärts, die Schlacht bei Belle Alliance gewann.

Deutsche und Franzosen, Engländer und Amerikaner haben eine umfangreiche Litteratur über diese Schlacht und alle ihre Einzelheiten geliefert, und so wissen wir auch, daß Napoleon während derselben den Schimmel „Marengo“ ritt, ein kleines, sehr schnelles und lebhaftes arabisches Pferd. Während der drei Tage, vom 16. bis 18. Juni, kam er fast nicht aus dem Sattel.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß der Kaiser um diese Zeit bereits einen guten Teil seiner ehemaligen, körperlichen Spannkraft und Beweglichkeit eingebüßt hatte. Dazu hatten sich bei Napoleon bereits allerlei körperliche Leiden und Gebrechen eingestellt, und so war es thatsächlich von größter Wichtigkeit für ihn, ein Pferd unter dem Leibe zu haben, auf dessen Gefügigkeit und Intelligenz er sich verlassen konnte.

Der Autor von „Napoléon à Waterloo,“ ein Artillerieoffizier, der in der Schlacht mit gekämpft hatte, berichtet von der staunenswerten Ausdauer und Allgegenwärtigkeit des Kaisers während des Kampfes, der vom frühen Morgen bis in die Nacht währte,

Digitized by Google

und hebt dabei die trefflichen Eigenschaften des kaiserlichen Rosses hervor.

Wir bringen hier ein getreues Porträt desselben. Das Bild ist die Wiedergabe

Marengo, Napoleons I Schlachtroß. Lithographiert von James Ward nach seinem Ölgemälde.

einer Lithographie, die der englische Maler James Ward nach seinem 1821 gemalten Ölgemälde angefertigt hatte. Der Schimmel, ein edler Berberhengst, war von dem General Lefebvre in Ägypten gekauft und später dem Kaiser zum Geschenk gemacht worden. Lefebvre hatte Ursache, dankbar zu sein. Die Festung Danzig war am 24. Mai 1807 in die Hände der Franzosen gefallen; Lefebvre durfte den größten Anteil dieses Erfolges für sich beanspruchen. Napoleon ließ ihn am nächsten Morgen um

sechs Uhr zu sich bescheiden. Pünktlich, auf die Minute, wurde der General dem Kaiser, der bereits mit dem Chef des Stabes bei der Arbeit saß, angemeldet.

„Ah,“ sagte Napoleon, „der Herzog läßt uns nicht warten.“

Dann wendete er sich um und befahl dem Adjutanten, den „Herzog von Danzig“ zum Frühstück zu laden. Der Adjutant glaubte nicht richtig gehört zu haben und wagte die Entgegnung, daß nicht der Herzog von Danzig, sondern der General Lefebvre Seiner Majestät Befehle erwarte. Der Kaiser antwortete mit einem jener Scherze, für die er damals bekannt war.

„Il paraît, Monsieur,“ sagte er, „que vous me croyez plus capable de faire un comte qu'un duc.“

Beim Frühstück redete er den General bei jeder Gelegenheit mit „Monsieur le Duc“ an, bis derselbe die ihm zugedachte Ehrung erriet. Der Kaiser aber hatte noch eine andere angenehme Überraschung für ihn.

„Sind Sie ein Freund von Schokolade, Herr Herzog?“ fragte er.

Lefebvre bejahte.

„Ah, gut,“ sagte Napoleon. „Zum Frühstück giebt es heute zwar keine, aber ich will Ihnen ein Pfund von der guten Danziger Sorte schenken.“

Damit überreichte er dem neugeschaffenen Herzog ein zierliches Päckchen. Als dieser dasselbe später in seinem Quartier öffnete, fand er darin, was er vielleicht halb und halb bereits erwartet hatte — 100 000 Thaler in Banknoten. Der Kaiser liebte es, seinen Generalen ab und zu solche fürstlichen Geschenke zu machen. Woher dergleichen Gelder stammten, das wußte das arme, ausgesogene Preußenland nur zu gut.

Als kleines Zeichen der Dankbarkeit verehrte der Herzog von Danzig seinem gnädigen Souverain den Berberhengst „Marengo.“ Napoleon ritt denselben in mehreren Schlachten und zuletzt bei Belle Alliance. Hier fiel das Pferd, nach des Kaisers Flucht, als Kriegsbeute in englische Hände. Ein gewisser Lord Petre verkaufte es um das Jahr 1821 an den Generallieutenant John Julius William Angerstein (gestorben am 23. April 1866), nachdem er es vorher von James Ward hatte malen lassen. Angerstein verwendete den Schimmel als Zuchthengst und erzielte durch ihn eine Reihe wertvoller Tiere, darunter „Gimcrack“ (1827) und „Carallia“ (1831), in den englischen Sportannalen hochberühmt. Im Jahre 1830 war „Marengo“ nachweislich noch am Leben. Sein Skelett steht heute im Museum des Militär-Instituts in Whitehall Yard.

Unser zweites Bild ist ein Porträt des Rosses, das der Herzog von Wellington ritt, als er der anstürmenden, französischen Übermacht einen ganzen Tag lang so mannhaft Widerstand leistete. Auch das Original dieses Bildes ist von James Ward gemalt worden. Das Pferd, das den Namen „Kopenhagen“ führte, war ein Vollblut und gehörte ursprünglich dem Feldmarschall Grosvenor, der es in der dänischen Hauptstadt gekauft hatte. Grosvenor verkaufte das Tier an den Marquis von Londonderry, von welchem es der Oberst Charles Wood um den Preis von vierhundert Guineen für den Herzog von Wellington erstand. Dieser faßte eine große Zuneigung für das edle Roß, er ritt dasselbe in mehreren Feldzügen, unter anderen auch in der Schlacht bei Vittoria, und endlich bei Waterloo. Hier verharrte er achtzehn Stunden lang ununterbrochen im Sattel und als er nach gewonnener Schlacht abstieg und dem kleinen Tiere — „Kopenhagen“ war nur fünfzehn Hände hoch — liebkosend den Hals klopfte, da wieherte dasselbe und stampfte und schlug aus, als sei es noch ganz frisch und zu allerlei Sport aufgelegt.

Seine Farbe war ein schönes Kastanienbraun; es starb wohlbetagt im Jahre 1825 zu Strathfieldsaye, wo es seine letzten Jahre in behaglicher Ruhe zugebracht hatte.

Während James Ward an Kopenhagens Bild malte, pflegten sich zahlreiche Besucher einzustellen, um das berühmte Schlachtroß des „eisernen Herzogs“ in Augenschein zu nehmen. Beim Abschied erbat dann jeder von dem Groom ein Andenken. Je nachdem nun der Hüter des Stalles einen Schilling, eine halbe Krone oder ein größeres Trinkgeld erhielt, bestanden die von ihm ausgeteilten Andenken in einigen Haaren oder auch in einer ganzen Locke aus Kopenhagens Mähne oder Schweif.

Als der Herzog eines Morgens erschien, um den Fortgang des Gemäldes zu beobachten, kam der Maler auf die Besucher zu sprechen.

„Darf ich Eurer Durchlaucht eine Mitteilung machen?“ sagte er.

„Nun, was ist's, Mr. Ward?“ fragte Wellington.

Ward schilderte nun die Begehrlichkeit der Leute nach Andenken und die Geschäftspraktiken des Grooms.

„Wenn das noch eine Weile so weitergeht,“ fügte er hinzu, „dann bleibt von Kopenhagens Schweif und Mähne kein Haar mehr übrig.“

„Dem soll abgeholfen werden,“ entschied der Herzog. Er ließ eine Art von Käfig anfertigen, in den der Schimmel gesteckt wurde, und der Verkauf von Andenken hatte ein Ende.

Kopenhagen, Wellingtons Schlachtroß. Lithographiert von James Ward nach seinem Ölgemälde.

Frau Blancheflor.

Von

Frida Schanz.

Illustrationen von **P. F. Messerschmitt.**

(Abdruck verboten.)

Laßt dieser Sang in diese Tage?
Ich weiß es nicht. Mit mächt'gem Bann
Schaut durch den Silberflor der Sage
Ein holdes Augenpaar mich an.
Ergreifend funkelt ihr Geleucht,
Von Liebe hell, von Thränen feucht.
Sie lockten in vergangne Weite,
Bis ich den Nebelpfad beschreite,
Aufweckend aus der Zeiten Grab,
Was sich so rein und schön begab.

Es lebte im burgundschen Gau
Ein Ritter, stolz und hochgeboren,
Ein tapfrer Herr, der sich zur Frau
Ein zartes, junges Kind erkoren,
Ein liebes, schüchtern-schönes Ding,
Die heiß und innig an ihm hing,
Ersterbend fast in süßem Schrecken,
So oft sein Blick auf ihr geruht,
Und nur bedacht, ihm zu verstecken,
Was sie ihm gab an süßer Glut, —
Beseligt — und doch stets aufs neue
Verwundert, daß er sie erkor,
Das Bild der Demut und der Treue,
Rein wie ihr Name —: Blancheflor.

Ihr Wesen, lauter wie ein Bronnen,
War's, was den Herrn für sie gewonnen.
Als aller Frauentugend Mitte
Galt ihm die zarte, zücht'ge Sitte,
Die keusche Anmut, rein und streng.
Entgegen derber Mannesweise
Zog er der Frau die stillen Kreise
Klein und gemessen, ernst und eng;
Schier heilig wollt' er ihr Geschlecht.

Wie's ihm gefiel, so war's ihr recht.
Ihm galt von ihren Schätzen allen
Der eine nur — sein Wohlgefallen.

Sie hob die blauen Blicke kaum,
Daß er ihr glühend Herz nicht sehe.

Kurz war, ein flücht'ger Veilchentraum,
Der zarte Frühling ihrer Ehe.
Kaum fahn' sie sich ins Herz, die beiden,
Da scholl's: Gott will es! Gott gebeut's!

Und im Tumult des Abſchiedstages umſchlang ſie zart den tapfren Herrn. .

Zum Kampfe für das heil'ge Kreuz
Zog Heer um Heer ins Land der Heiden.
Der Ritter jauchzte: Gott ſei Dank!
Längſt trieb die Kampfluſt ihn von dannen
Lobſingend putzten ſeine Mannen
Die alten Wappenſchilde blank.
Gewalt'ges, Großes, ſtand bevor!
Wer frug in dieſen Lenzwindtagen
Nach Frauenleid, nach Frauenklagen?

Im Kämmerlein ſaß Blancheflor,
Verſtohlen ſchluchzend, heimlich bebend,
All ihre Liebe, all ihr Leid
In ihre Abſchiedsgabe webend,
In ein Gewand, geweiht, gefeit,
Mit heißer Thränen Tau beregnet,
Und gegen Wunden und Gefahr
Mit heil'ger Zeichen reicher Schar
Verſehn — und tauſendfach geſegnet.

„Mein teurer Mann, nimm dies und
trag es!"
Sprach ſie verweint. „Lang biſt du fern!"
Und im Tumult des Abſchiedstages
Umſchlang ſie zart den tapfren Herrn.
„Geweiht, gefeit iſt dies Gewebe,
Und immer bleibt es weiß und rein
Zum Zeichen, daß ich ſehnend lebe
Und daß ich dein bin, — treulich dein!"

Aufſchlug ſein Roß mit ehr'nen Hufen.
Die Banner flogen, weiß wie Schnee.
In Schildgeklirr, in Abſchiedsrufen
Erſtarb ſein Dank und ſein Ade.
Nur noch ein Blick zurück vom Thor,
Umglitzt, umblitzt von Waff' und Wehre.
Ein Gruß: — „Leb wohl, Frau Blancheflor,
Und hüte meines Hauſes Ehre!"

Nun dumpfe Ruhe; leere Tage;
Verweinter Augen ſanfte Klage
Und träge Zeit, die müd' verfloß,
Und heißes Leid im Ritterſchloß.
Nur manchmal Stunden, glückdurchſonnte,
Wenn über grauer Sorgen Meer
Ein fernes Licht am Horizonte
Aufblitzte — ſeine Wiederkehr.

Dann ſchon ein heimlich Vorbereiten
Auf frohe Wiederſehenszeiten.
Sie webt und ſpinnt, ſie webt und ſtickt
Zu lebenslänglichem Bedarfe.
Mit zarter Hand ſchlägt ſie geſchickt
Wie vordem ihre kleine Harfe.

So ſchwand die Zeit; ſo ſchwand ein Jahr,
Für ſie in Sehnſucht — für den Ritter
In Not und Mühſal, herb und bitter,
In Hunger, Seuchen und Gefahr.
Statt eines Kampfes, hoch und hehr,
Ein Krieg mit tauſend Fährlichkeiten,
Ein ſtetes Plänkeln, Fechten, Streiten
Mit dürrer Notdurft und Beſchwer.
Die Bruſt voll ungeſtilltem Sehnen,
Die Kraft erlahmt, die Seele matt, — — —
So traf ihn, nah der heil'gen Stadt,

So traf ihn, nah der heil'gen Stadt, ein Überfall der Sarazenen . .

Ein Überfall der Sarazenen.
Von gift'gen Türkenpfeiles Schaft
Ward des Gewalt'gen Arm getroffen.
Von allem Schwung, von allem Hoffen
Das trübe Ende: — Feindeshaft.
Wie manchen andern ging's dem Grafen.
Nicht Seufzer hatten sie genug,
Im Joche schritten sie, als Sklaven,
Barfüßig vor dem Türkenpflug.

Wild rang in ihm erst Schmerz und Zorn;
Verzehrend quoll der Sehnsucht Born.
O Lebenslust! O Schwertesglanz!
O heil'ges Ziel! O Siegeskranz!
O blaue Wogen, grüne Aue!
Waldschöne Heimat, — zarte Fraue!

Dann ward in Qualen, heiß und dumpf,
Die Hoffnung stumm, die Seele stumpf.
Die edlen Züge wurden hager,
Es fiel der Reif ins dunkle Haar,
Und seltner stand, von Jahr zu Jahr,
Die Hoffnung an dem Knechteslager.
Geschlossen war der Zukunft Thor.
Leis sprach der Ritter, oft aufs neue:
„Du dauerst mich, Schön-Blancheflor!
Ich weiß, du harrest mein in Treue!
Das Hemd, das du gewebt mit Fleiß,
Ist fleckenlos, ist rein und weiß.
Zerbrochen ist mir Waff und Wehre,
Verloren ist mir Kranz und Kreuz!
Doch rein ist meines Hauses Ehre!
Du dauerst mich. — Und doch, mich freut's!"

Ob's tausendmal unmöglich schien,
Gelang es doch mit Trug und Listen
Dem einen der gefangnen Christen,
Der Türkenknechtschaft zu entflieh'n.
Er kam zurück, vergaß der Not,
Trank Heimatluft, aß Heimatbrot,
Ließ sich nicht Zeit, daß er gesunde,

Griff wieder zu dem Wanderſtab
Und brachte Blancheflor die Kunde
Des ganzen Leid's, das ſich begab.
Die treue Frau vernahm nur Eines; —
Sie wankt, ſie zittert, glüht und bebt
Vom raſchen Trunk des Freudenweines,
Vom goldnen Jubelwort —: „Er lebt!“
Nicht eines Augenblicks Bedacht.
Zu ihm, zu ihm, um ihn zu retten
Aus Türkenmacht und Sklavenketten! —
Niemand darf ihre Kühnheit hören.
Sie läßt die treuen Diener ſchwören.
Sie kleidet ſich in Mannestracht,
Das arme Antlitz, klein und ſchmal
Von allem Weh, das ſie erlitten,
Mit Lehm beſtrichen, gelb und fahl,
Das goldne Frauenhaar verſchnitten,
Am Gurt die Wehr, die blanke, ſcharfe,
Und unterm Mantel ihre Harfe.

So zog ſie fort ins heil'ge Land. —
— — — — — — — — —
Und wieder ging ein Jahr. Da ſtand
Auf ſtolzem Schiff, in Traumesbann,
Ein jubelnder, ein ſel'ger Mann.
Des Windes Hauch, der Sonne Schein,
Der Wellen tiefes Veilchenblau
War wieder ſein! War wieder ſein!

Es lag wie Duft, es lag wie Tau
Auf ſeiner Seele ſchweren Wunden,
Der Knechtſchaft Nachttraum war geſchwunden; — —
Und der Erinn'rung Schmachgewicht,
Wie mürbes Märzeneis zerſchmolz es
Vor dem erwachten Frühlingslicht
Des neuen Glücks und Freiheitsſtolzes. — —
Die Sehnſucht harfte, weich und zart,
Der Südwind ſtrich, die Fernen blauten.
O wunderholde Maienfahrt
Der Heimat zu, der lieben, trauten!
Traumhaft verſchwamm des Glückes Spur.
Wie kam es nur? Wie kam es nur?
Ein Märchen ſchien es jetzt dem Grafen:
Des fremden Spielmanns Harfenlied,
Der Wink des Sultans, der die Sklaven
Zum goldnen Feſtesſaal beſchied.
Dort ſtand der Harfner vor dem Throne.
Der Sultan ſprach: „Du haſt zuerſt
Mein ganzes Herz gerührt. Zum Lohne
Nimm, Fremdling, welchen du begehrſt!

Da flog's wie Windhauch durch die Reihn.
Doch auch den Fremdling ſah man beben.
Er ſtand gebückt, in Scham und Pein,
Und wagte kaum, den Blick zu heben.
Ums Antlitz zog er ſein Gewand,
Und ängſtlich zitterte die Hand,
Mit der er zag auf ihn gewieſen —:

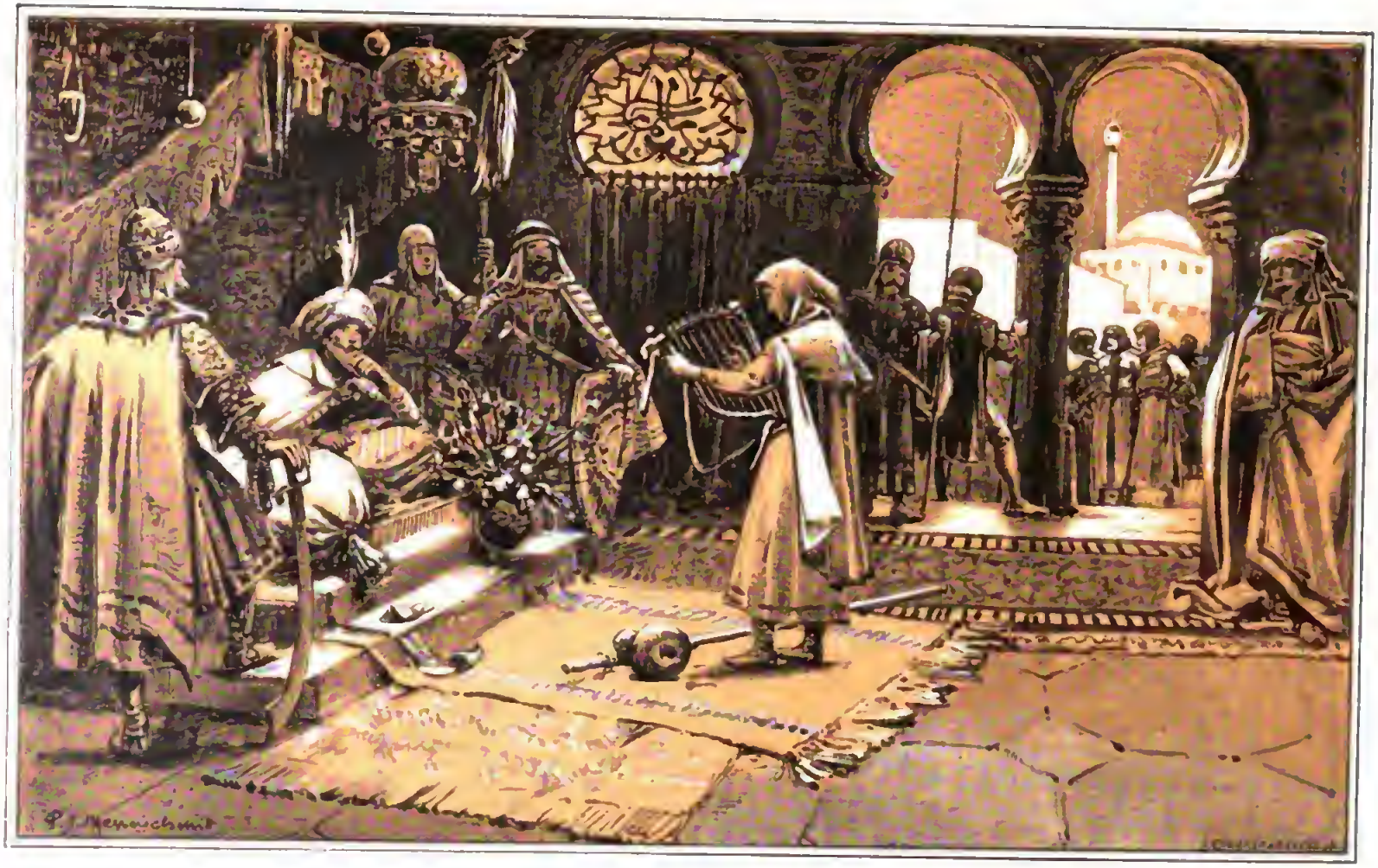
Gefällt's euch, Sultan, gebt mir dieſen!“

Ein Taumeln, ein Beſinnen kaum, — —
Fort mit dem Spielmann durft er wandeln.
Fürwahr, ſo konnte nur im Traum
Ein Menſch an einem Menſchen handeln!
Nicht rauher Worte harte Qual,
Als er ſich ſeiner Gunſt empfahl,
Nicht neue Pflichten, neue Ketten,
Nein, ein vollkommenes Erretten,
Gold voller Freiheit, — echt und blank.
Und keinen Lohn. Und keinen Dank!
Nur ſcheue Haſt, nur Sorg und Eile,
Der eignen Wohlthat zu entfliehn.
Kaum wandeln eine kurze Weile
An ſeiner Seite ließ er ihn.

Wie Stromesflut in Frühlingswochen
So floß es hin, ſo wild und warm,
Was der Befreite da geſprochen:
Von neuem Glück und altem Harm,
Von Dankesſchuld, von Lebenswonne,
Von Jugendluſt und Heimatgau,
Von dunkler Nächte ſüßer Sonne,
Der Treue ſeiner fernen Frau,
Was nie ein Menſchenaug, ein fremdes,
Vernommen, — was kein Aug geſchaut:
Das Wunder des geweihten Hemdes,
Dem Retter hat er es vertraut.

Der fuhr empor aus ſeinem Sinnen
Und ſprach: „Herr, meines Dienſts gedenk,
Gebt mir von dem gefeiten Linnen
Ein ſchmales Stückchen zum Geſchenk!“

Da wehte ſchon ein Flatterſtreifen.
Blitzſchnell war Geben und Ergreifen.
Anſdämmerten der Sterne Funken,
Die Lenznacht nahte, lind und kühl.
Da, — wie verſchwunden, wie verſunken,
War der Erretter im Gewühl,
Im abendlichen Menſchenſtrom. —
Ein Engel ſchien er, ein Phantom!



Dort ſtand der Harfner vor dem Throne ...

Doch führen Engel Erdenſchätze?
Ein Häuflein Münzengold befand
In purpurſeidnem Maſchennetze
Sich in des Ritters offner Hand,
Vielhundert Skudi, echt und ſchwer.
Vergeblich Fragen: Wer? Woher?
Verſchwunden war des Freundes Spur,
Nichts blieb dem Ritter übrig, — nur
Zu jubeln, — ſelig ſich zu preiſen,
Raſch abzuſchütteln Druck und Leid
Und frohen Herzens heimzureiſen
Im neuen, ritterlichen Kleid.

Die blaue Meerfahrt war zu Ende,
Landeinwärts ging des Grafen Ritt.
Die Freunde drückten ihm die Hände,
Wohin er kam, auf Schritt und Tritt.
Von Burg zu Burg flog raſch die Mär
Von des Verſchollnen Wiederkehr.
Die Freude ſtand an ſeinen Wegen;
Aus vollen Fäſſern floß der Wein,
Und Blumen flogen ihm entgegen,
Und Feſtgelage harrten ſein.
Wie ihn das Herz auch vorwärts trieb,
Er mußte ſchmauſen, plaudern, zechen,
Und öfter, als der Sehnſucht lieb,
Die Heimatreiſe unterbrechen.
Im Flug dahin ging Tag um Tag,
Und endlich trug ihn doch ſein Roß
Durch eigne Flur, durch eignen Hag
Und hielt vor ſeinem eignen Schloß.
Da bellten ſeine treuen Rüden,
Willkommen! rief es, ſel'gen Schalls,
Und goldenlockig fiel dem Müden
Die ſchlanke Herrin um den Hals.
Sie herzt und küßt ihn, zart und traut,
Und weinte ſüß und lachte laut.
Auch ſeine Wange blieb nicht trocken,
Er hob ſie froh zu ſich empor
Und küßte ihre vollen Locken:
„Gott grüße dich, Fran Blancheflor!“
Tau hing an ſeiner Lider Borden.
In heißem Jubel ſchlug ſein Herz.
Wie hehr, wie ſchön war ſie geworden
In ihrer Sehnſucht, ihrem Schmerz!
Die Wangen ſchmal, doch weich und eben,
Die Züge bleich und doch voll Luſt,
Als ſei ein tiefes, neues Leben
Erblüht in ihrer jungen Bruſt,
Ihr Weſen noch voll zarter Scheu,
Wie vordem unter'm Myrtenkranze,
Und doch ſo weich und doch ſo neu
Durchglüht von mildem innrem Glanze. —
Wie Hoheit floß es um ſie her.

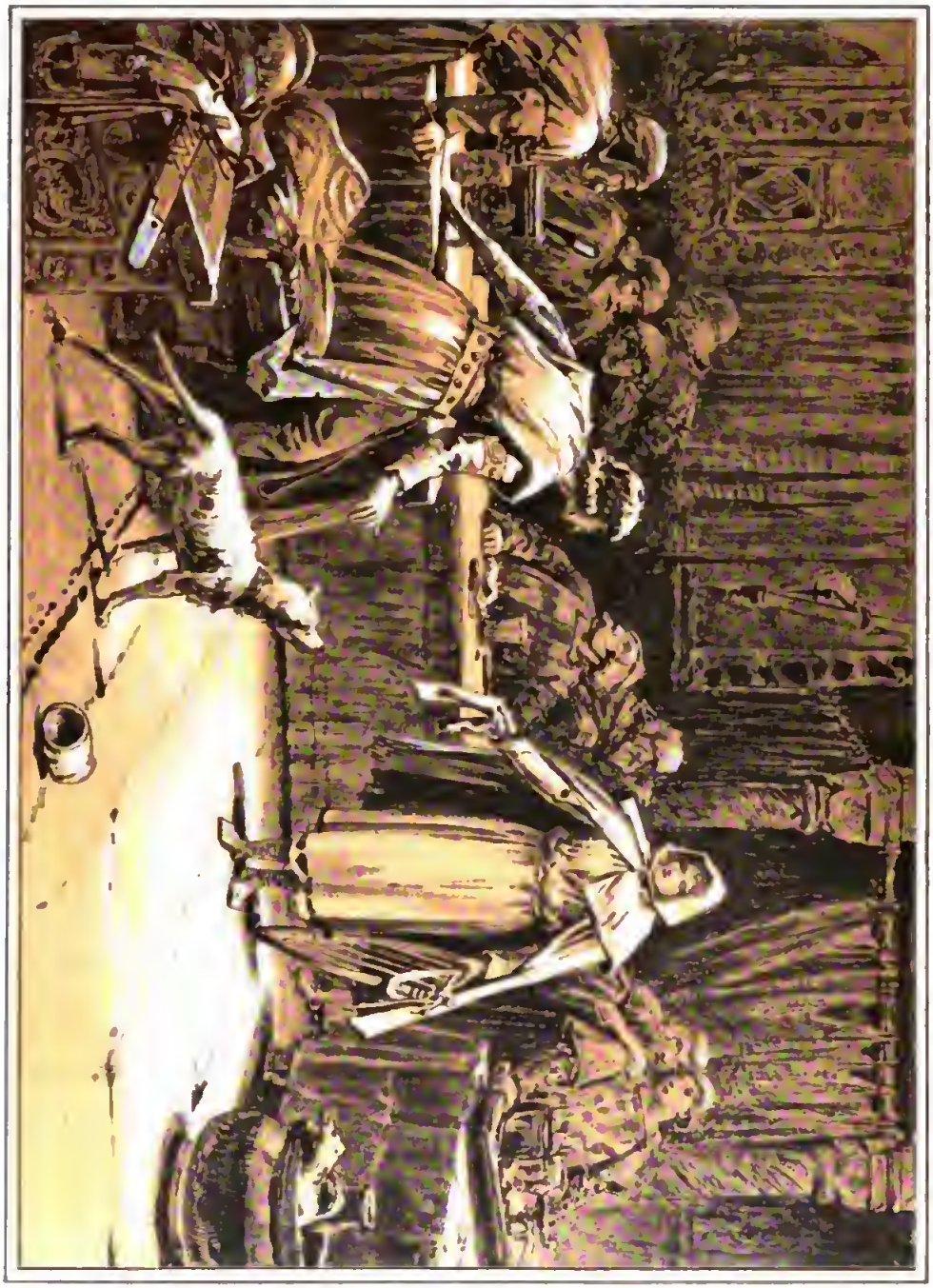
Das Herz des Ritters war voll Sonne.
Heimat, was gibſt du doch für Wonne!
Mehr als er hoffte, zehnmal mehr,
An Seligkeit und frohem Frieden
War dem Geretteten beſchieden.
Nichts war verſäumt in all den Jahren,
Man ſah, wie Liebe ſich gemüht. — —
Im ſchmucken, heitren Gärtlein waren
Juſt alle Veilchen aufgeblüht.
Und drin in Truhen, Schrein und Schrank
War alles rein und weiß und blank. —
Viel ſchöner, als er's je geſchaut,
Erſchien ihm Heim und Heimatfrieden,
Und dennoch ſo bekannt und traut,
Als wär er geſtern erſt geſchieden,
Wie Kinderglück umfings den Recken,
Das warme, ſelige Gefühl,
Die Glieder wieder auszurecken
Im eignen Heim, auf eignem Pfühl.
Süß war das erſte tiefe Ruhn
Und ſüß dann ſpäter das Behagen,
Aus der Erinnrung dunklen Truh'n
Vergangnes Leid ans Licht zu tragen.
In Thränen lauſchte Blancheflor
Den Dingen, die er aufbeſchwor.
Oft heimlich lächelnd hielt er inne
Und trank wie blumenduftgen Wein
Den neuen Zaubertau der Minne,
Das ſüße Frauenmitleid, ein.
Faſt pries er nun des Schickſals Launen,
So wohl that ihres Mitleids Kuß. —
Und dann ihr Stammeln und ihr Staunen
Ob ſeiner Knechtſchaft ſel'gem Schluß! — —
Ihr blauer Blick ward groß und heiß,
Ihr Atem ſtockte unter'm Schleier,
Sie wurde rot und wurde weiß
Vor Lob und Dank zu dem Befreier,
Sie wandte ſchluchzend ſich beiſeit,
Verwirrt von ihres Jubels Drange.
Der Ritter ſah's voll Seligkeit.
Er ſtrich ihr Haar, das lichte, lange,
Er küßte ihre Hände leiſe — —
„O Schmach, o Knechtſchaft, du biſt ſchuld,
Daß ich euch nun ſo innig preiſe,
O Heimatluft! o Frauenhuld!“

Bald ging des Leids Erinnrung ſchlafen
Und wurde ſtill und rückte fern.
Kein Hauch, kein Zug des armen Sklaven
Blieb übrig in dem ſtolzen Herrn.
Aufs neu erſtanden Glück und Ehre,
Und alle ihre Zeichen mit —:
Der kühne Blick, der hohe, hehre,
Das kurze Wort, der feſte Tritt.
Scharf fiel ſein raſcher Tadel nieder
Und kräftig ſeines Schwertes Schlag,
Und über alle Stimmen wieder
Ertönte ſeine beim Gelag. —
Schier endlos ſchien das Becherleeren,
Das frohe Schmauſen ihm zu Ehren.
Nicht leer von Gäſten ward das Schloß,
Das Glück ſchien immer hellren Scheines,
Je feuriger des alten Weines
Langaufgeſparter Goldſtrom floß.
Je mehr die heiße Luſt ſich hob,
Je lieber ſang der Graf aufs neue
Das Lied von ſeines Retters Lob
Und ſeines Weibes ſüßer Treue.
Die frohen Freunde ſtimmten ein.
Nur einſt erhob, nach Unheil lüſtern,
Vom Neid gehetzt, bethört vom Wein,
Ein böſer Mund ein gift'ges Flüſtern.
Ein ſchiefer Blick, verſandt in Eil,
Traf ſchärfer als ein Türkenpfeil. —
Auffuhr der Ritter, um ſich lugend,
Da ſauſten wieder Stich und Hieb —:
„Traut ihr ſo feſt der treuen Lieb?
Traut ihr ſo ſehr der Frauentugend?"
Ein Mißtraun, — windesſchnell erwacht's.
Aufnahm der Graf die niedre Fehde.
Und in die Wunde des Verdachts
Goß ſich das Gift der böſen Rede,
Kann der Verleumdung ſchwarzer Tau.
„Verdenkt's ihr nicht, der holden Frau!
Soll ſie in Einſamkeit die Gaben
Des ſchönen jungen Leibs begraben?
Sie fuhr umher nach Zeitvertreib!
Ihr dürft ſie wahrlich drum nicht haſſen.
Sie that's geheim und war verlaſſen!
Bedenkt: nicht Witwe und nicht Weib!
Der ſchönen Augen blaues Feuer,
Nicht Einſamkeit hat es entbrannt.
Sie fuhr umher auf Abenteuer —
Wer weiß es wo? im weiten Land.
Nicht lang iſt's, daß ſie heimgekehrt!
Auch weiße Tauben können lügen.
Ihr ſüßer Reiz iſt unverſehrt.
Seid froh und laßt es Euch genügen!"

Da war's geſchehn. Kaum noch zu kennen,
Verwandelt, ſprühend ſaß der Graf.
Das ſcharfe Gift fing an zu brennen,
Das krumme Schwert, es traf, es traf!
Ein Sturm entſtand in ſeiner Bruſt.
Erklärt war ihres Weſens Sonne.
Sie war erwacht zu Lieb und Wonne,
Erwacht zu eines anderen Luſt!
Unbändiger Zorn riß ihn empor.
„Hierher! Zu mir, Frau Blancheflor!
Auf! Freunde, daß ſie nicht entfliehe!
Hierher! Zu mir! Auf deine Knice!
Bekenne vor der Zeugen Schar:
Wo warſt du, Weib, in dieſem Jahr?" — —
Hernieder fuhr der Rede Strahl
Gleich tötendheißem Blitzesſchlage.
Still, totenſtill ward es im Saal,
Als ſäßen Geiſter beim Gelage.
Verlegnes Lauſchen überall!
Und mitten in der Neugier Schwall
Die ſchönſte, ſüßeſte der Frauen,
Ein Bild von Schnee, ein Bild von Stein,
Hinüberblickend zu dem Rauhen,
Nicht angſtvoll, ſondern voll Verzeihn.
Stolz ſtand ſie in des Saales Mitte,
Und ruhig klang die ernſte Bitte:
„Drei Augenblicke gönnt mir Zeit!
Wo ich geweilt, ich wills euch ſagen.
Gern hätt ich's ſtill zu Grab getragen.
Doch ihr befehlt — ich bin bereit!" — —
Wie eine Heil'ge ſah ſie aus,
Sie neigte ſich; ſie ſchritt hinaus
Die Knappen ſchloſſen leis die Thüren,
Kein Atem wagte ſich zu rühren.
Die Zeit hielt ein auf ihrem Gang.
Dann ſcholls wie leichter Füße Schreiten,
Und zitternd aus der Ferne klang
Der ſüße Schall von goldnen Saiten.
Wie leiſes Schluchzen klang es nach,
Ein Hauch von zartem, ſanftem Leide.
In eines Spielmanns grobem Kleide
Trat Blancheflor ins Feſtgemach,
Wie einſt verhüllt die goldnen Locken,
Den Reiſeſtaub noch auf den Schuhn.
Des Grafen Herzblut wollte ſtocken.
Verſchämt erklangs: „Kennt Ihr mich nun?
Ihr bebt? Ihr ſchwankt? Nein, kein Beſinnen.
Seht hier dies Streiflein weißes Linnen,
Das ihr mir gabt als ſüßen Dank!
Wollt Ihr nun richten, Herr, ſo richtet — —"
Da, als er daſtand, ſchmerzvernichtet,
Als er erſchüttert niederſank,
War ihr zu ſchmerzlich ſchon ſein Büßen,
Zu hart der Schlag, den ſie erteilt.

Sie hob den Frauenblick, den ſüßen:
„Nun wißt Ihr wohl, wo ich geweilt?!“

Ein Schwarm von frohen ſüßen Tagen
Und ew'ges Glück und ew'ge Lieb
Und heiliger Dank und heilige Reue,



Seht hier dies Streiflein weißes Linnen, das ihr mir gabt als ſüßen Dank!...

Nichts hat der Dichter mehr zu ſagen,
Denn hold und heimlich iſt, was blieb:

Zwei Herzen, die der Tod nur ſchied.
So ſchließt es ſtill, das Lied der Treue,
Das ewig neue, alte Lied!

Neugierige Gesellschaft.

Liebhaber-Aufnahmen.

Von

Valentin Blanchard-Cambridge.

Mit Aufnahmen von **John Sutcliffe-Whitby**, geschnitten von **Paul Krey-Leipzig.**

(Abdruck verboten.)

Es ist eine so allgemein angenommene Gewohnheit, Bestehendes als selbstverständlich anzusehen und nur obenhin zu prüfen, daß die wunderbarsten Entdeckungen, sobald der Reiz des Neuen seine Wirkung eingebüßt hat, mit einer flüchtigen, mehr oder minder treffenden Bemerkung beiseite geschoben werden. Das Photographieren, eine für die mit den verschiedenen Stadien seiner erstaunlichen Entwicklung Vertrauten so wunderbare Erfindung, macht davon keine Ausnahme und wird, wenn jemals das Gespräch auf dasselbe kommt, in der oberflächlichsten Art abgethan. Da kann man sagen hören: „Richtig, man soll ja letzthin wichtige Fortschritte gemacht haben; eines schönen Tages wird man uns wohl mit farbigen Aufnahmen überraschen."

Für alle indessen, die mit dieser Kunst groß geworden sind und ihre Fortschritte von ihrer Wiege bis zum heutigen lebenskräftigen Mannesalter aus nächster Nähe beobachtet haben, gewinnt sie mit jedem Jahr an Reiz.

Ich habe diese höchst fesselnde Entwicklung selbst erlebt und glaube, daß ein kurzer Abriß vielen Lesern der Monatshefte von Interesse sein dürfte; besonders für die unter ihnen, die Photographieren als Liebhaberei betreiben und somit die jetzt gebräuchlichen Verfahren kennen, in die der frühesten Zeit aber einen nur flüchtigen Einblick gewonnen haben.

Wenn wir in der Geschichte der Photographie fünfundvierzig Jahre zurückschauen, so finden wir eine Erscheinung, wie wir sie auch heute wiedererkennen: man suchte die eherne Unterlage der photographischen Schichten — damals die versilberte Kupferplatte, jetzt die Glasplatte — vielfach durch leichtere Träger zu ersetzen, in jener Zeit durch Papier, jetzt meist durch Celluloid. Fox Talbot war es, welcher 1851 die ersten Negative auf Papier herstellen lehrte und dabei Resultate erreichte, welche den Daguerreschen Silberbildern an Feinheit fast gleich, an Bequemlichkeit der Herstellung weit überlegen waren.

Spätere Versuche führten zu einer Verbesserung durch Tränken des Papieres mit Wachs, um es durchscheinender zu machen. Das sogenannte Papierverfahren war in

Fischerbarken am Quai.

der Praxis fast ausschließlich in Gebrauch bis zur Zeit der Verwendung des Collodiums als Basis für die empfindlichen Silbersalze, sogar noch etwas länger.

Weit überlegen den Talbotschen Methoden, Negative auf biegsamen leichten Unterlagen herzustellen, war das Verfahren der neueren Zeit. Das körnige Papier wurde durch das glasartige, biegsame und doch feste Celluloid, vielfach auch durch die technisch noch vollkommeneren Gelatinefolien ersetzt, welche mit einer hochempfindlichen Schicht bedeckt, in nichts hinter den besten Glasplatten zurückstehen. Frühere Versuche, das ebenfalls strukturlose, lange Zeit die Photographie beherrschende Collodium — das von T. Archer zuerst als Träger der empfindlichen Schichten eingeführt wurde — ohne Glasplatten als Bildträger zu benutzen, waren fehlgeschlagen, und seitdem hat man bis beinahe in die Gegenwart hinein die verschiedensten Präparate auf Glas gebracht. Dieses ebenso schwere als zerbrechliche Material hat also bei allen photographischen Versuchen bis auf unsere Tage eine Hauptrolle gespielt. In der Einführung des Celluloids gelangte aber eigentlich das alte Collodium wieder zu Ehre und Ansehen: Celluloid ist ja weiter nichts als ein etwas modificiertes, seiner Lösungsmittel durch Verdunstung verlustig gegangenes Collodium. Diese Substanz ist ebenso biegsam wie zähe, so daß bei Verwendung derselben an Stelle von Glas einer der hauptsächlichsten Mängel gehoben sein, und in absehbarer Zeit der Liebhaber-Photograph keinen Grund mehr haben wird, sich über das Gewicht seiner Ausrüstung zu beklagen.

Es ist nicht unsere Absicht auf die verschiedenen Verwendungen des photographischen Apparates zu wissenschaftlichen Zwecken einzugehen; wir wollen das Photographieren von seiner künstlerischen Seite betrachten, seine Fortschritte als „Kunst" prüfen.

Anfänglich bildete die Länge der Zeit, die zu der Erzeugung eines Bildes nötig war, ein wesentliches Hindernis, so daß sich nur eine gewisse Art von Gegenständen zur Aufnahme eignete; am besten gelang noch Architektur. Die Liebhaber lieferten Bilder größten Maßstabes. Die Verwendung von mit Wachs getränktem Papier für das Negativ machte die Aufnahme dieser außergewöhnlich großen Bilder verhältnismäßig wenig schwierig; wog doch das größte Negativ, an das man sich damals wagte, nichts im Vergleich mit einem solchen aus Glas. Dazu gab die Papierfiber der Zeichnung einer von der Zeit angenagten Steinquader zum Beispiel noch eine besondere Wirkung, und die erstaunte Welt sah deshalb Aufnahmen der berühmten Bauwerke Europas von einer bisher nicht dagewesenen Treue im Detail.

Digitized by Google

An einer Seebucht.

Wenn Architektur dem Photographen also wenig Schwierigkeiten machte, so kann das Gleiche von der Landschaft nicht gesagt werden. Gegenstände von ausnehmend malerischer Wirkung, wie die knorrigen Stämme uralter Baumriesen, wurden allenfalls mit dem gleichen Erfolg wie heute aufgenommen; wenn aber der Zufall wollte, daß eine offene Lichtung, die jedem Lüftlein, mochte es blasen woher es wollte, ausgesetzt war, aufgenommen werden sollte, so häuften sich die Schwierigkeiten, die der langen Belichtung anhaften, in unangenehmem Maße. Der erfahrene Photograph sagte sich, daß Aufwand von Geduld und die Fähigkeit, abzuwarten, ihm einzig und allein zum Erfolge verhelfen konnten, und wieder und immer wieder verhängte er seine Linsen, bis der Wind sich gelegt und Ruhe in die Scenerie gekommen war. Nur die ruhigsten Tage, wenn die Natur sich in ihrer besten Laune gab, galten als brauchbar für photographische Versuche; keine der Stimmungen, die die Landschaft beleben und dem Künstler gerade so viel wert sind, von Sturm gejagte Wolken oder windgepeitschte Wogen, konnten von einem Photographen jener Zeit in die Camera gebannt werden. Um dies dem modernen Liebhaber verständlich zu machen, müssen wir uns daran erinnern, daß man die Belichtungszeit damals nach Minuten statt, wie heute, nach Sekunden zählte. Fast ausnahmslos erschien der Himmel auf dem Papier als weißer Fleck und mit einem solchen Stück Weiß im Bilde konnte natürlich eine Harmonie in der Aufnahme nicht erzielt werden, so daß das Resultat, vom künstlerischen Standpunkt betrachtet, für äußerst mangelhaft gelten mußte. Scenerieen an der Seeküste wurden selten in Angriff genommen, denn hier mußte weißes Papier Wasser sowohl wie Himmel ersetzen.

Die Einführung von Collodium auf Glas und die sich daraus ergebende Kürze der Belichtung hatte einen großen Auf-

Küstenlandschaft.

Ein ländliches Liebespaar.

schwung der künſtleriſchen Photographie im Gefolge. Effekte in der Wolkenbildung wurden zugänglich, Genauigkeit bis in das Kleinſte ergab ſich bei großer Zartheit. Die Verbeſſerung nach dieſer Seite hin galt freilich in den Augen mancher Künſtler als eine zweifelhafte, als ein Schritt in falſcher Richtung. Das Publikum indeſſen war von dem überſcharfen Detail entzückt, und die Vorliebe für grelle Umriſſe behielt die Oberhand. Die Notwendigkeit die Glasplatte unmittelbar vor ihrem Gebrauch herzurichten machte Beſchwerlichkeiten, die der heutigen Liebhabergeneration, die ihre Platten fix und fertig vom Händler bezieht, fremd ſind. Ohne Dunkelkammer, ein Zelt, ging es nicht ab, und nur wer die Müdigkeit und Erſchöpfung, die ein ſtundenlanges Eingeſperrtſein in deſſen erdrückender Atmoſphäre an einem ſchwülen Auguſttage mit ſich bringt, an ſich erfahren hat, kann die Bequemlichkeit, die die jetzige Methode mit Trockenplatten ermöglicht, richtig würdigen. Sobald die Menge der entwickelten Ätherdämpfe ein Öffnen des Fenſters gebieteriſch forderte, hielt die unausbleibliche Weſpe ihren Einzug. Das Intereſſe, was dieſe geflügelten Gäſte an photographiſchen Vorgängen nehmen, war in hohem Grade bemerkenswert. Hatte eine Weſpe ihren Weg durch die ſchmale Öffnung in das Zelt gefunden, ſo begann ſie ſofort die verſchiedenen mit Chemikalien gefüllten Flaſchen zu unterſuchen und den Befund in der ihr eigenen beſonderen Sprache darauf zurückzulaſſen. Mit der gleichen Regelmäßigkeit hielt ſie den Photographen für taub und kam ſeinen Ohren viel näher, als dieſem nötig oder wünſchenswert erſchien; dieſes Summen war zum raſend werden! War ſie ſchließlich gelangweilt abgezogen, ſo konnte man ſicher ſein, daß ſich ein anderes Mitglied der Brüderſchaft in dem Augenblick einſtellte, wo wieder einmal Luftmangel das Öffnen des Fenſters erheiſchte. Mit all dieſem Ärger und dieſer Anſtrengung iſt es nun zu Ende; der moderne Photograph macht ſich, nur belaſtet mit ſeiner Camera und ſeinem Vorrat an Glasplatten oder Folien, auf den Weg. Nach der Heimkehr von ſeinem Ausflug kann er ſeine Aufnahmen in aller Bequemlichkeit zu Hauſe entwickeln. Und doch hatte der Photograph von früher noch einen Lohn für ſeine Mühen: bevor er ſein Operationsfeld verließ, war er im Klaren darüber, ob er mit oder ohne Glück gearbeitet hatte. Der Liebhaber von heute kann ſich kaum der Beſorgnis erwehren, daß ihm irgend ein Mißgeſchick einen Streich geſpielt hat und ſeine Wanderung vergeblich geweſen iſt.

Man kann ſich denken, daß bei den Schwierigkeiten, die das Arbeiten mit naſſen Platten verurſachte, die Liebhaber nicht

gerade in großen Mengen auftraten und die mit Erfolg Arbeitenden unter ihnen mit Recht auf ihre Aufnahmen stolz waren. Wir brauchen uns dazu nur in das Gedächtnis zurückzurufen, daß in jener Zeit alle Operationen vom Liebhaber selbst und ohne alle Hilfe angeführt wurden. Welche Kluft zwischen den Photographen vor zwanzig Jahren und denen von heute! Unter den Myriaden von Liebhabern, die mit der Camera unter dem Arm, sobald die Witterung es nur einigermaßen gestattet, hinausziehen und die während des Sommers jeden malerischen Fleck in Europa gleich einem Bienenschwarm verdunkeln, kommt auf zehn nicht einer, der seine Platten selbst entwickelt und sicherlich nicht einer auf tausend, der sich die Platten selbst herrichtet.

Ein sinnreich konstruierter Apparat, so recht geeignet für den bequemen Liebhaber, der schwierigeren Arbeiten aus dem Wege geht, ist in England und Amerika allgemein beliebt geworden. Der Fabrikant entwickelt die exponierten Platten, stellt die Kopieen her, zieht sie auf Karton und liefert jede gewünschte Anzahl derselben. Des Liebhabers Anteil beschränkt sich also darauf, sein Instrument auf das gewählte Wirkungsfeld zu transportieren und die Feder schnappen zu lassen — alles übrige besorgt der Fabrikant. So gibt es Tausende sogenannter Liebhaber, deren Anspruch auf den Titel eines Photographen sich allein auf die Thatsache gründet, daß sie zuweilen die Feder schnappen lassen!

Angesichts der großen Vereinfachung der Arbeitsmethoden und der wunderbaren Empfindlichkeit der Trockenplatten in ihrer heutigen Herstellung ließe sich vernünftiger Weise annehmen, daß auch die künstlerische Qualität unserer Liebhaber-Aufnahmen sich entsprechend vervollkommnet habe. Zieht man dazu den beinahe unglaublichen Verbrauch von Material in Betracht, so muß zugegeben werden, daß die Menge der erzielten wirklich künstlerischen Aufnahmen eine verschwindend kleine zu nennen ist und daß die Künstler, die behaupten, daß das Photographieren niemals einen Platz unter den

Am Bach.

Stehende Hühnerhunde.

schönen Künsten werde beanspruchen können, Recht zu behalten scheinen.

In den letzten Jahren sind Versuche gemacht worden, die darauf hinzielen, einem der auffälligsten Mängel, die sich beim Übersetzen der farbenreichen Natur in eine einfarbige Skala (Monochrom) herausstellten, abzuhelfen. Das gewöhnliche empfindliche Häutchen ist für blaue und violete Töne leicht empfänglich, entzieht sich aber mit größter Hartnäckigkeit dem Einfluß von Rot und Orange. Die Folge hiervon ist, daß der blaue Himmel und die bläulich graue Ferne in einer Landschaft sich lange auf dem Negativ fixiert haben, ehe noch von den helleren Farben im Vordergrund irgend eine Einwirkung zu spüren ist. Es kann vorkommen, daß Himmel und Luft auf der Aufnahme schon überbelichtet sind, während der Vordergrund im Gegenteil noch viel zu kurz belichtet wurde.

Es ist eine deutsche Erfindung, daß durch Färben des Häutchens mit gewissen Anilinfarben und Verwendung eines gelben Schirmes hinter den Linsen, die Platte gegen das Rot und Gelb in der Natur empfänglicher gemacht und eine vollendetere farbenrichtige Aufnahme erzielt werden kann. Die verschiedenen Farben der Natur werden also in dem ihrem Helligkeitswerte entsprechenden Ton in ein Monochrom übersetzt. Für verschiedene Zwecke, besonders für die photographische Vervielfältigung von Gemälden, ist diese neue Methode außerordentlich brauchbar; zur Aufnahme von Landschaften sind indessen solche orthochromatische Platten noch nicht allgemein im Gebrauch, da ihre Behandlung eine gewisse Fertigkeit fordert.

Einen empfindlichen Fehler haben die modernen extraschnellen Platten gezeitigt. Die Momentaufnahmen richten wahre Verheerungen unter den Liebhabern an, und die mechanischen Vorkehrungen zum Erzielen sogenannter Augenblicksaufnahmen folgen sich ohne Ende — alle zu dem einen Zwecke angefertigt, das Bestehende an Kürze der Belichtung zu übertreffen. Mit solchen photographischen Flinten werden Landschaften in dem fünfzigsten Teil einer Sekunde geschossen. Da das menschliche Auge aber nicht fähig ist, Eindrücke von kürzerer Dauer als ungefähr den zehnten Teil einer Sekunde festzuhalten, so ergiebt es sich, daß dem nicht unterrichteten Beschauer in solchen Aufnahmen etwas Fremdes, ganz und gar unwahr Erscheinendes entgegentritt. Am klarsten tritt dies bei Aufnahmen von Tieren in rapider Bewegung, zum Beispiel von einem ventre à terre laufenden Rennpferd, zu Tage; Wasser, das sich unter dem Wind kräuselt, sieht aus wie ein frischgepflügtes Feld. Kurz, statt eine Bewegung wiederzugeben, gleichen diese Bilder vielfach Versteinerungen.

Vor drei Jahren ungefähr brach sich eine Bewegung auf photographischem Gebiete Bahn, welche durch Dr. Emersons Buch: „Naturalistisches Photographieren", in dem er klar zu legen unternahm, daß man, um wirklich künstlerische Resultate zu erzielen, nur den Punkt, auf den sich das Hauptinteresse konzentriert, scharf wiedergeben dürfe, Nahrung erhielt. Auch diesen Brennpunkt solle man nicht zu klar im Detail halten und alles übrige mehr oder weniger skizzenhaft geben. Dieses Buch brachte eine lebhafte Polemik in den Fach-

journalen hervor. Schließlich folgten einige wenige des Autors Fußstapfen, und nach ganz kurzer Zeit schoß eine kleine Anzahl noch über das von ihm gesteckte Ziel hinaus. Diese gab die Linsen ganz und gar auf und photographierte durch ein winziges Loch vorn in der Camera, durch welches ein mehr oder weniger unscharfes Bild auf dem empfindlichen Häutchen entstand. Da eine so kleine Öffnung nur ganz wenig Licht durchläßt, wurde wiederum sehr langes Exponieren notwendig, und alle die Vorteile, die mit der übertriebenen Empfindlichkeit moderner Platten Hand in Hand gegangen waren, wurden damit freiwillig aufgegeben. Viele Neuerer verwenden auch — allerdings mit künstlerischem Erfolge, — gewöhnliche Brillengläser als Linsen. Um den Mangel an Klarheit in solchen Aufnahmen noch zu erhöhen, werden sie meistens, wie man auf den letzten Ausstellungen in London sehen konnte, auf das gröbste Zeichenpapier kopiert, das aufzutreiben ist.

Plaudernde Frauen am Meeresstrand.

Um gerecht zu sein, soll nicht verschwiegen werden, daß einige der mit dieser Methode erzielten Effekte durchaus nicht übel waren und besonders bei Künstlern verdienten Beifall fanden. Aus gewisser Entfernung gesehen, hatten manche dieser Bilder mehr Wirkung, als gewöhnlichen Photographieen sonst eigen ist und kamen Sepiaskizzen oder Radierungen im Effekt nahe. Das peinliche Detail in jedem Teil des Bildes war verschwunden, der Einbildungskraft mehr Spielraum gelassen, infolge davon besonders das Künstlerauge mehr befriedigt.

Ob diese neueste Manie von Dauer sein wird, kann man wohl in Zweifel ziehen, einiges Gute für das Photographieren als Kunst betrachtet, wird sicherlich davon übrig bleiben. Und wenn sie die Liebhaber nur dazu führen würde, die winzigen Öffnungen für ihre Linsen abzuschaffen und die störende Schärfe und mikroskopische Genauigkeit, die bisher das Auffälligste an modernen Aufnahmen gewesen ist, zu mildern, so wäre ein großer Gewinn in künstlerischem Sinne gesichert. Es unterliegt ja keinem Zweifel, daß vom künstlerischen Standpunkt aus das übergroße Detail, das sich über alle Teile der Aufnahme erstreckt und den am meisten ins Auge fallenden Dingen den gleichen Wert wie den unwichtigsten zuteilt, als grober Fehler zu betrachten ist. Dem sind die eben beschriebenen das gerade Gegenteil erstrebenden Versuche zuzuschreiben. Nun entsteht die Frage: gibt es keine Mittel, dieses Ziel auf natürlicherem und ich möchte sagen kunstgerechterem Wege zu erreichen?

Ich hoffe, daß die Illustrationen, die diese Ausführungen verschwenderisch ergänzen, eine zufriedenstellende Antwort geben und der großen Armee von Liebhabern, die dieser wichtigen photographischen These naturgemäß das größte Interesse entgegenbringen, in hohem Grade von Nutzen sein werden.

Eine genaue Prüfung dieser von Herrn Frank Sutcliffe aus Whitby gemachten Aufnahmen ist besonders deshalb ersprießlich, weil der Photographierende daraus entnehmen wird, daß die einfachsten Vorwürfe, von einem Künstler behandelt, Anspruch auf wirklich malerische Resultate erheben lassen, und eigens an den Liebhaber-Photographen wenden sie sich, denn für ihn ist seine

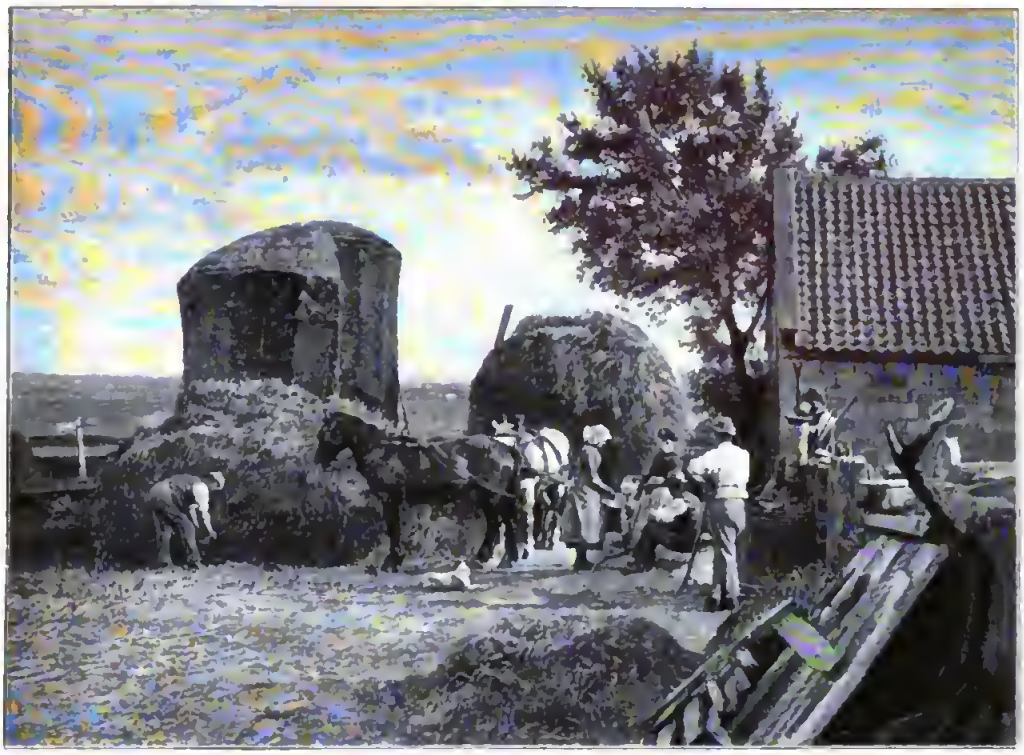
Kamera sein Zeitvertreib, und ihm kann es, wenn er einen Ausflug unternimmt, den Spaß nicht verderben, wenn er einmal auch nicht auf seine Kosten kommen sollte. Er kann seine Schritte lenken, wohin er mag und sollte seine Kamera nur in Aktion setzen, wenn er einen Vorwurf aufspürt, der die Mühe lohnt, seinetwegen Halt zu machen.

Die große Lehre, die der Liebhaber aus den Bildern Herrn Sutcliffes ziehen kann, ist, daß die wirkungsvollsten Effekte mit den einfachsten Mitteln erzielt sind. In keinem zeigt sich ein Versuch, das Bild mit einem Aufwand großartiger Scenerie zu überfüllen. Himmel und Wasser, eine Gruppe alter langgedienter Fischerboote mit zusammengeflicktem Segelwerk, einfaches Fischervolk mit nicht weniger zusammengeflickten Theerjacken, ein Pachthof mit dem angrenzenden Herrenhaus — das ist das Material, das ihm für seine Zwecke ausreichend scheint. Aber in der Verwendung desselben zeigt sich die Hand des Künstlers auf jedem Bilde, das er noch gemacht hat und der Lehrsatz: „Die Kunst liegt in der Auswahl" wird hier einmal wieder bewiesen. Ein Motiv ist auf jedem ersichtlich, die Einfachheit und Breite seines Helldunkels ist durch unausgesetzten Gebrauch seines trefflich geübten Auges erreicht, und die durch dieses erhaltene Sicherheit in der Auswahl der richtigen Tageszeit, die dazu gehörte, den gewünschten Effekt festzuhalten. Eine Prüfung der Bilder auf Licht und Schatten wird entdecken lassen, daß er stets am liebsten operiert, wenn die Sonne bereits tief am Horizont steht. Dann wirkt Licht und Schatten in breiten Flächen und zersplittert sich nicht in Einzelheiten, die der Breite, der Flächenwirkung, einer der unentbehrlichsten Qualitäten in einem Bilde, so verderblich sind.

Nehmen wir einmal das Bild „Fischerbarken am Quai" heraus, auf welchem die Sonne gerade aus einer Gruppe Regenwolken hervortritt und noch Kraft genug hat, das geflickte Segel einer am Quai festgelegten Fischerbarke zu durchdringen. Das Material zu dieser Aufnahme ist gewiß so wenig kompliziert wie möglich, wie breit sind aber Licht und Schatten. Das dunkle Segel dämpft den Glanz der hinter ihm

Weidende Schafe.

Digitized by Google



Sonnabend auf dem Pachthof.

stehenden Sonne, doch hier und dort glitzert sie hindurch, wie um ihre Kraft zu zeigen, und die flüchtigen Glanzlichter auf dem Quai lassen sehen, daß unlängst ein Regenschauer niedergegangen ist.

In einem anderen Bilde: „An einer Seebucht", möchte ich auf den Gebrauch hinweisen, den der Photograph von dem leichten blauen, aus brennendem Seetang aufsteigenden Rauch zu machen verstanden hat. Klar und genau abgegrenzt einsetzend verflüchtet er sich mehr und mehr, verwischt auf seinem Wege durch den Luftraum das Detail der hinter ihm aufsteigenden Hügel und verhilft so der ganzen Scenerie zu einem geheimnisvollen Eindruck.

Wie einfach ist auch die Komposition des Sonnenunterganges auf dem Bilde: „Küstenlandschaft." Eine weite Himmelsfläche, in der Hauptsache dunkel im Ton, im Hintergrund ein Vorgebirge, eine lang ausholende, über ein flaches, sandiges Ufer lässig daherrollende Welle. Die Sonne steht hinter einer dunkeln Wolkenschicht, die flockigen, von ihren Strahlen in Gold getauchten Wölkchen genügen, um Leben in das Bild zu bringen, das ohne sie düster sein würde.

In der Stellung und Behandlung von Figuren zeigt Herr Sutcliffe nicht geringeres Kunstverständnis; unter seiner Hand sieht das biedere Fischervolk ganz natürlich und anscheinend seines photographischen Apparates ganz unbewußt drein. Nur wer einmal die Pose ländlicher Staffage versucht hat, wird die große Schwierigkeit einer solchen Prozedur ganz zu würdigen wissen. Sobald die Leute merken, um was es sich handelt, werden ihre Gliedmaßen unbeweglich wie aus Gußeisen und über ihre Gesichter legt sich ein versteinerter Ausdruck. Eine seltene Geschicklichkeit gehört dazu, das aus dem Bilde herauszubringen, Herr Sutcliffe hat aber auch darin eine glückliche Hand. Näheres Eingehen auf die figürlichen Aufnahmen wird mir Recht geben. Sehen wir uns einmal das Bild: „Ein ländliches Liebespaar" an! Wie vollständig natürlich und ungezwungen sie dastehen, nicht eine Spur der Camera ist darin zu finden. Licht und Schatten sind von erstaunlicher Breite, und ich möchte nicht unterlassen, nochmals darauf hinzuweisen, daß dieses wirkungsvolle Helldunkel ausschließlich dem niedrigen Stand der Sonne zu verdanken ist.

Digitized by Google

Es ist nicht nötig, jedes Bild so eingehend zu behandeln. Ich glaube genug gesagt zu haben, um den Liebhaber-Photographen von der Wahrheit meiner Behauptung zu überzeugen, daß er mit einem Auge für die malerischen Zusammenwirkungen von Licht und Schatten begabt, nicht in die Weite zu schweifen braucht, um einen Vorwurf für seine Camera zu finden. Man muß Augen haben, zu sehen — das ist die Hauptsache. Wie wir an den Aufnahmen gewahren, gehört Herr Sutcliffe nicht zu der Schule der Photographen, die auf Haupt- und Nebensächliches im Bilde gleichen Wert legen; er nimmt vielmehr den springenden Punkt in seiner Aufnahme scharf genug aufs Korn. Ohne es aber irgendwo an Schärfe fehlen zu lassen, neigt er anderseits auch nicht zu einer allzu peinlichen Wiedergabe jeder Einzelheit, die bisher der tadelnswerteste Mangel moderner Aufnahmen war. Deshalb möchte ich mich der Hoffnung hingeben, daß diese Proben seines vielseitigen Könnens dem Liebhaber-Photographen auf seiner Suche nach Malerischem sich als brauchbare Führer erweisen werden.

„Unterwegs" in Amerika.

Von

Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

Bevor ich Berlin verließ, um meine Chicagofahrt anzutreten, versäumte ich natürlich nicht, mir im Paßbureau des Polizeipräsidiums einen Paß ausfertigen zu lassen. Das war sehr wohlgethan, denn als ich in Cuxhaven an Bord der „Augusta Viktoria" ging, mußte ich meinen Paß vorzeigen. Hätte ich mich nicht zu legitimieren vermocht, so wäre ich, etwas jünger aussehend als ich bin, vielleicht für einen Militärpflichtigen gehalten worden, und meine Abreise hätte einen Aufschub erleiden müssen. Wie ich bei dieser Gelegenheit erfahren habe, ist es keineswegs ganz leicht, in Berlin einen Auslandspaß zu erhalten, selbst in Fällen, in denen kein Grund vorliegt, ihn zu verweigern. Die Sache nahm, wenn ich die notwendigen Wege mitrechne, immerhin drei bis vier Stunden in Anspruch, und sehr viel Angenehmes war auch nicht dabei. In solchen Fällen ist ein guter Deutscher immer gern bereit, über Beamtenschereien, Bureaukratismus und Mangel an Zuvorkommenheit zu räsonnieren; wozu leugnen, daß ich das innerlich auch gethan habe. Ich will auch nicht verschweigen, daß der gänzliche Mangel aller solcher „Plackereien" innerhalb der Vereinigten Staaten mich vielleicht zu einem begeisterten Amerikaner gemacht haben würde, — wenn ich mich des Hochgenusses vollkommenster persönlicher Freiheit nicht länger als drei Tage erfreut hätte. Denn in den Vereinigten Staaten wird niemand nach einer Legitimation gefragt, solange er Geld hat, zu bezahlen, was er schuldig wird. Da meine Reisekasse ausreichte, hat man sich drüben niemals, nicht einmal beim Betreten des amerikanischen Bodens in Hoboken, nach meinem Paß erkundigt. Das ist ohne Zweifel eine Annehmlichkeit; aber auch diese Medaille hat ihre Kehrseite. In Europa legitimiert der Paß in schwierigen Situationen, in die der Landfremde immerhin leicht geraten kann. In den Vereinigten Staaten ist der Paß vollkommen wertlos, sobald der Reisende in eine schwierige Situation gerät. „Ein Paß kann ebenso gut gefälscht oder gestohlen sein wie jedes andere Papier," denkt sich der Amerikaner und erwartet den Gegenbeweis, den führen zu müssen eine schwierige Situation nicht gerade erleichtert. Die amerikanische Freiheit ist ziemlich gleichbedeutend mit Vogelfreiheit, und man muß schon ein Freiheitsschwärmer aus Prinzip sein, um nicht nach drei Tagen in Amerika das Selbstbewußtsein erträglich und verzeihlich zu finden, mit dem mancher kleine deutsche Beamte seine gewissenhafte Pflichterfüllung vor sich selbst in eine höhere Sphäre rückt und sich über die gemeinen und unbetitelten Staatsbürger stellt. Außerdem liegt es auf der Hand, daß von der Freiheit, unlegitimiert und polizeilich gänzlich unangemeldet von New York bis San Franzisko reisen und sich in jedem beliebigen Ort der Vereinigten Staaten beliebig lange aufhalten zu dürfen,

Digitized by Google

der Gauner größere Vorteile ziehen kann als der Unbescholtene, als vor Allem der Vergnügungsreisende, der ja auch in Deutschland die polizeilichen Anmeldungen in den meisten Fällen getrost den Hotelbesitzern und sonstigen Vermietern überlassen kann. Wenn trotzdem gerade Amerikaner von ihren Reisen in Deutschland wahre Mordgeschichten über polizeiliche Belästigungen zu erzählen wissen, so liegt, die Richtigkeit vorausgesetzt, die Schuld zum guten Teil gewiß an ihnen selbst. Denn wenn Amerikaner in Deutschland ihrem kindlichen Fürstenhaß, der sich in den tiefsten, wenn auch etwas ungeschickten Diener verwandelt, sobald ein bediademtes europäisches Haupt sich nur von ferne zeigt, ebenso lächerlichen Ausdruck geben wie bei sich zu Hause, dürfen sie sich nicht darüber wundern, daß ein preußischer Schutzmann sie für Anarchisten hält, die in ihrem Reisegepäck Dynamitbomben mit sich führen.

Aber ich wäre wirklich so ungerecht gegen die Verhältnisse drüben, wie mir meine Freunde in Chicago vorwerfen, es zu sein — ich habe bereits zehn Briefe von Amerikanern erhalten, in denen ich im Jargon der Gasse der Lüge geziehen werde und erst einen einzigen, in dem mir der mir persönlich unbekannte Verfasser seine Zustimmung ausspricht — wenn ich behauptete, die gänzliche Unabhängigkeit von polizeilicher Kontrolle sei die einzige Annehmlichkeit des Reisens in den Vereinigten Staaten. Gerade dem Reisenden bieten sich vielmehr drüben sehr viele Annehmlichkeiten; ich möchte sogar behaupten, in keinem Lande der Welt wird ihm so viel Luxus geboten wie in Amerika, — mehr Luxus, als er bedarf, weniger Komfort, als er in Europa gewöhnt ist. Während ich drüben war, citierten amerikanische Blätter den Artikel eines deutschen Journals, in dem eine deutsche Dame ihren Mitschwestern gute Ratschläge gab, wie sie sich billig eine Reise nach Chicago einrichten und bei dieser Gelegenheit die Vereinigten Staaten gleich bis San Franzisko durchqueren könnten. Die Amerikaner machten sich mit Recht über die Verfasserin lustig, die den Weg sicher niemals anders wie mit dem Finger auf der Karte zurückgelegt hat. Für eine Dame sei die Fahrt von Hamburg nach New York im Zwischendeck ganz erträglich, meinte diese ausgezeichnete Reiseratgeberin, wenn sie nicht in der Lage sei, erste oder zweite Kajüte zu bestreiten. In New York angekommen aber möge sich die Vergnügungsreisende ein Körbchen mit Obst und Dauerwurst füllen und sich ganz getrost auf die Reise nach San Franzisko machen. Schade, daß die Verfasserin nicht verurteilt werden kann, den Weg ihren eigenen Ratschlägen entsprechend zurückzulegen; sie würde jedenfalls schon in Southampton um die Gnade bitten, an Land gesetzt zu werden, und zwischen Southampton und New York es dem Kapitän mit ihrem letzten Seufzer danken, wenn er sie über Bord werfen ließe, um die Qual der harten Strafe abzukürzen. Bei schönem Wetter und in der luxuriös ausgestatteten ersten wie in der mit allem Komfort eingerichteten zweiten Kajüte der Hamburger und Bremer Prachtdampfer ist die Seereise sicher ein großer Genuß, selbst für Leute, die nichts weniger als seefest sind, aber einer deutschen Dame den Rat zu geben, im Zwischendeck zu fahren, wenn sie nicht die absolute Notwendigkeit dazu zwingt, ist ein Verbrechen, dem nur die Ignoranz des Ratgebers als Milderungsgrund dienen kann. Von gleicher Unwissenheit zeugt das Körbchen mit Obst und Dauerwurst, das zwar keinen Reisenden, wenn er es sich in New York zulegen wollte, schädigen, aber jeden lächerlich machen würde. Was der Reisende zu seines Leibes Nahrung und Notdurft gebraucht, erhält er in jedem Eisenbahnzuge, den ein Vergnügungsreisender überhaupt benutzen kann, zu sehr civilen Preisen. Allerdings habe ich in Chicago zwei Vergnügungsreisende getroffen, die nach dem Rat der Verfasserin des erwähnten Artikels reisten. Das waren zwei frische, prächtige, deutsche Jungen, die es sich noch billiger gemacht hatten, indem sie für die Seereise nichts bezahlt, sondern als Heizer sich noch etwas verdient hatten. Dann waren sie durch das Land gezogen, in großen Städten, die ihre Neugierde reizten, ein paar Wochen arbeitend, dann ein paar Tage bummelnd, und schließlich weiter reisend. Die Eisenbahnfahrten richteten sie sich auch billig ein — „dem Schaffner zwei Dollar in die Hand gedrückt, ein Schluck Whisky und ein paar Zigarren, damit kommt man schon

ein ganzes Stück weiter," meinten sie, und mit dem Häuschen Dollars, die sie von ihrem Chicagoer Verdienst noch in der gemeinschaftlichen Kasse hatten, waren sie sicher, sich noch Denver in Ruhe ansehen zu können. Die hatten sich ihre Reiseroute sogar über San Franzisko hinaus festgesetzt, — „um die Welt," das war ihr Vorsatz, und wenn ihnen unterwegs nichts Menschliches passiert, mögen sie ihn wohl glücklich ausführen, — zwei deutsche Handwerksburschen des neunzehnten Jahrhunderts, die von der Lust, die Welt zu sehen, fortgetrieben waren und die vielleicht zurückkehren, nachdem sie ihre Sehnsucht gestillt haben, vielleicht verloren gehen, ohne daß ihre Angehörigen jemals wieder von ihnen hören, vielleicht draußen irgendwo sitzen bleiben und ihre deutsche sorglose Art aufgeben, um auf der Jagd nach dem Dollar mitthun zu können.

Einer deutschen selbständig gearteten Dame steht garnichts im Wege, wenn sie sich nicht davor fürchtet, von ihren deutschen Bekannten für excentrisch gehalten zu werden, mutterseelenallein von New York nach San Franzisko zu reisen, — thun wird ihr niemand etwas, verwundert ansehen wird sie in Amerika auch niemand. Allerdings wird ihr auch niemand behilflich sein, denn der Amerikaner gibt dem schönen Geschlecht absolute Selbständigkeit, setzt aber auch voraus, daß es sich, gleich selbständig gestellt wie der Mann, auch gleich stark erweise. Aber ein volles Portefeuille ist die Grundbedingung jeder Vergnügungsreise in den Vereinigten Staaten; nicht nur, um bequem reisen zu können, sondern auch um von der Reise Nutzen zu haben. Denn wer drüben bescheiden reist, lernt nur die eine Seite amerikanischen Lebens kennen, — den Mangel an Behaglichkeit und Sicherheit in allen Lebensverhältnissen. Nur wer die Mittel hat, auch amerikanischen Luxus zu sehen, thut einen Blick in die tiefe Kluft, die drüben Arm und Reich voneinander trennt, während der Reiche an Bildung, Sitte und Gewohnheiten in den meisten Fällen mit dem Armen auf ganz gleichem Niveau steht.

New York hat das schönste Hotel, das es in der alten und neuen Welt gibt, das Waldorf Hotel in der Fist Avenue, — nicht nur das größeste, am praktischesten eingerichtete oder das luxuriöseste, sondern wirklich das schönste. Die Hunderte von Millionen des Astorschen Vermögens haben nicht nur alle Pracht, sondern auch den auserlesensten Geschmack erkauft, um eine Fremdenherberge herzurichten, mit der sich kein Hotel in Berlin, Wien, Paris, in der Schweiz und in deutschen Modebädern vergleichen läßt. Ein in den edelsten Verhältnissen erbauter Riesenpalast, dessen ganzes Parterre aus Repräsentationsräumen besteht, mit einem modernen Luxus eingerichtet, wie man ihn in keinem Fürstenschloß findet. Der Reisende, der bald nach seiner Ankunft auf amerikanischem Boden, noch unbekannt mit der Welt der Gegensätze, in die er geraten ist, das Hotel betritt, empfängt, zumal abends, einen geradezu überwältigenden Eindrnck. Alle Säle geöffnet, alle Säle erleuchtet, alle Säle gefüllt von einer wie zu großer Soiree gekleideten Menschenmenge. Er könnte sich am Hof eines europäischen Fürsten glauben, der im großen Stil eine üppige und ganz ungenierte Geselligkeit pflegt, — hier wird getafelt, dort wird musiziert, an einem Schreibtisch Pariser Arbeit sitzt eine starkdekolletierte Schönheit inmitten einer schwatzenden Gesellschaft und erledigt ihre Korrespondenz, Rosalicht schafft einen Flirtationraum, in dem nur flüsternd gesprochen wird, die Wände und Decken eines großen Saales, in dem Bier geschänkt wird, sind mit dem geschnitzten Holz der kostbaren Arve getäfelt. Die innere Einrichtung des Hauses soll neun Millionen Dollar gekostet haben. Nur der unglückliche Ludwig II. wäre imstande gewesen, einen Prunkbau so ganz ohne Rücksicht auf den schnöden Mammon in Angriff zu nehmen, wie Herr Astor, der simple amerikanische Bürger, dessen Vater oder Großvater als einfacher Arbeiter aus Waldorf im Badischen nach New York kam, und als Pelzhändler den Grundstock des Vermögens legte. Und Ludwig II. überschätzte seine Mittel, während Herr Astor die seinigen nicht überschätzt hat. Kaum steht das Waldorfhotel, so hat er ein zweites zu bauen begonnen, ebenfalls in New York, ebenfalls in der Fist Avenue, welches das erste noch an Pracht übertreffen soll. Das eine Hotel hat Herr Astor dem Andenken seines Vaters gewidmet, das andere widmet er dem Andenken seiner

Mutter, — eine echt amerikanische Widmung. Und doch möchte Herr Astor gar kein Amerikaner sein; er lebt seit lange in London und steuert auf den englischen Pair los, — der duke of Manhattan, wie ihn die New Yorker spottweise nennen, Herr Astar van Waldarf, wie er sich selbst nennt, und Herr van Waldarf-Astar, wie er sich am liebsten nennen hört. An dem Spott der New Yarker wird seine Jagd nach einem englischen Titel sicher nicht scheitern, denn dieser reicht weder von New Yark bis Landan, nach ist er ernst zu nehmen. Im Grunde impaniert der duke of Manhattan den New Yorkern selbst in seinen Lächerlichkeiten, und sie finden garnichts daran, daß er sich vorläufig aus eigenen Gnaden die geschlassene Herzogskrone über seinen Namenszug setzt, — wahre Thronsessel sind es, die im Parterre des Hatel Waldorf zum Sitzen einladen, mit dem W im Rückenkissen und der geschnitzten und vergaldeteten Herzogskrone darüber! Nur wer frisch aus Eurapa importiert in das Land der bürgerlichen Freiheit kommt, hat noch über sa viel Laune zu verfügen, um die Sache spaßhaft zu finden.

Da unter vierzig Mark pra Tag kein Zimmer — ohne irgendwelche Nebenleistungen — im Hatel Waldorf zu haben ist, — man kann aber auch bis zu tausend Mark pra Tag wohnen, — sa ladet es wenigstens mich nicht zu längerem Verweilen ein. Zudem gibt es eine ganze Anzahl von Hotels in New Yark, die zwar nicht den Luxus des Hatel Waldarf erreichen, aber doch den Durchschnittsluxus europäischer Hatels ersten Ranges in ihrer Einrichtung übertreffen. In einer Beziehung indessen ist man in allen amerikanischen Hatels schlechter daran wie in jedem gutgeleiteten deutschen, österreichischen oder schweizer Gasthof, — in Bezug auf Bedienung. In den ersten Tagen meiner Amerikafahrt habe ich geglaubt, selbst der reiche Amerikaner sei nicht reich genug, um persänliche Bedienung zu bezahlen. Diese Erklärung ist mir nicht stichhaltig erschienen, nachdem ich die zahllasen jungen Arbeitslosen gesehen habe, die für jeden Lohn zu arbeiten bereit waren, wenn sie nur Arbeit gesunden hätten. Schon am Dock in Hoboken stehen sie zu Hunderten und bieten sich an, aber nur die breitesten Schultern finden beim Ausladen der Schiffe Beschäftigung. Der Amerikaner, auch der wohlhabende, hat nicht das Bedürfnis nach persönlicher Bedienung; derselbe Mensch, der sich einbildet, es gehöre zum gutem Tan, abends nach sechs Uhr sich nur noch im Frack zu zeigen, macht sich garnichts daraus, am nächsten Margen in die Stiefel zu fahren, an denen nach der Straßenkot vom vergangenen Abend festgetracknet sitzt, mit ihnen auf die Straße bis zum nächsten Putzerstand zu gehen und sie sich coram publico auf dem Fuße wichsen zu lassen. In New Yark verstehen diese Stiefelputzer wenigstens nach ihr Geschäft; man kann über dem Interesse, ihnen zuzusehen, wie sie mit tausend Finessen dem Stiefel einen Lackschimmer geben, beinahe das außerardentlich unangenehme Gefühl vergessen, das das Putzen des Stiefels auf dem Fuß bei jedem Menschen hervorruft, der nicht mit Elefantenbeinen begnadet ist. In der Weltstadt Chicaga aber fangen die Stiefelputzer mit der Wichse zu arbeiten an, ehe sie noch den angetrockneten Straßenkot gründlich entfernt haben, und nur, wenn man den zehn Cents, die dort das übliche Honorar für das Putzen eines Stiefelpaares sind, nach fünf hinzufügt, macht man sie gutwilliger und sargsamer. Sie nehmen dann sagar eine Art Staubwedel aus Reisstrah, fahren damit einmal über den Hut, einmal über die Vorder- und einmal über die Rückseite des Mannes, der eben sechzig Pfennige in deutschem Gelde lasgewarden ist, und man kann mit dem angenehmen Gefühl davan gehen, daß man nun auch gereinigte Kleider auf dem Leibe trägt.

Die breite Schicht der amerikanischen Bevölkerung ist außerordentlich sorglos in Bezug auf Neuheit und Sauberkeit des Anzugs, Wäsche ausgeschlassen. In letzterer Hinsicht wird sich einer der Mitreisenden auf der „Augusta Viktoria“ schrecklich enttäuscht gesehen haben, der das Gegenteil gehört hatte und sich für einen mehrmanatlichen Aufenthalt in Chicago mit einem Gummikragen hinlänglich ausgerüstet glaubte. Zweifellose Wäsche, Wartkargheit und leises Sprechen gelten in den Vereinigten Staaten geradezu als Kennzeichen der Respektabilität, und ich habe unterwegs wenige Amerikaner gefunden — van den allerunterstен Schichten

abgesehen — die gegen diese drei Tugenden verstoßen hätten. Die Wortkargheit wird dem Amerikaner allerdings leichter als anderen Menschen, denn seine Geschäfte interessieren nur ihn, und über sein Geschäft geht das Interesse der meisten nicht hinaus. Übrigens ist es auch dem schnell Reisenden in den Vereinigten Staaten leicht gemacht, an Tadellosigkeit der Wäsche mit dem Amerikaner zu konkurrieren. Man wäscht und plättet drüben mit einer unglaublichen Geschwindigkeit, — die schmutzige Wäsche, die man am Morgen fortgegeben hat, kommt noch vor Abend zurück, — allerdings zeigt sie auch nach dem zweiten oder dritten Mal die Spuren gewaltsamer Behandlung. Dieser Sauberkeit der intimsten Bekleidungsstücke entspricht die Vortrefflichkeit der Wasch- und Badeeinrichtungen.

In jedem Hotel ersten Ranges findet der Reisende neben seinem Zimmer — er müßte denn aus Sparsamkeitsgründen genötigt sein, in die obersten Etagen zu ziehen — ein Badekabinet, in dem er jederzeit, auch die ganze Nacht hindurch, über kaltes und warmes Wasser verfügt. Wo das nicht der Fall ist, findet er wenigstens in jeder Etage ein Badezimmer, das unentgeltlich und jederzeit zu seiner Benutzung offen steht. Ich weiß sehr wohl, daß alle diese Hotels neueren Ursprungs sind, und daß gerade unsere alten Hotels, die vielfach auch die renommiertesten sind, von Grund aus umgebaut oder vielmehr neu erbaut werden müßten, wenn sie diesem Brauch nachkommen wollten, — aber Vorzüge der amerikanischen Hotels bleiben Vorzüge, auch wenn sie sich hier nicht oder wenigstens nur bei Neubauten nachahmen lassen. Unbekannt ist auch den Amerikanern die deutsche Sparsamkeit mit Zimmerwäsche. Eine deutsche Hausfrau, die zäh an dem Grundsatz festhält, daß ein oder zwei Handtücher für die Woche ausreichend seien, — und es giebt deren eine ganze Anzahl, — wird es vielleicht einen unerhörten Luxus finden, daß ich im Palmer House in Chicago täglich zwei reine Badelaken und vier reine Handtücher auf meinem Zimmer fand. Trotzdem war es ein schöner Luxus. Leider muß ich hinzufügen, daß die Sauberkeit der Zimmer diesem Reinlichkeitsfanatismus der Amerikaner nicht entspricht. Die liederliche amerikanische Bauart, die keine ordentlich schließenden Fenster kennt, begünstigt das Eindringen des Staubes, und das weibliche amerikanische Dienstpersonal arbeitet nicht anders, wie der Amerikaner im allgemeinen — schnell und oberflächlich. Peinlicher noch als diese flüchtig gesäuberten Zimmer empfindet man das nicht selten unsaubere Tafelgeschirr, mit und von dem man selbst in besseren Hotels und Restaurants zu speisen genötigt ist. Daß man überall schlecht ißt — selbst die Küche des weltberühmten Delmonico in New York und die des wenigstens in Chicago weltberühmten Richelieu in Chicago, lassen sich nicht mit der von einem Dutzend erster Restaurants in Berlin, und mit dem einzigen „Hamburger Pfordte" nun schon gar nicht, vergleichen, trotz wahrhaft ungeheuerlicher Preise — ist leider eine Thatsache, die auch Amerikaner, wenigstens wenn sie in ihrem Leben einmal gut gegessen haben, nicht leugnen. Aber mit einem Körbchen Obst und Dauerwurst ist dem nicht abgeholfen. Obst erhält man drüben zu jeder Mahlzeit, auch im kleinsten Nest, und mehr, als man vertilgen kann; zum Frühstück und zum Diner im frischen Zustande, zum Abendessen in Form von eingelegten Früchten, die immer gut, aber sehr stark gezuckert sind. Die Dauerwurst aber, abgesehen davon, daß sie selbst in New York nicht ganz leicht zu haben sein dürfte, würde dem Reisenden wahrscheinlich sehr bald ebenso unerträglich erscheinen, wie die ungewürzte amerikanische Küche, die durch Quantität zu ersetzen glaubt, was ihr an Qualität mangelt.

Denselben Luxus, der dem Reisenden in amerikanischen Hotels geboten wird, findet er auch in den Eisenbahnzügen. Es kann in der That keine große Anstrengung sein, in einer Tour von New York nach San Franzisko zu fahren, trotzdem man ungefähr sieben Tage unterwegs ist, denn die amerikanischen Eisenbahnzüge fahren viel geräuschloser und gleichmäßiger, als die europäischen und man findet in ihnen alles, dessen man bedarf. Die Wagen sind sehr viel länger gebaut, als die unsrigen, und unser Coupésystem ist den Amerikanern unbekannt. Auch unser Klassensystem. Die amerikanischen Eisenbahnen haben nur eine Klasse, die sehr komfortabel und mit — nach unseren Begriffen — großer Raumverschwendung ausgestattet ist, in der Mitte der Durchgang, rechts und links die Sitzplätze, an dem

einen Ende ein Abschlag für Raucher und die Toiletten. Wer zu rechnen genötigt ist, wird sich hier ganz wohl befinden und keine notwendige Bequemlichkeit vermissen; es ist ein europäischer Aberglaube, daß man in den Vereinigten Staaten gezwungen sei, in einem Pullmann- oder Wagner-Car zu reisen. Ein ganz Teil angenehmer freilich sind diese Luxuswagen noch als die gewöhnlichen, und der Aufschlag, den sie fordern, ist sogar im Verhältnis zu dem gebotenen Luxus und im Verhältnis zu sonstigen amerikanischen Preisen unverhältnismäßig gering. Er ist nicht viel höher, als die Kosten des Schlafwagens in Deutschland. Es ist mir nicht ganz klar geworden, wie das Verhältnis der Pullmann- und Wagner-Wagen zu einander und zu den einzelnen Eisenbahnlinien ist; in einzelnen Zügen findet man sie friedlich nebeneinander, in anderen wieder nur Wagen der einen Firma. In der Ausstattung unterscheiden sie sich kaum voneinander; vielleicht, daß die Wagner-Wagen mit noch reicherer Vergoldung prunken, als die anderen. Zu unseren Eisenbahnwagen verhalten sie sich ungefähr wie der Palast eines Börsenfürsten zu einem Bürgerhause, in dem eine zahlreiche Familie zur Not und mit mancher Unbequemlichkeit, die um des lieben Friedens und der Gewohnheit willen ruhig hingenommen oder kaum noch empfunden wird, ein Unterkommen findet. Überfüllung ist in diesen Wagen unmöglich, denn jeder Platz ist numeriert. Die im Speisewagen servierten Mahlzeiten sind so gut wie nur in irgend einem amerikanischen Hotel, die Betten so vorzüglich, wie alle Betten in den Vereinigten Staaten, mit denen nicht einmal die französischen konkurrieren können, die Bedienung von Schwarzen aufmerksam und höflich, sobald sie durch ein Trinkgeld gezähmt ist. Es ist nämlich ein großer Irrtum, daß man einem amerikanischen Bürger, wenn er sich sein Brot als Kellner, Portier oder in ähnlicher Stellung erwirbt, kein Trinkgeld anbieten dürfe, ohne sich der Gefahr auszusetzen, es schnöde zurückgewiesen zu sehen. Die meisten Bediensteten in Amerika — von der Bedienung in Privathäusern abgesehen, die, wo sie vorhanden ist, auch gut und unverhältnismäßig besser, als bei uns gestellt ist — sind, ganz wie in Deutschland, auf Trinkgelder geradezu angewiesen, und der New Yorker Hotelier, Cafétier und Restaurateur geniert sich ebensowenig wie ein Teil der deutschen, von dem, was er seinen Kellnern nominell an Gehalt zahlt, einen starken Abzug für „Bruch,“ Omnibus, Beleuchtung, Küche und andere Dinge zu machen. Wenn man von dem amerikanischen Kellner nicht bedient werden will, als erweise er dem Gast eine ganz unverdiente Ehre, so verfünffache man das Trinkgeld, das man in Deutschland zu geben gewohnt ist. Unter fünf Cents — was immerhin zwanzig Pfennig sind — aber fange man überhaupt nicht an, — man könnte sich sonst in der That der Gefahr einer Zurückweisung aussetzen. Auch ist es praktisch, das Trinkgeld nicht erst beim Gehen, sondern bei der Bestellung zu geben, wie der Amerikaner es macht; der amerikanische Kellner gibt sich nicht die Mühe, den Gast zu taxieren und setzt sich nicht der Gefahr aus, ihn vielleicht falsch zu taxieren, aber er ist reell genug, den Grad seiner Beflissenheit gewissenhaft von fünf zu fünf Cents zu steigern. Den Kreis der Trinkgeldnehmer aber kann man ziemlich weit ziehen, — selbst der Barkeeper entwickelt seine ganze Mischkunst in kalten und heißen Getränken nur, wenn er weiß, daß die Mühe sich für ihn lohnt. Nur das Naturell der Schwarzen ist noch kindlich genug, sich nicht viel durch das Trinkgeld beeinflussen zu lassen. Die coloured gentlemen sind immer höflich, immer gefällig, immer dienstbeflissen, — gewiß nicht die besten, aber die angenehmsten Kellner, die man sich denken kann. In den Speiseräumen der Hotels — von New York abgesehen — trifft man fast nur schwarze Bedienung. Schade, daß die schwarzen Herren auch drüben in den schwarzen Frack und die weiße Hemdbrust gesteckt werden; sie spielen in diesem Kostüm häufig genug die Ritter von der traurigen Gestalt. Auf Farbe gehört Farbe, — an den schwarzen Bediensteten in den Pullmann- und Wagner-Wagen, die eine Art Livree, blau mit goldenen Knöpfen und Litzen und blauen Mantel mit rotgefüttertem Capouchon, tragen, sieht man erst, was für prachtvolle Charakterköpfe vielfach auf Herkulesschultern sitzen.

Selbst der anspruchsvollste Reisende wird kaum einen Wunsch haben, der ihm auf amerikanischen Eisenbahnen nicht befriedigt wird. Er findet nicht nur seine Mahlzeiten und sein Bett, sondern auch ge-

räumige Waschtoiletten mit allem Zubehör, vielfach sogar ein Bad, sein Rauchzimmer, den Barbier, Aussichtswagen und den typewriter, dem er Briefe diktieren kann. In all diesem Luxus aber findet er eine Urbanität der Sitten, die — ich will mich vorsichtig ausdrücken, — selbst der vierte Klasse fahrende Europäer nicht gewöhnt ist. Wenn der Europäer einmal zu spucken genötigt ist, so betrachtet er das als etwas, was man abmacht, ohne andere Menschen damit zu belästigen. Der Amerikaner, Tabak oder Gummi kauend, hat nicht nur immer etwas zu spucken, sondern er macht aus dem Spucken auch einen Sport. Zugegeben, daß er es in diesem Sport zu einer großen Virtuosität gebracht hat. Wenn im Umkreis von zehn Schritt ein Spucknapf steht, so verfehlt er ihn in den seltesten Fällen. Aber schon diese Riesenspucknäpfe sind ein widerlicher Anblick, und der ständig durch die Luft fliegende, vom zarten Gelb bis zum intensivsten Braun gefärbte Speichel ist ekelerregend. Die Art des Amerikaners zu sitzen — wenn es irgend möglich ist, mit den Füßen höher als mit dem Kopf — soll für die Verdauung ungeheuer zuträglich sein; an europäischer Gewohnheit hängend, habe ich mich nie entschließen können, die Probe praktisch zu machen. Wohl aber habe ich es immer als eine große Flegelei empfunden, wenn mein amerikanisches Gegenüber seine schmutzigen oder reinen Stiefel so direkt neben mich placierte, daß es fast unmöglich war, nicht mit ihnen in Berührung zu kommen. Übrigens machen es sich nicht nur die Mitreisenden in dieser Weise bequem, sondern auch die Bahnbediensteten, — die allgemeine Gleichheit duldet es nicht, daß diese Leute sich in besonderen Räumen aufhalten. Ganz wunderbar berührt es einen auch, wenn der Amerikaner sich im Schlafwagen angesichts männlicher und weiblicher Mitreisender ganz öffentlich auskleidet bis auf das Unterzeug, wenn er morgens in ebenso mangelhafter Toilette den ganzen Schlafwagen durchmißt, um in dem Waschraum zu verschwinden. Ländlich, sittlich, — jedes Volk bildet sich seine Gewohnheiten und Sitten selbst, und es wäre lächerlich, diese amerikanische Gewohnheit unsittlich oder auch nur unästhetisch zu finden. Ich möchte nur den Amerikaner darauf stoßen, daß er nicht, wie er sich vielfach einbildet, der Vertreter der feineren Sitte gerade Frauen gegenüber ist, weil er im Elevator den Hut abnimmt, wenn er eine Dame darin findet; auch darauf, daß diese Urbanität der Sitten sich in starkem Gegensatz zu dem äußerlichen Luxus der Eisenbahnwagen befindet, auf den der Amerikaner so stolz ist.

Ich möchte diesen äußerlichen Luxus nicht auf unsere deutschen Eisenbahnen übertragen sehen, kaum die Bequemlichkeiten, welche er bietet. Denn man darf nicht vergessen, daß der Amerikaner mit ganz anderen Entfernungen rechnen muß, wie wir. Was uns eine große Reise ist, ist drüben ein Katzensprung; ich habe sehr liebenswürdige Gastfreundschaft bei einem Manne genossen, der in Chicago sein Geschäft hat und sein Landgut, auf dem er gewöhnlich lebt, vierzehn Eisenbahnstunden davon. Der macht die Fahrt nach Chicago — die Reise würden wir sagen — vielleicht dreißig mal im Jahr, ohne deshalb commis voyageur zu sein. In vierundzwanzig Stunden reisen wir durch ganz Deutschland; der Amerikaner kommt in derselben Zeit noch nicht einmal von New York nach Chicago. Was ihm angenehm, vielfach sogar notwendig ist, können wir leicht entbehren, und um so lieber, als mit einer Nachahmung auch eine Verteuerung des Reisens notwendig verknüpft wäre. Sollten wir mit einer Änderung auch gleichzeitig die meist in unglaublichem Zustande befindlichen amerikanischen Bahnhöfe in Kauf nehmen, so machten wir sogar einen Rückschritt. Und auch das, was ich als einen großen Vorzug einer Eisenbahnfahrt in Amerika empfunden habe, — der verschwindend kurze Aufenthalt auf den einzelnen Stationen, läßt sich bei uns nicht durchführen; man müßte denn dem Reisenden innerhalb des Zuges alle die Bequemlichkeiten bieten, die ihm in einem amerikanischen Zuge geboten werden, und gleichzeitig Deutschland in ein so schwach bevölkertes Land mit wenigen, weit auseinanderliegenden, großen, städtischen Zentralpunkten verwandeln, wie es gegenwärtig die Vereinigten Staaten sind.

Digitized by Google

Studienkopf von Leonardo da Vinci. Nach einer Handzeichnung in Schloß Windsor.
(Nach einer Photographie von Ad. Braun & Co., Braun, Clément & Cie. Nchfl., in Tornach i. Elf. und Paris.)

Druck von C. Schönert

Digitized by Google

Die Hoffers.

(Aus dem Leben der Großstadt.)

Von

Ant. Andrea.

(Abdruck verboten.)

Jedes Jahr zogen die Hoffers um. Die Miete bezahlten sie immer nur das erste Viertel, die andern drei blieben sie schuldig. Daß man sie unter solchen Umständen ziehen ließ, geschah um der Frau willen, die mit der Beredsamkeit unverschuldeten Elends und dem gelben Duldergesicht das härteste Hauswirtsherz zu rühren verstand. In jeder neuen Wohnung wiederholten sie den alten Kunstgriff, bis sie im ganzen Stadtviertel als gefährliche Mieter verschrieen waren.

Nicht, daß die Leute auf Betrug ausgingen — bewahre! Sie hatten nur niemals Geld. Wo nichts ist, da hat bekanntlich der Kaiser selbst sein Recht verloren; wie viel eher ein humaner Hauswirt, der obendrein in dem ganzen Trödlerkram von Möbeln kein einziges Stück findet, gut genug, um als Pfand zurück behalten zu werden.

Im übrigen führten die Hoffers ein Künstlerleben — die Nachbarn sagten: eine Zigeunerwirtschaft!

Die Frau stammte aus einer wohlhabenden Kleinbürgerfamilie; sie wollte in ihrer Jugend als Konzertsängerin berühmt gewesen sein. Wo? das verschwieg sie vorsichtiger Weise. Der Mann, damals junger Reporter für mehrere Berliner Zeitungen letzten Ranges, heiratete sie gerade, als er ihr kleines Vermögen brauchen konnte für eine Zeitungsspekulation und sie durch irgend eine Unvorsichtigkeit die Stimme verloren hatte. Außerdem liebten sie sich und bildeten sich ein, ein Künstlerpaar von Gottes Gnaden abzugeben.

Solange sie Geld hatten, verstanden sich ihre Seelen. Sie gaben sich mit Schwung den großstädtischen Vergnügungen hin und entwickelten dabei eine unverwüstliche Genußfähigkeit.

Das Zeitungsunternehmen scheiterte natürlich, und die Frau sah nicht einen Pfennig wieder von ihrem Erbteil; aber sie tröstete sich leicht darüber hinweg mit dem „Genie“ und der „großen Zukunft“ ihres Mannes. Er lieferte politische Notizen in Hülle und Fülle — Theaterbesprechungen, Feuilletons und Geschichten für Jugendschriften und Sonntagsbeilagen. Ein Chefredakteur, der sich gern mit seinen „Schülern“ brüstete, stutzte das schriftstellerische Talentchen des jungen Hoffer nach seiner „Schule“ zu und befürwortete es in litterarischen Vereinen: sein Name stand sogar in Kürschners Litteratur-Kalender! Dabei blieb es ein paar Jahre, dann ging es langsam, aber sicher, rückwärts. Doch wirklich schlimm wurde es erst, als er sich in den Kopf setzte, ein modern-realistisches Drama zu schaffen. — „Eine Kleinigkeit,“ wie er den Tempelhofer Bock-Freunden gelegentlich auseinandersetzte, „die jeder, der schreiben kann, heutzutage spielend fertig bringt! Man muß nur das Theater kennen, gute Nerven und das gehörige Bißchen moralischer Frechheit haben.“ Abend für Abend drückte er sich im „Bellealliance“ hinter den Coulissen herum, kneipte mit einem oder dem anderen Schauspieler bis spät in die Nacht, kam mit wüstem Kopf nach Hause und schlief bis an den nächsten Mittag. Den Rest des Tages duselte er auf dem plundrigen Sofa in seinem „Arbeitszimmer“ bei einer schlechten Zigarre und dem Fünfakter eines jungen „Strebsamen“ von der dramatischen Litteratur, der sich seiner Kritik anvertraute. Brauchte dann der kleine Paul ein paar Pfennige für Schulhefte, oder weigerte der Fleischer sich länger anzuschreiben, so arbeitete er tief in seinem dramatischen Konflikt und geriet einfach außer sich, wenn man ihn um solcher „Lappalien“ willen störte.

Die arme Frau mochte doch sehen, wie sie mit dem Fleischer fertig wurde! Ihm war es genug, daß man ihn in Frieden ließ bei seiner Muse und ihm mittags seine gute Brühe und sein Stück Gebratenes vorsetzte — nicht mehr, als seine „aufreibende geistige Thätigkeit“ erforderte. Wer an die nicht recht glaubte, das war Else, seine Älteste, eine naseweise Sechzehnjährige,

die, ganz aus der Künstlerart geschlagen, nichts von Schwung hatte, wohl aber eine unüberwindliche Abneigung gegen „Pump," „Anschreiben" und ähnliche künstlerische Bedürfnisse. Auf sie war in bedrängten Augenblicken nicht zu rechnen!

Der Vater hätte sie gern für das Theater ausbilden lassen, die Mutter lieber als Konzertsängerin; doch Elsa bestand darauf, weder Talent noch Stimme zu haben und verschaffte sich eine Freistelle im Lettevereln, um das Photographieren zu erlernen.

Einer von den jüngeren „Kollegen" des Vaters, der sich jeden Sonnabend zum Thee einstellte, bei welcher Gelegenheit auch ein Fläschchen Mosel getrunken und Semmel mit Kaviar gegessen wurde, machte dem niedlichen Mädchen verliebte Augen, und als er gerade 'mal einen Kolportage-Roman honoriert bekommen hatte, spielte er auf eine Heirat an. Aber Elschen rümpfte das Näschen: sie hätte keine Lust zu einer Künstlerehe, wie die ihrer Eltern. Ein Handwerker, der seine Familie bei guter, grober Arbeit redlich ernährte, wäre ihr lieber!

Ihr schwebte das gelbe, abgespannte Gesicht der Mutter vor, wenn die bis in die Nacht über einem Haufen von Albums und Mappen saß, welche ihr ein Lederwarengeschäft zum Anmalen lieferte — eine dutzendweise bezahlte Arbeit, bei der man sich die Augen verdarb und es höchstens auf einen Verdienst von sechs bis acht Mark wöchentlich brachte. Und was hatte die Mutter davon? Das Vergnügen, sie verjubeln zu lassen in Kaviar, schlechtem Wein und noch schlechterer Kollegialität.

Der Kolportage-Romanzier äußerte sich abfällig über die niedrige Denkungsart der kleinen Hoffer und knüpfte zur Erhebung seiner eigenen ein Verhältnis an mit einer Dame von einem Café chantant.

„Kleine Krämerseele, du!" sagte auch 'mal Herr Hoffer zu seiner Tochter; aber er schmunzelte dabei, denn sie hatte ihm eben aus einer peinlichen Verlegenheit geholfen mit einem funkelnagelneuen Cylinder, ohne welchen er dem Leichenbegängnis eines „Kollegen von der Presse" nicht hätte beiwohnen können.

Seine Frau hatte sich vergebens abgemüht, dem alten neuen Glanz anzubürsten und Form beizubringen, die er im Sofakasten unter allerhand Plunder eingebüßt. In ihrer Not schickte sie Else zu dem Hutmacher nebenan, um für Geld und gute Worte eine passende Kopfbedeckung zu entlehnen auf die Zeit der feierlichen Handlung.

Else, mit der Miene eines Menschen, der ein gutes Geschäft gemacht, kam diesmal nicht, wie sonst bei ähnlichen Aufträgen, mit leeren Händen zurück.

„Da," sagte sie und stellte einen hohen, schwarz glänzenden Hut vorsichtig auf den Tisch, „den schenk' ich dir, Vater! Ich hab' ihn nämlich gekauft auf — Abarbeiten."

Und als die Eltern große Augen machten, erklärte sie unbefangen, daß sie mit der Frau des Hutmachers ein Abkommen getroffen, ihren kleinen kränklichen Jungen einen Monat lang täglich ein Stündchen spazieren zu führen: dafür den schönen Cylinder!

Der kleine Vorfall machte auf Herrn Hoffer, der ja hoch über dem Alltäglichen stand, wenig Eindruck; um so mehr die Notiz in der „Vossischen" den nächsten Tag: daß unter den vielen Vertretern der Litteratur und der Presse im Gefolge des Dahingeschiedenen auch der Schriftsteller Herr Hoffer zu bemerken gewesen wäre.

Den nächsten Herbst fand Else durch die Zeitung eine Stelle als Gehilfin in einem großen photographischen Atelier — mit einem hübschen Gehalt, welches Herrn Hoffer in den Stand setzte, sorglos über seinem dramatischen Konflikt zu brüten und jeden Sonnabend einen oder zwei gute Freunde zum Abendessen zu bewirten.

Daß seine Frau trübe und hohle Augen bekam von dem ewigen Malen bei der Petroleumlampe, daß sie immer gelber wurde, immer mehr zusammensiel über dem Berg von Ledermappen, den sie wöchentlich ablieferte, das bemerkte er nicht. Er sah es ja nicht in seinem Schlaf des Gerechten — Gott sei Dank, fest und gesund! — Höchstens daß er 'mal aufwachte, wenn sie vor Müdigkeit eingenickt war und die Lampe, im Zustande des Verlöschens, die Stube vollqualmte. Dann schalt er über die „lüderliche Wirtschaft" und schlief auf der andern Seite weiter.

Eines Abends im frühen Winter, als es stark glatteiste, hatte Else sich beim Retouchieren einiger Photographien, die notwendigerweise fertig sein mußten, verspätet.

In der Haſt trippelte ſie ſo ſtürmiſch den Bürgerſteig entlang, daß ſie ausglitt und einem vorbeigehenden Herrn beinahe vor die Füße fiel. Er beeilte ſich natürlich, ihr aufzuhelfen:

„Haben Sie ſich verletzt?“

„Ach nein,“ ſtammelte ſie; aber eigentlich wußte ſie es nicht, denn der Schreck und ein ſtechender Schmerz an irgend einem Gliede der rechten Seite machten ſie ganz verwirrt im Kopfe. Sie ſuchte einen Halt an der Gartenmauer, wo ſie gerade ſtand und ging, recht im Licht der Gaslaterne; da ſah der Fremde, daß die Röte der Scham jäh von ihrem jungen Geſichte ſchwand und ſie ſehr bleich wurde.

„Soll ich Sie lieber nach Hauſe begleiten?“ fragte er teilnehmend.

Sie ſchüttelte den Kopf.

„Oder eine Droſchke holen?“

„Nein, danke! Ich wohne in der Bergmannſtraße, keine zehn Minuten weit ——“

„Na, dann ſtützen Sie ſich ruhig auf meinen Arm,“ ſagte er. „Wenn Sie noch 'mal fallen, ſo möchte das nicht ſo gut ablaufen — — — Was zittern Sie ſo fürchterlich?“ fuhr er gutmütig fort. „Haben Sie Angſt oder Schmerzen?“

Sie hätte mit gutem Gewiſſen: Beides! ſagen können; ſie meinte indes kleinlaut: „Schmerzen — in der Schulter und — in der Hüfte auch.“

Sie ging ſo unſicher, daß er den Arm um ihre Taille legte: „Hoffentlich wird es nicht ſchlimm ſein!“ bemerkte er ernſthaft, während ihr ſo jämmerlich zu Mute war, daß ſie ſich nicht 'mal widerſetzen konnte, ſondern kraftlos in der unfreiwilligen Umarmung hängen blieb.

Er guckte von der Seite in ihr blaſſes, ängſtliches Geſicht. Was ſie bei dem Wetter draußen zu ſuchen gehabt, fragte er etwas barſch.

Sie wäre Gehilfin in dem großen photographiſchen Atelier in der Jägerſtraße.

„Bei Kartſchin?“

„Jawohl — — —“

„J — — —“

Er brach ab in einem kurzen Lachen der Überraſchung und ſchaute verwundert auf ſie nieder. Sie wäre wohl noch ſehr jung?

Doch nicht. Siebzehn voll ſchon.

„Da haben Sie ja noch eine ſchöne, lange Zeit vor ſich, um ſich ihr Brot zu verdienen und die Plackereien des Lebens zu genießen!“ ſagte er, und unter ſeinem dunklen Vollbart zuckte es halb bitter, halb mitleidig.

Elſe dachte an ihre Mutter. Es gäbe viele ältere Leute, die hätten es noch ſchlimmer als ſie, bemerkte ſie altklug.

Ob ſie denn mit ihrer Stelle zufrieden wäre?

Freilich! Ein wahres Glück wäre es, daß ſie ſchon auf eigene Hand ſoviel verdiente, um ſich zu kleiden und der Mutter ein paar Mark in die Wirtſchaftskaſſe zu geben.

Der Vater wäre wohl tot?

Bewahre — — Er ſchriebe für Zeitungen. Dabei käme nicht viel heraus — bei der Schriftſtellerei überhaupt nicht!

„Aha —“ machte er; aber Elſe wurde ſehr verlegen in dem jähen Selbſtvorwurf, daß ſie Familiengeheimniſſe ausplauderte.

Er ſchien das zu verſtehen, denn er ſagte nichts weiter. Nur nach einer ziemlich langen Pauſe wollte er wiſſen, was denn Kartſchin, der Inhaber der photographiſchen Anſtalt in der Jägerſtraße, für ein Mann wäre.

Elſe konnte darüber Auskunft nicht geben. Sie hätte den „Prinzipal“ nie geſehen, obgleich ſie bereits drei Monate im Geſchäft wäre. Der Sekretär engagierte das Perſonal und ſpielte ſich als oberſter Leiter auf. Im übrigen wäre der ein unangenehmer Kerl: den jungen Mädchen im Atelier machte er der Reihe nach den Hof; wenn eine es ſich nicht gefallen laſſen wollte, dann würde er niederträchtig.

„Gegen Sie, zum Beiſpiel?“

„Na ja!“ erwiderte Elſe und biß die Zähne ſtandhaft zuſammen, um nicht zu verraten, daß ſie gräßliche Schmerzen in der Hüfte litt. „Ich mache mir aber nichts daraus — — wenn er mich bloß nicht bei Herrn Kartſchin anſchwärzt. Das fürcht' ich nämlich; er nörgelt in einem fort an meiner Arbeit herum: beſſer, als ichs verſtehe, kann ich es eben nicht machen.“

„Ganz logiſch!“ meinte der Fremde.

Sie hatten endlich das Haus in der Bergmannſtraße erreicht. Elſa ſtammelte einen Dank.

„Wohnen Sie unten?“

„Nein — — vier Treppen.“

Die konnte sie unmöglich allein erklettern.

Er hatte recht. Sogar von ihm unterstützt, wurde es dem armen Kinde so schwer, daß es fast zusammenbrach, als sie auf dem letzten Treppenflur standen.

Er klingelte und las dabei den Namen der Hoffers auf dem Thürschild. Dann faßte er höflich an seinen Hut: „Guten Abend, Fräulein — — gute Besserung!“

Ehe man noch öffnete, war er schon unten, auf der zweiten Treppe.

Als Herr Hoffer von dem Abenteuer hörte, sagte er: Else hätte sich wie eine dumme Gans benommen und nicht wie ein Mädchen aus guter Familie. Sie hätte den höflichen Fremden hereinnötigen und ihn ersuchen müssen, sich ihren Eltern vorzustellen.

Diese Nacht schlief Else recht schlecht. Sie hatte viel an sich zu kühlen mit nassen Umschlägen, und wenn der Schlummer sie überwältigte, dann träumte sie von Glatteis — einem fürchterlichen Fall ins Unendliche und einem fremden Mann, der sie auffing und mit einer schönen, sympathischen Stimme in den Schlaf sang.

Den nächsten Morgen fand sie sich pünktlich im Geschäft ein; aber sie hatte mit der Pferdebahn fahren müssen: die rechte Seite war ihr ziemlich steif geworden, und die rechte Schulter schmerzte bei jeder Bewegung ganz empfindlich.

Sie traf ihre beiden Genossinnen im Vorzimmer, aufgeregt über eine Neuigkeit, die der Pförtner ihnen unten, frisch von der Quelle, übermittelt hatte. Die große Blonde, ein älteres Fräulein, das Else mit einer kleinen Gönnermiene zu behandeln pflegte, zupfte ihre Stirnlöckchen vor dem Spiegel zurecht und schwatzte geheimnisvoll:

Da wäre sicher 'was los. So oft der Prinzipal sich 'mal blicken ließe, hätte das 'was Besonderes zu bedeuten. Ob Else ihn gesehen hätte? Nicht? Na — sie sollte sich nur nicht in ihn verlieben! Es wäre sonst ein hoffnungsloser Fall. Herr Kartschin hätte ein Verhältnis mit einer Schauspielerin vom Parodie-Theater, der er sogar eine Equipage geschenkt haben sollte.

Schon bei der Arbeit tuschelten die beiden andern noch in einem fort, während Else eine große Beklommenheit verspürte: wenn jetzt der Sekretär sie verklatschte! Sie hatte ihn ein paarmal gründlich abfallen lassen. Wenn der gefürchtete Prinzipal sich unzufrieden mit ihrer Arbeit erklärte — —

Da steckte der Sekretär wahrhaftig den Kopf durch die Thürspalte und grinste das arme Mädchen schadenfroh an: Herr Kartschin ließe Fräulein Hoffer in sein Bureau herüber bitten!

„Na, Hofferchen, was haben Sie denn ausgefressen?“ sagte die große Blonde, selber ganz verblüfft, zu dem zitternden Mädchen, das vor innerer Erregung kein Wort über die Lippen brachte und die Augen nicht aufzuschlagen wagte. Auch dann noch nicht, als es wie ein elektrischer Schlag durch ihren Körper fuhr beim Klange einer fremdbekannten Stimme, die sie die ganze Nacht im Traume gehört — als die Wintersonne goldene Lichtreflexe streute auf ihr gesenktes Köpfchen, und ihr junges Antlitz erglühte in der Nähe des Mannes, der in dem hellen Schein am Fenster stand und sie mit seinen freundlichen Blicken zu enträtseln suchte.

„Wie geht es Ihnen, Fräulein Hoffer? Hat der kleine Unfall auf dem Glatteis keine bösen Folgen gehabt?“

„O nein — — —“

„Sie sehen aber ganz verstört aus — hoffentlich nicht über die Entdeckung, daß es Ihr Prinzipal war, der Ihnen gestern Abend den kleinen Dienst leistete?“

„Doch — —“ stammelte sie ängstlich und kam sich entsetzlich albern vor.

Er lächelte und schob ihr einen Stuhl hin; aber Else verlor alle Standhaftigkeit, die schlaflose Nacht hatte sie nervös gemacht: es flimmerte ihr vor den Augen, und in ihrer Brust arbeitete ein heftiger Weinkrampf.

Dann saß sie auf dem Stuhl — Herrn Kartschins dunklen Bart gerade über sich, ihr heißes Händchen zitternd in einer großen, fremden.

„Sie haben wahrhaftig Fieber!“ sagte Herr Kartschin. „Ihr Puls läuft Sturmschritt. Warum sind Sie nicht hübsch zu Hause geblieben? Das Beste ist schon, Sie steigen gleich in meinen Wagen und lassen sich von Ihrer Mutter ein paar Tage pflegen. So geht es wirklich nicht.“

Was weiter geschah, sie mußte sich erst später darauf besinnen, als sie unter einer warmen Pelzdecke saß und wie eine große Dame durch die Straßen Berlins rollte. Zum Glück merkte sie nicht, daß ihre Kolle-

ginnen am Fenſter die Hälſe reckten und tuſchelten:

„Ne, ſo was! Das kleine, dumme Ding! Sollte das nicht richtig ſein mit der Schauſpielerin vom Parodie-Theater?“

Sie fühlte ſich recht elend, den ganzen Tag, die kleine Elſe! Sie lag regungslos, mit geſchloſſenen Augen, und ihr Köpfchen brannte — und brannte.

Herr Hoffer geriet darüber in eine dichteriſche Verzweiflung: er ſah ſich ſchon im Geiſte als trauernder Vater am Sarge ſeiner einzigen Tochter, die ſchön und bleich, unter Blumen gebettet, auf einem prächtigen Katafalk thronte — während die ganze Nachbarſchaft gaffte und über den Schmerz des großen Hoffer weinte — — —

Gegen Abend wurde es beſſer. Elſe trank eine Taſſe Thee im Bette und ſchaute wehmütig zu, wie ihre Mutter ſo emſig an den Ledermappen pinſelte.

„Weißt du,“ ſagte ſie plötzlich, „es war mein Prinzipal, Herr Kartſchin, der mich geſtern Abend nach Hauſe brachte. Denke nur, Mutter, er hat mich heute fortgeſchickt in ſeinem eigenen Wagen. Ich ſoll nicht eher wieder kommen, bis ich ganz geſund bin.“

Die brave Frau äußerte ihre Verwunderung und — Betrübnis: hoffentlich würde Herr Kartſchin ihr nicht die fehlenden Tage von ihrer Gage abziehen!

Das that er freilich nicht, aber Elſe war was anderes in die Krone gefahren. Sie warf das Geld auf den Tiſch und rief empört: „Da! Wenn es ſo fortgeht, dann hat die Herrlichkeit nächſtens ein Ende.“

Was denn wieder los wäre?

„Der Lümmel von Sekretär!“ ereiferte ſich das junge Mädchen. Als er ihr ausgezahlt hätte, in Gegenwart der andern Gehilfinnen, hätte er mit einer niederträchtigen Miene gegrinſt: „Fräulein Hoffer können auf Zulage rechnen — vielleicht — hm! auf eine große Zukunft.“

Vater Hoffer rieb ſich vergnügt die Hände:

„Du Gans! Merkſt du nicht, daß es der reine Neid iſt, wenn der dumme Geſelle dich utzt? Wer weiß — du machſt am Ende noch dein Glück bei dieſem Herrn Kartſchin.“

„Vater!“ rief Elſe in hellem Zorn. „Du willſt doch wohl, daß ich ein rechtſchaffenes Mädchen bleibe?“

Na, gewiß! Er, ein deutſcher Schriftſteller, wollte es niemand raten, das anzuzweifeln. Hätte er nicht die edelſten Geſinnungen, und wäre ſeine Gattin, die Mutter dieſer kleinen Gans, nicht eine edle Frau? Auch Herr Kartſchin ſchiene ein edler Menſch zu ſein, der es verdiente, daß man ihn zu den Sonnabend-Thees zuzöge. Er würde ihm nächſtens ſeine Aufwartung machen.

Darüber geriet Elſe vollends außer ſich: wenn er das thäte, ſo brächte nachher keine Macht der Erde ſie je wieder in das Atelier . . .

Herr Kartſchin kam jetzt häufiger in ſein Geſchäft. Elſe ſah ihn faſt jedesmal, wenn auch nur im Vorbeigehen. Er redete ſie nicht wieder an. Trotzdem klopfte ihr heftig das Herz, und ihr wurde heiß unter ſeinem Blick, auch wenn er ſie ganz von weitem traf. Sie mußte dann immer an die Schauſpielerin denken, und es wurde ihr traurig zu Sinne, als ob es was recht Schlimmes wäre, daß er in die verliebt ſein ſollte.

Einmal kam er in das Atelier und muſterte die Arbeiten der Malerinnen. Als er an Elſes Tiſch trat, ſchielten die beiden Fräulein neugierig herüber, ſo daß Elſe vor Ärger errötete. Herr Kartſchin nahm eine große Photographie auf, die Elſe eben aus der Hand gelegt, und betrachtete ſie aufmerkſam.

„Sehen Sie, Fräulein Hoffer,“ ſagte er plötzlich, „hier, auf der linken Wange iſt ein kleiner Fleck!“

Elſe beugte ſich vor, ſehr beſchämt, daß er etwas zu tadeln gefunden hatte. Er bezeichnete ihr die Stelle mit dem Finger; ſie faßte nach dem Bilde — da berührten ſich ihre Hände. Elſe prallte zurück, als wäre etwas Unerhörtes geſchehen. Er ließ ſeine Hand ruhig auf dem Bilde liegen; aber ſie zuckte ein wenig, und als er die Verwirrung des armen Kindes bemerkte, lächelte er unter ſeinem vollen Bart.

Gleich darauf grüßte er höflich und ging hinaus.

Am Ende des Monats kündete der Sekretär den drei Gehilfinnen an, daß der Prinzipal jeder von ihnen eine Zulage von zehn Mark vierteljährlich bewilligt hätte.

„Sie werden ſich wohl bei Fräulein Hoffer zu bedanken haben, meine Damen!“ fügte er zweideutig hinzu.

„Sie ſind ein unverſchämter Menſch!“ rief Elſe und lief voll Zorn nach Hauſe.

Hier gab es Zank zwischen den Eltern. Frau Hoffer, die einer Augenentzündung halber des Abends nicht mehr an den Mappen arbeiten konnte, hatte sich schüchtern erkundigt, ob das Drama im Kopfe ihres Mannes ihm nicht 'mal ein kleines Feuilleton gestatten würde? Nächste Woche müßte die Miete bezahlt werden, und Else hätte Geld nötig für einen neuen Winteranzug. Nun wetterte Herr Hoffer über die „gemeinen Sorgen" des Lebens, mit denen man ihn um seine genialsten Gedanken brächte: das käme davon, wenn man sich eine Familie gründete! Ein Dichter sollte frei leben, wie der Vogel in der Luft. Ach, hätte er doch nie geheiratet! — — —

„Wer würde dich dann versorgt haben, Vater!" sagte Else, die den Lärm eine Weile ruhig angehört hatte.

Das machte ihn erst betroffen, dann gerührt. Er umarmte Frau und Tochter und nannte sie seine Schutzengel. Den nächsten Tag stöberte er in der königlichen Bibliothek ein Feuilleton zusammen, über Charlotte von Kalb und ihre unglücklichen Herzensgeschichten — ein zwar nicht mehr neuer, aber gangbarer Artikel. Von dem Honorar dafür trank er eine Flasche Rheinwein extra und aß im Vorbeigehen ein Dutzend Austern — alles in dem Bewußtsein, sich wieder 'mal für seine Familie geopfert zu haben.

Nachher gab er sich von neuem seinem dramatischen Konflikt hin und machte wochenlang keine profane Zeile mehr druckreif. Inzwischen rückte ein großes Familienfest heran: sein Geburtstag! Die Hoffers überlegten eine würdige Feier mit einem Festessen von etwa zwölf Gedecken. Vater Hoffer befand sich in einer freudigen Aufregung, Mutter in großer Sorge um das nötige Geld. Was sie von ihren Mappen und Elses letzten Wirtschaftsbeiträgen erspart hatte, reichte kaum hin zu dem üblichen Geburtstagstisch mit Blumen, Näschereien und buntem Krimskram. Else hatte ein Dutzend Taschentücher und ein halbes Dutzend Oberhemden auf ihre Rechnung genommen, die sie und das Brüderchen schenken wollten. Gegen das „Festessen" lehnte sie sich entschieden auf. Den Tag vorher sagte die Mutter mit Thränen in den Augen:

„Ach Elschen, der Vater würde bitter enttäuscht sein, wenn wir dieses Jahr nicht ein paar von seinen Freunden laden könnten. Er ist es ja eigentlich seiner Stellung schuldig. Was hat der arme Mann viel von seinem Leben: er quält sich für seine Familie — — —"

„Du vielmehr, Mutter!" fiel Else ihr bitter ins Wort.

„O das ist nichts! Wenn Vater ein freundliches Gesicht macht, bin ich ja zufrieden. — — — Sag' Elschen — könntest du Herrn Kartschin nicht um Vorschuß bitten? — — nur dies eine Mal" — —

Else wurde ganz bleich, so lehnte sie sich gegen diese Zumutung auf:

„Ich kann nicht, Mutter! wahrhaftig nicht! Ihn anbetteln — — es brächte mich um vor Scham."

Die Frau seufzte. Nicht! Nun, dann müßte sie eben die Nacht durcharbeiten; vielleicht brächte sie ein paar Dutzend Mappen fertig.

Sie saßen auch wirklich und malten bunte Blumen auf die Lederwaren, als alles schon im Hause schlief und Herr Hoffer in seinem Bett sanft schnarchte.

Gegen Mitternacht fielen der armen Frau mit Macht die Augen zu.

„Leg' dich auf das Sofa, Mutter!" sagte Else, gleichfalls bleich und müde. „Ich wecke dich, wenn du ein halbes Stündchen geruht hast."

„Ja — aber keine Minute länger!" Fröstelnd sank die Frau auf das abgenutzte Kanapee, und Else deckte sie zu mit ihrem eigenen, warmen Wintermantel.

Aber sie hütete sich die Mutter zu wecken, obgleich eine Stunde nach der andern verrann. Sie arbeitete in fliegender Hast — für zwei, bis ihr Gesichtchen glühte und sie nichts mehr von Müdigkeit verspürte.

Es war eine große, schöne Stille, die der Nacht! Sie hüllte das fleißige Mädchen ein, wie ein weiter, weicher Mantel, in dem es sich träumen ließ von einem geheimen Glück, das sich im Lichte des Tages keusch verbarg — wie das warme, zitternde Sehnen, so süß und peinvoll, in dem jungen Mädchenherzen . . .

Als die Mutter erwachte, war es heller Morgen. Else, fertig zum Ausgehen, trug eben den Kaffee auf.

„Muttchen," sagte sie fröhlich, „daß du die paar Stunden geschlafen hast, ist mehr wert, als ob wir zwanzig Mark bar hier auf dem Tische hätten. Mit den Mappen

bin ich allein fertig geworden. Hoffentlich bekommst du gleich dein Geld dafür ausgezahlt."

Das bekam sie aber nicht, die arme Frau! Es war gegen die Geschäftsordnung. Sonnabend wurde ausgezahlt — keinen Tag eher. Weinend vor Enttäuschung kam Frau Hoffer unverrichteter Sache heim. Ihr Mann, in gehobener Geburtstagsstimmung, öffnete ihr selbst die Thür.

Als er ihr Gesicht sah, flog seine gute Laune in alle Winde. Er begann ihr Vorwürfe zu machen, daß sie die Sache wieder 'mal dumm verfahren hätte. Die Frau entschuldigte sich; er wurde böse, und eine häusliche Scene brach los.

„Nanu!" rief Paulchen dazwischen, der mit seinen schmutzigen Fingern die Fensterscheiben vollschmierte, anstatt seine Schularbeiten zu machen. „Else kommt ja schon nach Haus. Was will die so früh."

In Frau Hoffers Seele flackerte ein Hoffnungsflämmchen auf: Geld — —!

Nein — Thränen, Zorn, Verzweiflung!

Else warf sich schluchzend auf einen Stuhl.

Sie ginge nicht mehr in das Atelier. Sie hätte gekündigt.

„Du bist wohl verrückt!" rief der überraschte Vater.

„Ich bin ein rechtschaffenes Mädchen und brauche mich von niemand beleidigen zu lassen!" versetzte Else energisch und trocknete ihre Thränen. „Sie haben mir fast ins Gesicht gesagt — heut, im Geschäft — der Prinzipal — — — Oh! oh! Ob er mir auch eine Equipage schenken würde?"

Sie stampfte vor Zorn mit den Füßchen, und ihre sanften Augen funkelten wild. Aber tief in ihrem Herzen, da that es fürchterlich weh. — Weil sie an die Schauspielerin dachte? An die Equipage? Ach nein — an eine freundliche Stimme und an die Berührung von einer großen, zärtlichen Hand!

Herr Hoffer kehrte jetzt den Ehrenmann heraus: das also wagte man *seiner* Tochter zu bieten? Er würde 'mal gleich eine schriftliche Beschwerde an Herrn Kartschin verfassen und seiner Tochter glänzende Genugthuung verschaffen. Eine Hoffer sollte niemand ungestraft beleidigen!

Da faßte Else ihn beim Arm und schaute ihn an mit einem Blick so voll stummer Tragik, daß ihn eine Gänsehaut überlief.

„Vater," sagte sie unheimlich ruhig, „wenn du ein einziges Wort von diesem Skandal an Herrn Kartschin schreibst, dann springe ich in den Kanal: verlaß dich drauf!"

Nun fegte ein Sturm durch die Stube in Gestalt des Herrn Hoffer, daß die Schöße des schäbigen Schlafrocks sich blähten und der Staub in den Ecken aufwirbelte. Else, schnell gefaßt, nahm den Wedel von dem Nagel hinter der Thür und fing an abzustäuben und aufzuräumen, in der haarsträubenden Unordnung des Wohnzimmers — der Familienrumpelkammer! Auf der Wäsche im Korbe, seit Wochen zum Ausbessern aufgespeichert, kroch eine dicke Wanze. Else schüttelte sich vor Ekel, als sie das widerige Insekt auf die Erde warf und zertrat; würde sie je im stande sein, dieser Lumpenwirtschaft ein Ende zu machen durch ihre ehrliche Arbeit, oder würde sie lernen sich wohl darin zu fühlen, wie Vater und Mutter? Eine grenzenlose Entmutigung trieb ihr von neuem Thränen in die Augen: sie hatte das Gefühl, als müßte sie dieser häuslichen und bürgerlichen Verkommenheit rettungslos zum Opfer fallen, wenn nicht ein Wunder geschähe.

„Da meldet es sich!" schrie ihr gequältes, junges Herz auf.

Es war aber nur die Thürglocke, die ihm den wahnsinnigen Jubelruf entlockte. Doch dann — — die Stimme draußen — Die Erregung der Eltern!

„Führe den Herrn in mein Arbeitszimmer, Guste!" rief Herr Hoffer dem Dienstmädchen zu, während er in seinen schwarzen Rock fuhr und in der Hast die ausgetretenen Filzschuhe an seinen Füßen vergaß.

Ein paar atemlose, tödlich selige Minuten — — —

„Else!" rief Herr Hoffer großartig in die Wohnstube: „Komm 'mal gleich herein. Herr Kartschin wünscht deine Rechtfertigung zu hören."

Sie warf das Köpfchen trotzig in den Nacken: der tolle Traum von einem Wunder war verflogen, während sie ihre Hände wusch in dem Scherben von einem Waschbecken. Was brauchte ein Mädchen von Ehre sich klein zu fühlen vor einem Manne, der eine Schauspielerin — — —

So trat sie über die Schwelle, bleich und finster, den Blick feindselig auf den gefürchteten Prinzipal gerichtet.

„Sie laſſen mich wohl bei dieſer Auseinanderſetzung allein mit Ihrer Tochter, Herr Hoffer?“

Mit dem größten Vergnügen! Herr Kartſchin möchte der Ausreißerin nur den Standpunkt klar machen. Zu Hauſe wäre ihr Eigenſinn nicht zu brechen.

Dicht hinter der Thür blieb Herr Hoffer indes ſtehen und lugte neugierig durch das Schlüſſelloch: Unrecht thun ſollte man ſeinem Kinde aber nicht. Er wachte und paßte auf!

In dem „Arbeitszimmer“ — wo am wenigſten im ganzen Hauſe gearbeitet wurde — ſpielte ſich eine merkwürdige Scene ab, faſt wie auf der Bühne.

Herr Kartſchin ergriff ohne weiteres die Hände der kleinen Elſe und redete eine gute Weile eifrig auf ſie ein. Schlimm mußte das nicht ſein, denn Elſe widerſprach nicht. Sie hatte doch ſonſt das Mündchen ſtets bereit! Aber nun weinte ſie ja — — nein, ſie lächelte und wurde rot wie ein gekochter Krebs. Sollten ſie ſich ſchon vertragen haben — was? Herr Hoffer riß den Mund auf vor dem Schlüſſelloch. Dieſer Kartſchin faßte ſeine Elſe beim Köpfchen und küßte ſie und küßte ſo lange, bis das Mädchen ſtill an ſeiner Bruſt liegen blieb. Nun war es aber genug. Wehe, wenn der Kartſchin leichtfertige Abſichten hatte!

Mit einem effektvollen Ruck ſtieß Herr Hoffer die Thüre auf: „Mein Herr! — —“ deklamierte er.

Aber Herr Kartſchin lachte, und ſeine Elſe im Arm blieb er ruhig ſtehen in dem weißen Tageslicht des Winters, das breit und flimmernd durch die unſaubern Fenſterſcheiben ſtrömte: es war ein ſchönes Paar — wahrhaftig! Und aus ſah es, als ob der ſtattliche Mann das zarte junge Ding eigens an ſein Herz genommen hätte, um es ſein Leben lang zu hegen und zu pflegen.

„Papa Hoffer! Dieſe ſüße, kleine, eigenſinnige Elſe will meine Frau werden, damit der Klatſch, welcher behauptet, ich wäre ſterblich verliebt in ſie, wieder 'mal recht behält. Sie haben hoffentlich nichts dagegen?“

Behüte! Er gab ſogar ſeinen väterlichen Segen, in dem guten ſchwarzen Gelegenheitsrock und den plundrigen Filzſchlurren. Frau Hoffer weinte vor Freude, und Elſe, im Arme ihres Prinzipals fürs Leben, dachte in einem fort: „Es geſchehen doch noch Wunder — ſo ſchöne, große — die das Herz allein faſſen kann.“

Sängerliebe.

(Abdruck verboten.)

Vordem war ich ein armer Kauz.
Mein Saitenſpiel am Bande
Sang ich manch Lied um kargen Lohn
Und fuhr von Land zu Lande.

Ich zog thalauf, ich zog thalab,
Das Glück zog ſtets daneben
Und wollte mir von ſeinem Schatz
Nicht einen Heller geben.

Die Wolken hingen grau und ſchwer,
Das Leben voller Sorgen,
Da brach mit deinem ſüßen Kuß
Mir an ein heitrer Morgen.

Heiſa! Jetzt bin ich froh und reich,
Iſt auch der Seckel dünne,
Viel mehr als Gold und Edelſtein
Beſcherte mir Frau Minne.

W. Graf Bülow v. Dennewitz.

Herbststimmung. Nach dem Gemälde von F. Simm.
(Photographieverlag der Photographischen Union in München.)

Das Haus zum kleinen Gabelbach.

Die Gemeinde Gabelbach.

Von

A. Trinius.

(Abdruck verboten.)

Der Aussichtsturm auf dem Kickelhahn.

Wer nicht als Thüringer oder Litteraturkundiger diese ganz eigenartige und wunderliche Gemeinde kennen gelernt hat, der mag immerhin Nachschlagebücher und Atlanten zu Hilfe ziehen: sie geben keine Antwort, das Rätsel bleibt ihm ungelöst. Keine Landkarte zeigt ihm den Sitz dieser Gemeinde, kein Lexikon noch Staatshandbuch weiß etwas von ihrer Geschichte, ihrer Verfassung zu erzählen. Und doch genießt die Gemeinde Gabelbach heute schon Ruhm in deutschen Landen, um den manch anderes Gemeinwesen sie beneiden mag. Des Landesherrn gnädige Huld und freundlichstes Interesse sind ihr bis heute dauernd treu geblieben, in Wort und That,

Das Goethehaus auf dem Kickelhahn.

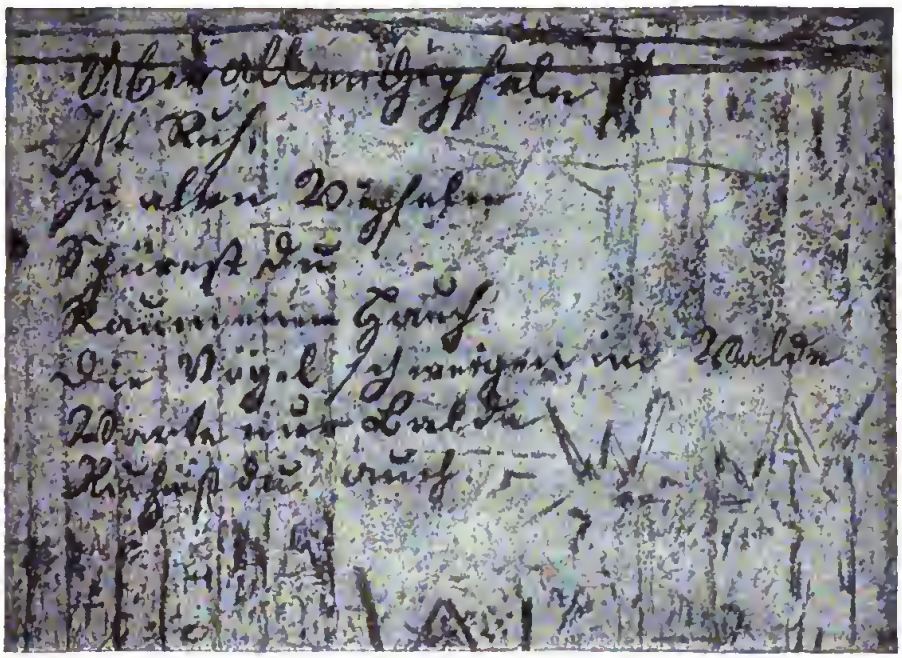
durch anteilvolle Schreiben und Ehrengaben, welche einen hervorragenden Schmuck des Sitzungszimmers bilden. Im Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach bildet die Gemeinde Gabelbach die höchste (2332 Fuß) und die jüngste, doch nicht die geringste, obschon sie nur etwas mehr denn dreißig „Ortsnachbarn" zählt. Sie genießt ein uralt kaiserliches Recht, den St. Taunenorden zu verleihen. In ungezählten Liedern und Bildern ist die Gemeinde Gabelbach gefeiert worden; in Gelegenheitsstücken erklang ihr Ruhm, O. F. Gensichen brachte sie in seinem Lustspiele „Frau Aspasia" auf die weltbedeutenden Bretter, und ihr erster „Gemeindepoet," der ihr mit seinem Herzen zugleich manch köstlich Lied und Bild schenkte, der selbst wiederholt in ihrer Mitte die Kanne Bier fröhlich schwenkte, war ein Liebling des deutschen Volkes: Viktor von Scheffel. Über dem schlichten Bretterhäuslein, das allsonnabendlich die Ortsnachbarn der Gemeinde in dem sinnig geschmückten „Festsaale" vereint sieht, da ragen stolze, dunkle Bergtannen auf. Durch ihre Wipfel geht ein ernstes, tiefes Rauschen, wenn der Abendwind durch sie hinstreicht. Wer um diese Stunde noch etwas höher steigt, wo von dem die Bergkuppe krönenden Steinturm das Auge über ein unermeßliches grünes Wäldermeer schweift, zu frommduftverklärten Höhen, den faßt es, wenn die Sonne tiefer und tiefer sinkt, mit heiligen Schauern ans Gemüt. Der Zauber deutscher Poesie rührt ihn an und ein stilles Gedenken an den, der mit seinem Wesen, seinen Liedern uns hier jeden Fußbreit teuer gemacht hat: Goethe.

Auf klassischer Stätte hat sich die Gemeinde Gabelbach gegründet, als sie unter der Kuppe des Kickelhahn ihr poetisches Heim aufschlug. Ilmenau, Gabelbach und Kickelhahn sind innig mit dem Namen Goethe verknüpft. Noch als Greis zog es Goethe gar oftmals hierher, wo die tollsten Jugendstreiche im Verein mit dem jugendlichen Herzog und dem übermütigen Hofe einst verübt worden waren, wohin der Dichter späterhin gar einsam flüchtete, als sein Fühlen und Denken nur noch der Frau von Stein gehörte.

Damals stand auf der noch unbewachsenen Kuppe des Kickelhahns ein turmartiger, zweistöckiger Bretterbau, in dem Goethe gar manchmal mit seinem Diener Seidel gehaust hat. 1870 ist dasselbe durch Fahrlässigkeit abgebrannt und vier Jahre später durch eine getreue Nachahmung ersetzt worden. In diesem Häuschen dichtete Goethe, wenn es ihn nicht zum Malen, Ausschauen und

Genießen zu den nachbarlichen Felsgruppen des Hermannssteines zog. Von hier oben flogen all die herzigen Briefe an die geliebte Frau, seine Liebe zu ihr, aber auch die tiefe Wirkung der ihn umgebenden Natur wiederspiegelnd. So ein Brief vom 6. September 1780, welcher schließt: „Es ist ein ganz reiner Himmel, und ich gehe, des Sonnenunterganges mich zu freuen. Die Aussicht ist groß aber einfach. — Die Sonne ist unter. Es ist eben die Gegend, von der ich Ihnen die aufsteigenden Nebel zeichnete. Jetzt ist sie so rein und ruhig und uninteressant, als eine große schöne Seele, wenn sie sich am wohlsten befindet. sein Lied wieder an. Thränen flossen ihm über die Wangen, während die Lippen leise flüsterten: „Ja, warte nur, balde ruhest du auch!“ Und des heimgegangenen Freundes gedenkend, füge er denn hinzu: „Ach, wenn das doch unser guter Großherzog noch einmal hätte mitgenießen können!“ —

Seit jenen Tagen ward der Kickelhahn eine Wallfahrtsstätte, nicht nur für das deutsche Volk allein. Einen neuen Reiz hat der Berg nun seit zwei Jahrzehnten durch das sehenswerte Heim der Gemeinde Gabelbach empfangen. Zu der Originalität dieses einzigen Gemeindewesens gesellen sich noch die Erinnerungen an die klassische



Goethes Inschrift auf dem Kickelhahn-Haus.

Wenn nicht noch hie und da einige Vapeurs von den Meilern aufstiegen, wäre die ganze Scene unbeweglich.“ — Drei Jahre später, am 7. September 1783, dichtete der große Heide Goethe an derselben Stelle sein wunderbares Nachtlied: „Über allen Wipfeln ist Ruh!“ Er schrieb dasselbe mit Bleistift an die Holzwand seiner Stube und überzog gelegentlich eines späteren Besuches die verblaßten Schriftzüge aufs neue, zur Bestätigung darunter setzend: „Ren. 29. Aug. 1813.“ Als er am Vorabend seines letzten Geburtstages, 27. August 1831, noch einmal droben stand und tief bewegt in den verglühenden Abend schaute, sah er auch Dichterperiode und an Scheffel, welche hier in Wort und Bild einen so warmen Ausdruck gefunden haben. Besonders charakteristisch für die Gemeinde Gabelbach ist der Scheffel-Kultus, dem sie huldigt. Denn Scheffels Studiengenosse und Herzensfreund bis zuletzt war der „Gemeindevorsitzende“ Justizrat Schwanitz zu Ilmenau, der in weiteren Kreisen durch seine Veröffentlichungen über Scheffel, sowie durch seine rastlose Thätigkeit als Führer der genossenschaftlichen Bewegungen in Deutschland sich einen Namen gemacht hat. Er war es, der den Jugendfreund Scheffel der Gemeinde eines Tages persönlich zuführte, welcher dann Gabelbach

So lang hoch ob dem Thüringwald
Des Kickelhahns Thurm steht,
So lang um ihn wie Weihrauch duft
Der Tannen Harzluft weht
Blüh die Gemeinde Gabelbach!
Dies wünscht
1884. der Gemeindepoet.

Gemeindevorsitzender Justizrat Schwanitz.

erst den Charakter und die wunderliche Gestaltung lieh, und der allein als „die Seele" dieses Gemeinwesens bezeichnet werden muß, ohne welchen sicherlich noch heute dieses poetisch-feuchtfröhliche Konvivium ein stillbeschauliches, von der Welt ungekanntes Dasein führte. So aber dürfen sich heute auch Fernstehende dessen freuen, was in einer stillen thüringer Bergklause Humor, Poesie, kerndeutsches Mannentum geschaffen, des Lebens Harm und Unrecht für ein paar Stunden zu vergessen.

Allsonnabendlich, ehe die kleine Gemeinde wieder auseinander stiebt, erklingt erst noch der zum „Fest- und Bundeslied" erhobene Gesang, den ihr Scheffel am 16. Februar 1879 widmete. Der Dichter hatte das Jahr vorher droben versprochen, alljährlich wenigstens einer Gemeindesitzung beizuwohnen, oder aber sich jedesmal durch

ein Gedicht loszukaufen. Diese Gedichte bilden heute die teuersten Erinnerungen, welche die Gemeinde Gabelbach aufbewahrt. Das „Bundeslied," gesungen nach der Melodie: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten," beginnt:

Stolz ragt aus den Thüringer Tannen
Des Kickelhahns Haupt in das Land,
Von Goethe in klassischem Griechisch
„Alektryagallanax" genannt.

Vom Wald, wo das Lied er gesungen:
„Ob allen Wipfeln ist Ruh",
Da schaut eine kleine Gemeinde
Stillfriedlich den Welthändeln zu.

Und färbt die geradete Stelle
Sich abendgoldsonnig und klar,
Da sitzen sie all an der Quelle
Und bringen ein Rauchopfer dar.

Und zum Schluß heißt es:

Dem Butterbrot stets sich geselle
Belag von geräucherter Wurst,
Niemalen versiege die Quelle
Und nie der gemeindliche Durst.

Dies wünscht seinen Thüringer Freunden
Der from' Gemeindepoet,
Den zweimal im Gabelbachhause
Der Kickelhahn sanft angekräht."

Wenn man dem Schelmenhumor der Gabelbacher Glauben schenken darf, so blickt ihre Gemeinde auf eine mehr als 1000jährige Vergangenheit zurück. Daran ist aber allein die „Champagnerluft" Schuld, welche nach dem Ausspruche eines sehr bekannten, alljährlich in Ilmenau Einkehr haltenden akademischen Physikers über diesem Winkel Thüringens schwebt. Das war nämlich im Jahre 933. Kaiser Heinrich I hatte bei Jechaburg unweit Sondershausen die Hunnen gründlich auf's Haupt geschlagen, und begab sich nun, müde der Blutarbeit und der Siege, in den Thüringer Wald, dort friedvoll Rast zu halten. Über Neusitz und Untergörlitz gelangte er endlich auch zum Gabelbach. Die Champagnerluft war gerade, was der Kaiser suchte, und so schlug er hier ohne langes Schwanken seine „Sommerfrische" auf. Aus Dankbarkeit gründete er in fröhlicher Stimmung die Gemeinde Gabelbach. Seit jenen fernen Tagen hat ihm die Geschichte den Namen „der Städtegründer" beigelegt. „So ehrte schon damals", wie die Chronik der Gemeinde überzeugend sagt, „das deutsche Volk den Kaiser und — die Gemeinde Gabelbach."

Im Laufe der Jahrhunderte muß sich dann wohl das Band der Zusammengehörigkeit gelockert haben. Selbst der Name entschwand allmählich. Erst 1859 beginnt wieder etwas Licht in die Geschichte der ganz merkwürdigen Gemeinde einzudringen. Um diese Zeit hatte der Forstaufseher Kilian Mertens seine Dienstwohnung in dem schlichten Bretterhäuschen am Gabelbache — so genannt nach dem in der Nähe entspringendem Doppelbache! — genommen. Eine Anzahl Ilmenauer fanden sich bei Mertens an jedem Sonnabend Nachmittag ein und gar oft fiel dann das Scherzwort: „Die ganze Gemeinde ist wieder beisammen!" Nicht lange, so hieß dieses lustige Konvivium „die Gemeinde Gabelbach".

Jahrelang blieb es jedoch nur bei dem Namen. Erst als 1872 Oberamtsrichter Schwanitz nach Ilmenau kam und Aufnahme in der Gemeinde gefunden hatte, empfing dieselbe ihr ganz eigenartiges Gepräge voll Geist und Humor. Die Verfassung ward begründet; Beziehungen zu hochgestellten und berühmten Männern liehen der Gemeinde Ansehen und steigende Bedeutung, die freudige Anteilnahme einer Reihe Dichter machte sie in den weitesten Kreisen bekannt.

An „ordentlichen" Beamten weist die Gemeinde Gabelbach auf: den Schulzen, als welcher immer der oberste Forstbeamte fungiert, ferner den Gemeindevorsitzenden (Justizrat Schwanitz), Gemeindeschreiber, Gemeindeschatzmeister und den Gemeindediener. Letzterer ist zur Zeit ein reicher Fabrikbesitzer, der an hohen Festtagen eine unglaublich polizeiwidrige Uniform zu tragen hat. An „außerordentlichen" Beamten giebt es: den Gemeindepoeten (Rud. Baumbach), den Gemeindebaurat, Gemeindebrauer und den „Reichshistoriographen" (Prof. Stöckle in Schwetzingen).

Die Mittel zur Verwaltung des Gemeinwesens aufzubringen, ist seit Jahren eine dreifache Steuer eingeführt, die ohne Murren angenommen wurde: die Hundesteuer, die Klebsteuer (für Solche, welche über 8 Uhr hinaus im Sitzungssaale verharren) und die Steuer für häusliche freudige Ereignisse. Außerdem hat man durch Verpachtungen der hohen Jagd, der Seen und Teiche innerhalb des Gemeindegebietes versucht, die anscheinend etwas zerrütteten Finanzen wieder aufzubessern. Nach den vorliegenden gedruckten Pachtverträgen scheint jedoch die Einnahme

dem gehofften Erfolg nicht zu entsprechen, denn in der Besoldungstabelle sind die ersten drei ordentlichen Beamten mit wahrhaft betrübenden Gehältern bedacht worden.

Außer den Sonnabendsitzungen findet alljährlich im Spätherbst die Kirmse, verherrlicht durch Rehbraten und Thüringer Kartoffelklos (Hütes), Bier, Gedichte, Gesang und Tanz, und im Januar die Nachkirmse statt. Auch für die Bequemlichkeit der Gemeindemitglieder ist bereits manches Treffliche geschehen. So befindet sich der „Bahnhof" (die Veranda des Häuschens) dicht am Sitzungssaale. Von hier aus setzt sich der „Schnellzug" 1/2 8 Uhr abends in Bewegung; der „Bummelzug", welcher die „klebenden Mannen" thalwärts zu der kleinen Nachbargemeinde Ilmenau führt, ist an keine bestimmte Abfahrtszeit gebunden. Im Winter, wenn die Straße mit festem Schnee bedeckt ist, hat die Gemeinde ein Abkommen mit zwei „Aktiengesellschaften" getroffen, welche die Beförderung der Mitglieder auf zwei Gebirgsschlitten übernimmt. Auf jedem Langbrette hocken dann fünf Gabelbacher, die Gabel lenkt der kundige Führer, und in zehn Minuten saust man durch glitzernde Winterpracht unter beschneiten Tannen hinab zur Stadt.

Ist feierliche Sitzung, so schlüpft der Gemeindediener in seine bunte Uniform, der Schulze aber hängt sich die noch vom Kaiser Heinrich I herrührenden Reichskleinodien um, eine sonderbare Schulzenkette, deren Brustschild die bescheidene Inschrift trägt: „Schaut her, — ich bin's: der Schulze von Gabelbach!" Die Rechte und Pflichten des Schulzen, soweit solche im „Auszug aus den von Kaiser Heinrich I und seinen Nachfolgern auf dem Rathause zu Gabelbach errichteten Statuten (933—1891)" kundgegeben worden sind, enthalten manch verzwickten und wahrhaft verblüffenden Paragraphen.

Zu seinen Pflichten zählt, allsonnabendlich der erste — und der letzte auf dem Gabelbach zu sein. Er hat ferner für Sonnenschein und sauber gekehrte Straßen zu sorgen. Der Schulze muß ferner vor Beginn der feierlichen Sitzung beide Fahnen vor dem Hause hißen; für trockenes Feuerholz, guten Trank und solide Speis ist er ebenfalls verantwortlich. Schlechtes Bier muß er allein austrinken; die Verabfolgung von „Schnitten" hat er streng zu untersagen. Die An- und Abfahrt der Ortsnachbarn, ihre Führung, ebenso die Finanzverwaltung muß er überwachen. Ihm ist die Fürsorge der „Nationalgallerie", der Kunstschätze und Erinnerungen, der Kaisertanne, des Scheffeldenkmals, Friedrich Hofmannsplatzes und anderer seitens der Gemeinde gestifteter Anlagen anvertraut. Wer die Statuten mit ihren mehreren hundert Paragraphen über die Pflichten dieses höchsten Ortsschulzen durchblättert, wird kopfschüttelnd finden, daß seine „Rechte" eine solche Bürde von Regierungssorgen wahrlich nicht beanspruchen dürften, denn es bleibt ihm unbenommen, sofern dies nicht schon vorher geschehen, eine Ehe abzuschließen, neben seinem Schulzenamte noch in Staatsdiensten thätig zu sein, Champagnerluft steuerlos zu trinken, auch ist ihm die Nutznießung sämtlicher das Gemeindehaus umgebenden Hopfen-, Obst- und Rebengärten gestattet; Arzt und Apotheke stehen zu seiner unentgeltlichen Verfügung — solange er gesund ist, auch darf er für jede Ausstellung eines Passes oder Zeugnisses 3 Mark Gebühren erheben, nur ist das Mitglied nicht verpflichtet, solche zu zahlen.

Was die Gabelbachgemeinde nach außen hin aber vor allem so hellen Ruhm und eigenen Reiz verliehen hat, das ist ihre Ernennung von Gemeindepoeten, und daß dieselben bis heute Träger weitbekannter Namen waren. Voran Viktor Scheffel!

Mit dem Vorsitzenden der Gemeinde, Oberamtsrichter Schwanitz, verband Scheffel eine treue, vierzigjährige Freundschaft. Schwanitz Spitzname war in Heidelberg „Jeremias" gewesen. Als er von dort nach Jena ging, begleitete ihn Scheffel, und die thüringer Musensöhne tauften letzteren „Amos". Voll Humor schreibt darum Schwanitz in seinen Erinnerungen an Scheffel: „Er war der kleine, ich der große Prophet!" In Freud' und Leid haben beide Propheten zusammen gestanden. So manches Gedicht, zahlreiche kostbare Briefe befinden sich im Besitze des Gabelbacher Gemeindevorsitzenden. Von Säkkingen aus hatte Scheffel einst mit jugendlicher Begeisterung unterm 21. Juli 1851 an Schwanitz geschrieben: „Daß mir unter dem wenigen Unwandelbaren, was ich aus dem Schiffbruch der Zeit gerettet habe, auch die unverbrüchliche Liebe zu Dir geblieben

ist, dessen darfst Du Dich versichert halten. Das Epheu von Heidelberg und Jena hat unsere Herzen fest zusammengerankt und wird nicht verdorren, solang sie selber schlagen!" Und so ist es auch geblieben all die Zeit.

Als die Gemeinde Gabelbach Verfassung und festere Form erhalten hatte, begann bald ein „Notenaustausch" mit Meister Josephus", der weltscheu und zurückgezogen schon seit Jahren in Radolfszell am Bodensee saß. Auf den Glückwunsch zum 50. Geburtstag empfing 1876 die Gemeinde von dem Dichter „einen müden Jubelgruß". Da plötzlich traf Scheffel selbst am 5. April 1878 zu einer vierwöchentlichen Kur in Ilmenau ein, zugleich aber auch hier in tannenbegrenzter Einsamkeit ein Festspiel zu Ehren des 25jährigen Regierungsjubiläums des Großherzogs von Weimar zu dichten. Schon am nächsten Tage hielt der Dichter am Arme des alten Herzensfreundes feierlichen Einzug droben im Gabelbachhäuschen. Er, ein Feind aller lauten Ehren, fühlte sich durch die schlichten Huldigungen dieses Kreises tief bewegt. Man hatte ihm zu Ehren Fichtenbäume vor die Hausthür eingepflanzt; die Wand hinter seinem Sitze war bekränzt worden, ebenso der Teller, auf dem ihm das ortsübliche Gläschen Nordhäuser beim Eintritt angeboten wurde. Scheffel fühlte sich bald wohl unter den thüringer Mannen, und als man ihn zum Ehrenbürger ernannte, bat er um die Freude, fortan der „Gemeindepoet" von Gabelbach sein zu dürfen, was ihm jubelnd zugestanden wurde. Es war just in dem gesegneten Jahr der „Krache". Deshalb schrieb der Dichter in das Fremdenbuch ein:

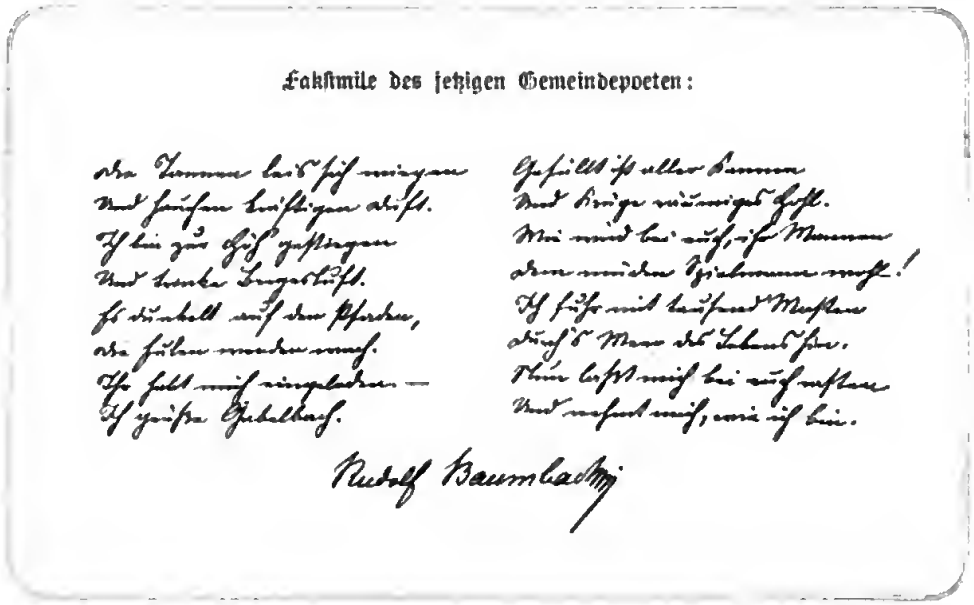
„Daß die Gemeinde Gabelbach
Waldluftfröhlich nie verkrach!

Dieß wünscht

J. V. v. Scheffel."

Am 13., 20. und 27. April ist der Dichter dann wieder auf dem Gabelbach gewesen. Am 1. Mai verließ er Ilmenau. In dem Festspiele: „Die Linde am Ettersberg," welches am 9. Juli 1878 im Hoftheater zu Weimar zur Aufführung gelangte,

Faksimile des jetzigen Gemeindepoeten:



läßt Scheffel einen Bergmann wie folgt sprechen:

„Fern im Hauch der Morgenröte
Schreitest Du durch's Maas die Bahn,
Wo Karl August einst mit Gaethe
Waidsrah schaß den Auerhahn.

Nicht mehr schürft des Bergmanns Haue
Der Sturmhaide Silbererz,
Doch die Bergstadt Ilmenaue
Birgt noch manch getreues Herz.

Auf des Kickelhahnes Gipfeln
Huldigt hach ob Dach und Fach
Unter immergrünen Wipfeln
Die Gemeinde Gabelbach."

Im Februar 1879 sandte Scheffel mit seinem Bilde das Gabelbachslied der Gemeinde, das am 8. März zum erstenmale

Auf dem Rennplatz. Nach dem Gemälde von F. W. Scholz.

Rudolf Baumbach, der jetzige Gemeindepoet.

freudig droben gesungen wurde. Fortan blieb man im regsten Verkehr. Krankheit und peinliche Familienverhältnisse verhinderten den Dichter, Thüringen wieder aufzusuchen. Dafür trafen jetzt alljährlich freundliche Gaben für die Gemeinde ein. Zur Kirmse wurde droben der „Scheffelweg“ eingeweiht. Der Dichter aber schickte zur besseren Verdauung der thüringer Waldklöße aus dem Wirtshause „Zum schwarzen Walfisch in Askalon“ zwei Proben „feinsten Baktrers“.

1882 sandte ihm die Gemeinde am Kaisertage zwei Tannenbäume, welche sein Sohn Viktor im Garten zu Karlsruhe (Stephanienstraße) einpflanzte. Im August berichtete der Dichter, daß die Bäume trefflich gediehen, und als Gegengabe sandte er zum Weihnachtsfeste ein von A. v. Werner gezeichnetes Lichtbild, das ihn als Wanderer mit Schlapphut, Ränzel, Regenschirm, die Hosen in den Stiefeln, darstellt, wie er just seinen Lieblingsberg, den Hohentwiel, hinansteigt. Die Widmung auf diesem Bilde lautet:

„Mag lauern — mag trauern
Wer will, hinter Mauern,
Ich fahr' in die Welt!

V. v. Scheffel
der kleinen Gemeinde Gabelbach
am Kickelhahn
mein Weihnachtsgruß!“

Als man ihn das nächste Jahr zu einer scherzhaften Kirchenvisitation einlud, lehnte er zwar ab, sandte aber ein Lichtbild seines Sohnes mit nachstehendem melancholisch-humoristischem Gedichte:

„Ob auch ein Tag der Prüfung naht,
Harr' aus, du kleine Gemeinde,

Die den Kickelhahn zum Freunde hat
Und keine Großmacht zum Feinde.

Wo Frohsinn weilt, flieht Leid und Weh,
Die Prüfung muß Dir glücken,
Und Reh mit Kloß und Kloß mit Reh
Den Kirchweihschmauß Dir schmücken!

Gern käm' auch ich, doch plagt mich hart
Ein Zahnweh mit Zwicken und Reißen:
Und wär' der Braten noch so zart,
Ich könnt' ihn heut nicht beißen!

In alter Herzlichkeit
der Gemeinde Gabelbach und ihren
weltlichen und geistlichen Obrigkeiten
ergebenster
Gemeinde-Poet."

Den letzten poetischen Gruß schickte Scheffel seiner Gemeinde 1884 als Dank für ein Telegramm zu seinem Geburtstage (s. Abb. S. 220). Es war seine Photographie mit der Widmung:

„So lang' hoch ob' dem Thüringer Land
Des Kickelhahnes Thurm steht,
So lang' um ihn wie Weihrauchsduft
Der Tannen Harzduft weht, —
Blüh' die Gemeinde Gabelbach
Dieß wünscht
Der Gemeindepoet."

Fand auch kein Lied mehr seinen Weg zum Kickelhahn, der Gabelbachgemeinde blieb Scheffel bis zu seinem Tode zugethan. Bereits im Anfange seines Todesjahres 1886 ordnete er an, daß in die Jubiläumsausgabe seines „Gaudeamus" auch das Gabelbachlied eingerückt werde. A. v. Werner mußte ein Bild dazu zeichnen, das Scheffel noch vor seinem Ableben sah. Dasselbe stellt das Gabelbachhaus unter Tannen halb versteckt dar, links sieht man den Hahn des Kickelhahns. Ferner erblickt man die Honorationen der Gemeinde Gabelbach: Justizrat Schwanitz, Bergmeister Mahr, Superintendent Lincke, Forstmeister Töpfer, Amtsrichter Trautvetter, Lehrer Schulz und andere. Scheffel ist selbstverständlich auch dabei.

An seinem letzten Geburtstage im Februar 1886 fehlte natürlich auch die Gemeinde Gabelbach nicht. Ihrem schwerleidenden Poeten sandte sie ein warm empfundenes Glückwunsch- und Trostgedicht.

Mit zitternder Hand schrieb Scheffel am 25. Februar aus Heidelberg noch einen letzten Gruß an den alten Freund Schwanitz. Am 9. April schloß er die Augen zum ewigen Schlafe. „Ihrem unvergeßlichen Gemeindepoeten" sandte der Gabelbach einen Lorbeerkranz. Auf Anregung der Gemeinde ist dann auch am 13. August desselben Jahres das erste Denkmal dem Dichter gesetzt worden, und zwar auf halbem Wege zwischen Ilmenau und Gabelbach.

Zwei Jahre lang blieb die Gemeinde Gabelbach ohne offiziellen Poeten. Am 7. Januar 1888 ward Dr. Friedrich Hofmann zu Leipzig, Ehrenredakteur der Gartenlaube, einstimmig dazu gewählt. „Der Alte", wie er im thüringer Lande allgemein hieß, schlug fröhlich ein. Das Bewußtsein, als Nachfolger Scheffels den verwaisten Dichterstuhl einnehmen zu dürfen, machte ihn glücklich. Mit dem Diplom, das ihm zugestellt wurde, sandte die Gemeinde auch einen stimmungsvollen Dichtergruß. Scheffel ist's darin selbst, welcher mit Geisterstimme die Gemeinde auffordert, an die Wahl eines Nachfolgers zu gehen.

„Was soll das Trauern und Klagen?
Was ist's, das so sehr Euch betrübt?
Ich weiß, und Ihr braucht's nicht zu sagen,
Wie treulich Ihr stets mich geliebt.

Doch, sind auch die Zeiten geschwunden,
Wo Euch noch ergötzte mein Lied,
Ein And'rer hat sich gefunden,
Der meine Stelle versieht.

Den „Alten", wer sollt' ihn nicht kennen,
Den Sänger im Glorienschein?
Ihn thue ich hiermit ernennen
Zum Gemeindepoet, ihn allein!" —

Hofmann war „vorläufig" auf 25 Jahre, also bis 1913, gewählt worden. Doch er sollte sich nicht allzu lange mehr der neuen Ehre erfreuen. Schon am 14. August 1888 schied er zu Ilmenau aus seinem arbeitsamen Leben. Ilmenau und der Gabelbach haben dem alten Thüringer eine hübsche, mit seinem Namen geschmückte Ruhestätte auf dem Wege zum Kickelhahn gewidmet.

Seitdem ist Rudolf Baumbach, der lustige Spielmann und fahrende Scholast, den es aus südlicher Ferne wieder heim zu den rauschenden heimatlichen Waldbergen gedrängt hat und der jetzt in dem lieblichen Meiningen sich festgenistet — zum Gemeindepoeten von Gabelbach ernannt worden. Manch heiteres Schelmenlied hat er seiner Gemeinde geschenkt, auch nahm er selbst bereits droben mitten unter ihr Platz, lustig mit den Lustigen zu sein. Von Capri sandte er der Waldgemeinde Ende April 1890 eine herzergreifende Elegie an „seine zerrissenen Stiefeln", begleitet von nachfolgenden Zeilen:

Digitized by Google

Der Sitzungssaal der Gemeinde Gabelbach. Gezeichnet von Curt Agthe.

„Bekanntlich führt der Weg nach Gabelbach über Capri. Sie sehen, daß ich unterwegs bin, um mich endlich der verehrten Gemeinde vorzustellen. Ich habe mich von einem Ausflug nach Sicilien hier bei Pagano erholt und reise nun über Rom, Mailand, Verona, nach Meiningen und Ilmenau. Einstweilen die Versicherung meiner Ergebenheit und die — nachstehenden Verse als Wandergruß."

Prächtigen Humors, frisch und kernig sind die beiden dichterischen Zeilen, welche Baumbach zur Kirmsefeier 1890 und 1892 seiner Gemeinde sandte.

Und nun wollen wir selbst von Ilmenau aus die Wanderung zur frohen Waldgemeinde antreten. Von dem anmutigen Ilmstädtchen aus führt die Hochstraße an den Erinnerungsstätten für Friedrich Hofmann und Scheffel vorüber 800 Fuß empor durch rauschender Wälder Pracht. Je höher man hinanklimmt, um so köstlicher entfaltet sich das Bild von Thal und Stadt in der Tiefe, dem einst Goethe sein unsterbliches „Ilmenau" entgegensang, das feiernd anhebt: „Anmutig Thal! Du immergrüner Hain!" Nach einer Stunde Anstieg leitet der Scheffelweg rechts von der Straße zum Häuschen des Kleinen Gabelbaches, das sich gar traulich im Rahmen dunkler Waldbäume den Blicken zeigt (siehe Anfangsvignette). Zwei hohe Stangen flankieren das „Gemeindehaus". An ihnen werden an Sitzungstagen zwei Fahnen (in den deutschen und in den Landesfarben) aufgehißt. Links vom Hause liegt der „Bahnhof", die Veranda, in der Nähe der „Schulzenstein", zur Erinnerung an den ersten Gemeindeschulzen, Forstmeister Heiße. Zur Rechten des Häuschens erhebt sich die zu Ehren Kaiser Wilhelms I 1887 gepflanzte Kaisertanne, davor die Kaiser Wilhelms-, Bismarck- und Moltketafel. Auf dem Dache des Gemeindehauses singt eine Äolsharfe. Über dem Eingang zum Hausflur lesen wir den schönen Willkommen, der lateinisch über dem Schloßportal des Teiles der Dornburg prangt, in dem Goethe so oft weilte und welcher von ihm übersetzt ward:

„Freudig trete herein und froh entferne Dich wieder,
Ziehst Du als Wand'rer vorbei, sagen die Pfade Dir Hatt."

Der um die Höhenmessungen des Thüringer Waldes hochverdiente Major A. V. Fils ließ diese Inschrift nach Erbauung des Hauses anbringen. Der Bauriß zum Kleinen Gabelbach ward vom Großherzog seiner Zeit selbst angefertigt.

Der Sitzungssaal der Gemeinde Gabelbach liegt vom Hausflur aus links. Es ist nur ein mäßig großes Stüblein, das sich für all die Bilder und Erinnerungsgaben längst als zu eng erwies, so daß man noch einen kleinen Anraum zur Unterbringung all der Schätze des „Gabelbachmuseums" zu Hilfe nehmen mußte. Gerade gegenüber der Thür, fest an der Wand, hinter deren Außenseite der „Bahnhof" sich birgt, das Sofa, der Ehrensitz des Gemeindeältesten und -vorsitzenden, Justizrat Schwanitz. Sein Amt ist es, jedem Eintretenden mit höchsteigener Hand einen Aufmunterungstrunk aus der in der Mitte der Tafel prangenden und mit feinstem Feuerwasser gefüllten, kunstvoll aus Glas gefertigten „Trompete von Säckingen" feierlich zu kredenzen.

Über dem Sofa grüßt uns das seltsame Wappen der Gemeinde. Ein Spruchband darüber trägt die Worte:

„Sub rosa tranken Römer Wein,
Wir treten gern in ihre Tapfen,
Und kann's im Wald nicht Rose sein,
So trinken wir sub Tannenzapfen."

In einer Ecke des Stübchens steht der Gemeindeschrank, welcher Rauchutensilien, das Bilderalbum, Fremdenbuch und andere Dinge birgt. Vor allem ruhen hier die vom Kaiser Heinrich I allergnädigst verliehenen Reichskleinodien. Rings an den Wänden aber, von duftigen Tannenzweigen freundlich umrahmt, zwischen Geweihen, Krügen, ausgestopften Vögeln, da hängen all die Bilder, Briefe und Schildereien, eine Sehenswürdigkeit zweifellos, da zum Teil seltene und durch persönliche Widmungen doppelt wertvolle Stücke sich darunter befinden. Auch eine Statuette des durch Scheffel besungenen trinkfröhlichen Zwerges Perkeo, des Schützers des Heidelberger Schlosses, fehlt nicht in dieser originellen Sammlung.

Die sehr zahlreichen Bilder lassen sich in verschiedene Gruppen einteilen: deutsche Kaiserfamilie, die großherzogliche Familie, die Goetheperiode, Scheffelbilder, Bismarckbilder, Ansichten aus der Umgebung der Gemeinde und des Gemeindehauses selbst, und dann noch eine bunte Menge von Darstellungen, die man unter Gabelbachiana anführen darf.

Nebenzimmer mit Schätzen des Gabelbach-Museums. Gezeichnet von Curt Agthe.

Das Weimarische Haus und die Goetheperiode weisen allein an 60 Bilder auf. Es befinden sich Stiche darunter, die sehr gesucht sind. Diese Bildergruppe im Verein mit den Scheffelbildern übt daher auch die stärkste Anziehungskraft aus. Goethe und Karl August sind in den verschiedensten Darstellungen vertreten, von der Sturmzeit übermütiger Jugend bis zum gemessenen Greisenalter, auf wilder Jagd durch Berg und Thal, wie in feierlicher Hoftracht. Aber auch die übrigen der klassischen Tafelrunde von Weimar fehlen nicht: Herzogin Amalia, Corona Schröter, Frau von Stein, Knebel und andere.

An Viktor von Scheffel erinnern zwölf Bilder, darunter auch eine Darstellung der „Seehalde" bei Radolfszell, seinem weltstillen Tuskulum. Dafür nahm auch dort ein Bild des Hauses der thüringer Waldgemeinde, gemalt von einem geschickten „Ortsnachbar", einen Ehrenplatz im Heim des Dichters ein. Auch was der Raum an Gabelbachiana birgt, besitzt manch drolliges, merkwürdiges Bild, dessen Inhalt zu deuten Uneingeweihten schwer fallen müßte. So manche Schöpfung weist auf schwere Sitzungen hin, welche die biderbe Gemeinde in moralischer Entrüstung mit der „Klebesteuer" wohlmeinend belegte.

So schaut die stille Waldklause hoch oben im grünen Thüringer Walde aus, zu der allsonnabendlich die tapferen Mannen der Gemeinde fröhlich hinanwallen. Denn nur Wolkenbrüche können und dürfen das Ausbleiben entschuldigen. Wer da noch atmet im sonnigen Lichte, dem wird es zur Mittagsstunde daheim schon so wohlig um's Gemüt. Wärmer fließt die Rede, schneller klopft das Herz. Und dann macht man sich auf. Allein, zu Paaren, in kleinen Trupps geht man empor. An dem Gemeindehause werden die beiden Flaggen aufgehißt und sie flattern nun munter in freier Bergluft, den Ankommenden schon von ferne Willkommen winkend.

Man tritt hinein, man schüttelt sich die Hände. Der Gemeindeälteste reicht jedem wohlbedacht das Schnäpslein hin. Dann rücken die Mannen an der Gemeindetafel zusammen, Rauchopfer darbringend und die frischgefüllten Krüge an die dürstenden Lippen hebend. Die Hundebesitzer werden zur Steuer herangezogen, und ist dieses Geschäft erledigt, dann giebt man sich mit Humor und innigstem Behagen dem Glück dieser lang ersehnten Stunden hin. Da geht es denn sehr ernsthaft und sehr lustig her. Welthändel und eigenes Geschick wirbeln in erregten Gesprächen durcheinander; dazwischen klingt's wie Schellengeklingel und Pritschenschlag, wenn der Humor seine Siege feiert.

Immer dichtere Rauchwolken schweben zur niederen Decke empor, immer bewegter gestaltet sich die Sitzung. Die Krüge wandern zwischen Schank- und Gemeindetisch auf und ab, während draußen hinter den Bergen die Sonne tiefer und tiefer sinkt und zwischen den leis aufrauschenden Tannen der Abend seine Schleier webt. So fliehen die Stunden! Der „Schnellzug" hat sich bereits zur Stadt hinab in Bewegung gesetzt. Aber ein gut Teil Mannen will heute aushalten. Und so wechselt Rede und Gesang, man denkt der Toten und freut sich mit den Lebenden. Draußen ist längst die Nacht aus den Thälern zu den Höhen hinangestiegen. Still ist's im Walde geworden. Ein kurzer Aufschrei eines Tieres in der Ferne — dann liegt wieder tiefes Schweigen über Bergen und Wäldern. Langsam steigt der Mond herauf. Sein fahles Licht irrt durch die schwarzragenden Stämme, und nun schaut er auch durch das Fenster auf die selige Waldgemeinde. „Noch den Allerletzten!" Die Krüge klappen aneinander. Dann geht's an's Scheiden. Der „Bummelzug" sammelt die wetterstarken Mannen, und durch Mondglanz und Wälderrauschen zieht man hinab und heim. — — —

Wer zum erstenmale da droben mit bechern durfte, dem dünkt's dann wie ein flüchtiger, holder Traum, der kam und ging. Eine so treue, herzwarme, poetisch-trinkfröhliche Gemeinde aber giebt es in deutschen Landen wohl kaum wieder, als die thüringer Waldgemeinde Gabelbach!

Verlassen. Kreidezeichnung von Toby E. Rosenthal.

Verklagt.

(Abdruck verboten.)

Jüngst vom Walde stieg zur Stadt ich nieder,
Welke Blumen tragend, frische Lieder.

Vor mir auf dem schmalen Wiesenpfädchen
Singend schritt ein blondes Gärtnermädchen,

Das im buntgesäumten Schürzentuch
Laub und Reiser für die Ziege trug.

In dem Bündel spielen Abendwinde,
Weh'n mir zu ein Blättchen Birkenrinde.

Auf der weißen, glatten Rinde steh'n
Halbverwasch'ne Lettern, kaum zu seh'n.

Eines Mannes Hand war's, die sie schrieb:
„Warum kannst du nicht, mein süßes Lieb?"

Ei, wer hat die Zeit so schlecht verträumt,
Dort im Wald das Stelldichein versäumt?

Weiter tragt den Klagebrief, ihr Winde,
Ob zur Schuldigen den Weg er finde! —

Wie ich lesend, sinnend weiter schreite,
Lächelnd tritt die blonde Maid zur Seite;

In dem Abendwind das Blättchen fliegt
Und sich an des Mädchens Busen schmiegt.

Ernst Lenbach.

Der Wurzelsepp.

Text und Bild von

R. Raudner-Schleißheim.

(Abdruck verboten.)

Es gibt in Deutschland keine zweite Stadt, in welcher sich sogenannte Originale ganz nach ihrem Belieben so frei entwickeln können, wie in München. Man könnte eine ganze Reihe von derartigen Typen aufzählen, die hier zum Gaudium von Alt und Jung dem Volksleben ein gewisses humoristisches Gepräge verleihen.

Das war schon immer in München so; da gab es den Finessen-Sepperl, den Rahmerlmann, den Musikprofessor und viele andere.

Heute tritt am prägnantesten neben originellen Zeitungsträgern und Radiweibern der Wurzelsepp hervor. Jedes Kind kennt den fidelen Alten in seiner karikierten Gebirgstracht. Sein spitzer Hut, dessen Krempe einem „Regendachel" an Durchmesser nichts nachgibt, ist weithin sichtbar und jedermann ruft lächelnd beim Anblick desselben: Ah, der Wurzelsepp!

Der alte Knabe ist immer voller harmloser Schnurren; namentlich aber hat er es auf die „Weiberleut" abgesehen, wenn sie in seine Nähe kommen. Man nimmt ihm aber auch nichts übel, denn es ist ja „der Wurzelsepp," der auch auf der „Wiesen" zum Oktoberfest mit seinem Enzian und sonstigen „Alpenkräutermagenbittertrank'le" manch Herz erfreut.

Mit Vergnügen sieht man seinen Späßen zu und lauscht den Tönen, die er einer uralten hölzernen Schwegelpfeife entlockt. Einen höchst komischen Eindruck macht es, wenn z. B. die Gendarmerie in geschlossenen Gliedern auf der Wiese bei seinem Tische vorüberzieht und wenn er sich dann aufrichtet und eine Melodie in dem Marschtempo bläst, welches die gestrengen Herren der Disziplin gerade treten.

Manchmal liegt neben ihm noch eine zweite Pfeife, die bestimmt ist, oft die größte Heiterkeit zu erzeugen. Kommt z. B. ein recht lustiger Kamerad zu ihm, um sich durch ein Gläslein Enzian den öden Magen ein wenig aufzubessern, so fordert ihn der Sepp auf, mit ihm ein Duett zu probieren und gibt ihm das Instrument in die Hand; sowie nun der andere hineinbläst, wird der-

selbe ganz schwarz im Gesicht, denn die Pfeife ist in der Regel mit Kienruß gefüllt. Infolge dieser verschiedenen heiteren Episoden, welche der alte Kumpan unermüdlich in Scene setzt, sammelt sich denn auch Alt und Jung gerne um sein primitives Buffet und er macht dabei kein schlechtes Geschäft.

Während des letzten Oktoberfestes wurde dem Wurzelsepp scherzweise sogar die Ehre zu Teil, einen Stier an der Tribüne des Prinzregenten vorbeiführen zu dürfen. Das war natürlich ein gefundenes Fressen für unsern alten Spaßvogel. Der Stier aber fühlte, daß hier der Ernst der Situation nicht gewahrt wurde, schleuderte seinen Führer zu Boden und schritt ruhig seines Weges weiter, was bei den höchsten Herrschaften ungemein viel Heiterkeit erzeugte, namentlich da außer einigen unbedeutenden Hautabschürfungen unser Wurzelsepp bei diesem Intermezzo noch einmal glücklich davongekommen war.

Vielen Besuchern der landwirtschaftlichen Ausstellung wird bei einer Wanderung durch die Stadt diese possierliche Type gewiß nicht entgangen sein.

Neues vom Büchertisch.

Von

Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

Dem Leser sehr ernsthaft kommen und ihm dann plötzlich sagen, es war ja alles nur ein Scherz, — das darf sich nur ein sehr liebenswürdiger Erzähler erlauben, einer, der viel mehr nach dadurch fesselt, wie er erzählt als durch das, was er erzählt. Balduin Groller gehört zu diesen wenigen, die es sich gestatten dürfen, den empfindlichen Leser ein bißchen an der Nase herumzuführen, denn man folgt ihm gern, auch dann, wenn er einen nicht dahin führt, wahin er zu führen versprachen hat. Man folgt ihm und glaubt beinahe sogar, daß man mit dem Ende seiner Geschichte auch ans Ziel gelangt ist, weil die Menschen, von denen er so viel Hübsches erzählte, inzwischen mancherlei erlebt haben und gerade auf einer Station angelangt sind, auf der sie sich ein wenig Ruhe gönnen dürfen. Wenn man eines seiner Bücher zu Ende gelesen hat, möchte man dem Autor die Hand schütteln und ihm vor allem sagen: „Danke schön für die angenehmen Bekanntschaften, die Sie mir vermittelt haben. Es war ein zu netter Abend." Einen solchen netten Abend verdanke ich auch einem Roman Balduin Grollers, der im Verlag des Vereins der Bücherfreunde erschienen ist, der übrigens, wie ich höre, seinen Verleger inzwischen gewechselt hat, — das heißt, das immer rein buchhändlerische Unternehmen ist in andere Hände übergegangen. Trotzdem dieser Roman den schrecklichen Titel „Töte sie!" führt! Wenn Graf Urbany sehr heißblütiger Natur wäre, wäre Gräfin Fritzi wirklich in Gefahr, getötet zu werden, denn der Graf liebt seine Gemahlin sehr, hält sehr auf Ehre und glaubt den untrüglichen Beweis ihrer Untreue in Händen zu haben. Glücklicherweise aber weiß der Leser, daß die Gräfin sich bei gesundem Verstande niemals etwas hat zu schulden kommen lassen, sondern daß sie nur im Fieberwahn einen liebeglühenden Brief, von dem ihre Seele nichts weiß, an einen Freund geschrieben hat, der niemals in den Besitz dieses Briefes gelangt ist. Da kommt dem Leser gar nicht der Gedanke, daß Balduin Groller ein so liebenswürdiges Geschöpf, wie Gräfin Fritzi ist, das Opfer einer blutigen Katastrophe und eines verzeihlichen Irrtums werden lassen könnte, und er hat auch so viel, durch keinerlei Ereignisse zu erschütterndes Vertrauen zu dem Erzähler, daß er ganz gewiß weiß, Groller wird dem ebenso liebenswürdigen Grafen Urbany nicht die Last eines Gattenmordes ohne Milderungsgründe auf die Kavaliersschultern laden. Graf Urbany ist nämlich der idealisierte Typus des österreichischen Kavaliers, so stark idealisiert, daß ihm außer seiner begreiflichen Eifersucht kaum eine Schwäche anhaftet, wie Gräfin Fritzi der idealisierte Typus nicht etwa der österreichischen Gräfin, sondern der Wiener Bühnenkünstlerin ist, gleichfalls so stark idealisiert, daß man ihr im Leben schwerlich begegnen wird. Denn Gräfin Fritzi hat vollends gar keine Schwäche, mit Ausnahme ihrer Krankheit, für die sie niemand verantwortlich machen kann. Hierin liegt vielleicht die einzige, jedenfalls die stärkste Schwäche des Romans; Groller demanstriert an einer Schuld, die garnicht vorhanden ist. — Ein zweites, gleich liebenswürdiges Buch von Balduin Groller erschien in E. Piersons Verlag, Dresden, Geschichten aus der Kinderstube, die der Verfasser unter dem Titel „Vom kleinen Rudi" zusammengefaßt hat. So klein der Held dieser Geschichten ist, — noch in dem Alter, in dem er es sich erlauben darf, auf dem Titelbild dem verehrten Leser seine Rückseite im Nachthemdchen zu zeigen, — so groß ist die Liebe und die Gründlichkeit, mit denen Balduin Groller dem Seelenleben des kleinen Mannes nachgegangen ist. Das sind Kindergeschichten, die bei aller Anmut der Form den Eindruck der absoluten Wahrheit machen.

Ein ganz eigenartiges Talent von großer Kraft zeigt Meier-Graefe in seinem Buch „Nach Norden." (Berlin, Verlag von S. Fischer.) Ich bin überzeugt, das Buch wird manchem Leser gar nicht gefallen; durchweg gefallen hat es mir auch nicht. Meinem Geschmack nach wird Meier-Graefe manchmal oder häufig sogar zu breit, und von einer Erzählung verlange ich einen Schluß, der dem Leser keine Frage mehr offen läßt. Das ist vielleicht ein altmodisches Verlangen, vielleicht aber auch ein Wunsch, der im Wesen der Kunst seine Berechtigung hat. Denn wenn die sogenannten Jüngeren auch vielfach anderer Meinung sind — der Dichter soll dem Leser nicht Rätsel aufgeben und ihn über ungelösten Fragen sich den Kopf zerbrechen lassen, sondern er selbst soll Rätsel lösen und Antworten geben. Um indessen nicht mißverstanden zu werden, — ich möchte Meier-Graefe, der soviel mir bekannt ist, mit seinem ersten größeren Werk an die Öffentlichkeit tritt, nicht in irgend eine der deutschen Dichterschulen einkatalogisieren. Von den „Jüngeren" zumal trennt ihn eins, — daß er nicht mit einem Schimpfen auf die Alten und mit einem sogenannten vielversprechendem Werkchen, sondern mit einem Werk, das sich nicht übersehen läßt, an die Öffentlichkeit tritt. Die Originalitäten Meier-Graefes sind mir dabei ganz Nebensache, — er nennt sein Buch „Nach Norden" eine „Episode," während andere es einen starkbändigen Roman nennen würden — 402 Seiten —, und er erzählt ohne Kapiteleinteilung vom An-

sang bis zum Schluß. Namen thun nichts zur Sache, und auch ein in regelrechte Kapitel eingeteilter Raman kann schlecht gegliedert, schlecht aufgebaut und schlecht kamponiert sein. Zudem ist die Bezeichnung „Episode" berechtigt; die Erzählung schildert einen Abschnitt aus einem Menschenleben und läßt alles, was varher und nachher ist, in ziemlichem Dunkel. Sie unterscheidet sich dadurch ganz wesentlich van den meisten Ramanen, die ihres Helden Wiege am Anfang nicht vergessen und ihren Helden am Schluß die nächste Generatian auf den Knieen schaukelnd zeigen. Und was Grundierung, Aufbau und Entwickelung der Handlung anbetrifft, reichen die meisten Kapitel schreibenden Autoren nicht an Meier-Graefe heran, denn er läßt nirgends eine Lücke, nicht einmal eine sa winzige, daß eine Kapitelüberschrift darin Platz hätte. Trotzdem sieht vielleicht dieser aber jener in diesen Eigentümlichkeiten Meier-Graefes mehr Originalitätshascherei als wirkliche Originalität; ein so starkes Talent könnte sich selbst den überflüssigen Luxus der ersteren gestatten. Des debütierenden Autors Stärke liegt vornehmlich in der Kunst, Menschen zu charakterisieren. Eine vam Zufall zusammengewürfelte Gesellschaft, wie sie sich in der ersten Kajüte jedes größeren Dampfers zusammenfindet. Hier hat sie das Erholungsbedürfnis zusammengeführt und der Kurs richtet sich „nach Narden," auf dem neuesten Madewege der Sommerfrischler, nach dem Nordkap. Auch in der ersten Kajüte eines Vergnügungsdampfers sind nicht alle Passagiere erster Klasse; die Mehrzahl ist Durchschnitt, und diesen Durchschnitt schildert Meier-Graefe unendlich lebenswahr, wenn auch mehr von oben herab, als er es verdient. Denn — das ist wenigstens meine unbescheidene Meinung — schließlich sind wir vam Durchschnitt doch das eigentliche Baumaterial, und die genialeren Naturen müssen nicht nur mit uns rechnen, sandern auch auf ihrer Hut sein, daß sie dem Bau nicht mehr schaden als nützen. In dieser philisterhaft saliden Umgebung, für die die Fahrt nach dem Nardkap nicht mehr bedeutet als eine verlängerte Sammerlandpartie, spielt sich ein Drama ab, van dem die meisten Mitreisenden nichts ahnen, trotzdem sie es mit erleben, — der letzte Akt in dem Leben einer genialen Frauennatur, die den Halt verloren hat und, mit sich selbst und aller Welt im Zwiespalt, einen letzten Rettungsanker auswirft, indem sie sich an einen ganz unverdarbenen Naturmenschen anrankt, an einen Mann der That, van dem sie sich einen Halt für sich selbst verspricht. Aber der Starke wird schwach unter dem Einfluß der Frau, die bereits mehr Däman als Engel ist — und da auch die letzte erhaffte Stütze sich als haltlas erweist, verliert die genial angelegte Frauennatur sich vollends selbst, sie verfällt dem Wahnsinn. Sa varzüglich die Menschen geschildert sind, so wenig scheinen mir — um mich eines Atelierausdrucks zu bedienen — die Baleurs zu stimmen. Das gilt var allem van dem jungen Dichter Raff, den Meier-Graefe die Geschichte miterleben und selbst erzählen läßt. Auf den fällt ein viel zu helles Licht, und er nimmt für sich eine Bedeutung als Mensch in Anspruch, von der er den Leser nicht überzeugt. Er ist es, der alle Mitreisenden van aben herab ansieht, die exatische Gräfin, die er sich kangenial betrachtet, ausgenammen, während er doch nur aus Kulturmüdigkeit, Nerven und häufigem guten Willen zusammengesetzt ist. Die Mischung genügt nicht, um sich mit Recht über dem Durchschnitt stehend zu fühlen. Meier-Graefe ist schließlich allerdings gerecht, — der Dichter Raff verdankt es am Schluß eigentlich nur der Teilnamlasigkeit der Gräfin, die sich nicht für ihn begeistern kann, daß er nicht in ihr Schicksal mitverstrickt wird. Zu wenig Licht dagegen fällt auf den Onkel des jungen Dichters, der schließlich ganz im Hintergrunde bleibt, — er und die alte Marquise, die Mutter der Gräfin, die wie ein Huhn, das Schwäne ausgebrütet hat, um ihre Tochter herumtrippelt, sind wenn auch nicht die interessantesten, so doch die sympathischesten Menschen der Erzählung. Der bedeutendste ist dieser Onkel ganz gewiß, denn er ist der Mann des inneren Gleichgewichts; wenn er dem Raman seines Neffen, aber vielmehr dem, was dieser für seinen Raman hält, trotzdem er lediglich die Rolle des passiven Zuschauers darin spielt, nicht die dem Neffen wünschenswert scheinende Aufmerksamkeit zuwendet, sa thut er das vielleicht nur, weil er weiß, daß jugendliche Seelenleiden um sa schneller überwunden werden, je weniger Beachtung ihnen von älteren Menschen geschenkt wird. Aber trotzdem wird der mit Muße genießende Leser seine Freude an dem Buche haben, denn wenn das Verhältnis der Figuren zueinander vielleicht auch nicht immer ganz richtig gefaßt ist, im Einzelnen betrachtet sind sie wahre Kabinettstücke der Schilderung, aus Einzelzügen zusammengesetzt, die der feinen Beabachtungsgabe Meister Fantanes würdig wären. Allerdings hat Fontane die größere Objektivität vor Meier-Graefe voraus. Der letztere ist dagegen malerischer als der Nestar der deutschen Ramanciers, an dessen Technik die seine erinnert.

Als ein Seitenstück zu Talstois „Kreutzersonate" wünscht H. K. von Heidenfeldt seine Studie „Eine Frau" — wie der Titel hinzufügt, eine Studie „nach dem Leben" — aufgefaßt zu sehen. (Leipzig, Verlag van Karl Reißner, 2. Aufl.) Ich möchte dach nur zugeben, daß der Verfasser durch die Kreutzersanate zu seinem Buche angeregt ist, und daß der Leser des Heydenfeldschen Buches schließlich ebensawenig weiß, was der Autor eigentlich will, wie der Leser der Kreutzersonate. Denn die Moral, daß zum Heiraten Vorsicht wünschenswert sei, genügt allenfalls, um einen Raman darauf zu basieren, der nichts wie gute Unterhaltung bieten will, aber sie kann doch unmöglich als neue Weisheit auf den Markt gebracht werden. H. K. van Heydenfeldt erläutert diese Maral an einem sa kraffen Beispiel, daß jedermann ausrufen möchte: „Wie kannten aber auch nur diese heterogenen Menschen die Dummheit machen, sich zu heiraten." Mit solchen Gegensätzen ist es dann allerdings leicht zu beweisen, aber unmöglich zu überzeugen. Zudem läßt der Verfasser seine These schließlich ganz fallen; nachdem er zuerst den Beweis ge-

führt hat, führt er gleich darauf den Gegenbeweis. Sein Ehepaar, das in keiner Weise zu einander paßt und für das der Beweggrund zur Ehe nicht einmal beiderseitige Liebe gewesen ist, ringt sich in ehrlichem und gewissenhaftem Wollen schließlich doch einen erträglichen Zustand ab. Daß gegenseitige Hachachtung und Freundschaft noch nicht das Ideal einer Ehe abgeben, mag schan sein. Aber zu den unglücklichen Ehen gehört eine solche Ehe noch lange nicht, und gewiß nicht zu denen, an denen man die Ehelasigkeit als Ideal demonstrieren kann. So jung ist ja heute kaum noch irgend ein Mensch, daß er den Ehehafen als Hafen reinen Glückes ansieht.

In demselben Verlage erschien ein neuer Raman van Ernst Remin: „Was die Gräfin sann." Remin führt uns um fast fünfhundert Jahre zurück, in eine Zeit, in der ein kleiner deutscher Dynast, wenn er etwas in sich fühlte, nach mit Aussicht auf Erfolg nach Königskranen streben durfte, in der der Ehrgeiz des Mannes sich die höchsten Ziele stecken konnte. Graf Hans van Schauenburg ist ein ganzer Mann, was die Stärke des Arms und die Ehrlichkeit der Gesinnung anbetrifft. Um sich seine Ziele hoch zu stecken, dazu fehlt ihm der Ehrgeiz. Von dem ist seine Gattin, Gräfin Estella, um so heftiger besessen. Mit allen Mitteln sucht sie ihn dem Söldnerleben, das er in fremdem Dienst führt, zu entreißen und ihm eigene Wege zu bahnen, und da ihre Lockungen an seiner Ehrlichkeit abprallen, zwingt sie ihn mit List und Gewalt gegen seinen Willen, in den Vordergrund zu treten. Steht er einmal dort, sa wird er sich auch behaupten, und um sa sicherer, je mehr Feinde gegen ihn aufstehen und ihn zum Kampf zwingen, denkt Gräfin Estella. Die ehrgeizige Frau irrt sich nicht; ihr Gatte wächst mit der Größe der Aufgabe, die er sich gestellt sieht. Aber in einem hat sie sich verrechnet. Die äußeren Feinde überwindet Graf Hans, so viele ihrer auch werden, aber mit sich selbst, mit dem eigenen Gewissen, wird er nicht fertig. Die Schuld, die er auf sich geladen, drückt ihn nieder, und er fühlt sich nicht dadurch entlastet, daß es die Ränke seines Weibes waren, die ihn in diese Schuld verstrickten. Diese Schuld verleidet ihm sein Leben und trennt ihn für immer von der ehrgeizigen Gattin, — den Tad suchend tritt er in die Reihen der Schwyzer Bauern, die gegen den Dauphin einen Kampf fechten, aus dem es für sie kein Entrinnen mehr gibt. Was die Gräfin sann, diktierte ihr die Liebe zu ihrem Gatten und der eigene Ehrgeiz; ihre Pläne gelingen, aber sie führen doch nicht ans Ziel. Remins Roman gehört zu den besten historischen Erzählungen, die wir in der deutschen Literatur, die an salchen ja nicht arm ist, aufzuweisen haben. Ich möchte mir auch nicht anmaßen, den Verfasser irgendwie zu korrigieren; er verfügt sicher über ein ganz Teil mehr historische Kenntnisse als ich. Daß aber jemals in rein deutschen Landen das jus primae noctis von Herren und Hörigen als ein selbstverständliches gesetzliches Recht betrachtet warden sei, möchte ich nicht eher glauben, als bis ich quellenmäßig überwiesen werde. Daß die einen es sich genammen, die anderen es zugestanden haben, bezweifele ich gar nicht, denn das kommt heute noch in rein deutschen Landen var, trotzdem es in jenem Sinne weder Herren noch Hörige mehr gibt, sondern nur gleichberechtigte Menschen. Übrigens — zur Beruhigung der Leser — ist dieser kitzliche Punkt in vollkommen unanstößiger Farm berührt, was bei einem Autor aon der varnehmen und ernsten Gesinnung Remins selbstverständlich ist.

Den typischen Schablanenroman lieferte Marie Bernhard unter dem Titel: „In Treue fest." (E. Pierions Verlag, Dresden). Das setzt gleich wunderschön ein mit einem Gewittersturm und einem prachtvollen Maler, der ohne Regenschirm umherirrt, über eine Baumwurzel stalpert und sich den Fuß verstaucht. Sein Glücksstern läßt ihn sich dis an eine wenig versprechende Waldhütte schleppen. Aber als er durch das Fenster in das hellerleuchtete Zimmer blickt, sieht er — selbstverständliches Wunder — eine entzückende Dame in einem Negligé, das zum mindesten van Gersan, vielleicht sagar direkt aus Paris bezogen ist. Er klopft. Sie hat einen Bernhardiner bei sich, der den Kapf hebt, und eine Pistole auf dem Tischchen neben sich, deren Hahn sie zum Willkammen knacken läßt. Sa bereit, ihr Leben teuer zu verkaufen, öffnet sie. Natürlich kommt er sobald nicht wieder fart. Sie lieben sich, verloben sich, trotzdem er nur ein großer Künstler und vollkommener Weltmann, sie — man denke sich den Standesunterschied — eine wahrhaftige gräfliche Wittwe ist, die eben erst einen Baron ganz und einen Fürsten — einen russischen, rrrrreichen, natürlich — beinahe hätte heiraten können. Daß das nicht gut werden kann, liegt auf der Hand. Sobald das Paar sich als Verlabte empfiehlt und in die schnöde Welt zurückkehrt, was die beiden gewissenhaft thun, sobald sie sich verlabt haben, beginnt der ungeheure Kanflikt. Er soll Porträts malen, verlangt seine Braut, selbstverständlich nur noch Porträts aus der großen Welt. Er aber weigert sich, denn er meint, ein Porträt zu malen sei keine künstlerische Aufgabe. Die Gräfin kammt nicht auf die Idee, seinen Widerstand mit dem Hinweise zu entkräften, daß einige der größesten Maler aller Zeiten in erster Linie Porträtmaler gewesen sind. Ihr Gefühl erkaltet und sie heiratet den russischen Fürsten, der, sobald er gebraucht wird, noch viel rrrrreicher auf der Bildfläche erscheint, als er vordem gewesen ist. Und so bethätigt auch diese Gräfin einmal wieder die Devise: „In Treue fest," die sie doch als ihres Hauses Wahlspruch auf ein Medaillon gravieren ließ und ihrem Bräutigam an der Uhrkette zu tragen gab. Es ist wahrhaft schändlich, sa schändlich, daß kein Leser mit diesem Roman zufrieden sein würde, wenn die Geschichte nicht nach ein Gegenstück hätte. Der Maler hat nämlich noch einen Bruder, der Bildhauer lernt, einen jungen ungehobelten Menschen, dessen Mangel an Takt und Bescheidenheit mit einigem guten Willen für jugendliche Frische genommen werden kann. Die Gräfin hat eine entfernte Verwandte, sehr

lieblich und sehr orm, die im Hause ihrer Schwester bis zu ihrer unausbleiblichen Verheiratung sich als gutbehandelte Banne nützlich macht. Zwischen diesen beiden gähnt keine Kluft, diese beiden lieben sich, sadald sie sich sehen, verladen sich, sobald sie Gelegenheit haben, ein paar Warte allein miteinander zu reden und heiraten sich, sobald der Bildhauer „ausgelernt" hat. Der Maler tröstet sich natürlich mit der Kunst, die Gräfin aber, pardon, die Fürstin, denn der Fürst heiratet sie ja, — na der Fürstin geht es natürlich, wie es solche Frauen verdienen. Wir sehen sie noch einmol am Schluß des Romans, auf der Durchreise, und die Frage wird an sie gerichtet, wie longe sie in Biarritz — selbstverständlich reist sie nach Biarritz — zu bleiben gedenke. Sie schüttelt zur Antwart mutlas und gleichgültig den Kapf. „O, ich weiß nicht! Drei Wochen — oder auch vier — dann Baulagne — Fécamp — Trauville — und weiter, — den Winter in Kairo vielleicht." Und nun der Schluß: „Sie erhob sich und mochte eine Bewegung mit den Schultern, ols friere sie bis ins innerste Herz hinein. Ihr gegenüber lächelte ihr lebensvolles Porträt, die Irmgard Teffin früherer Jahre, ihr entgegen, — die Fürstin Barsackow sah mit einem fragenden Blick darauf hin, als wolle sie dart Aufschluß suchen, was aus ihr gewarden wäre, wenn sie es anders gewallt hätte, — mit einem müden, haffnungsarmen Lächeln wandte sie sich sart und verließ dos Zimmer, in dem der goldene Sannenschein die weiße Psyche und die schönheitstrahlenden Bilder küßte." — Ex est! Eine wunderschöne Geschichte, in der alles seine Ordnung hat. Schade, daß jeder Leser, der zeitweise Romone verschlungen hat, die Geschichte der Fürstin Barsackoff, verw. gewes. Gräfin Tessin, geb. Gräfin Patalsy, schan tausendmal gelesen hat. Aber das hindert nicht nur Marie Bernhard, sandern ouch andere Erzähler und Erzählerinnen, sie immer wieder zu schreiben und immer wieder dieselben Puppen in derselden Aktian varzuführen. Schade, doß die Marlitt nicht mehr ledt und ihre Urhederrechte nicht mehr wahren kann.

Ernst Wichert ließ einen Band neue littauische Geschichten „Nur ein Jude" und „das Grundstück" im Verlag von Karl Reißner, Leipzig, erscheinen. Die erste Erzählung steht varan in dem Buche, ihr Titel ist auch durch Auszeichnung hervorgehoben. Ich möchte jedermann bitten, sich nicht durch diesen Titel verblüffen zu lassen; für manchen könnte er ein Schreckschuß sein. „Pawilsz Lauronat" müßte die Erzählung eigentlich heißen, denn vor dieser ganz wundervall gezeichneten Gestalt treten alle anderen in den Hintergrund. Vielleicht nach besser nur „der Littouer," denn was Wichert schildert, ist nicht eine einzelne Persönlichkeit, sandern der Typus eines dem Untergange geweihten Valkes. Auch Pawilsz Lauranat geht unter; nachdem er Hous und Haf verloren, Weid und Kind an den Bettelstab gebracht hot, van der Palizei und dem Schreckgespenst des von ihm ermordeten Juden gehetzt, des Umherirrens müde, van der Geliebten verkauft, erschießt er sich in dem Augenblick, in dem die Gensdarmen ihn verhaften wallen. Sie hötten ihn wohl nach länger vergeblich jagen können, — er gab sich ihnen selbst in die Hand, um, in einem Augendlick der Reue, sein Weib das Kopfgeld verdienen zu lossen, das auf seine Verhoftung gesetzt ist. Vergeblich sinne ich darüber nach, was wohl Wichert veranlaßt hat, die packende, erschütternde und den Stempel der inneren Wahrheit in jeder Zeile an der Stirn trogende Erzählung „Nur ein Jude" zu nenneu. Allerdings behondelt Powilsz Lauranat den Juden Nathan Hirsch — der Weise wird er von seinem Volk genannt — stark van aben herab, während er dach um ein Darlehen bittend zu ihm kommt. In seinen Augen ist er trotz all seiner Weisheit und seines Geldes „nur ein Jude." Allerdings sucht Pawilsz Lauronat sein Gewissen einzuschläfern, indem er sich zuflüstert „nur ein Jude," als ihm das blutige Gespenst des ermardeten Nathan Hirsch die Ruhe raubt. Aber es kann dach Ernst Wichert nicht ernsthaft darum zu thun gewesen sein, den Stondpunkt, den Pawilsz Lauranat in der Judenfrage einnimmt, ols unberechtigt zu bezeichnen, aber zu demanstrieren, daß der Mard eines Juden ebenso schwer auf dem Gewissen des Mörders liegt wie der eines Christen. Das hat ja selbst der robioteste Antisemit nach niemals bestritten. Und an Nathan Hirsch hat Ernst Wichert keineswegs gezeigt, daß der van Pawilsz Lauranat, dem Typus des van der Kultur hinweggefressenen Valkes, über die Achsel behandelte Jude ein besonders hervorragender Kulturträger ist. Dieser Nathan der Weise ist nicht weise im Lessingschen Sinne. Er ist ehrlich, — nach dem Buchstaben des Gesetzes. Er ist ein Patriarch, — im Kreise seiner Blutsgenossen. Er ist klug, — im Sinne einer auf Ehrlichkeit gegründeten Geschäftsklugheit. Aber weise ist er nicht, denn Weisheit ist nicht denkbar ohne eine Beimischung von Güte und Menschenliebe, die über den Familienkreis hinausgeht. Als Pawilsz Louronat zu ihm kammt, um Geld van ihm zu leihen, weiß er gonz genau, daß der wirtschaftliche Ruin des Mannes unausbleiblich ist, wenn er es ihm leiht. Er weiß auch ganz genau, daß seine — des Nathan Hirsch — korrekte Rechtskenntnis keinen Platz in dem Dickschädel des Littouers hot, in dem das Naturrecht seiner Varfohren nach lebendig ist, die von Grundbuch, Hypotheken und Wechselrecht noch nichts wußten. Er weiß, daß Pawilsz Lauranat alle seine Definitianen nicht versteht ader nicht verstehen will. Er warnt ihn, während er weiß, daß seine Warnungen nichts nützen werden, um seinem eigenen Gewissen nachher, wenn des Pawilsz varausgesehener Ruin es beschweren sallte, vorlügen zu können: „du bist schuldlas, du hast ihn gewarnt." Und dann legt der weise Nathon den gewarnten, thörichten, trotzigen Menschen kolt lächelnd hinein, — ein kuhler Geschäftsmann, der davon ledt, Geld ouf Zinsen zu leihen, nicht höhere, als gesetzlich erlaubt sind, und nur unter absoluter Sicherheit. Da läßt sich vam Standpunkt unseres Rechts gar nichts dogegen sagen, vam Standpunkt der christlichen Moral

sehr viel. Auch die Weisheit macht solche Geschäfte nicht, sondern nur die Klugheit. Die letztere spricht ja niemand den Juden im allgemeinen ab; es kann also auch keine besondere Sensation erregen, wenn sie in einem Einzelfalle bewiesen wird. Glücklicherweise vergißt der Leser den herausfordernden Titel sehr bald im Laufe der Erzählung, wie ihn der Erzähler selbst vergessen oder erst nach beendetem Werk gefunden haben muß. Denn — die poetische Gerechtigkeit ist stärker als das Wechselrecht — nicht der Tod des gemordeten Nathan Hirsch erschüttert den Leser, sondern der Tod des Mörders Pawlisz Lauranat. „Schade um diesen Vollmenschen," sagt sich der Leser, trotzdem Pawlisz ein Lüderjahn, ein Renammist, ein Wilddieb und seiner Frau und den Schwiegereltern gegenüber ein rüder Patron ist. Und wenn der Leser ein vorurteilsvoller Judenfeind ist, so mag er, sich an Nathan Hirsch erinnernd, der der Weise genannt wird, den Titel der Novelle vielleicht anders betonen, als Wichert ihn betant haben will: „Wahrhaftig — auch nur ein Jude."

„Mutter Bertha" nennt sich ein Roman von Wilhelm Hegeler (Berlin, F. Fontane & Co.), den der Verfasser den Mut gehabt hat, seiner Mutter zu widmen. Der Titel und diese Widmung könnten manchen Leser veranlassen, das Buch vertrauensvoll in die Hand zu nehmen. Ich glaube, daß die meisten das lebhaft bedauern würden. Der Verfasser erzählt die Berliner Kellnerinnengeschichte, die nun auch bald ebenso oft erzählt ist wie der Roman der in Treue festen Gräfin und des bloß bürgerlichen Künstlers. So weit Marie Bernhard von der Marlitt entfernt ist, so tief steht Hegeler unter Bleibtreu, womit nicht gesagt sein soll, daß Bleibtreu und die Marlitt Ähnlichkeit miteinander hätten, sondern nur, daß die Berliner Kellnerin am Arme Bleibtreus ihren Einzug in die deutsche Litteratur vollzogen hat. Wilhelm Hegeler mischt dem verbrauchten Stoff sehr viel Sentimentalität und sehr viel Philisterhaftigkeit bei. Seine Kellnerin Bertha ist Mutter, — Mutter eines Kindes, das keinen Vater hat. Das liebt sie zärtlich, — was durchaus nicht so unwahrscheinlich ist, wie Leser oder Leserinnen, die nicht in die Lage gekommen sind, Kellnerinnen persönlich kennen zu lernen, glauben mögen. Außerdem liebt sie noch einen Studenten der Jurisprudenz ebenso zärtlich, — das ist sehr unwahrscheinlich, denn ein lauteres Muttergefühl und eine unreine Leidenschaft schließen sich aus. Die beiden leben zusammen, was ja eigentlich nicht vorkommen sollte; da ein solches Zusammenleben aber doch vorkommt, hat es auch seine Berechtigung, im Roman geschildert zu werden. Nur hat die Brutalität, mit der dieses Zusammenleben hier geschildert ist, gar keine Berechtigung in der Kunst. Nicht, daß der Verfasser cynisch wäre; im Gegenteil, er ist nur naiv, naiv bis zur schrecklichsten Geschmacklosigkeit. In dieser jugendlichen Naivität glaubt er offenbar, eine menschliche Tragödie geschrieben zu haben, weil Mutter Bertha am Schlusse sich neben der Leiche ihres Kindes mit Kohlendunst vergiftet. Es ist nur ein Spektakelstück geworden, vielleicht für Kellnerinnen genießbar, weil eine der ihren darin von einem Studenten der Jurisprudenz geheiratet werden soll, trotzdem sie ein Kind hat. Es sind noch manche „trotzdems" in dem Roman, über die der Verfasser frisch, froh, frei, aber immer mit sentimentalen Thränen im Auge hinwegvaltigiert, in beneidenswerter Unkenntnis des Lebens, in nicht beneidenswerter Unkenntnis des menschlichen Herzens und „trotzdem" in dem offenbaren Bewußtsein, ein großer „Realist" zu sein. Die Berufsgenossinnen der Mutter Bertha, die an dem Roman Gefallen finden, werden vielleicht nur die Frage aufwerfen, in welchem Berliner Blumenladen die unglückliche Todeskandidatin so viele der kostbarsten Blumen — im Winter nach dazu — für lumpige zehn Mark bekommen hat, daß sie damit ihr letztes Lager feenhaft schmücken kann. Alles andere mag ihnen nicht nur schön, sondern auch wahr erscheinen. Diesen billigen Mann aber wird ihnen Wilhelm Hegeler schuldig bleiben müssen. Der Verfasser ist gewiß sehr zu loben, daß er nicht zu Studienzwecken liederlich geworden ist, als er beschloß, eine moderne Hede zur Heldin eines modernen Romans zu machen. Aber vom Erlaubten bis zum Unerlaubten ist noch ein weiter Schritt, — für zehn Mark Blumen hätte er solchem Wesen immerhin mal spendieren und es sich bei dieser Gelegenheit auch einmal etwas näher ansehen können. Vielleicht hätte er dann gefunden — denn er ist brav im Grunde seiner Seele — daß dieser Roman nicht notwendig geschrieben werden mußte.

Zu unsern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Der anmutige Mädchenkopf, welchen unser Titelbild zeigt, soll, wie wir hoffen, bei unseren Freunden nach zwei Seiten Anteil erwecken. Zunächst um der sorgfältigen Zeichnung willen, mit welcher Wilhelm Lindenschmit, der Professor für Historienmalerei an der Münchener Kunstakademie, die Augenblicksbewegung des zierlichen Kopfes festhielt. Wenige an die richtige Stelle gesetzte Bleistiftlinien, ein paar Andeutungen Rot, ein heller Schein auf dem Gewande, damit ist der Ausdruck rasch und echt skizzenhaft festgehalten. Der Kopf diente als Studie für ein Glasgemälde und bei einem solchen ist einfache Umrißlinie von besonderem Wert. Das mag der Grund gewesen sein, warum gerade diese Stellung den Künstler interessierte, bei welcher die Backenlinie in sanftem Fluß den Kopf einrahmt.

Aber nicht nur die Zeichnung selbst ist beachtenswert, sondern es scheint auch der Mühe wert, ausdrücklich auf die Reproduktion hinzuweisen. Die Reproduktion kann ja zweierlei Zweck haben: entweder soll sie an sich ein Kunstwerk sein, in welchem das Können des Holzschneiders, Radierers oder Kupferstechers sich äußert. Es wird aber dabei immer etwas vom Wesen des reproducierten Bildes verloren gehen. Oder es ist die Absicht, das Bild genau so wiederzugeben, wie es aus des Künstlers Hand kam, es derart zu gestalten, daß die Nachahmung dem Original völlig gleiche. Man wolle unser Blatt prüfen, ob es die Weiche des Bleistiftstriches, den Auftrag des Aquarelltones nicht in unbedingter Treue wiedergibt, ob es uns nicht gelang ein Blatt vorzulegen, bei dem der Künstler selbst erst genauen Hinsehens bedurfte, um es von seiner Handzeichnung zu unterscheiden.

Es ist diese immer weiter schreitende Technik der Reproduktion kunstgeschichtlich von hohem Werte. Wer wollte es wagen, die Feinheiten des herrlichen Studienkopfes von Leonardo da Vinci zeichnerisch wiederzugeben? Die Photographie freilich ist hier die Vermittlerin, aber es zeigt sich in dem gewählten „autotypischen" Verfahren eine noch größere Treffsicherheit hinsichtlich der Wiedergabe der Künstlerhand selbst: das lieblich in sich Geschlossene, traumhaft Verschwimmende des Köpfchens, die liebenswürdige Feinheit in der Behandlung des Kopftuches — all das wirkt unmittelbarer, als in der Photographie, bringt uns den Meister geistig nahe, obgleich schon vier Jahrhunderte verflossen sind, seit er dieses kleine Meisterwerk auf das Papier zauberte.

Man vergleiche diese Blätter mit den Einschaltbildern, für deren Reproduktion Künstlerhand in Anspruch genommen wurde. Es sind Holzschnitte, d. h. es wurden Aufnahmen der Originale photographisch auf das mit einer Farbschicht bekleidete Hirnholz eines Buchsbaumstockes übertragen und mit feinen Messern die Stellen, welche im Bild hell erscheinen sollen, aus der Holzmasse herausgestochen. Man durchblättert schnell eine Anzahl solcher Blätter, ohne sich Rechenschaft zu geben von der unendlichen Mühe und der hohen Kunstfertigkeit, die dazu gehört, mit dem einfachen Gegensatz von weißem Papier und Druckerschwärze einen so reichen Wechsel im Ton herbeizuführen.

Man betrachte mit der Lupe des Münchner F. Simm, eines der elegantesten Feinmaler, anmutige Herbststimmung. Ruhige Strichlagen geben in seinem Schwung den zarten Fleischton des Kopfes und Armes; sich kreuzende weiße Linien, zwischen welchen nur das Schwarz als Punkt erscheint, das Kleid, breitere Lichter das Geflecht des Handschuhes, Strichbündel die Marmoräderung am Postament der Vase: der Holzschneider muß sich das Bild in seine Technik übertragen, ein eigenes Kunstwerk schaffen, um dem Maler gerecht zu werden.

Doch vergessen wir über diesen Detailbeobachtungen nicht die Bilder selbst. „Auf dem Rennplatz" nennt F. Walter Scholtz sein Mädchenbild. Der junge Künstler, der in München lebende Sohn des unlängst verstorbenen Dresdener Professors Julius Scholtz, hat sich hier seines Vaters würdig bewiesen, dessen „Gastmahl der Wallensteiner" und „Freiwillige von 1813" zu den bekanntesten deutschen Historienbildern gehören. Keck und sicher sitzt das reizende Persönchen in ihrem Stuhle, gelassen dem Rennen zusehend, doch gewärtig im entscheidenden Augenblick mit bewaffnetem Auge sofort zu ergründen, ob ihre kleinen Wetten Erfolg hatten, ob die Farben ihres Ritters siegten!

Karl Marr ist Nordamerikaner und hält sich bei den Ausstellungen auch zu diesen. Aber er hat von deutschen Eltern schon deutsches Empfinden herübergebracht über den Ocean, als er in München der Kunst sich widmete. Eine Reihe stiller, ernster, traulicher Bilder aus der Zeit der Freiheitskriege gingen aus seinem Atelier hervor, die ihn schon längst zu einem geachteten Meister machten. Bot man ihm doch unlängst eine Professur an der Berliner Akademie an! Und so deckt sich denn auch die Stimmung des traulichen Raumes in seinen Bilde mit dem Vorgang: „Als der Großvater die Großmutter nahm!" Er wirbt noch. Aber es sagt das stille Versinken des lieben Mädchens in sich selbst, daß es bald heißen wird „da ward der Großvater ein Bräutigam." Und ein glücklicher noch dazu!

Ludwig Passini, der Österreicher, ist mit Leib und Seele in Venedig sitzen geblieben, auch nachdem die Lagunenstadt an Italien überging. Immer wieder schildert er das Treiben auf den Kanälen, den lebensfrischen naiven Ton, der dort herrscht. Heute sind die Ruderer des „Kleinen Marktschiffes" Knaben und ihre Fahrgäste sind ein kindliches Paar. Aber schon weiß der schwarze Lockenkopf kokett den Fächer zu

handhaben, mit jener Anmut, die ein Erbteil der Venetianerinnen iſt. Es iſt ein Aquarell, alſo ein Gemälde in Waſſerfarben, welches der Holzſchnitt hier wiedergibt: kräftig erſcheinen die breiten Pinſelſtriche im Holzſchnitt, welche dem Waſſer, dem hochgeſpannten Bogen der Brücke, der Uſermauer und den kleinen Gondolieren und ihrer Laſt die friſche Natürlichkeit geben.

Nicht minder wirkſam als Bild wie als Stich iſt das Blatt, welches J. Maſſei's „Aus dem Trieb heraus" ſchildert. Der Bauer, der in den vom Morgennebel durchzogenen Wald geſchickt wurde, um durch Lärmen die Wildſauen der totbringenden Büchſe zutreiben zu helfen, iſt vor Schreck an eine große Fichte zurückgeprallt, als das wilde Heer grunzend und polternd gerade auf ihn einbrach. Befriedigt traben die borſtigen Tiere durch die Lichtung, höherem Unterholz zu. Wie maſſig der führende Eber, wie durch den Nebel abgetönt die Nachzügler erſcheinen, wie ſehr es gelang, auf der Bildfläche den räumtichen Abſtand der Tiere voneinander feſtzuhalten.

Drei Mädchengeſtalten! Karl Guſſow ſchildert eine kleine Bertinerin, die der großen Prunkmuſchel aus ihrer Mutter Boudoir ihr ſummendes Geheimnis zu entlocken ſucht. Die Augen blicken fragend, die Kopfhaltung verkündet das emſige Lauſchen, die geſpreizten Finger, daß die Laſt für das zarte Weſen keine kleine iſt. Adolf Lüben in München ſtellt uns eine ländtiche Schweſter in Eva dar, die für Geheimniſſe nicht eben den rechten Sinn hat: die arbeitsgewohnten Hände auf die derben Hüften geſtützt, tacht ſie mit einem böſen Zug um den Mund. Sie höhnt wohl der Schmerzensreichen, welche uns Toby E. Roſenthal in der leeren Dorfkirche hingeſunken ſchildert: „Verlaſſen!" Sie hat ihr Bündel geſchnürt und zieht ihres Weges, fort aus der Heimat, fort von der Stätte, an die ſie ihre Phantaſie als eine glückliche Braut ſo oft geführt hatte.

Wieder ſind es verſchiedene Techniken, durch welche dieſe drei Bilder entſtanden. Guſſow, der ſeit einiger Zeit nach München übergeſiedelte, früher in Bertin lebende Künſtler ſchuf das ſeine in Ölfarbe, mit raſchen ſicheren Strichen und der ſtarken Betonung des Lichtes, die ihm eigen iſt. Roſenthal ſchuf eine bildmäßig wirkende Zeichnung, wetche in allen Teiten durchgeführt, auch als Kompoſition abgerundet iſt, Lüben liefert ein Blatt aus ſeinem Skizzenbuch, eine flotte Zeichnung auf Tonpapier, bei der durch „Höhen" mit weißer Kreide die Wirkung bereichert wurde.

Eine ähntiche Skizze iſt die des unermüdlich Adreſſen, Ehrendiplome und dergleichen ſchaffenden Profeſſors an der Berliner Kunſtgewerbeſchule Emil Doepler d. J. Er nennt ſie „Ein Anfang vom Ende." Denn der Krieger aus dem XVII. Jahrhundert ſteht im Begriff, mit dem Schwert in der Hand einem alten Streit ein btutiges Ende zu bereiten.

Ein Ende: Hier eine Statue des Genius der Architektur, beſtimmt für das Grabmal eines Baumeiſters, das Marmorwerk des berühmten franzöſiſchen Bildhauers Louis Erneſt Barrias: Wie durch das ſchlichte Gewand die weiche Bewegung des edlen Frauenkörpers durchſcheint, wie anſchmiegend die Falten die harten wagrechten und lotrechten Linien der behauenen Steine verbinden und vermitteln. Das ausgezeichnete Werk war eine der ſchönſten Zierden des „Salon" von 1893 der Jahres-Künſtlerausſtellung auf dem „Champs-Elyſées" zu Paris. Ebby.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuſchriften ſind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klaſings Monatsheften in Berlin W, Siegliperſtr. 58.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

November

O liebliches „Nachinnenblicken"!
So still der Seele klarer See,
So träumerisch der Wanduhr Ticken,
Und auf dem Dach der erste Schnee.

Frida Schanz.

Lith. v. M. Seeger, Stuttgart.

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

VIII. Jahrgang 1893/94. Heft 3, November 1893.

Der Spion.

Novelle von

Wilhelm Berger.

(Abdruck verboten.)

Im Jahre 1863, dem dritten des amerikanischen Bürgerkrieges, befehligte ich in der Armee des General Rosecranz ein Regiment deutsches Fußvolk, das im Staate Ohio gebildet worden war.

Nach längerer Rast waren wir im Anfange des Sommers aufgebrochen, um den Staat Tennessee für die Union zu erobern, und es war uns gelungen, die schwächere feindliche Armee durch eine Reihe von taktischen Mannövern ohne bedeutende Kämpfe bis nach Chattanooga, an der Südgrenze jenes Staates, zurückzudrängen. Dort, durch den Tennesseefluß in seiner Front gedeckt, hielt der Feind endlich Stand.

Rosecranz beabsichtigte, auch diesmal wieder die feindliche Stellung zu umgehen. In der Division Davis, die bei Verschiebung unserer Armee die Spitze hatte, befand sich auch mein Regiment, das als eines der ersten bei Bridgeport den Tennessee überschritt.

Es war von der größten Wichtigkeit, daß der Feind von dieser Bewegung nicht vorzeitige Kunde erhielt, und wir ließen es uns deshalb angelegen sein, in raschem Zuge die Kette auszuspinnen, so daß, was rückwärts von uns vorging, nicht in das konföderierte Lager getragen werden konnte, wo man unseren Angriff von ganz anderer Richtung her erwartete.

Bis zum Abend hatten wir einen angestrengten Marsch hinter uns, und meine Leute warfen sich gleich in die Felder, um ein paar Stunden Schlaf zu nehmen, da es sofort nach Tagesanbruch weiter gehen sollte. Die Nacht war warm und sternenklar, und da ich keine sonderliche Müdigkeit verspürte und mich auch bei unserer exponierten Stellung einer gewissen Besorgnis nicht erwehren konnte, machte ich gegen elf Uhr noch einmal die Runde bei den Vorposten, die mein Regiment gestellt hatte.

Unterwegs traf ich den Hauptmann Falk, der zu gleichem Zwecke ausgegangen war und sich mir anschloß. Wir waren gute Freunde geworden in dem Feldzuge, Falk und ich, der Hauptmann und der Oberst, obgleich er in der Blüte der ersten Mannesjahre stand, und ich die Mitte der Vierzig schon überschritten hatte. Als Lieutenant kam er zum Regiment und zeigte sehr bald alle Eigenschaften eines guten Soldaten, so daß ich seine rasche Beförderung betrieb. Zum Dank dafür schloß er sich an mich an, während er sonst ungesellig war und außerhalb des Dienstes sich am liebsten allein hielt. Auch im Verkehr mit mir behielt er einen fast finstern Ernst bei, der nicht zu seinen Jahren paßte. Eben hatten wir ein paar Monate still im Lager gelegen, Rekruten drillend, die Truppe übend und die Verbände festigend. Da war uns

manchmal von guten Seelen in unserem Mutterstaate Ohio eine Sendung heimischen Weines gemacht worden, und wir hatten bei der Flasche in Ruhe zusammengesessen und ein Stündchen oder mehrere verplaudert. Nie aber gewahrte ich eine heitere Stimmung bei ihm; selbst das packendste Witzwort lockte nur den Schatten eines Lächelns um seine Lippen hervor.

Da Falk von seinem persönlichen Mute die glänzendsten Proben gegeben, so konnte sein düsteres Wesen nicht etwa der Furcht vor dem uns allen drohenden Soldatenschicksale entspringen. Zudem war auch er von germanischem Blute, wenn auch in Amerika geboren, und hatte Gestalt und Züge eines jener mittelalterlichen Landsknechte, die in die Schlacht zogen wie zu einer Lustbarkeit. Ich konnte mir seinen Mangel an Frohsinn nur durch die Annahme erklären, daß ihm im Leben grausam mitgespielt sein möchte und er davon einen großen Schmerz mit sich herumtrüge. Gern hätte ich aus seinem Munde die Bestätigung dieser Vermutung vernommen, doch überhörte er geflissentlich jede dahinzielende Anspielung meinerseits. Es war klar, daß er nicht über seine Privatangelegenheiten zu sprechen wünschte, und ich machte fernerhin keinen Versuch, ihn aus seiner Reserve herauszulocken.

In jener Nacht — es war diejenige zum 30. August — durchschritten wir zusammen die Reihen unserer schlafenden Soldaten. Als wir sie hinter uns gelassen hatten und auch an den Soutiens vorüber waren, hörten wir von den Vorposten her einen Wortwechsel, der ziemlich laut geführt wurde. Schnell näherten wir uns der Stelle, um dem verräterischen Lärm ein Ende zu machen. Wir fanden den Posten mit angelegtem Gewehr einem Manne gegenüber, der, jetzt auch gegen uns, auf das lebhafteste gegen seine Verhaftung protestierte. Er sei ein friedlicher Landmann, gab er an, der Geschäfte in Bridgeport gehabt habe und sich nun, da die Straße gesperrt sei, über die Felder den Rückweg nach seiner Farm am Lookout-Creek suche.

Diese Behauptung des Mannes klang nicht unwahrscheinlich, und unter gewöhnlichen Umständen würde ich kein Bedenken getragen haben, ihn seines Weges ziehen zu lassen. Unsere Sicherheit erforderte jedoch mehr als gewöhnliche Vorsicht, und ich erwiderte ihm, daß ich mich zu meinem Bedauern genötigt sähe, ihn über Nacht festzuhalten. Morgen früh könne er, und zwar im Geleite meiner Truppen, die nach der Gegend seiner Farm vorrücken würden, nach Hause spazieren.

Während ich dem Manne diesen Bescheid erteilte, war Falk dicht an ihn herangetreten und hatte ihm in das Gesicht gesehen. Jetzt umschlang er ihn auf einmal von hinten mit den Armen, so daß er sich nicht rühren konnte, und sagte im unverkennbaren Tone des Hasses: „Dachte ich doch gleich, daß ich die süße Stimme kannte! — Seit wann bist du denn Farmer am Lookout-Creek geworden, James Douglas?“

Dann befahl er dem Posten in deutscher Sprache: „Binden Sie ihm die Hände auf dem Rücken zusammen — nehmen Sie meine Degenkoppel dazu, wenn Sie keinen Strick haben! Erhielte er jetzt auch nur einen Augenblick den freien Gebrauch seiner Glieder wieder, dann würde er ein paar Kugeln riskieren, um sich der Gefangenschaft zu entziehen. Bei der nächsten Ablösung führen Sie ihn zum Soutien und lassen ihn dort bewachen, bis weitere Verfügung über ihn eintrifft.“

Wieder wandte er sich an den Gefangenen, den er noch immer wie wütend umklammert hielt: „Das hast du dir auch nicht träumen lassen, daß wir beide uns so wieder begegnen würden! — Wenn mich nicht alles trügt, wirst du den Lohn für deine Schändlichkeit erhalten haben, ehe Euer Rebellenstaat ein paar Stunden älter geworden ist.“

Der von Falk als James Douglas Angeredete hatte inzwischen seine Geistesgegenwart nicht verloren. An den Abzeichen meinen Rang erkennend, redete er mich an: „Ich weiß nicht, was dieser Mensch von mir will, Oberst. Ich kenne ihn nicht, — habe ihn meines Wissens nie gesehen. Jedenfalls bitte ich um Schutz gegen seine Willkür.“

„Der soll Ihnen werden, Sir,“ erwiderte ich. „Übrigens ist Hauptmann Falk nicht der Mann, der einen Akt der Privatrache unter dem Deckmantel des Kriegsrechtes ausübt.“

„Sie beruhigen mich, Oberst,“ sagte der Gefangene artig. „Ich danke Ihnen.“

Falk unterließ nicht, sich zu überzeugen, daß die angelegten Fesseln nicht zu lösen waren, ehe er mit mir weiter ging.

„Wie verhält es sich mit diesem James Douglas, Hauptmann Falk?“ fragte ich als sein Vorgesetzter.

Militärisch knapp antwortete er: „Ich habe Grund zu der Annahme, daß James Douglas aus Raleigh in Süd-Carolina Offizier in der konföderierten Armee ist.“

„Und in welchen Privatbeziehungen standen Sie zu ihm, Falk?“ fuhr ich fort, diesmal als Freund.

„Das ist eine lange und traurige Geschichte,“ versetzte er zögernd. „Ich will Sie nicht damit behelligen; sie thut nichts zur Sache.“

„Wenn auch nicht. Wie der unerwartete Anblick jenes Mannes auf Sie gewirkt hat, habe ich gesehen. Nur ein schwer Gekränkter führt eine Sprache, wie ich sie von Ihnen gehört habe. Lassen Sie mich endlich in Ihr Inneres blicken, lieber Falk. Lange schon habe ich mit Teilnahme bemerkt, daß Sie unter dem Druck eines harten Schicksals leiden. Sollte es Ihnen nicht gerade jetzt, wo Ihrem Feinde als Kundschafter der Tod droht, Bedürfnis sein, einem Freunde Ihr Geheimnis anzuvertrauen?“

Schweigend ging er eine Strecke neben mir. Dann rief er aus: „Gut! Ihre drängende Freundschaft soll befriedigt werden. Und recht haben Sie auch: die Erinnerungen, die durch diese Begegnung in mir aufgewühlt worden sind, fordern Mitteilung.“

Auf einem Hügel, der neben unserem Wege lag, erhob sich eine mächtige Sycomore. Falk deutete hin: „Lassen wir uns dort nieder; der Ort ist wie geschaffen zu Bekenntnissen.“

Das war er. Vor uns, im schwachen Lichte der Sterne, dehnte sich weithin das Gelände, das wir morgen zu durchziehen gedachten. Aus dem schwärzlichen Grunde schimmerten heller die Maisfelder wie Wasserflächen, in den Boden eingelagert. In der Ferne ragten dunkel die Ausläufer des Alleghanygebirges empor. Hin und wieder erschien plötzlich vor uns in der stillen Luft ein roter Lichtfaden, gezogen von einem leise schwirrenden Leuchtkäfer. Sonst herrschte tiefe Stille, wie in den vergangenen Zeiten eines glücklichen Friedens. Der Brudermord ruhte

Wir holten unsere Pfeifen hervor und setzten sie in Brand. Dann begann Falk seine Erzählung.

* * *

„Sie wissen, Oberst, daß ich in Dayton geboren bin. Mein Vater war dort eingewandert, meine Mutter, die er als Braut in Deutschland zurückgelassen, ihm gefolgt, als er ihr ein Heim bieten konnte. Ich war ihr einziges Kind.

Ich bin ein wilder Bursche gewesen, mit dem der Schulmeister, ein langhaariger Betbruder aus den Neuenglandstaaten, viele Not hatte. Schon im Alter von zwölf Jahren stahl ich mich auf die Jagd, wenn ich irgend konnte, und blieb draußen in der Prärie, bis meine letzte Patrone verschossen war. Keine Strafe vermochte mich von diesen Streifzügen abzuhalten, die meine ganze Wonne waren. Gewehr und Munition wußte ich mir immer zu verschaffen; die alten Jäger hatten ihre Freude an dem jungen und steckten ihm zu, was er brauchte.

Am unglücklichsten über die Art, wie ich mich entwickelte, war meine Mutter, eine sanfte Frau, die als Pastorentochter zu gesittetem Wesen und zur Achtung vor der Bildung in europäischem Sinne erzogen war. Aber vergeblich bemühte sie sich, mir Geschmack am Lernen, Neigung zu ruhigen Vergnügungen beizubringen; ich hatte nur Sinn für das Freie und Weite, für ein ungebundenes Leben und jedwede Bethätigung meiner jugendlichen Kraft.

Ohne alle Frage war ich ein roher Patron, voll von jenem vorzeitigen Gefühle trotziger Unabhängigkeit, das dem Fremden die amerikanische Jugend häufig so unausstehlich macht und das doch in diesem Lande, wie es nun einmal ist, seine Berechtigung hat. Ich gehörte von Natur zu den Pionieren der Kultur, die unser Volk beständig in den fernen Westen aussendet, damit sie die Eroberung des Kontinents vollenden und friedfertigen Siedlern die Stätte bereiten. Und ich würde wahrscheinlich heute unter Büffeln und Indianern umherschweifen als ein Verschollener, wenn nicht etwas eingetreten wäre, das mich von Grund aus umwandelte.

In das Holzhäuschen neben dem unserigen, das einige Jahre leer gestanden hatte, zog, als ich etwa fünfzehn Jahre alt sein mochte, eine Familie Foster — Mann, Frau

und Tochter. Er stammte aus Boston, war aber als junger Mann nach Charleston verschlagen worden und hatte sich dort verheiratet. Damals liebte man im Süden die Nordländer gerade nicht, aber man duldete sie wenigstens. Im Laufe der Zeit wurde dies allmählich anders. Man begann, die Leute aus dem Norden als Fremde, als Eindringlinge anzusehen; man beobachtete sie mit mißtrauischen Augen als mutmaßliche Sendboten der kleinen, aber unmäßig gefürchteten Partei der Abolitionisten, deren Ziel die Abschaffung der Sklaverei war. Der eigentliche Agitationsherd jener Partei befand sich in Boston, und da nun Foster in jener verrufenen Stadt das Licht der Welt erblickt hatte, so geriet er in den Verdacht, ein heimlicher Feind des verfassungsmäßigen Rechtes der Südstaaten zu sein, die unfreien Schwarzen als Haustiere zu behandeln. Und obgleich Foster, wo er nur konnte, für die heilige Institution der Sklaverei eintrat, fielen doch seine Kunden, einer nach dem anderen, von ihm ab, und er sah sich schließlich genötigt, nach dem Norden überzusiedeln, um nicht mit Frau und Kind zu verhungern.

Dies alles hörte ich, ehe ich noch ein Mitglied der Familie Foster zu Gesicht bekommen hatte, und hörte es mit dem geringen Interesse, das ein Knabe dergleichen Berichten über die Schicksale und Verhältnisse Erwachsener zuzuwenden pflegt. Da traf ich eines Mittags, als ich aus der Schule nach Hause zurückkehrte, bei meiner Mutter ein Mädchen meines Alters, das mir unbekannt war. Es sei unsere neue Nachbarin, Merritt Foster, erklärte meine Mutter. Ich stand und glotzte sie an, als der ungeleckte Bär, der ich war. Denn ich hatte solch ein reizendes Wesen mein Lebtag noch nicht gesehen. Merritt lächelte über meine Verlegenheit und reichte mir die Hand, die ich mich kaum zu fassen getraute, so klein und zart war sie. „Ihr müßt gute Freunde werden," sagte meine Mutter, mich ermutigend. Aber ich, der ich sonst wahrhaftig nicht auf den Mund gefallen war, wurde Merritts dunklen Augen gegenüber zum blöden Tölpel. Kaum ein Wort brachte ich heraus; mit stummem Staunen sah ich sie sich bewegen, leicht und geschmeidig; in einen Winkel des Zimmers mich scheu zurückziehend, lauschte ich gierig auf jedes Wort, das ihr von den Lippen fiel. So hübsch, so wohlklingend war mir die englische Sprache noch niemals vorgekommen.

In diesem Zustande anbetender Verzückung verharrte ich, bis Merritt, von der Thüre aus mir freundlich zunickend, sich entfernt hatte. Dann fand ich Worte; in Ausdrücken, deren urwüchsige Ungeschlachtheit ich zum erstenmale inne wurde, pries ich dieses wunderbare Mädchen aus der Fremde, das mir wie ein höheres Wesen erschienen war. Zufrieden nickend hörte meine Mutter mich an; sie habe kaum erwartet, sagte sie, daß ich imstande sei, den Zauber natürlicher Anmut zu empfinden, und hoffe, daß mir der Umgang mit Merritt, den sie nach Kräften zu begünstigen gesonnen sei, zum Nutzen gereichen werde.

Von diesen nüchternen Äußerungen war ich wenig erbaut; ich hatte das Gefühl, als ob ich sämtliche Schätze der Welt zusammenrauben und Merritt zu Füßen legen möchte. Und ich handelte ganz meiner damaligen Sinnesart gemäß, indem ich am folgenden Morgen die Schule schwänzte, mit der Flinte in die Felder lief und ein halbes Dutzend Rebhühner schoß, die ich dann mit klopfendem Herzen Merritt überreichte. Sie erkannte, daß ich ihr meine Verehrung bezeugen wollte, und dankte demgemäß für das im Haushalte sehr willkommene Geschenk; dann jedoch fragte sie mich mit einem Blick, als wenn sie etwas wie Furcht vor mir empfände, ob mir das Töten Vergnügen mache?

Diese Frage, deren Bedeutung ich im Augenblick gar nicht begriff, ging mir nach. Sie wurde mir der Ausgangspunkt verwunderten Nachdenkens, das mich langsam zu der Erkenntnis führte, es gäbe eine feinere und bessere Auffassung von der Welt, als die meinige bis dahin gewesen war. Merritt besaß sie, das war mir gewiß; von ihr konnte ich sie lernen. Mein flammendes Knabenherz brachte ihr unbegrenztes Zutrauen entgegen. In allem richtete ich mich nach ihr. Sie bemerkte es geschmeichelt und gab sich Mühe, mich zu zähmen und mir den Trieb nach Wissen, nach Bildung einzuflößen, den sie selbst besaß. Darin wurde sie vorsichtig von meiner Mutter unterstützt, die indessen noch lange glaubte, der Barbar in mir habe sich nur versteckt

und werde triumphierend wieder zum Vorschein kommen, sobald meine jugendliche Schwärmerei für die reizende Südländerin ihr Ende erreicht habe, was doch bald der Fall sein müsse.

Darin irrte sich meine Mutter. Ich blieb beständig, und der Einfluß Merritts wuchs eher, als daß er abnahm. Meine Bemühungen, mich nach ihr zu formen, rührten sie und gewannen mir ihre Zuneigung. Immer offener, immer enger schloß sie sich an mich an. Frau Foster, die sich in die Sitten und Anschauungen des Nordens nicht finden konnte, war beständig verdrießlich und am liebsten allein. Sie ließ es, wenn auch murrend geschehen, daß Merritt sich bei uns eine zweite Heimat schuf. Täglich, morgens und wieder nachmittags, war sie in unserem Hause und wuchs meiner Mutter wie eine Tochter an das Herz.

Es war ein glückliches, unvergeßliches Jahr, das ich so verlebte. Dann kam die Zeit, daß ich einen Beruf ergreifen mußte. Ich dachte nicht mehr daran, mit der Büchse auf dem Rücken in die Wildnis zu ziehen; es verlangte mich nach den großen Städten des Ostens, wo ich die Blüte der Menschheit zu finden erwartete. Mein Vater wirkte mir eine Stelle in New-York aus, und ich zog davon, so voll von rosigen Illusionen, wie ein sechzehnjähriger Jüngling nur sein kann.

Mein Abschied von Merritt war kurz und herzlich, aber keineswegs von offenen oder mühsam verhaltenen Thränen begleitet. Dafür war die Zeit noch nicht gekommen. Wohl trug ich ein wehes Gefühl mit mir von dannen; das aber verschwand bald im Reisefieber. Und was Merritt betraf, so hörte ich von meiner Mutter, daß sie gleich nach meiner Abreise ihr mit großem Eifer beim Einsetzen von Büchsengemüsen geholfen habe, ohne während dieser langwierigen Arbeit meiner auch nur ein einziges Mal zu erwähnen. Meine gute Mutter fand dies sonderbar; ich aber wußte: was Merritt that, war alles in der Ordnung.

Wir schrieben uns. Nicht allzu häufig und auch keine bogenlangen Briefe. Wie Bruder und Schwester erzählten wir uns, was wir trieben und wie um uns her die Welt weiter ging. Das war alles. Merritts Briefe waren musterhaft, wie sie selbst, — untadelhaft in Schrift und Ausdruck und durchhaucht von jener wohlthuenden Herzenswärme, die sie allen ihren Äußerungen einzuflößen wußte. Trotzdem aber trug ich sie nicht in der Brusttasche mit mir umher; ja, ich bewahrte sie nicht einmal auf. So lebendig stand sie vor mir, wenn ich ihrer gedachte, lebendig bis auf den Altklang ihrer Stimme, bis auf die Tonfolge ihres in der Höhe verhallenden Lachens, daß ich keinen Wert auf die Blättchen legte, in denen sie doch nur wenig von sich selbst gab.

Zu Hause veränderte sich nichts, über vier Jahre lang. Nur Frau Foster beanspruchte mehr als zuvor Merritts Gesellschaft. Infolgedessen konnte Merritt nur noch selten zu meiner Mutter hinüberschlüpfen, der sie jedoch noch immer als liebe Tochter galt, genau so, wie ehedem. Ich erhielt keinen Brief von meiner Mutter, worin nicht etwas zu des seltenen Mädchens Lobe stand. Zuweilen erwähnte sie auch, daß sie immer schöner werde. Das aber las ich nur mit Lächeln; hatte ich doch ihresgleichen weder in New-York gesehen noch in Europa, wohin ich im fünften Jahre meiner Abwesenheit von Hause geschickt wurde, um für die Firma, der ich diente, Einkäufe zu machen.

Dort, in Manchester, erreichte mich die Nachricht von dem plötzlichen Tode meines Vaters. Sechs Wochen vergingen, ehe ich es möglich machen konnte, in Dayton zu erscheinen. Alles wartete auf mich. Meines Vaters Geschäft war weitergeführt worden, so gut es eben gehen wollte. Ich mußte entscheiden, was daraus werden sollte. Nach Ansicht meiner Mutter lag die Sache erstaunlich einfach. „Du trittst an deines Vaters Stelle, Tom," meinte sie. „Wir beide bleiben von jetzt an bei einander." — Ich aber bat mir Bedenkzeit aus; für mich war die Gestaltung meiner Zukunft weit mehr von Merritt abhängig als von den Wünschen meiner Mutter.

Ich hatte sie, die jetzt Miß Foster für mich war, wieder gesehen, und sie hatte mir herzliche Worte der Teilnahme gesagt. Aber den vertraulichen Ton aus unseren Briefen konnten wir Auge in Auge nicht finden. Etwas Unbestimmtes war zwischen uns, dessen Art sich mir nicht enthüllen wollte. Ich fühlte dies gleich, doch ließ die Erklärung längere Zeit auf sich warten. Erst nachdem ich mit einigen Schulkameraden

Digitized by Google

die alte Freundschaft erneuert hatte, empfing ich sie in gänzlich unerwarteter Weise aus ihren Mitteilungen.

Merritt war ein zu hervorragendes Geschöpf, als daß sie nicht unter den jungen Männern Daytons hätte Bewunderer finden sollen. In der That hatten sich schon mehrere begüterte Bewerber um ihre Hand gefunden, waren aber von ihr abgewiesen worden. Seitdem wurde bekannt, daß Frau Ellen Foster sich gegen eine Verbindung ihrer Tochter mit einem der ihr tief verhaßten Yankees — wie sie uns aus den Nordstaaten alle nannte — auf das heftigste auflehne. Und Merritt, so unabhängig sie auch sonst auf sich selbst stehe, würde in diesem Punkte nicht gegen den Wunsch ihrer Mutter handeln.

Ich erinnerte mich nun, daß Frau Foster, als ich ihr bald nach meiner Ankunft meine Aufwartung machte, mich ganz gegen ihre frühere Weise sehr ungnädig, ja beinahe unartig empfangen hatte. Zur Zeit legte ich kein sonderliches Gewicht darauf, da Frau Fosters Launen in der Nachbarschaft sprichwörtlich geworden waren; jetzt aber war mir klar, daß sie harte Kämpfe fürchtete, falls sich, wie sie doch für wahrscheinlich halten mußte, bei mir die alte Freundschaft zu Merritt in Liebe wandeln sollte.

Im Ganzen war ich nicht geneigt, den Eigensinn dieser in thörichten Vorurteilen trotz ihrer eigenen Heirat verharrenden Frau allzu wichtig zu nehmen. Und ferner: nicht sie hatte das letzte Wort zu sprechen, sondern Merritt. An Merritt mußte ich mich wenden, und an sie wandte ich mich ohne Zögern, nachdem ich die Sachlage erkannt hatte.

Sie erklärte mit der Offenheit, die sie auszeichnete, daß nichts natürlicher erscheine als unsere eheliche Verbindung, die sie sich schon lange als von der Vorsehung beschlossen vorgestellt habe. Dann fuhr sie jedoch fort: „Wenn Sie zufällig auf einer Baumwollen- oder Zuckerplantage geboren und von einer schwarzen Sklavenamme gesäugt worden wären, Herr Falk, dann würde ich jetzt einfach meine Hand in die Ihrige legen und Ihnen sagen: Einverstanden, Tom; wann soll die Hochzeit sein? — Da Sie aber leider ein paar hundert Meilen weiter nördlich das Licht der Welt erblickt und nur von Ihrer vortrefflichen Mutter die erste Nahrung empfangen haben — sehen Sie, Tom, so kann nichts daraus werden."

Ich schüttelte betroffen den Kopf über ihren satirischen Ton, dessen Untergrund von schmerzlicher Bitterkeit mir verborgen blieb.

„Diese Antwort mir?" fragte ich vorwurfsvoll.

„Sie glauben wohl, daß ich scherze?" entgegnete sie. „Nie war mir ernster zu Mut. Diese Unterredung habe ich vorausgesehen in dem Augenblick, da ich erfuhr, daß Sie hierher kommen würden. Ich habe Zeit genug gehabt, mich darauf vorzubereiten."

„Aber es ist eine unverständige Laune Ihrer Mutter —"

Merritt unterbrach mich. „Ich weiß es. Aber solange sie dauert, ist sie mir Gesetz."

„Auch der kindliche Gehorsam kann übertrieben und zum Unrecht gegen andere werden," gab ich ihr zu bedenken.

Eine Weile schwieg Merritt, dann sagte sie: „Ich will Ihnen erklären, was Sie sonst nie begreifen würden. Ehe wir Charleston verlassen mußten, fanden in unserem Hause Auftritte statt, an die ich nur mit Schaudern zurückdenken kann. Meine Mutter, leidenschaftlich an ihrer Heimat hängend, bis dahin ein verwöhntes Kind des Glücks, dem jeder Wunsch erfüllt wurde, weigerte sich, meinem Vater zu folgen. Und dann, nachdem tagelang mein Vater vergeblich versucht hatte, ihren Sinn zu wenden, entbrannte der Kampf um mich. Meine Mutter, die mit einer stürmischen Liebe an mir hing, mußte zu ihrem Schrecken erfahren, daß sie gegen die väterliche Gewalt, auf deren Seite das Gesetz stand, nichts vermochte. Wenn sie blieb, verlor sie mich. Darin blieb mein Vater fest. Da gab Mutter nach um meinetwillen. Aber unter welchen Ausbrüchen wildesten Schmerzes! Ich stand dabei und zitterte. Endlich wandte sie sich an mich: Armes Kind! Auch dein Unglück muß ich vor Augen sehen! Wenn ich wenigstens dich, mein Fleisch und Blut, sicher wüßte vor dem Schicksal, die Beute eines fischblütigen, berechnenden Yankees zu werden — ich würde mich weit eher darein finden können. — Und von einer plötzlichen Eingebung erfaßt, riß sie mich zu ihrem Betpulte und zwang mich niederzuknieen. — Gelobe, Merritt, vor Gott und

der gnadenreichen Jungfrau, daß du in der Fremde, wohin wir gehen, keinem dort Einheimischen dich verbinden willst, bei Verlust der ewigen Seligkeit! — So herrschte sie mich an. Und ich, erschrocken, verwirrt, eingeschüchtert — ich leistete den Schwur. Wußte denn ich, ein Mädchen von vierzehn Jahren, was ich that? Um Mutter zu beruhigen, die, entsetzlich anzusehen, aus einem Krampf in den anderen fiel, hätte ich alles versprochen, was sie von mir verlangte."

Die Schilderung dieses Vorgangs, von einer exaltierten, hysterischen Frau in Szene gesetzt, machte wenig Eindruck auf mich. Kühl fragte ich: „Halten Sie ein Gelübde für bindend, das von einer Unmündigen erzwungen worden ist?"

„Nein," erwiderte Merritt freimütig. „Aber noch immer dient jenes Versprechen dazu, Mutters Gemütszustand erträglich und damit unser Familienleben zu einem leidlich friedfertigen zu machen. Denn seindselig wie vor fünf Jahren betrachtet sie auch heute noch Himmel, Erde und Menschen des Nordens. Gegen das Opfer, das sie gebracht hat, steht das meinige. Sie weiß es und hält stille."

Soviel Tugend war mir unheimlich.

„Sie sprächen nicht so ruhig, wenn Sie mich liebten!"

„Eine Erörterung dieser Frage würde mich von meinem Wege führen. Was wir uns sein dürfen, wissen Sie: Freunde. Lassen wir es dabei."

Ich beachtete ihren flehenden Blick nicht; ich konnte nicht auf Merritts Geheiß im Nu auf alle meine Hoffnungen Verzicht leisten. So fischblütig war ich nicht. Nein: ich drang in sie mit aller Beredsamkeit, die ein liebendes Herz in kritischer Stunde aufzuwenden vermag. Aber nichts erreichte ich als ihr trauriges Zugeständnis, daß sie mit mir leiden würde. Und als ich in dumpfer Verzweiflung mich von ihr wandte — wir gingen auf dem Feldwege hinter unserem Garten hin und her — rief sie mich zurück: „Tom, lieber Tom, tragen Sie geduldig, was über uns verhängt ist!"

Erbittert ging ich. Was war denn über uns verhängt? Mußten wir den krankhaften Vorurteilen eines albernen Weibes gegenüber auf unser Lebensglück verzichten, Merritt und ich? Im Grunde genommen war die Geschichte zu dumm. Das zarte Gefühlsgewebe, aus gediegenem Edelmut gesponnen, das die Fostersche Familie notdürftig zusammenhielt, kam mir lächerlich vor. Und darum erhielt ich einen Korb! — Ich verstand Merritt nicht, deren Urteil sonst so nüchtern war, so unbeeinflußt von fälschender Sentimentalität.

Auch über sie aufgebracht kam ich zu meiner Mutter und erklärte ihr, daß ich Dayton am folgenden Tage verlassen würde, um nie wieder zurückzukehren. Nur mit Mühe erlangte sie mein Versprechen, zu bleiben, bis Haus und Geschäft verkauft seien, und sie dann mit mir zu nehmen.

Ein Reflektant, mit dem ich handelseinig zu werden hoffen durfte, fand sich schon nach wenigen Tagen. Als ich dann abends in der Dämmerung brütend im Wohnzimmer saß, allein mit meinen sehr unerfreulichen Gedanken, wurde die Thür geöffnet, und Jemand trat leise ein. In dem Glauben, es sei meine Mutter, blickte ich nicht auf. Da hörte ich Merritts Stimme: „Tom!" — Sonderbar weich und kosend klang mein keineswegs schöner Name von ihren Lippen. Überrascht hob ich den Kopf und erwartete das Kommende.

Sie näherte sich mir, bis wir uns in die Augen sahen. In stummer Verwunderung hörte ich ihre kurzen, hastigen Atemzüge. Dann sagte sie mit einem entzückenden Anfluge von Schalkheit: „Wenn ich mich nun besonnen hätte, Tom?"

Ich glaube, ich stieß einen Triumphschrei aus, mit dem ein Indianerhäuptling Ehre eingelegt haben würde.

In der nächsten Minute lag Merritt an meiner Brust."

* * *

Falk machte eine Pause. Dann führte er in schnellerem Tempo seine Erzählung zu Ende.

„Merritts Wandlung war meiner Mutter Werk gewesen. Ihre Argumente, dem Schatze ihrer religiösen Anschauungen entnommen, hatten über Merritts pietätvolle Bedenken den Sieg davongetragen.

Herr Foster begrüßte mich trotz des Sturmes, den er im Hause voraussah, herzlich als Schwiegersohn. Und Frau Foster, nachdem sie vierundzwanzig Stunden lang gerast und dann drei Tage und Nächte im Bette zugebracht hatte, ohne mit jemand außer mit der aus Charleston mitgebrachten Negerin

Blumenmädchen aus der Bretagne.
Studie von Kath. Schäffner.

ein Wort zu sprechen, schien sich in das Unvermeidliche ergeben zu haben. Zwar war sie kalt wie Eis gegen mich, aber sie gestattete mir doch als Merritts angenommenem Bewerber freien Verkehr im Hause. Zuweilen vergaß sie sogar ihre affektierte Zurückhaltung und unterhielt uns von ihren Verwandten im Süden, als von einer hocharistokratischen Sippe, die sich nicht durch vulgäre Arbeit schändete. Darunter befand sich namentlich eine Familie Douglas, die zu den ersten des Landes gehören sollte. Die Leute lebten, nach Frau Fosters Ausdruck, wie die kleinen deutschen Könige. Sie prahlte, um mir zu imponieren. Ich, der ich Handel trieb, war in ihren Augen ein verächtliches Subjekt. Es wunderte mich nur, daß sie sich herabgelassen hatte, Foster zu heiraten. Dies sagte ich ihr einmal. Das habe sie nur aus Mitleiden gethan, gab sie an, weil Foster bis zum Wahnsinn in sie vernarrt gewesen sei. Und dann sang sie ein Loblied auf die impulsive Natur der echten Kinder des sonnenheißen Südens, die aus dem Herzen lebten und handelten und noch großer Thaten fähig seien.

Ich hörte meist geduldig zu und dachte mir mein Teil. Frau Fosters Verwandtschaft gewann erst ein mehr als platonisches Interesse für mich, als mir, nach etwa vier Wochen, angekündigt wurde, Herr James Douglas, ein jüngeres Mitglied jener illustren Familie, auf einer Vergnügungsreise durch den Norden begriffen, wolle auch das kleine Dayton mit seinem Besuche beehren. Das bedeutete für Merritt und mich eine unangenehme Störung, namentlich da Frau Foster sofort anfing, das ganze Haus auf den Kopf zu stellen und Vorbereitungen zu treffen, als ob der Schah von Persien bei ihr abzusteigen beabsichtige.

Nun: wir mußten uns darein finden, wenn wir auch insgeheim den jungen Sklavenbaron in den Mittelpunkt von Afrika wünschten. Nach acht Tagen stellte er sich ein. Er gefiel mir nicht übel. James Douglas besaß die Kunst, sich angenehm zu machen, in hohem Grade. Und er hielt nicht damit hinter dem Berge. Er zeigte nichts von Stolz, nichts von Hochmut; ohne Anstrengung fügte er sich in unsere Art. Eben hatte er ein Jahr in Paris und London zugebracht, wo er sich in der besten Gesellschaft bewegte, und berichtete nun gewandt und anschaulich über eine Menge von Dingen, von denen wir arbeitsames Volk in einem Landstädtchen Amerikas nicht die blasseste Ahnung hatten. In fabelhaft kurzer Zeit war er im ganzen Orte bekannt und gut Freund mit allen jungen Leuten, die ihre Kleider in Cincinnati machen ließen, Havanazigarren rauchten und in der feinsten Schenke Daytons sich täglich gegenseitig mit Cocktails traktierten. Auf einmal stürzte sich unsere solide Daytoner Gesellschaft in einen Strudel von Vergnügungen. Da gab es Picknicks zu Wagen, Picknicks auf Kanalbooten, Ausflüge im Mondschein und was nicht alles. Und die Seele von allen

Studienkopf von Kath. Schäffner.

dieſen Unternehmungen war ſelbſtverſtändlich James Douglas. Er ſpielte Klavier, Geige, Trompete und Guitarre, er ſang die modiſchen ſentimentalen Lieder mit einer ſchmelzenden Tenorſtimme, er agierte komiſche Monodramen mit der Mimik eines routinierten Schauſpielers, er unterrichtete die jungen Damen im Walzer, den er tanzte wie ein Ballettmeiſter. Kurz: er hatte in ſeinem Leben nichts mit Fleiß betrieben als das Studium brotloſer Künſte und war infolge deſſen ein Geſellſchafter, wie er in der ganzen Welt willkommen geheißen wird.

Ich hatte weder Zeit noch Luſt, den Karneval mitzumachen, den Dayton feierte; Frau Foſter und Merritt waren immer da zu finden, wo James Douglas das Panier des Vergnügens ſchwang. Erſtere ſonnte ſich ſichtlich an Eden rfolgen ihres Verwandten und verjüngte ſich dermaßen, daß ich wirklich an ihr die Ähnlichkeit mit Merritt endlich entdeckte, deren ſie ſich zu rühmen pflegte. Und letztere konnte ſich nicht zurückhalten. Nur ſelten ſah ich ſie und faſt nie allein. Einmal fand ich doch Gelegenheit, ſie zu fragen, ob ſie dem Vetter ſchon auf den Grund gekommen ſei. Ich erwartete die Antwort: Wie lange ſchon! Aber Merritt erwiderte: „James gehört einer anderen Sphäre an wie wir; er kann auf unſerer Wage nicht richtig gewogen werden.“

Das Wort frappierte mich, weil Merritt bislang nicht zweierlei Maß und Gewicht bei ihrer Schätzung der Menſchen angewandt hatte, aber ich war weit davon entfernt, etwas Arges zu denken. So ſicher war ich Merritts wie des Schattens, den ich von mir unzertrennlich wußte.

Vierzehn Tage waren vergangen, und noch immer traf James Douglas keine Anſtalten, ſeine Vergnügungsreiſe fortzuſetzen. Da war es meine Mutter, die mir Unruhe ins Blut warf. Als ich ihr eines Abends gute Nacht wünſchte, hielt ſie mich an und fragte mich, ob nicht ein fremder Zauber, lange genug ausgeübt, einen reinen Sinn in Verwirrung bringen könne? — Was ſie meinte, verſtand ich erſt, als ich ihr aufmerkſam in die treuen, beſorgten Züge ſchaute. Bekümmert fügte ſie hinzu: „Ich fürchte, mein lieber Tom, du haſt dich zu viel im Winkel gehalten. Blindes Vertrauen iſt nicht angebracht, wenn Kometen zwiſchen den feſten Sternen erſcheinen.“

Nach dieſer Warnung hatte ich eine ſchlafloſe Nacht. Als ich ziemlich ſpät herunterkam, empfing mich meine Mutter: „Die Foſters ſind ſchon in der Frühe ausgefahren und das Pariſer Modejournal mit. Und es waren Koffer auf dem Wagen, Tom.“

Sie ſagte nicht, was ſie fürchtete. Ich aber fuhr zuſammen wie von einer Natter geſtochen und rannte ohne Hut hinüber in das Nachbarhaus. Penelope, die alte Negerin, trat mir mit dem boshafteſten Grinſen entgegen, deſſen ihr häßliches Geſicht fähig war. „Wohin iſt Ihre Herrſchaft?“ fuhr ich ſie an. — „Nach Cincinnati!“ — „Auf wie lange?“ — „Weiß ich nicht.“ — „Kommt Herr Douglas mit zurück?“ — „Weiß ich nicht.“ — „Weſſen Gepäck war das auf dem Wagen?“ — „Weiß ich nicht.“

Die alte Hexe log, ich ſah es ihr an. Sie war von jeher Frau Foſters Vertraute

gewesen, in weit höherem Grade als Merritt, vor der sie sich immer noch etwas Zwang anthat. Daß sie lügen mußte, erschien mir höchst verdächtig, noch verdächtiger aber, daß sie es mit augenscheinlichem Vergnügen that. Denn ich erfreute mich keineswegs ihrer Gunst, obgleich ich ein vierschnüriges Halsband von unechten Perlen und sechs großartig bunte Kopftücher daran gewandt hatte, sie mir zu erwerben.

Mit den schlimmsten Befürchtungen verließ ich die mißgünstige Kreatur. Sie waren nur zu sehr gerechtfertigt. Nach drei Tagen stellte sich Herr Foster wieder ein. Wie das böse Gewissen habe sie ihn ins Haus schleichen sehen, berichtete mir meine Mutter. Erst am folgenden Tage gewann er den Mut, mich in meinem Geschäftslokal aufzusuchen. Er sei an allem unschuldig, versicherte er. Erst in Cincinnati habe er erfahren, was die jungen Leute untereinander ausgeheckt hätten. Es sei ja ohne Zweifel sehr schmerzlich für mich, aber als Mann würde ich Enttäuschungen zu tragen wissen. Und als ich ihn anstarrte, unfähig, sofort zu erraten, was mit seinem Geschwätz gemeint war, benutzte er meine Bestürzung, um mir eiligst die Hand zu schütteln und davonzurennen wie ein Hehler, der den Zorn des Bestohlenen fürchtet.

Ich rief ihn nicht zurück, den Schwächling. Bei seinem Abzuge hatte er mir einen bereitgehaltenen Brief auf das Pult geworfen. Darin stand, was er zu sagen sich nicht getraute. Er war von Merritt, und geschrieben am Abend vor ihrer Abreise. Sie verabschiedete mich. Wir hätten es bei der Freundschaft bewenden lassen sollen, meinte sie. Es sei ein Irrtum gewesen, daß sie geglaubt hätte, an meiner Seite volles Genügen zu finden. Seitdem erst habe sie die Liebe kennen gelernt. Auch mir, wie sie fest erwarte, werde noch die Einsicht kommen, daß ich mich in derselben Weise wie sie getäuscht hätte. Und so weiter.

Mitteilsamer wie gegen mich war Herr Foster gegen andere. Noch an demselben Tage erfuhr ich, daß das Paar in Cincinnati eine Heiratslicenz genommen, von einem Friedensrichter sich hatte trauen lassen und nun mit Frau Foster nach den Besitzungen der Douglas im sonnigen Süden unterwegs war. Die unerhörte Begebenheit brachte ganz Dayton in Aufruhr. Meine Freunde würden James Douglas gelyncht haben, wenn sie seiner hätten habhaft werden können. Nur er, der eben noch Vielbewunderte, erschien als der Übelthäter; nur gegen ihn wandte sich empört die öffentliche Meinung. Mit Recht. Ein Gentleman respektiert die älteren Rechte eines anderen; er wirft nicht seine Netze in fremden Teichen aus; er lockt nicht seines Nächsten Braut zum Bruch heiliger Gelübde. Das thut kein Ehrenmann. Merritt — gewiß: Merritt war schwach gewesen. Aber die Mutter stand auf des Verführers Seite; sie unterstützte seine Werbung mit der ganzen Energie ihres leidenschaftlichen Charakters. Durch Merritts Verbindung mit James Douglas öffneten sich ihr aufs neue die Pforten des verlorenen Paradieses; sie fand wiederum eine Heimat in dem über alles geliebten Lande ihrer Geburt. Und sie hätte nicht Feuer und Flamme für des reichen Verwandten diebisches Projekt sein sollen? — O, Merritt, die einst schon geschworen, unter uns nicht Wurzel zu schlagen, — sie war zu entschuldigen. Es war ihr eingeredet worden, für mich, den einfachen, den hausbackenen Menschen, empfände sie nur Freundschaft, schwesterliche Zuneigung, für jenen aber, den talentvollen Weltling, den aristokratischen Sybariten, fühlte sie Liebe. Daher ihr spitzfindiger Brief, daher ihr Versuch der Rechtfertigung, der weder aus Überzeugung kam, noch mich überzeugte.

Ich wurde nicht krank; ich jammerte nicht einmal. Nach wie vor versah ich mein Geschäft, und es hat mir keiner angemerkt, wie die Untreue Merritts an meinem Herzen nagte. Keiner, mit Ausnahme meiner Mutter. Sie machte nicht viele Worte über die traurige Angelegenheit, aber sie behandelte mich lange, lange Zeit mit einer sanften Zärtlichkeit, die sie mir zuletzt bewiesen haben mochte, als ich, ein fünfjähriger Knabe, am Scharlachfieber schwer daniederlag. Dabei genas ich, jetzt wie einst. Nur das Lachen hatte ich verlernt.

Was mir geblieben ist von damals her, das ist ein Haß gegen den Räuber meines Glücks, so heiß, so brennend, daß ich ihm tausend Tode bereiten möchte. Freilich habe ich nicht erwartet, jemals wieder mit ihm zusammenzutreffen. Nur seit ich im

Felde stehe, ist mir zuweilen der Gedanke gekommen, daß einmal bei einem Ansturm auf den Feind mir plötzlich das Gesicht vor die Augen geraten könnte, das in mein Gedächtnis unauslöschlich eingegraben ist. Und dann griff ich unwillkürlich nach meinen Waffen und prüfte die Ladung meines Revolvers . . .

Doch ist es besser, wie es ist. James Douglas braucht nicht von meiner Hand zu fallen. Aber am Morgen, wenn über ihn als Spion das Todesurteil gefällt worden ist, dann das Kommando „Feuer!" zu geben — diesen Genuß möcht' ich doch haben!"

* * *

Falks Erzählung war beendet. Wir begaben uns langsam in das Lager, ohne viele Worte zu wechseln.

Vor meinem Zelte wartete eine Ordonnanz auf mich, die mir eine Brieftasche und einige Papiere überreichte. Ein diensteifriger Leutnant hatte bereits unseren Gefangenen durchsucht und ihm abgenommen, was er in seinen Taschen vorfand.

Ich lud Falk ein, in mein Zelt zu treten. So lange konnten wir unsere Nachtruhe noch hinausschieben, um zu prüfen, welcher Art das Material war, das zur Belastung von James Douglas dienen mußte.

Nachdem ich Licht gemacht hatte, sah ich flüchtig die Brieftasche durch. Sie enthielt Notizen harmlosesten Charakters, wie sie ein betriebsamer, ordnungsliebender Farmer machen würde. Auch einige Geschäftsempfehlungen fanden sich vor, Karten von Händlern in den umliegenden Orten. Weiter nichts.

Ich gab die Brieftasche an Falk: „Versuchen Sie Ihr Heil; ich sehe nicht das mindeste Verdächtige."

Falk sagte geringschätzig: „Ein plumper Betrug! Bemerken Sie denn nicht, Oberst, daß diese Brieftasche zu dem Zwecke zurechtgemacht worden ist, um ihren Inhaber als etwas darzustellen, was er nicht ist? — Kein wirklicher Farmer stellt so zwecklose Berechnungen an wie diese."

„Wenn auch," versetzte ich. „Dieser Umstand würde belastend sein, aber keine Verurteilung herbeiführen."

Falk stöberte mit Argusaugen in der Brieftasche umher. Auf einmal that er einen Ausruf der Überraschung. In der Bleistifthülse hatte er nach Entfernung des Stifts ein Röllchen Papier entdeckt. „Was so versteckt wird, muß bedenklich sein," sagte er triumphierend.

In der That enthielt der schmale Papierstreifen in knappster Form eine Bescheinigung, daß der Inhaber, James Douglas, Major im Stabe des Generals Bragg, des Oberbefehlshabers der uns gegenüber stehenden konföderierten Armee, sei.

Dieser Zettel genügte. Der Kundschafter war ein verlorener Mann.

Die übrigen Papiere waren, wie vorauszusehen, belanglos. Ein Couvert, das ich zuletzt aufnahm, schien eine Photographie zu enthalten. An Merritt denkend, reichte ich es an Falk: „Hier ist etwas, das Sie interessieren wird."

Er zog das Bild aus dem Umschlag und brachte es ans Licht. Beim ersten Blick darauf zuckte er zusammen, und seine Hand zitterte.

„Mein Gott! Sie hat zwei Kinder!" rief er aus.

Es war ein Ton der Bestürzung in diesem Ausruf, den die Veranlassung kaum rechtfertigte. Aber es schien Falk ergangen zu sein wie manchen Menschen von verschlossenem, brütendem Wesen, für die auf dem Gebiete ihres speziellen Kummers alles unverändert bleibt. Bis zu diesem Augenblick hatte er sich Merritt so vorgestellt, wie er sie zuletzt vor vier oder fünf Jahren gesehen.

Er konnte nicht aufhören, die Gruppe zu betrachten. Ich blickte ihm über die Schulter: Frau Merritt Douglas war ein sehr schönes Weib und hatte reizende Kinder, einen dunkeläugigen Knaben, der keck in die Welt schaute, und ein Mädchen, das den Lockenkopf verschämt-zärtlich an die Mutter schmiegte.

Endlich legte Falk mit einem tiefen Seufzer das Bild nieder. Ohne mich anzusehen, reichte er mir die Hand, wünschte mir gute Nacht und entfernte sich aus dem Zelte.

Ich glaubte zu erraten, was in ihm vorging. Das ist das Entsetzlichste in einem Bürgerkriege, daß die Kugel, die den Feind trifft, auch die eigenen Lieben nur zu häufig verwundet!

Ich warf mich auf das Lager und löschte

das Licht. Die Müdigkeit überwältigte mich rasch, und ich versank in einen tiefen, traumlosen Schlaf. Kaum konnte ich mich ermuntern, als mein Bursche mich weckte, und ohne rechtes Verständnis hörte ich seine Meldung an, daß Hauptmann Falk schon seit einer Stunde vor dem Zelte auf mich warte. Dann aber, während ich mich völlig ankleidete, fiel mir plötzlich der gefangene Spion wieder ein und die Beziehung, worin Falk zu ihm stand. Es gefiel mir durchaus nicht, daß mein junger Freund es so eilig damit hatte, seinen glücklichen Nebenbuhler ins Jenseits befördert zu sehen; edler wäre es gewesen, wenn er sich entschuldigt und still bei Seite gehalten hätte, bis alles vorüber war. Auch hatte ich nichts anderes von ihm erwartet, namentlich nach der Gefühlsregung bei dem Anblick des Bildes, von der ich Zeuge gewesen war.

Verstimmt über die Erfahrung, daß der Haß auch die Besten zu niedrigen Handlungen fortreißt, hieß ich Falk draußen warten, und als ich endlich in der ersten Morgendämmerung zu ihm heraustrat, fuhr ich ihn böse an: „Können Sie denn Ihre Ungeduld gar nicht zügeln? Ist Ihnen der arme Bursche so sehr im Wege, daß Sie seinethalben nicht einmal haben schlafen können?“

Er gab mir einen seltsamen Blick. „Es ist wahr, ich habe nicht geschlafen,“ erwiderte er mit müder Stimme.

Jetzt erst fiel mir sein verstörtes Aussehen auf.

„Was fehlt Ihnen, Falk? Was ist geschehen?“ rief ich aus und zog ihn bei Seite, in Bestürzung versetzt durch die sich mir unwillkürlich aufdrängende Vermutung, daß der Unselige sich habe hinreißen lassen, das Werk der Rache in seine eigene Hand zu nehmen.

Düster erwiderte Falk: „Ich bitte darum, zunächst als Freund von Ihnen angehört zu werden.“

Diese Forderung bestärkte mich noch in meinem Verdacht. „Reden Sie, — rasch!“ rief ich. „Um's Himmelswillen, Mann, was haben Sie gethan?“

„Was ich vor Gott verantworten kann.“

Er wurde mir immer rätselhafter. Ungestüm drang ich in ihn: „Über eines wenigstens geben Sie mir ohne Umschweife Auskunft: lebt Douglas noch?“

Befremdet sah er mich an. Einige Sekunden lang grübelte er augenscheinlich darüber, was mich veranlaßt haben könnte, diese Frage zu stellen; dann versetzte er langsam: „Als Douglas mich vor einigen Stunden verließ, fehlte ihm nichts.“

Eine seltsame Form der Bejahung, in der That! Sie hätte mich eigentlich auf die Spur desjenigen bringen sollen, was geschehen war. Doch lag mir selbst der Gedanke an die Möglichkeit einer That, wie Falk sie wirklich begangen hatte, nach allem Vorangegangenen unendlich fern.

„Also haben Sie ihn wieder aufgesucht?“ forschte ich.

„Das Bild trieb mich zu ihm. Ich bedachte, daß er der Vater von Merritts Kindern sei.“

„Ich glaube, Ihre Absicht zu erraten. Sie wollten sich zur Beförderung seiner letzten Botschaft an die Seinigen anbieten.“

„Was ich wollte, weiß ich selber nicht. Das Bild hatte mir einen mächtigen Stoß ans Herz gegeben. Ich sah, daß Merritt glücklich war. Das hatte ich nicht erwartet. Und — ich wollte mehr von ihr hören. Das wird's wohl gewesen sein.“

Nun merkte ich allerdings, daß ich meinem Freunde Falk vorhin bitteres Unrecht gethan hatte. Teilnehmend sagte ich: „Hoffentlich haben Sie Ihren Zweck erreicht!“

„Die Unsern hatten ihm gutmütig die Bande gelockert und ihm ein Lager bereitet,“ berichtete Falk. „Er hatte es sich bequem gemacht und schlief. Ich mußte ihn wecken. Weshalb man ihn störe, fragte er vorwurfsvoll, noch mit geschlossenen Augen. Eben sei er in der Heimat gewesen, die er so lange nicht gesehen habe, — in der süßen, friedlichen Heimat. Und seine Kinder hätten ihn willkommen geheißen und an seinem Halse gehangen — beide ... Seufzend richtete er sich dann auf und öffnete die Augen. Sofort erkannte er mich. Was ich mit ihm vorhabe? erkundigte er sich argwöhnisch. Ich beeilte mich, ihn zu beruhigen. Nicht als Feind wäre ich gekommen, sagte ich. Wunderbar habe soeben ein Bild auf mich gewirkt, das er bei sich getragen, und den Wunsch in mir entzündet, von der Mutter der beiden holdseligen Kinder etwas zu vernehmen, — jener glück-

strahlenden Frau, die die Züge meiner Jugendgeliebten trage. Da sah er mich lange forschend an, weil ihm solche Wandlung in eines Menschen Wesen kaum glaublich erscheinen mochte. Endlich aber mußte er sich wohl entschlossen haben, mich so zu nehmen, wie ich mich gab. Er habe schlecht an mir gehandelt, gestand er mit einem männlichen Freimut, den ich ihm nach dem Charakterbilde, das ich mir von ihm gemacht hatte, nicht zutraute. Leidenschaft hätte ihn verblendet, jugendlicher Übermut ihn hingerissen. Das schönste Mädchen Daytons, Braut obendrein, zu gewinnen, sei ihm als eine preiswürdige Aufgabe erschienen. Welch eine Perle er gewonnen habe, sei er erst später inne geworden, als in verantwortlicher Stellung der Schaum des Leichtsinns von ihm abgesegt worden sei. Da habe er sich gelobt, die Liebe Merritts, die ihm, ein Geschenk des Himmels an einen Unwürdigen, zugefallen sei, zu verdienen. Und das könne er mir auf Ehre und Gewissen versichern: Merritt habe das erwartete Glück an seiner Seite gefunden. Wenn zuweilen ein Schatten über ihre Stirne geflogen wäre, so sei es gewesen, wenn sie ihrer Untreue gedacht habe und des Herzeleids, das sie mir habe verursachen müssen. Er wage zu hoffen, daß aus unserer Begegnung eine Verständigung von Mann zu Mann hervorgehen werde, auf Grund des nun einmal Geschehenen: Bekenntnis der Schuld seinerseits, Vergebung meinerseits. Das beste Geschenk, daß er einst Merritt heimtragen könne, sei die Botschaft von mir, daß ich ihrer ohne Bitterkeit gedenke. Und wenn dieser unheilvolle Krieg zu Ende ist," rief er aus, „wenn die Feuerschlünde verstummt sind und überall wieder der Pflug ruhig durch den Boden geht, dann kommen Sie zu uns als der liebste Gast, dem wir die Hände entgegenstrecken können, — dann segnen Sie unseren Heerd und schenken unseren Kindern Ihr Herz!"

„Tief erschüttert war ich von dieser Anrede. Merritts Gatte hatte, hingerissen von einer Gefühlswallung, die ihn ehrte, seiner Gefangenschaft vergessen und der Ungewißheit des Schicksals, das über ihm schwebte. Sein Geist malte ihm eine Zukunft, wie sein Herz sie sich wünschte — ein Familienglück, woran auch ich Anteil haben sollte. Er hatte mich versöhnt, der sanguinische Schwärmer; der letzte Rest des alten, lange gepflegten Hasses wich von mir. Schmerzlich empfand ich die Notwendigkeit, ihn zurückrufen zu müssen zu seiner gegenwärtigen, ach! so hoffnungslosen Lage. Und doch mußte ich's thun. Ich konnte nicht von ihm gehen als ein Betrüger, schwachmütig vor ihm verbergend, daß in dem Würfelspiele des Krieges das Schicksal ihm die schwarze Kugel zugedacht hatte . . . Nein: er war Soldat und mußte wie wir Alle jeden Augenblick darauf gefaßt sein, daß der Tod, dem er sich bewußt aussetzte, ihn hinwegraffe — von Weib und Kind, von allen Wonnen dieser für ihn so schönen, so reich gesegneten Erde.

Zögernd sagte ich: „Was Sie mir so verführerisch schildern — ich wollte, es könnte Wirklichkeit werden, Major Douglas." — Als er mich seinen militärischen Rang nennen hörte, schrak er zusammen. Er wußte sofort, daß der Zettel in seiner Brieftasche zum Verräter an ihm geworden war. Eine Weile saß er schweigend, die Augen wie in eine unendliche Ferne gerichtet. Dann kam es leise und klagend von seinen Lippen: „Arme Merritt!"

Es war der Tribut, den er menschlicher Schwäche zahlte. Im nächsten Augenblick wurde er zu Stahl. Er hatte abgeschlossen mit dem Leben. Mir aber, mir klang dieses: „Arme Merritt!" bis ins innerste Mark. Sie, die Geliebte, sollte des Gatten beraubt werden — ihre herzigen Kinder des Vaters! In Dunkelheit und Trauer sollten sich fernerhin ihre Tage abspinnen, ihre lieben, hellen Augen in Thränen stehen, ihre Füße schwer dahinwandeln! Geknickt die holde Blüte, verdorrend das junge Leben! — Da zwang es mich unwiderstehlich, einzugreifen in die Zügel des Todes, der glückzermalmend aus dem Dunkel der Nacht heranfuhr, — abzuwenden das Fürchterliche von der Teuren, der ich so viel schuldete: die mir einst die Schätze der Bildung erschlossen, die mich zu dem gemacht hatte, was ich war . . . Und mit dem Gedanken kam die That: ich nahm mein Messer und durchschnitt Douglas' Fesseln. Hastig sagte ich: „Stehen Sie auf; ich führe Sie über unsere Vorposten hinaus." — Stumm gehorchte er, dann aber blieb er bedenklich stehen. „Was Sie thun wollen,

dürfen Sie nicht, Hauptmann Falk," erinnerte er. „Ich kann nicht annehmen, was Ihrer Pflicht widerspricht." — Ich mußte ihm versichern, daß der Zettel, an dem sein Schicksal hing, nur von mir gesehen worden sei und von mir vernichtet werden sollte. Noch schwankte er, aber die Liebe zum Leben siegte. „Die Kunde, die ich gewonnen, bleibt in meiner Brust," gelobte er und folgte mir. Mit einem Händedruck entließ ich ihn bei den äußersten Posten. Ich sah ihm nach, bis seine Gestalt sich im Dunkel verloren hatte. Da ward mir leicht wie nie zuvor in meinem Leben."

In fliegender Eile hatte Falk mir seine Beichte abgelegt. Jetzt richtete er sich stramm auf und sagte in verändertem Ton: „Ich melde mich zum Arrest, Herr Oberst!"

Ich wehrte mit der Hand ab: „Lassen Sie, Hauptmann. Diese Affäre braucht nicht öffentlich zum Spruch zu kommen; ich kann nicht zugeben, daß Sie vor der Welt Ihre Ehre verlieren. Folgen Sie mir!"

In meinem Zelte nahm ich den verhängnisvollen Papierstreifen und verbrannte ihn vor seinen Augen.

„Der Farmer James Douglas wird als unverdächtig entlassen in den Rapport eingetragen," sagte ich. „Und was Sie betrifft, Hauptmann: wenn das nächstemal in einem Gefechte ein kritischer Moment eintritt und ein Vorstoß gegen Übermacht verlangt wird, dann werde ich an Sie denken."

Mit sichtlicher Freude vernahm er sein Urteil. „Ich danke Ihnen, Oberst," erwiderte er einfach.

Damit war Falk dienstlich erledigt. Und nun konnte ich mir's nicht versagen, den Verbrecher herzlich zu umarmen, der einem feindlichen Spion zur Flucht verholfen hatte.

„Wie die Verhältnisse lagen, mein lieber junger Freund — ein Lump, wer nicht handelte wie Sie!" rief ich aus.

Mein Wort aber mußte ich einlösen. Es war am ersten Tage der Schlacht am Chickamanga, in einem Augenblick, da der siegreich vordrängende Feind um jeden Preis aufgehalten werden mußte, als ich ihm befahl, mit seiner Kompagnie an der Spitze des Regiments anzugreifen. Es gelang uns, an diesem Tage noch die drohende Niederlage abzuwenden, der wir am nächsten doch nicht zu entgehen vermochten. Auch hier wie so häufig in diesem unseligen Bruderkriege flossen Ströme von Blut vollständig nutzlos; auch hier sanken die Opfer bei Tausenden, ohne daß eine der streitenden Parteien den geringsten Vorteil davon zog.

Eines dieser Opfer war Thomas Falk. Gleich bei dem ersten Vorgehen traf ihn eine Kugel mitten ins Herz. —

Einige Jahre nach dem Kriege führten Geschäfte mich nach Charleston. Dort erkundigte ich mich nach James Douglas in Raleigh, und erfuhr, daß er unversehrt heimgekommen sei, nachdem er in den Entscheidungsschlachten bei Richmond eine Brigade befehligt habe.

Ich konnte mir's nicht versagen, ihn aufzusuchen. Sobald ich Falk's Namen erwähnte, faßte er mit beiden Händen meinen Arm: „Lebt er?" — Ich schüttelte den Kopf: „Am Chickamanga ist er gefallen, Sein letzter Gedanke war an seine Jugendfreundin Merritt Foster."

Erschüttert wandte er sich ab.

Er erinnerte sich meiner nicht. Ich rief ihm unsere Begegnung ins Gedächtnis zurück. Da blickte er mich forschend an: „Sie wissen alles?"

„Alles."

Er führte mich zu seiner Frau und ließ mich allein mit ihr. Merritt war des Verstorbenen wert — ein Weib von seltener Selbstbeherrschung und Sicherheit des Empfindens. Lange sprachen wir über Falk, und sie ließ nicht ab, bis ich ihr über ihn alles mitgeteilt hatte, was ich durfte.

„Er hatte ein goldenes Herz," sagte sie endlich mit feuchten Augen. „Ich wußte es, als ich ihn verließ. Aber Gott ist mein Zeuge: ich konnte nicht anders. In der Liebe ist das Unbegreifliche alltäglich. Sie treibt den Willen wie eine Feder vor sich her. Mein guter, treuer Tom! Wir werden ihn niemals vergessen!"

Daß er für sie in den Tod gegangen war, habe ich Merritt verschwiegen. Es ist bis zu dieser Stunde mein Geheimnis geblieben.

Digitized by Google

Rheinwein.

Von Ernſt Leubach.

Vignette von F. Stuck.

(Abdruck verboten.)

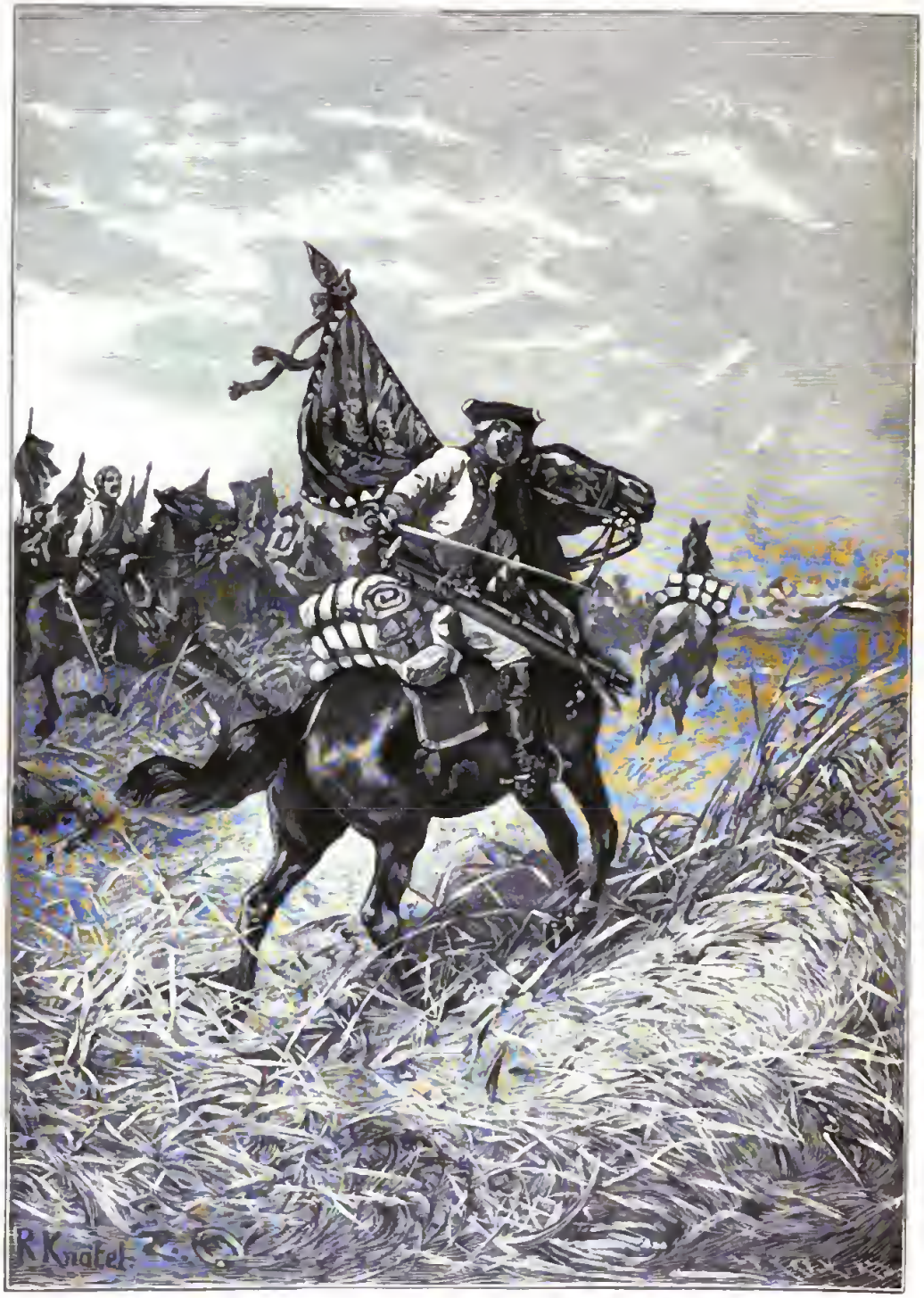
Rheinwein, Rheingau's dufliger Wein,
Warum er Wonnen und Wärme ſchafft?
Er birgt gebundene Himmelskraft,
Leuchtenden, goldenen Sonnenſchein.

Aus dem Thale den Glockenklang,
Und das Lachen, den Jubelgeſang
Fröhlicher Waller auf Wegen und Wogen
Hat die Rebe den Sommer lang
Still in Blätter und Blüten geſogen.

Schritt vorüber ein junges Paar —
Werbende Küſſe, heimliches Flüſtern; —
Schlang vorm Dorf unter Linden und Rüſtern
Ländliche Reigen die jauchzende Schar; —
Oder ſangen beim Abendgang
Blühende Mägdlein den Strom entlang
Weich hinflutende Melodei'n —
All das zog in die Reben hinein.

Und wenn der Reigen trunken entſchlief,
Spät in der duftenden Sommernacht,
Nur der Mond noch am Himmel wacht'
Und die Sehnſucht im Herzen lief:
Jauchzend und ſchluchzend mit ſüßem Schall
Sang in den Büſchen die Nachtigall,
Liebeswonnen und Liebespein —
Und die Reben ſogen es ein.

All im Römer ſind ſie vereint:
Selige Sehnſucht, die lächelnd weint,
Schwellende Kraft, die im Reigen toſt,
Bräutliche Liebe, die ſchluchzend koſt, —
Und das Lachen der Wandergeſellen,
Und der Mondſchein auf murmelnden Wellen,
Und die Lieder der Nachtigall,
Und vom Dome der Glocken Schall,
Und auf dem Schiefer der Sonnenglaſt, —
All du hältſt es im Römer umfaßt.
Heb' ihn und rufe: Du Land am Rhein,
Dreimal geſegnet ſollſt du mir ſein!



Baireuth-Dragoner bei Hohenfriedberg. Gezeichnet von R. Knötel.
(Zu nebenstehendem Artikel.)

Alte und neue Dragoner.

Text und Illustrationen
von
Richard Knötel.

(Abdruck verboten.)

Dragonergewehr mit Gabel und Bandelier. Zeit des 30jährigen Krieges.

Das Bedürfnis, mit möglichster Schnelligkeit eine größere Anzahl Feuergewehre ins Gefecht zu bringen, hatte sich mit der infolge allgemeiner Einführung jener Waffe veränderten Kampfweise fühlbar gemacht. Die Ausrüstung des Reiters mit Pistolen ersetzte diesen Mangel nur unvollkommen. Um dem Bedürfnis abzuhelfen, errichtete man in Spanien um die Mitte des XVI. Jahrhunderts eine mit Feuergewehren ausgerüstete Reitertruppe — Arkebusiere zu Pferde, auch Karabiniers genannt. Vereinzelt kommen berittene Büchsenschützen auch schon früher vor, so in der Schweiz schon 1510. Solche Beispiele fanden vorerst wenig Nachahmung. Anders verhält es sich mit jenen spanischen Arkebusieren. Herzog Alba brachte einige Kompanieen derselben nach den Niederlanden, wo sie sich gut bewährten und deshalb auch in anderen Heeren eingeführt wurden. Die Schutzrüstung des Arkebusiers — Brust- und Rückenharnisch, sowie Sturmhaube — erwies sich nach und nach als zu schwer, so daß man sich veranlaßt sah, dieselbe bei einzelnen Kriegsvorfällen abzulegen. So entstanden die Dragoner. In Frankreich erscheinen sie als selbständige Truppengattung, von den Arkebusieren unterschieden, unter Heinrich IV.

Über die Ableitung des Wortes „Dragoner“ ist viel geschrieben worden. So wird behauptet, die Dragoner hätten zur Zeit ihrer Errichtung einen Drachen (dragon) in ihrer Standarte geführt. Beweise für eine solche Thatsache sind aber nicht beizubringen. Hoyer (Geschichte der Kriegskunst, Göttingen 1797) sucht den Namen auf folgende Weise zu erklären, indem er den Ansichten des Jesuitenpaters Daniel (Histoire de la milice françoise, Paris 1721) folgt: „Man gab ihnen den Namen Dragoner, sei es, daß man zwischen ihnen und den eingebildeten Ungeheuern gleichen Namens einige Ähnlichkeit zu finden glaubte, wenn sie so mit brennender Lunte daherjagten; oder

Abb. 2. Kurbrandenburgische Dragoner erstürmen den Kirchhof von Türckheim. (10. Jan. 1675.)

damit anzudeuten, daß sie dem Feinde ebenso fürchterlich wären, als Drachen; oder endlich um auf ihre Schnelligkeit anzuspielen." Um zu belegen, wie gefürchtet die Dragoner gewesen wären, führt Pater Daniel den alten Vers an:

Voici les dragons qui viennent,
Maman, sauvons nous, etc.

Ganz verunglückt scheint die Ableitung von dem Draconorius der alten Römer. Flemmings Ansichten (im „vollkommenen teutschen Soldat," 1726) sind unsicher. Er gibt sich aber möglichste Mühe, das Vorkommen der Dragoner schon bei den alten Römern, als equites catapultarii nachzuweisen. Solche antiquarische Spielereien waren damals an der Tagesordnung.

Mehr als diese Versuche dürfte für Erklärung des Wortes der Umstand von Wert sein, daß der drachenförmige Hahn des Luntengewehres „dragon" hieß und darnach eine Art dieses Gewehres selbst so benannt wurde. Wir finden auch sonst Analogien dafür, daß eine Truppe nach der sie charakterisierenden Hauptwaffe benannt wurde. Bei den Lanzknechten hießen diejenigen, welche zweihändige Schwerter führten „Schlachtschwerter," ein Ausdruck, der sich noch in der Redensart: „Er flucht wie ein Schlachtschwert" erhalten hat.

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges finden wir die Dragoner schon fast in allen Heeren vertreten. Der Dragoner war seiner Bestimmung gemäß zunächst ein Infanterist, den man behufs schnellerer Verwendung zu Pferde gesetzt hatte. Um schnell Infanterie bei der Hand zu haben, griff man oft zu dem Mittel, einen Infanteristen hinter einen Reiter auf das Pferd zu setzen. Daß die doppelte Last aber nicht beigetragen haben kann, die Schnelligkeit des Pferdes zu heben, liegt auf der Hand. Dieser Notbehelf wurde durch die Einrichtung der Dragonertruppe überflüssig.

Die Infanterie bestand zur Zeit des dreißigjährigen Krieges aus Musketieren und Pikenieren. Dieselbe Einteilung fand sich auch bei den Dragonern, welche auch Trommeln führten, während die „Kavallerie" Panken hatte. Zum Gefecht saß der Dragoner ab und focht ganz nach Art der Infanterie damaliger Zeit. Die Pferde blieben hinter der Gefechtslinie gekoppelt stehen unter der Obhut weniger Knechte und Jungen. Die Möglichkeit, bei dem Auf- und Abwogen des Kampfes von den Pferden abgeschnitten zu werden und dieselben an den Feind zu verlieren, war Veranlassung (nach Wallhausen, 1616), daß die Dragoner minderwertiges Pferdematerial hatten. Kavalleristische Leistungen wurden ja auch von ihnen nicht verlangt.

Die Ausrüstung und Bewaffnung des Dragoners bestand in jenem Zeitabschnitte aus folgenden Stücken. Die Hauptwaffe war das Luntenschloßgewehr, welches später

durch das Radschloßgewehr ersetzt wurde. Es wurde an einem Riemen auf dem Rücken getragen. Zum Gewehr gehörte ein Stock mit einer Gabel zum Auflegen der Waffe. Die Munition führte der Dragoner an einem über die linke Schulter hängenden Bandelier bei sich. An letzterem hingen an Schnüren zwölf lederüberzogene Holzkapseln, welche die Ladungen enthielten. Ferner waren am Bandelier befestigt: eine Pulverflasche, ein Fläschchen mit Baumöl und ein Beutel mit Kugeln, Fettlappen ꝛc. Auch die Lunte wurde gewöhnlich um das Bandelier gewickelt. Das Feuersteinschloß erscheint bei französischen Regimentern um 1635.

Pistolen führten die Dragoner nicht. Als Seitengewehr diente ein Stoßdegen. Am „deutschen Sattel“ war ein Beil befestigt. Schutzwaffen führten nur die Dragoner-Pikeniere, und zwar Brust- und Rückenharnisch, sowie Sturmhaube. Die Hauptwaffe war die Pike. Eigentliche Uniformen gab es bekanntlich noch nicht, jedoch war der Lederkoller ein bevorzugtes Kleidungsstück. Den Kopf des Dragoner-Musketiers bedeckte gewöhnlich der damals übliche breitkrämpige Hut. Die Beine waren mit weiten Hosen, Strümpfen und Kniebändern bekleidet. Als Fußbekleidung dienten Schuhe ohne Sporen. Die damaligen schweren Reiterstiefel standen nur der „Reuterey“ zu und würden auch dem zu Fuße kämpfenden Dragoner nur hinderlich gewesen sein.

Der erste, der den Dragonern einen geschlossenen Ansturm zu Pferde zumutete, war Gustav Adolf. Im Kampfe mit Reiterei war der Dragoner durch den Mangel an Pistolen dem Feinde gegenüber im Nachteil, wenn man bedenkt, daß die Reitergefechte des dreißigjährigen Krieges hauptsächlich ein Herumgeknalle waren. Erst wenn der Reiter seine beiden Pistolen aus möglichster Nähe

Abb. 3 Dragoner-Grenadier, die Handgranate werfend. Um 1720.

losgebrannt hatte, griff er zum Degen. Das Dragonergewehr war zu solchem Nahekampf unbrauchbar. Als daher der schwedische General Steen Bielke im Jahre 1636 von den Kaiserlichen bedroht wurde, gab er seiner einzigen berittenen Truppe — dem Dragonerregiment Stuart — Pistolen. Ein wesentlicher Fortschritt in der Bewaffnung, wenn man die damaligen Verhältnisse in Betracht zieht. Dieser Schritt fand mit der Zeit allgemeine Nachahmung. Viel verdankt die Dragonerwaffe dem Großen Kurfürsten. Unter ihm wurde sie eine Truppe, die an Tüchtigkeit der Reiterei nicht nachstand. Besonderen Wert legte er auf gutes Pferdematerial, welches aus Ungarn und Polen beschafft wurde, da der Dragoner leicht beritten sein mußte. Die kavalleristische Ausbildung wurde nicht mehr vernachlässigt. Was besonders charakteristisch ist, war der

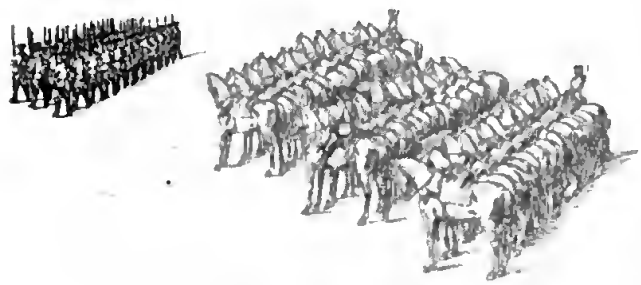


Abb. 4. Dragoner abgesessen zum Fußgefecht. Um 1720.

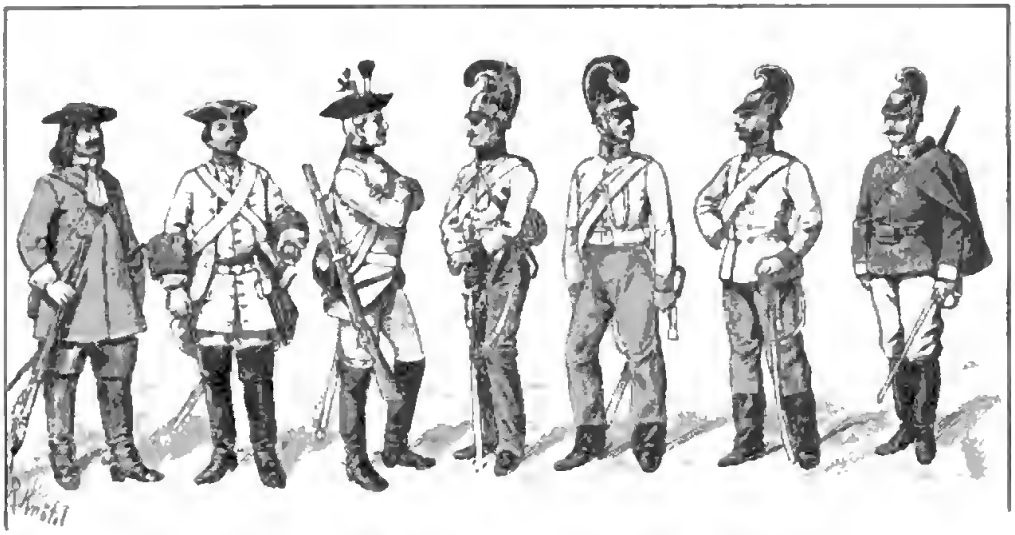
1680. 1730. 1786. 1806. 1813. 1843. 1893.

Abb. 5. Brandenburgisch-Preußische Dragoner.

individuelle Gebrauch, den der Kurfürst von dieser Truppe machte. Bald mußte der Dragoner zu Pferde plänkelnd das Gefecht eröffnen, bald abgesessen eine Brücke verteidigen oder zwischen den Geschützen verteilt die fehlende Infanterie ersetzen, wie bei Fehrbellin, oder einen befestigten Punkt stürmen, wie den Kirchhof von Türkheim (Abb. 2), bald zu Pferde in rasendem Ansturme in den Feind einbrechen. Die großen Verdienste Derfflingers um die Waffe sind bekannt.

In der Ausrüstung hatten sich inzwischen nennenswerte Änderungen vollzogen. Die Pike, die sich bei der Infanterie durchschnittlich bis etwa 1700 erhielt, war bei den Dragonern längst in Wegfall gekommen. Als Fußbekleidung dienten jetzt leichte Stiefel. Die Munition wurde nicht mehr in einzelnen Ladungen getragen, sondern hatte ihren Platz in einer Patronentasche gefunden. Nach und nach gelangte das Bajonett zur Einführung. Für die Charakteristik der Dragoner um die Wende des XVII. zum XVIII. Jahrhundert dürfte folgende Stelle aus Johann Sebastian Grubers „Heutiger/ neuer / vollkommener Kriegs-Disciplin und Exercir-Kunst“ (Frankfurt und Leipzig, 1704) sein, die wir auf die Gefahr, hier verschiedenes zu wiederholen, wörtlich anführen: „Der Chef der Compagnie bey den Dragonern wird wie bey der Infanterie Hauptmann oder Capitain de Dragons genennet / und der das Fähnlein führet / welches bey weitem nicht so groß als bey der Infanterie / und auch nicht so klein / wie bey der Cavallerie ist / wird auch wie gebräuchlichen Fähndrich genennet / ausgenommen den Wachtmeister / welcher den Namen von der Cavallerie behält. Die Officirer und Gemeine haben ebendasselbe zu observiren / was bereits bey der Cavallerie gedacht worden / und müssen solche im Treffen oder bey einer andern Action nach Gelegenheit bald zu Fusse / bald zu Pferde fechten. Wenn sie zu Fuße streiten sollen / werden die Pferde von jeder Compagnie an den Holfftern und Zäumen zusammen gekuppelt / und bleiben zwey oder drey Mann zur Aufsicht und Wachte darbey / die übrigen aber nehmen das Gewehr auf die Schulter und stecken die Pistolen in ihre Degengehänge / und werden von ihrer Officirern zu Fusse angeführet. Die Pferde der Dragoner dürffen nur mittelmäßig und nicht so groß seyn / als die von der Cavallerie / auch hat die Mannschaft leichte Stiefeln an / entweder gantz ohne / oder doch mit kleinen Stolpen / damit sie zu Fusse desto besser marchiren können.“

In jener Epoche tauchen auch vielfach Grenadiere zu Pferde auf, die teils den Dragonerkompanieen beigegeben, teils in besondere Regimenter formiert wurden. Sie



1683. 1730. 1763. 1813. 1840. 1852. 1893.

Abb. 6. Österreichische Dragoner.

führten anfänglich, wie die Grenadiere zu Fuß, Handgranaten bei sich (s. Abb. 3), ein Gebrauch, der aber bald abkam. Dafür wurden die Grenadiere eine Elitetruppe. Ihre äußere Auszeichnung bestand gewöhnlich aus der spitzen Grenadiermütze oder der Pelzmütze und dem metallenen Luntenberger am Bandelier. Die Einführung der reitenden Grenadiere bei der Dragonertruppe geschah im kaiserlichen Heere im Jahre 1711. Die Türkenkriege, welche eine starke Vermehrung der Reiterei bedingten, veranlaßten Kaiser Leopold I elf Dragonerregimenter zu errichten. An den volkstümlichsten Helden jener Zeit, den Prinzen Eugen von Savoyen, erinnert in der österreichisch-ungarischen Armee noch heute die Bezeichnung des 13. Regiments als „Savoyen-Dragoner."

Speziell für die Fechtweise der kaiserlichen Dragoner im ersten Viertel des XVIII. Jahrhunderts ist ein Werk von hohem Werte, das den Titel führt: „Observations-Puncten, welche von Ihro hochgräflichen Excellencen Herrn Ludwig Andreä des h. Röm. Reichsgrafen von Khevenhüller, Hofkriegsraths-Vice-Präsidenten General-Feldmarschallen und Obristen über ein Regiment Dragoner bey dem ihme von dero Kayſ. Majestät allergnädigst anvertrauten Dragoner-Regiment vorgeschrieben" (1720). Auf Grundlage jenes Werkes ist die vierte Abbildung gezeichnet. Damals bildete sich ein völlig überkünsteltes Paradeexerzieren heraus.

In Preußen war die Regierungszeit Friedrich Wilhelm I, dem die Armee so viel verdankt, der Reiterei nicht in gleichem Maße förderlich, wie der Infanterie. Trotzdem wuchs unter seiner Regierung die Zahl der Schwadronen von fünfundzwanzig auf fünfundvierzig. Als der junge Nachfolger, der große Friedrich, seine Reiterei zum erstenmale bei Mollwitz gegen den Feind führte, versagte dieselbe. Die herbe Kritik, die der königliche Schriftsteller an der Reiterei seines Vorgängers übte („Kolosse auf Elefanten"), ist bekannt. Um so bewunderungswürdiger erscheint es, daß der König es verstand, seine Kavallerie in kürzester Zeit mit dem echten Reitergeiste zu beseelen; denn die Dragoner waren jetzt erst wirklich eine Reitertruppe geworden, ebenbürtig den Kürassieren, den eigentlichen „Reutern," neben denen sie Schulter an Schulter fochten. Auch in den anderen Heeren verschwindet in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der Gebrauch der Dragoner zum Fußgefecht immer mehr.*) Das leuchtendste Beispiel für die kavalleristische Tüchtigkeit der fridericianischen Dragoner bietet der „Siegesritt von Hohenfriedberg"

*) Zwei Stücke, die noch an die frühere Bestimmung des Dragoners erinnern, das Bajonett und die Trommel, wurden in den meisten Heeren in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts abgeschafft. In Preußen geschah dies bald nach dem Tode Friedrichs des Großen. In Frankreich wurde 1776 die Trommel durch die Trompete ersetzt.

(ſ. S. 256), wo das Dragonerregiment Bayreuth im Sturmritt zwanzig Bataillone niederfegte und ſechsundſechzig Fahnen und vier Kanonen eroberte. Den großen Reiterführer Seydlitz dürfen auch die Dragoner zu den ihrigen zählen, da er auch eine Zeitlang Kommandeur eines Dragonerregiments war. Die folgende Zeit bietet für die Betrachtung der Waffe keine neuen Geſichtspunkte, vielmehr geht die Entwickelung jetzt völlig parallel mit derjenigen der übrigen Kavallerie.

In Frankreich zählte man um 1690 an Dragonern dreiundvierzig Regimenter: nach dem ſpaniſchen Erbfolgekriege wurde die Zahl

Abb. 7. Franzöſiſche Dragoner in Spanien. 1810.

In England waren aus der ſchweren Reiterei nach und nach Dragonerregimenter errichtet worden, die aber doch ſo ſchwer beritten und ausgerüſtet waren, daß man ſich entſchloß, den Regimentern leichte Abteilungen beizugeben. Um 1763 wurden dann verſchiedene Regimenter in leichte Dragoner umgewandelt.

In Rußland war die Armee unter Peter dem Großen nach preußiſchem Vorbilde reguliert worden. Die ruſſiſchen Dragoner unterſchieden ſich in ihrer Ausrüſtung nicht weſentlich von denen der weſtlichen Mächte. Bemerkenswert erſcheint, daß die Grenadiere zu Pferde, die wir zu der Dragonerwaffe zählen müſſen, ſich in dieſer Armee (allerdings nur in einem Regiment) bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Wir kommen darauf noch zu ſprechen.

beträchtlich herabgeſetzt. Zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges war der Beſtand ſechzehn Regimenter*), bei Ausbruch der großen Revolution achtzehn. In den erſten Jahren

*) Eine ganz eigenartige Stellung nahmen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Pacolets des Marſchalls von Sachſen in Frankreich ein. Der Marſchall errichtete dort nämlich aus Freiwilligen des kleinen polniſchen Adels ein Ulanenregiment, das aber zur Hälfte aus Dragonern (Pacolets, Pacholken) beſtand. Letztere waren die Diener der Ulanen und hatten

dieſer Umwälzung fing man an mit den Dragonern viel zu experimentieren. 1791 zählen ſie zur ſchweren Kavallerie, 1792 zur leichten, 1793 zur ſchweren und 1794 wieder zur leichten Reiterei. Dieſe fortwährenden Änderungen und halben Maßregeln übten natürlich keinen günſtigen Einfluß auf die Waffe aus. Die geringe kriegeriſche Brauchbarkeit trug dem Dragoner in der Armee den Spitznamen „Holzſäbel“ (sabre de bois) ein. In den republikaniſchen Heeren waren je zwei oder drei Regimenter den einzelnen Diviſionen zugeteilt. Die Hauptaufgabe der Dragoner beſtand darin, den Kampf als Plänkler zu eröffnen oder nach ſiegreichem Gefechte den Feind zu verfolgen. General Hoche vereinigte 1797 ſeine Reiterei in größeren Verbänden und erhob ſie damit wieder zu einer Schlachtenwaffe. 1802 beſtanden einundzwanzig Regimenter; erſt mit den ſpaniſchen Feldzügen Napoleons beginnt für die Dragoner eine neue Glanzperiode. Mit Stolz blickte die Armee auf ihre „Dragons d'Espagne“ (Abb. 7). Ein Verſuch Napoleons vom Jahre 1805, unberittene Dragoner zu errichten, verlief ziemlich unglücklich. Die durch Abgabe der Pferde gedemütigte Truppe bewährte ſich im Feldzuge 1806/1807 in keiner Weiſe, ſo daß der Verſuch bald aufgegeben wurde. Zur Zeit der größten Machtentfaltung des Kaiſerreiches, 1812, verfügte Napoleon über ein Regiment Gardedragoner, dreißig Regimenter Liniendragoner, ein italieniſches Gardedragoner- und zwei Linienregimenter. Dazu kommen noch die des Rheinbundes und der anderen Verbündeten.

Abb. 8. Sächſiſcher Dragoner-Grenadier. 1730.
(Lager von Zeithain.)

Halten wir bei den verſchiedenen deutſchen Staaten Umſchau, ſo müſſen wir in dieſem Zeitabſchnitt, ſowie für die Folge, auch die Chevaulegers mit einbegreifen.

für die Pflege der Pferde und die Inſtandhaltung der Waffen zu ſorgen — eine Einrichtung, wie ſie, außer in der polniſchen Armee, auch bei den preußiſchen Towarczys beſtand. Nach dem Tode des Marſchalls wurden die Ulanen entlaſſen, aus den Pacolets aber die Schornbergſchen Freidragoner errichtet. Die Pacolets trugen ſtets das aufgepflanzte Bajonett.

Abb. 9. Bayrische Dragoner. 1809.

Ursprünglich war diese Truppe leichte Reiterei — nicht zum Fußdienste bestimmt, wie die Dragoner. Als letztere nur noch zu Pferde verwendet wurden, beginnt sich der Unterschied zu verwischen; er bestand meist nur in der längeren oder kürzeren Schußwaffe. In einzelnen Staaten waren die Dragoner etwas schwerer beritten.

In Sachsen nahmen sie 1790 die Bezeichnung Chevaulegers an (Abb. 8). Sie hatten die früher hier allgemein übliche, rote Uniformfarbe bis 1813 beibehalten. Später wurde die sächsische Kavallerie in schwere Reiterregimenter umgewandelt.

Bayern besaß Dragoner, die anfangs rot, seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts weiß uniformiert waren (Abb. 9). 1811 wurden sie zu Chevaulegers umgewandelt. Letztere Waffe besteht in der bayrischen Armee seit 1790. Eine Eigentümlichkeit dieser Truppe ist, daß sie keine Standarten führt. Heute gleicht die Bewaffnung der sechs stahlgrün uniformierten Chevaulegerregimenter völlig derjenigen der Dragoner des Reichsheeres.

Württemberg hatte im vorigen Jahrhundert ebenfalls Dragoner (s. Abb. 10), die später in Chevaulegers umgewandelt wurden, seit 1817 gab es nur Reiterregimenter. Diese wurden mit Lanzen bewaffnet, die sie bis 1865 führten. Heute bestehen zwei württembergische Dragonerregimenter.

Baden erhielt 1803 ein Dragonerregiment. Die Zahl der Regimenter stieg hier auf drei. Nach der Reorganisation dieser Armee im Jahre 1850 wurde eine gleiche Anzahl wieder errichtet.

Hessen-Darmstadt besaß schon im dreißigjährigen Kriege Dragoner. Seit 1790 bestand ein Chevaulegerregiment, das 1860 den Namen „Reiter“ erhielt. Damit gleichzeitig ging die Bildung eines zweiten Regiments vor sich. Beide führen seit 1871 den Namen Dragoner — die einzigen dunkelgrünen unsers Heeres.

Kurhessen hatte ein sehr altes Dragonerregiment. Dasselbe war 1688 errichtet. 1806 wurde es „beurlaubt,“ d. h. wie die ganze Armee aufgelöst, im Spätherbst 1813

aber wieder errichtet. Das erſte, was der Kurfürſt nach ſeiner Rückkehr that, war, daß er den längſt aus der Mode gekommenen Zopf bei ſeinem Heere wieder einführte! So liefen denn auch die kurheſſiſchen Dragoner als lebendige Anachronismen herum. Heute beſteht das Regiment in den 13. Huſaren fort.

Die beiden heutigen mecklenburgiſchen Dragonerregimenter entſtammen den hier 1821 errichteten Chevaulegers. Anfänglich ein Regiment, ſeit 1837 in Dragoner umbenannt, entſtand das zweite durch Teilung im Jahre 1867.

In Naſſau gab es zur Rheinbundzeit ein Regiment, das meiſt unter dem Namen Jäger zu Pferde vorkommt, mitunter aber auch als Huſaren oder Chevaulegers angeführt wird — ſehr bezeichnend für den Umſtand, daß die Unterſchiede ſich jetzt ſehr zu verwiſchen beginnen.

In Hannover zählte man zur Zeit des Hubertusburger Friedens an Dragonern vier Regimenter, deren Errichtung in die Jahre 1670 bis 1701 fällt. Vor der Beſetzung des Landes durch die Franzoſen im Jahre 1803 gab es außer den vorgenannten noch zwei leichte Dragonerregimenter. Bekanntlich wurde von England eine „Engliſch-deutſche Legion“ (King's German Legion) errichtet, mit dem ausgeſprochenen Zweck, das aufgelöſte hannoverſche Heer darin wieder zu ſammeln. In der ganz nach engliſchem Muſter eingerichteten Legion (1803 — 1816) beſtanden anfänglich zwei ſchwere Dragonerregimenter (rote Uniformen mit Dreimaſtern). 1812 wurden beide in leichte Regimenter (blaue Uniformen mit Czakos) umgewandelt. Sie zeichneten ſich im Halbinſelkriege und bei Waterloo aus. 1866 zählte die Armee zwei Regimenter — die Cambridge- und die Kronprinzdragoner. Sie trugen eine der entſprechenden preußiſchen ſehr ähnliche Uniform.

Oldenburg beſitzt ſeit 1849 ein Dragonerregiment.

In der preußiſchen Armee hatte ſich bis zum Jahre 1806 die Dragonerwaffe auf vierzehn Regimenter vermehrt. Davon gingen aus der großen Kataſtrophe nur fünf in geſchloſſenem Regimentsverbande hervor. Bei der Neubildung des Heeres, 1808, wurden ſechs Regimenter errichtet. Zu den Be-

Abb. 10. Württembergiſcher Dragoner. 1792.

Abb. 11. Ruſſiſche Dragoner.

freiungskriegen gab man ſämtlichen Infanterie- und Kavallerieregimentern, ſowie den ſelbſtändigen Bataillonen Detachements freiwilliger Jäger bei, die natürlich bei den Kavallerieregimentern beritten waren. Bei unſerer Reiterei waren damals die Grundſätze eines Seydlitz ſo ziemlich in Vergeſſenheit gekommen, namentlich was den Gebrauch der Maſſen betrifft, aber immerhin iſt die Geſchichte jener Tage reich an ſtolzen Reiterthaten, an denen die Dragoner ihren vollen Anteil haben; wir wollen nur an den „tollen Platen“ als an ein Vorbild eines ſchneidigen Reiterführers erinnern. So gut ſich unſere Dragoner auch in der Folgezeit ſchlugen — um *ein* Beiſpiel ſtatt vieler zu geben: die 8. Dragoner bei Nachod — ſo eröffnete doch erſt der Krieg 1870 bis 1871 neue Geſichtspunkte in der Verwendung der Kavallerie und ſomit auch der Dragoner. Unſere Reiterei, in ſelbſtändige Kavalleriediviſionen formiert, deren Stärke zwiſchen ſechs und neun Regimentern ſchwankte, wurde jetzt ſo recht eigentlich das „Auge und Ohr“ der Armee. Wenn durch die Einführung neuer, zu ungeahnter Vollkommenheit ausgebildeter Feuerwaffen der Gebrauch der Reiterei als Schlachtenwaffe wahrſcheinlich eingeſchränkt wird, ſo iſt der Kavallerie nun als eigentlichſtes Feld der ſo wichtige Aufklärungs- und Sicherungsdienſt zugewieſen. Sie ſoll, dem Heere weit voraus ſchwärmend, die Bewegungen desſelben möglichſt verſchleiern, die des Feindes auszukundſchaften ſuchen (ſ. Schlußbild). Gegenwärtig iſt nach durchgängiger Einführung des Karabiners und der Lanze unſere geſamte Reiterei gleichmäßig ausgerüſtet. Erfordert einerſeits die ſchwer zu handhabende Lanze, die nur in der Hand eines geübten Reiters Wert hat, eine ſorgfältige kavalleriſtiſche Ausbildung, ſo zeigt anderſeits die Bewaffnung mit dem Karabiner, daß man wieder dem Fußgefecht erhöhte Beachtung ſchenkt.

Zur Zeit beſtehen in Preußen zwei Garde- und ſechzehn Linien-Dragonerregimenter. Im ganzen beſitzt das Deutſche Reich, wenn wir die bayeriſchen Chevaulegers mit einſchließen, zweiunddreißig Regimenter.

In Öſterreich-Ungarn zählt man jetzt fünfzehn Dragonerregimenter, die teils ſchon urſprünglich Dragoner waren, teils aus den 1852 eingegangenen Chevaulegers, teils

aus den 1868 abgeschafften Kürassieren entstanden sind. Die aus den Chevaulegers hervorgegangenen Regimenter trugen ihre grünen Uniformen bis 1868 weiter, so daß man zwischen weißen und grünen Dragonern unterschied. Eigentümlich erscheint die Auszeichnung der Windischgrätz-Dragoner (14. Regiment), zur Erinnerung an das Wohlverhalten bei Kolin. Das Regiment that sich dort als junges unbärtiges Regiment hervor, seitdem dürfen weder Mannschaften noch Offiziere desselben Bärte tragen.

In Rußland (Abb. 11) ist ein Versuch interessant, den Kaiser Nikolaus anstellte. Er errichtete nämlich eine Dragonerbrigade als eine Art reitender Infanterie. Das Experiment wurde aufgegeben, da sich die Truppe als schlechte Infanterie, aber noch schlechtere Kavallerie erwies. Zur Zeit kennt man in Rußland, außer den verschiedenen Garde-Kavallerieregimentern und den Kosaken, nur eine Einheits-Kavallerie: die Armee-Dragoner, und zwar seit 1881 (siebenundvierzig Regimenter). Die Uniformierung ist sehr einfach und gleicht mit Ausnahme der etwas anders gestalteten Lammfellmütze fast genau derjenigen der Infanterie. Der Rock, sowie die gewöhnlich getragene Tellermütze ist dunkelgrün; Vorstöße, Kragen, Achselklappen und Leibgurt je nach den Regimentern von verschiedener Farbe. Der Rock hat vorn zwei übereinander gehende Klappen und wird mit Heften geschlossen. Knöpfe befinden sich nur auf den Schultern, zur Befestigung der Achselklappen. Der Säbel wird an einem Riemen über die Schulter getragen. Die Ringe sind über der Schneide angebracht, so daß der Säbel nach unserer Anschauung verkehrt hängt — eine altslavische Tragweise. Der russische Dragoner führt gegenwärtig noch das Bajonett, welches für gewöhnlich neben dem Säbel getragen wird. Ein einziges Dragonerregiment trägt die beschriebene Uniform in brauner Grundfarbe, das jetzige 36. Regiment zur Erinnerung an seine frühere Uniform als Achtyrsche Husaren. Bei der Garde steht ein Leib-Gardedragoner- und ein reitendes Leib-Gardegrenadier-Regiment. Letzteres trägt eine eigenartige Kopfbedeckung, deren Form aus der Zeit herstammt, wo fast die ganze Armee — Infanterie, Jäger, Kürassiere, Karabiniers, Dragoner und Artillerie —

Abb. 12. Englische Dragoner.

Abb. 13. Französische Dragonerhelme.

mit dergleichen Helmen ausgerüstet war (1786—1796).

Setzen wir unsere Umschau fort.

Bei der englischen Armee (Abb. 12) müssen wir das der Kavallerie eigentümliche Numerierungssystem erwähnen, das seinen Grund in der Entwickelungsgeschichte der Reiterei hat. Nächst den drei Garderegimentern (Household Cavalry) rangieren die sieben Regimenter Dragoon Guards, darauf folgen die ehemaligen schweren Dragoner (Nr. 1 bis 6), auf diese die früheren leichten (Nr. 7 bis 21). Von den Regimentern 1—21 wurde im Laufe der Zeit der größte Teil zu Husaren und Ulanen umgewandelt, ohne daß die Nummernfolge geändert worden wäre. So sind jetzt die Regimenter 1, 2 und 6 Dragoner, 3, 4, 7, 8, 10, 11, 13, 14, 15, 18, 19, 20 und 21 Husaren, 5, 9, 12, 16 und 17 Ulanen. Der englische Dragoner trägt den traditionellen scharlachroten Waffenrock; nur das 6. Regiment der Dragoon Guards ist dunkelblau uniformiert. Als Kopfbedeckung dient ein gelbmetallener Helm, der zur Parade mit einem je nach den Regimentern verschiedenfarbigen Haarbusch geschmückt ist. Eine Ausnahme macht das 2. Dragonerregiment, das nach der Farbe der Pferde den Namen der „Grauen" (Royal Scots Greys) führt, indem es Pelzmützen von ziemlich hoher Form trägt. Die Devise, welche das schöne Regiment nach englischer Sitte führt, lautet: „Second to none."

In Frankreich wurde unter der Restauration die Zahl der Regimenter auf fünfzehn herabgesetzt, 1870 bestanden zwölf, jetzt zählt man einunddreißig Dragonerregimenter. Neuerdings ist das erste Glied nach deutschem Vorbilde mit Lanzen bewaffnet worden. Man hat die Unterscheidung der Regimenter durch verschiedenfarbige Kragen, wie sie wenigstens für die Kavallerie sonst noch ziemlich allgemein üblich ist, fallen gelassen. Die Regimenter unterscheiden sich nur durch die Nummer, die auf der Patte des weißen Kragens angebracht ist. Der Helm, wie ihn gegenwärtig die französischen Kürassiere und Dragoner tragen, kommt in seiner Grundgestalt als eine Nachahmung antiker Formen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts vor. Abbildung 13 zeigt den Helm in verschiedenen Stadien seiner Entwickelung.

Von den übrigen Staaten Europas besitzen Dänemark und Schweden Dragonerregimenter. In Italien dürften die Cavallegieri (vierzehn Regimenter) etwa die Stelle

der Dragoner ersetzen, ebenso wie die Kavallerie Bulgariens und Serbiens dragonermäßig ausgerüstet ist. Wir würden, wenn wir hier fortfahren sollten, von dem ähnlich bewaffneten Jäger zu Pferde sprechen müssen, da die Grenzen schwer zu ziehen sind. Indessen haben die reitenden Jäger doch wieder ihre eigne Geschichte, die sich wesentlich von derjenigen der Dragoner scheidet, wenn wir auch für beide als gemeinsamen Ausgangspunkt die Arkebusiere zu Pferde annehmen müssen. Darum genug für heute.

Preußische Dragoner von heute.

Die Danaide.

Von Gustav Falke.

(Abdruck verboten.)

Tag verdämmert und es steigen Sterne,
Morgenrot führt neuen Tag herein,
Endlos rauscht es aus der dunklen Ferne,
Ach, wann wird die letzte Welle sein?

Sind denn unerschöpflich jene Schalen?
Immer steigt und fließt die volle Flut,
Und es ist ein Meer von tiefen Qualen
Und es ist ein tiefes Meer von Blut.

Schöpfen muß ich, bis der letzte Tropfen
Bitternd hier an meinem Siebe hängt.
Könnten Klagen diese Quellen stopfen,
Felsen hätt' mein Leid davor gedrängt.

Schöpfe, schöpfe, müde Danaide,
Schweig und dulde, denn die Fluten schwellt
Nur dein Jammer, der vom heißen Lide
Thränenschwer in deine Schale fällt.

Werde zum Weib.

Roman von

Ida Boy-Ed.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

Marie-Luise atmete tief auf. „Ich muß noch etwas von mir sagen. Meine Art ist freudig gewesen. Ich bin beanlagt zu genießen: Schönheit, Freude, Familienglück, Zerstreuungen der Welt. Eine Natur, die nötig hat, immer in der Wechselwirkung mit der Welt zu stehen: zu geben und zu nehmen. Und so, nach einigen Jahren, wo mein gesunder Egoismus gewaltsam zu unegoistischen Lebensformen hingedrängt worden war, schien mir auch durch mein Kind das Recht meiner Individualität zurückgegeben. Mit dem Kinde wollte ich leben, nicht als Mensch mit hundert Verzichten, sondern als jemand, der voll das Dasein ausfüllen und auskosten kann."

„Und dann?“ fragte Eugen leise, „dann sahen Sie eines Tages — —“

Marie-Luise starrte in die Flammen. „Nicht eines Tages. Nicht auf einmal. Langsam kroch das heran, wie ein Grauen ohnegleichen. Erst der Trost vom Arzt und den Freunden — er entwickelt sich eben langsam, das ist gesunder als schnelles Aufwachen. Dann die Gedanken, die so hinterrücks an mich schlichen — die Willensstörungen meines Mannes — das gänzliche Entarten seines jüngeren Bruders — und immer wurden sie wieder verscheucht, diese Gedanken, erst mit dem Lächeln, wie man Unmögliches belächelt. Dann mit Zaghaftigkeit — es *kann* nicht sein. Dann mit Verzweiflung — es *soll* nicht sein. Und diese gierige Wachsamkeit! Wird das Kind seine Mutter kennen und nennen? Wird es sich an einem Spielzeug freuen? Wird es sich sträuben gegen eine Fortnahme geliebter Sachen? Wird es sein Schäfchen von seinem Pferdchen unterscheiden? Hat es gelächelt, weil ich kam, oder lächelte es doch nur so blöde vor sich hin? Gott, Gott — welche Fragen! Und dann endlich, nach drei oder vier martervollen Jahren des Wartens auf ein Wunder, die Gewißheit.

Da kam ein Tag, eine Stunde, wo ein großer Arzt es aussprach, mit so viel Sicherheit und Mitleid es aussprach, daß mein Kind eine taube Blüte am Baume der Menschheit sei. Daß es mir nichts zu thun geben werde, als für sein Essen, Trinken, für seine Sauberkeit zu sorgen. Daß sein Körper ohne Seele, sein Hirn ohne Erkenntnis sei.

Und ich bäumte mich auf. Ich haderte mit ihm, der mir dies Schicksal auferlegt! Ich war ja nicht einer von denen, die Gott und Religion nur in der Not suchen. Immer hatte ich meinen innersten Frieden darin gefunden, daß ich ein allgegenwärtiges Auge auf meinem Thun und Lassen ruhen fühlte. Nun aber schien mir's, als habe dies Vaterauge kalt sich von mir gewandt, und ich schrie in meiner Not wider ihn, daß er mir nur Leid und Entsagung gegeben, wo er doch wußte, daß mein ganzes Sein nach Glück und Bethätigung begehre.

Und ich verlor alle Besinnung und allen Halt. Ich warf mich über das schöne, elende Wesen und meine wahnwitzige Verzweiflung stieg in übermenschlichen Äußerungen zum Himmel empor. Das blöde Kind entsetzte sich, wie ein Tier sich heulend entsetzt vor finsteren Naturgewalten. Man riß mich von meinem Sohn. In langen schlummerlosen Nächten rang ich einen Kampf aus — ich fühlte mich gedrängt zu hassen, wo ich lieben sollte. Ich kann davon nicht sprechen. Oh, es war mir selbst ein Mysterium. Und die ewige Natur, die Wahrheit und Menschlichkeit siegten. Ich gab mich den Meinen zurück — aber wenn ich mich dem Kinde nahte, begann es zu zittern. Es schien, als habe es jene Scene behalten und fürchte sich vor mir. Auch ich geriet in neue innerste Bewegung in seiner Nähe. Und so geschah es, daß die elendeste Mutter das elendeste Kind nur selten sehen darf, denn nie hat sich des Knaben Unruhe gegeben. Auch könnte ihm diese Mutter nichts sein, selbst wenn er ihre Nähe gern ertrüge — ja, diese Mutter wäre vielleicht schon um den Verstand gekommen, wenn sie immer bei dem Blöden wäre.“

Marie-Luise war von ihrem Sessel geglitten, kniete auf der Erde und hatte beide Hände vor dem Gesicht.

Tief erschüttert hob Eugen sie auf. „Sie sind nicht die Frau, jemals den Verstand zu verlieren,“ sprach er fest.

Sie sah ihn an. Erst wie träumend — daß er da sei — dann voll heißer Dankbarkeit.

„Nein,“ sagte sie leise aber mit einer Bestimmtheit des Ausdrucks, den er nie vergaß, „ich werde nicht den Verstand verlieren, weil ich seit jener Stunde gelernt habe, Maß zu halten!“

Dann, nachdem sie eine Weile vor sich hingesehen, hob sich plötzlich das Haupt und sah Eugen frei und groß an.

„Aber es waren schwere Jahre, bis ich begriff, daß man leben muß ohne eine Pflicht. Ohne Glück zu leben ist schwer, aber das Los der Menschheit im allgemeinen. Ohne Pflicht zu leben ist eine Sisyphusqual. Jeden Tag versucht man von neuem sein Leben emporzuringen aus der dumpfen Tiefe, jede Nacht raunt uns die Erkenntnis ins Ohr: wem ist mein Dasein nützlich! Denn mein Kind wird von jeder Wärterin ihm erträglicher gehegt, als von mir. Wenn ich mit allen Fibern des Seins für *einen* Menschen leben möchte und gerade dieser

Einzige brauchte mich nicht, wie verloren, wie nutzlos stehe ich dann in der Welt."

„Und so fingen Sie an zu schreiben?" fragte Eugen.

„Ja. Erst für mich — eigenes Schicksal in verschiedener Form gestaltend, von der Frage ausgehend: wie wäre dein Charakter geworden, wie dein Leben, wenn du in dieser oder jener Umgebung erwachsen wärest, diese oder jene verschiedenen Schicksale hättest erleiden müssen. Und Alling kam dahinter und sagte, daß ich es mit ungewöhnlicher Schärfe und Klarheit verstehe, in eine Menschenseele hinabzuleuchten. Daraus erwuchs mir allmählich eine Freude und Befriedigung; meine Art, die bildungsfreudige, thätige und grüblerische, konnte sich doch so ausleben. Ja ich rede mir sogar manchmal ein, es sei *auch* Pflichterfüllung, ein Talent ausüben; ich lebe nun doch nützlich und leite manche Seele. Das aber ist Überhebung."

Sie lächelte vor sich hin.

„Im gewissen Sinne ist jedes Schaffen in der Kunst Überhebung," sprach Eugen, „denn wer in Schrift, Farbe, Ton oder Stein der Menschheit etwas sagt, *erhebt* sich *über* die anderen, indem er annimmt, daß er ihnen etwas offenbaren kann, was sie nicht wissen. Nähme er das *nicht* an, wäre er ja kein ehrlicher Schöpfer."

Marie-Luise sah ihn froh betroffen an.

„Oh, sagte sie, „Sie verstehen das Wesen der Schaffenskraft. Sei sie groß oder bescheiden, immer wird dies Moment ihr inne wohnen."

Das Gespräch war mit einemmal unpersönlich geworden. Aber obschon Eugen fühlte, daß es noch nicht zu Ende sein konnte, war er der Wendung doch von Herzen froh.

Seine Barmherzigkeit war wach geworden. Er litt mit um diese Kreuzträgerin.

Gerade öffnete sich auch die Thür, und Jenny trat herein, ein Tablet mit dampfenden Speisen tragend.

„Die treue Pflegerin meines Sohnes," sprach Marie-Luise vorstellend, worauf die Frau in der Ordenstracht ein wenig ungewandt den Kopf neigte und ihrerseits von der Namensnennung Eugens, die dieser mit einer Verbeugung begleitete, keine Notiz zu nehmen schien.

„Kommen Sie," bat Marie-Luise, „wir wollen zusammen essen, was Jenny für uns hat. Viel wird es nicht sein. — Er schläft?" fragte sie dann.

„Ganz ruhig."

„Heute Nachmittag hat das arme Kind einen seiner krampfartigen Anfälle gehabt, welche ihm immer Lebensgefahr bringen," erzählte Marie-Luise. „Deshalb verlasse ich selten Berlin. Seit vielen Jahren spinnt sich mein Leben fast nur zwischen der Voßstraße und diesem Hause ab. Ich lechze darnach endlich, endlich einmal wieder in die schöne Welt hinaus zu fliegen. Aber wie — wenn ich fort wäre und meinem Kinde geschähe unterdessen etwas Ernstes!" Sie schob Eugen die Schüsseln hin, schalt, daß er nicht aß und rührte selbst keinen Bissen an.

Vorhin als sie in ihrer klösterlichen Verkleidung erschienen war, glaubte Eugen in ihr eine Nonne zu sehen. Jetzt wo er zwei Frauen vor sich hatte, beide im gleichen Kleid der Entsagung, bemerkte er erst den großen Unterschied. Die ernste Ruhe im Antlitz der Pflegerin war immer gleich, es war etwas Mechanisches, Angewöhntes darin, welches auf die Dauer für einen gesunden Menschen langweilig werden mußte. Aber Marie-Luisens Züge waren wie durchgeistigt vom Schmerz, sie entbehrten heute der sanften Ruhe, die er sonst in ihnen bewundert hatte, auch in den klugen Augen war heute ein flackerndes Licht.

„Also drei Tage ist er nicht heimgekommen?" fragte Marie-Luise plötzlich aus tiefstem Sinnen auffahrend, während Eugen den mühevollen Versuch gemacht hatte, mit Jenny einige Worte zu wechseln.

„Wie ich sagte," bestätigte Jenny.

„Und wie war er vorher?"

„Nun still wie immer. Er spricht ja nur, wenn er muß."

„Dies Haus dient nicht nur meinem kranken Kinde, es dient auch einem Unglücklichen als Zuflucht," sprach Marie-Luise zögernd. Ihre Erregung von vorhin war gewichen, und nun bedachte sie wohl, ob sie nicht zu weit gehe, dem Freund noch mehr anzuvertrauen. Würde dieses grenzenlose Vertrauen ihm nicht verraten, wie teuer er ihr sei!

Plötzlich schreckte ihre Seele wie vor einer Unkeuschheit davor zurück, daß er ihre

Neigung erraten könne. Der wechselnde Wunsch, bald sich zu offenbaren, bald sich zu verbergen mit ihren Gefühlen folterte sie.

Aber Eugen sah in diesem Zögern eine versteckte Aufforderung nachzufragen.

„Lassen Sie mich alles erfahren," bat er aufrichtig.

Marie-Luise legte sich in ihren Stuhl zurück, Jenny aß mit einem gleichgültigen Gesicht eifrig weiter, so als äße sie auch nur aus Pflicht.

„Ich erwähnte, glaube ich, vorhin, daß mein Mann einen entarteten Bruder besaß. Sie waren sehr wohlhabend, die beiden Sandbachs. Mein Mann hätte Vaterstelle vertreten müssen an seinem um fünfzehn Jahre jüngeren Bruder. Aber er war nicht geeignet jemand zu erziehen. Der junge Ludolf hatte mit einundzwanzig Jahren schon seine halbe Million durchgebracht. Dann hieß es arbeiten: ich brachte ihn in einem kaufmännischen Geschäft unter, Herr Alling half mir dabei — es war eine Volontärstellung, aber doch ein Vertrauensposten — ich hatte eine Kaution gestellt. Nach einigen Jahren war alles verloren: Geld und Ehre — und Freiheit. Ludolf hatte Unterschriften gefälscht. Er bekam zwei Jahre Gefängnis."

Eugen sah die Frau starr an — zu viel, zu viel hätte er rufen mögen. Aber Marie-Luise sprach das alles so ausdruckslos hin, wie jemand, der das Elend gar nicht mehr voll empfindet.

„Ich beglich bei jenem Kaufhause alles, was die Inhaber durch Ludolf verloren. Es waren zweimalhunderttausend Mark. Ich nahm sie vom Vermögen meines Sohnes, vom Sandbachschen Geld. Mein Sohn kann nie mehr vom Leben haben als jetzt: hübsch wohnen — und das weiß er nicht einmal — gut gepflegt werden — und dazu reichen seine Zinsen noch immer so überreich, daß jedes Jahr davon für ihn zurückgelegt wird. Aber dennoch mußte es ein Ende haben mit der Verschwendung Ludolfs. Ich muß das, was geblieben ist, retten und verteidigen. Denn wenn ich vor meinem Kinde sterbe, ist es verloren. Mein Einkommen besteht aus einer Zinse, die mir aus einem Familienfideikommiß fließt. Sterbe ich, wird man das geisteskranke Kind von dem Rechte auszuschließen versuchen, es wird schutzlos sein gegen jedermann. Das Sandbachsche Vermögen, dasjenige meines Kindes also, würde Ludolf verwalten, also in kurzer Zeit vergeuden — mein Kind könnte auf Almosen von Verwandten angewiesen sein — — —"

„Aber Sie haben sich da ein ganzes Gebäude von Verfolgungsideen aufgerichtet," sagte Eugen mitleidig, „stürben sie wirklich früher, ist ja noch immer das Gesetz da, über ein hilfloses Wesen und sein Recht zu wachen."

„Ja wohl, ja, es kann sein," sprach Marie-Luise, während ein unruhiges Flackern in ihren Augen war. „Aber ich muß selbst sehen, selbst wissen: er ist gesichert gegen alles! Tag und Nacht sann ich nach, wie ich diesen Ludolf bewachen, bessern, retten könne, sobald das Gefängnis ihn entließ. Nicht nur unschädlich sollte er werden, sondern in ihm sollte der Wille erwachen, meinem armen Kinde Schützer zu werden, an ihm gut zu machen, was er — Ludolf — seinem Bruder und mir an Schmach angethan."

„Sie wollten einen Elenden retten," rief Eugen fast mitleidig aus, „welch ein vergebliches Bemühen."

Marie-Luise richtete sich auf, beugte sich ein wenig vor und während in ihr Auge jener feste, weitschauende Blick trat, den er zuerst an ihrem Bild beobachtet, schien sich ihr ganzes Wesen in verkörperte Energie zu verwandeln.

„Retten?" sprach sie, „gibt es denn etwas Menschenwürdigeres als retten?! Dem Nächsten, den ich straucheln sehe, die Hand reichen, damit er nicht falle? Dem, der gefallen ist, wieder aufhelfen? Dem, der irrt, den rechten Weg zeigen? Was war denn Ihr Thun heute nachmittag Manuela gegenüber? War das keine Retterthat?"

Eugen erglühte und griff nach der Frauenhand, um sie voll Andacht zu küssen. Marie-Luise fuhr aber in schöner Begeisterung fort:

„Und sollte mich das feige Bedenken zurückhalten, daß der eine oder andere mich nicht mehr für zweifelsohne hält, weil ich Unreines in meiner Nähe lasse? Ist denn mein Lebensziel, ein möglichst korrekter Mensch zu sein, oder ein möglichst christlicher Mensch zu werden? Soll ich gleich den Eugen und Kleinen das Korrekte mit dem Guten verwechseln und das erstere für

Loni. Nach dem Gemälde von E. Rau.
(Verlag der Photographischen Union in München.)

identisch mit dem letzteren halten. Ohne Scheu, ohne Furcht, daß Sie mich fortan meiden werden, gestehe ich Ihnen, daß ich diesen Mann, der aus dem Gefängnis kam, der beladen war mit soviel Schande, in dies mein Haus genommen habe!"

„Das ist viel Mut gewesen für eine Frau," sprach Eugen, „lassen Sie mich erfahren, ob Sie jemals daran erlahmten, den Menschen zu bessern."

„Nein, noch nicht. Ich habe Gewalt über ihn, die Gewalt des Festen über den Schwankenden," sagte sie mit leuchtenden Augen; „als er zurückkam, scheu, voll Scham, an den Fingern die Spuren grober Klempnerarbeit, die er, der verwöhnte Kavalier, im Gefängnis gethan, in der Tasche die paar mit dieser Arbeit verdienten Thaler, mit der Gewißheit im Herzen, daß ich ihn als Zwischendeckspassagier nach Amerika schicken werde — da trat ich ihm entgegen und sagte ihm, daß ich ihm Rettung bringen werde. Ich richtete ihm ein Dasein ein, mein Rechtsanwalt gab ihm eine Schreiberstelle mit geringem Lohn und vieler Arbeit; jeden Abend muß er nach Wannsee hinausfahren, hier essen und schlafen, damit das Haus männlichen Schutz hat. Ich gab ihm Arbeit und eine Pflicht. Und als ich sah, daß er eifrig bestrebt war beiden zu genügen, versuchte ich durch Lob und Freundlichkeit seinen Ehrgeiz zu wecken. Immer kommen Rückfälle — es wäre ja übermenschlich, eine völlige Besserung zu verlangen, er bleibt dann drei, vier Tage fort — verliert sich vielleicht — ähnlich einem Quartalstrinker, der drei Monate nüchtern bleibt und dann auf einmal sich berauschen muß — aber diese Rückfälle sind doch selten. Und wenn er mir dann begegnet, ist seine Scham furchtbar, noch schrecklicher aber der Zustand, in den ich selber gerate. Ein Mann, der sich vor einem Weibe schämt — oh — dies wirkt auf das Weib zurück, beängstigend, qualvoll wie Unnatur! Diese Momente haben mir so ganz bewiesen, daß der Mann herrschen soll und daß es ein schlimmes Geschenk vom Schicksal ist, wenn es einem Weibe männliche Stärke gab und herrische Kraft."

Eugen sah mit Erstaunen, wie ihr Geist sich von den erschütterndsten Fragen ihres eigenen Lebens wieder einer allgemeinen Betrachtung zuwandte. Anstatt den tiefen Wunsch nach still-weiblichem Walten herauszuhören, wirkten ihre Schlußworte wieder auf ihn wie ein neuerlicher Beweis ihres unpersönlichen Wesens.

Er fühlte sich hingerissen vor Freude darüber mit einem so ungewöhnlichen Menschen befreundet zu sein. Denn sie war ihm eben rein und fraglos der ungewöhnliche Mensch, nicht Marie-Luise, das noch immer liebenswerte Weib.

Er faßte warm ihre Hand.

„Sie sagen mir so viel, Sie geben mir so viel, daß ich noch die große Aufgabe vor mir sehe, die schnell empfangene Freundschaft . . ."

Hier scholl ein greller Ton durchs Haus. Man hatte heftig auf den elektrischen Knopf der Leitung gedrückt.

Marie-Luisens Hand zuckte in derjenigen Eugens, und er ließ die kalten Finger los. Jenny sah kurz und bedeutungsvoll zu Marie-Luise hinüber, stand auf und ging hinaus.

Die beiden Zurückgebliebenen verharrten in Schweigen. Marie-Luise stand auf und blieb in sehr aufrechter Haltung hinter ihrem Sessel stehen, die Hände auf der Krönung der Lehne gefaltet. Eugen trat unwillkürlich in den Hintergrund des Zimmers zurück. Er wußte so gut wie Marie-Luise, daß der vorhin Besprochene gleich eintreten werde. Mit gespannter Aufmerksamkeit betrachtete er, was vorging.

Die Thür that sich auf, ein schlanker hübscher Mensch von vielleicht sechs- oder siebenundzwanzig Jahren trat langsam herein. Er hatte kurzgeschorenes rötliches Haar, etwas verschwommene hellblaue Augen, einen kleinen Schnurrbart, dessen rechte Spitze sehr hoch emporgedreht war, was dem Gesicht einen Zug von Frechheit gab, und eine vorspringende Nase, von deren Flügeln je ein scharfer Zug bis zu den Mundwinkeln herabging. Er war mit großer Sorgfalt gekleidet und hatte beide Daumen in die Hosentaschen gehakt, mit der Haltung eines selbstbewußten Gecken.

Ja, es that Eugen weh, diesen Menschen in Marie-Luisens Nähe zu sehen. Es schien ihm, als nahe sich die feige Lüge der priesterlichen Lauterkeit.

„Ah, Frau Schwägerin," sagte Ludolf Sandbach mit einer gutturalen Stimme, die klang, als habe er das Bedürfnis sich zu

räuspern und unterlasse es, „nun, ist der liebe Junge krank gewesen, daß man Dich hier sieht, bei dem Wetter?“

Er kam näher heran an Marie-Luise und schien ihr die Hand reichen zu wollen, wenigstens löste er den rechten Daumen aus der Hosentasche. Aber die Hand fiel schlaff nieder.

Fest und drohend ruhte das graue Auge auf ihm und schien bis in sein Inneres zu sehen.

Es war ein merkwürdiges Schauspiel für Eugen, er sah, daß die Frau alle ihre Seelenkraft zusammennahm, um den anderen schweigend zur Demut und Reue nieder zu zwingen.

Und es gelang ihr. Denn ein dunkles Rot überzog langsam Ludolfs Gesicht, und seine Lippen murmelten etwas von „nicht wieder vorkommen“ — „sehr leid“ — „hoffe, daß inzwischen hier nichts passiert ist.“

Dann reichte Marie-Luise ihm die Fingerspitzen und während ihr Gesicht den gewohnten ruhigen Ausdruck wieder annahm, sprach sie:

„Ich schicke dir dein Abendessen hinauf. Wie du siehst, bin ich nicht allein und wünsche mit diesem Herrn, der noch mit dem letzten Zuge fort will, zu sprechen.“

Ludolf verneigte sich in der Richtung, wo Eugen stand, und mit einem versteckten Lächeln, das Eugen empörte, ging er hinaus.

„Um Gotteswillen, teure Freundin,“ rief Eugen, „ich fürchte, daß Ihre Herrschaft über diesen Mann nur Augenblickssiege sind. Dieses Angesicht spricht von allem, nur nicht von Erkenntnis und Besserung. Er schämt sich, aber er wird Sie nachher hassen, weil er sich schämen mußte. Er ist der Schwächere — aber Feigheit und Hinterlist haben auch ihre Waffen. Vergeben Sie: aber Ihr Frauenblick und Ihr edelmütiges Streben, bessern zu wollen, täuschen Sie. Auch hier erwärmen Sie die Kälte von außen mit Ihrem Feuer! Hüten Sie sich. Werfen Sie Ihre Güte und Ihre Strenge nicht weg. Ich habe praktisch mit Verbrechern zu thun gehabt als Referendar — diese Prägung kenne ich!“

Marie-Luise sah ihn an, wie jemand, der traurig ist, daß man ihm eine über die Zeit und das Leben hinwegtäuschende Beschäftigung nehmen will.

„Aber es ist doch eine von meinen Pflichten, die ich mir gewählt habe,“ murmelte sie mit einem fast kindlichen Ausdrucke.

Dagegen war Eugen waffenlos.

„Vielleicht täuscht mich der erste Eindruck,“ sprach er, „ich werde den Mann wiedersehen. Denn ich darf doch wiederkommen?“

„Gewiß,“ sprach sie, „für jetzt freilich nicht, da ich in wenig Tagen heimkehre. Ich danke Ihnen nicht mit vielen Worten, daß Sie an diesem traurigen Abend mit mir kamen. Sie haben mir wohlgethan — sehr wohlgethan.“

Sie reichte ihm die Hand zum Abschied, die er in großer Bewegung drückte. Er fühlte, daß er mit dieser Frau für immer durch ein schönes und ungewöhnliches Band verbunden war. Was er vordem als Unmöglichkeit belächelt, sah er Wirklichkeit geworden; eine wunschlose Freundschaft zwischen Mann und Weib.

Als er zum Bahnhof ging, fast geschoben von dem Sturm, dem er vorhin mit ihr entgegengekämpft, fiel ihm nicht ein einzigesmal ein sich zu fragen: Warum nahm sie mich mit? Nur um mir ihr Elend zu offenbaren? Und heißt das nicht mir Liebe offenbaren?

Seine Seele blieb völlig unbefangen, wenn auch ganz und schmerzlich erfüllt von dem harten Geschick der Frau, die zu allen Lebenswonnen sich bestimmt fühlte und allen Lebensgram erfuhr.

Er dachte an alles, was sie gesprochen, am lebhaftesten aber brannte in seinem Gedächtnis das eine Wort, daß er auch an Manuela eine Retterthat gethan. Und während er sich fragte, ob sie sich wirklich von ihm retten lassen wolle und werde, ahnte er nicht, daß oben in dem stillen Haus des Unglückes ein Weib am Fenster stand, in die Sturmnacht hinaussah und sich von dem Gnadenspender droben als erstes und letztes, als einziges Glück des Lebens seine Liebe erflehte.

8.

Die Familie Alling saß beim zweiten Frühstück. Das erste nahm Herr Alling schon sehr zeitig mit der Gattin allein ein. Das Geschäft berief ihn zu früher Stunde und durch keinerlei Gesellschaftstrubel ließ Herr Alling sich jemals abhalten, seinen

Pflichten nachzugehen. Er war ein Genie der Arbeit: er ſtand mit friſchen Kräften und klarem Kopf des Morgens auf. Der Gedanke an die Unternehmungen, welche gerade von ihm geplant oder eingeleitet waren, erfüllte ihn mit dem gleichen Glück wie die Liebe zu ſeiner Frau. Er beſprach alles mit ihr. Die Morgenſtunde, wo die Tochter ſchlafen durfte, ſolange es ihr beliebte, gab dem Ehepaar täglich neu den Reiz ihres erſten ſeligen Beiſammenſeins zurück.

Mathilde Alling, immer anmutig und von jenem Glanz der Schönheit umſtrahlt, welcher nur glücklich liebenden Frauen eigen iſt, bediente ihren Mann ſelbſt, kochte ihm die Eier, bereitete ihm den Kaffee, reichte ihm die Taſſe. Er nahm das täglich mit der immer gleichen Freude an ihrer Unterordnung entgegen, ſah immer mit dem Vergnügen des Verliebten die zierlichen Morgentoiletten ſeiner Frau an, mit denen ſie zu ſeiner Überraſchung beſtändig wechſelte. Sie pflegten ein kleines Kabinett neben ihrem Schlafgemach für dieſes erſte Morgenfrühſtück zu benutzen.

Manuela pflegte zu ſagen, man wußte nicht, ob der Spott bitter oder luſtig war: „Das Frühſtückskabinett von Mama und Papa iſt ſo klein, daß nur zwei Perſonen darin ſitzen können, auch hat das Theeſervice nur zwei Taſſen. Ein dritter Stuhl, eine dritte Taſſe, ein dritter Menſch hat da keinen Platz.“

Mit Aufmerkſamkeit und noch mehr, mit Verſtändnis, hörte Frau Alling dem Vortrag ihres Gatten zu. Sie hatte einen ausgeprägten Geſchäftsſinn — der Tropfen Seligmannſchen Blutes in ihr — da ſie aber zugleich einen feinen litterariſchen Geſchmack beſaß, erſtanden aus ihren Randbemerkungen dem Gatten manchmal neue Ideen.

Er hingegen, mit einer Zartheit und einem Intereſſe, welche Männern ſonſt ſelten eigen ſind und vielleicht bei ihm durch die künſtleriſche Seite ſeines Verlagsbetriebes genährt und durch die Liebe zu ſeiner Frau erſtanden waren, ging auf alle ihre weiblichen Sorgen ein. Auf eine Kleiderfrage, eine Zimmerdekorationsangelegenheit, eine Geſellſchaftsordnung.

Sie waren ein merkwürdiges und geſegnetes Paar. Durch die unendliche Freude, welche eins an dem Daſein des andern hatte, wirkten ſie aufeinander mit ſteter Friſche. Das Glück ihrer Ehe war ihnen ein Geſund- und ein Jungbrunnen, welches ſie niemals die atemloſen Anſtrengungen ihres Lebens fühlen ließ. —

Bei dem zweiten Frühſtück, an welchem Manuela teilnahm, denn es fand um ein Uhr ſtatt, und Herr Alling ließ ſich zu demſelben aus ſeinem Bureau in der Potsdamerſtraße abholen und von ſeinem Wagen nach einer Stunde wieder zurückfahren — bei dem zweiten Frühſtück hatte das Bild eine weſentlich andere Färbung.

Der Diener wartete auf, man aß im großen Speiſezimmer, Manuela hatte nie Appetit — was ganz natürlich war, da ſie gewöhnlich erſt kurz vorher im Bett ihren Thee und Eier genoſſen hatte — Herr Alling war etwas haſtig und Frau Alling in Sorge, ob es ihrem Mann auch recht ſchmecke.

Heute zumal, wo man nach dem Frühſtück Herrn Iſidor Seligmann erwartete, hing eine Wolke von Unfreiheit über der kleinen Geſellſchaft.

Herr Alling fuhr pünktlich fünf Minuten vor eins vor, ebenſo pünktlich trug fünf Minuten ſpäter der Diener die Platte mit Beefſteaks herein und gerade immer, wenn die große Gehäuſeuhr mit ihrem dumpfen Kirchenglockenton Eins ſchlug, ſetzte ſich das Ehepaar.

Herrn Allings Blick ging unmutig zu ſeiner Frau hinüber.

„Manuela iſt nie präziſe.“

„Sie hat geſtern bis zwei Uhr getanzt und mußte ausſchlafen,“ ſagte Frau Mathilde beſchwichtigend, warf aber Manuela, als dieſe nach einigen Minuten eintrat, einen vorwurfsvollen Blick zu und ſprach:

„Du weißt, Papa mag nicht, wenn du zu ſpät kommſt.“

„Morgen Ma, Morgen Pa,“ ſagte Manuela, küßte beide auf die Stirn und ging mit müden Schritten auf ihren Stuhl zu, wo ſie ſich niederließ mit der Läſſigkeit jemandes, der das ganze Leben herzlich ſatt hat.

Das Ehepaar wechſelte einen Blick, der von beiden Seiten Kummer und Entrüſtung über ſo viel Unfriſche ausdrücken ſollte.

„Schon wieder Beefſteak,“ ſagte Manuela mit dem Ausdruck des Abſcheues. „Du biſt

doch sonst so erfinderisch, Mama. Nur beim Frühstücksmenü versagt das."

„Du weißt, daß Papa, der schon seit halb zehn gearbeitet hat, am liebsten Ochsenfleisch in irgend einer englischen Form ißt," antwortete Frau Mathilde gereizt, weniger über den Vorwurf selbst, als über den Mangel an Erinnerung an ihres Gatten Bedürfnisse.

Herr Alling sah seine Frau bittend an. Sie sollte sich nicht über die launischen Unbescheidenheiten der Tochter ärgern.

„Wie hast du dich denn gestern amüsiert?" fragte die Mutter, um dem Manne zu zeigen, daß sie sich ihm zuliebe auch nicht ärgern wolle.

Manuela war bei einer Freundin zum Ball gewesen, während Allings selbst ein Diner und die letzte Hälfte einer Premiere mitgemacht hatten und nach derselben noch mit Bekannten im Kaffee Kaiserhof gewesen waren. Diese Freundin war die Tochter eines berühmten Lustspielautors.

„Amüsiert? Hm. Lebrecht Eberhard hat mir ein hübsches Kompliment gemacht, er hat gesagt, daß es noch nie jemand gegeben hat, der sich mit so viel Grazie und Impertinenz zugleich langweilen kann wie ich. Übrigens waren eine Menge Leute da. Erster Klasse, fein Mittel und sekond. Die Moritz Seligmann ließ sich aber von Doktor Wagner den Hof machen — na, es war schon nicht mehr schön."

„Deine Mutter hat einen jugendlicheren und erfreulicheren Ton an sich als du," sprach Herr Alling.

Seine Frau sah ihn beschwörend an.

„Mama ist ja wohl auch in einer Kinderstube mit Geschwistern groß geworden und nicht in einem Berliner Salon," antwortete Manuela mit bitterer Schlagfertigkeit.

Das Ehepaar wechselte flehende Blicke: „rege dich nicht auf, ich bitte dich," sagten gleichmäßig die beiden Augenpaare.

„Herr Isidor Seligmann," meldete der Diener.

„In den großen Salon," befahl Manuela mit einer Ruhe, die ihre Eltern wieder in Erstaunen setzte.

Anstatt sich sofort zu erheben, aß Manuela noch erst einen Apfel.

„Warum so feierlich in den großen Salon?" fragte Frau Alling fast schüchtern.

„Der schöne Herr Isidor ist eine zu majestätische Persönlichkeit, um ihn im kleinen Rokokosalon zu empfangen. Er paßt besser zum Empirestil," sagte Manuela.

Dann stand sie auf und ging mit gelangweilten Schritten davon. Die Eltern sahen ihr nach und sahen wohl, daß die schöne Gestalt in dem groben, weißen, einer Mönchskutte nicht unähnlichen Morgengewand alles andere als eine freudig entschlossene Haltung einnahm.

„Glaubst du, daß sie ihn nimmt?" fragte Herr Alling.

„Sie hat sich seit vorgestern, wo sie, glaube ich, bei Marie-Luise gewesen ist, um sich Rat zu holen, mit keiner Silbe geäußert," sagte Mathilde Alling bang, „aber ich glaube, sie wird sich an dem Namen stoßen. Der Mann wäre ihr schon recht — müßte ihr schon recht sein."

„Teure, ich wollte uns wünschen, daß Manuela bald heiratet. Eigentlich ist es erstaunlich, daß dies ihr erster Heiratsantrag ist. Eine große Tochter im Hause — wie schwer! Wer uns das gesagt hätte, als wir ihre Geburt bejubelten! Söhne gehen hinaus in die Welt, aber so eine Tochter ist, bei aller Liebe, die man für sie hat, ein stetes Hemmnis."

Frau Alling umarmte ihren Gatten. „Ja, ich glaube sogar, sie spottet manchmal innerlich über unsere Liebe. Woher hat das Kind nur diese skeptische Ader!"

Herr Alling drückte seine Frau zärtlich an sich.

„Geistvolle und hochbegabte Mädchen wie Manuela eins ist, haben stets viel mit sich zu thun. Wenn nur ihr Herz erst spricht, wird man vielleicht entdecken, daß es ebenso weich und zärtlich ist, wie das der Frau, die sie geboren."

Mathilde Alling küßte gerührt ihren Gatten. In der Naivität ihres egoistischen Glückes kam ihnen nie der Gedanke, daß sie selbst Schuld hatten, wenn das Wesen ihrer Tochter Mißbildungen zeigte.

Unterdes stand Herr Isidor Seligmann mit wenig angenehmen Empfindungen im Empiresalon. Zwar hatte sein Vater, mit welchem er seinen Heiratsplan durchgesprochen, ein „Nein" von seiten Manuelas für ganz undenkbar gehalten und dem Sohn an lauter großen Zahlen — an denen er sich bis zur Rührung enthusiasmiert hatte — vorgerechnet, daß das verwöhnte Mädchen

ſchon ja ſagen werde. Selbſt für den Fall ja ſagen werde, daß zum Seligmannſchen Vermögen nicht der vortreffliche, ſchöne und edle Iſidor gehöre.

Herr Iſidor war wirklich ein hübſcher Mann, groß, ſchlank, mit einem regelmäßigen und klugen Geſicht, deſſen etwas ſehr runde Braunaugen durch einen ſchwarzeingefaßten Kneifer mandelförmiger wirkten. Das ſchwarze Band des Kneifers hing über eine bleiche Wange herab, das Haar trug Herr Seligmann ſorgſam geſcheitelt und vor den Ohrmuſcheln kleine, engliſche Bartſtreifen. Gekleidet war er ſelbſtverſtändlich in tadelloſer Eleganz: Gehrock, Cylinder und eine ſchwarze Kravatte.

Als Manuela eintrat, geſchah den beiden jungen Menſchen, die ſich beide für ungemein blaſiert hielten, etwas Unerwartetes: ſie erröteten in kurzer Verlegenheit.

Manuela kam heran und ſagte kurzweg: „Guten Tag!“

Er nahm die weiße Hand, hielt ſie ein wenig, aber nicht unbeſcheiden feſt, überflog mit einem zufrieden bewundernden Blick Manuelas originelles Morgenkoſtüm — dieſe Kloſterkittel, der Tracht der Brunoiſten von val d'Ema bei Florenz nachgebildet, waren ſchon als Manuelas Erfindung beſprochen worden — und küßte dann artig die kalten Finger.

„In dieſer ſchönen Hand ruht mein Schickſal,“ ſprach er.

„Das Sie nicht günſtiger geſtalten, wenn Sie das Geſpräch mit einer Banalität beginnen,“ fügte Manuela redegewandt an.

„Man kann nicht originell ſein, in einem Augenblick, wo man das Allergewöhnlichſte thut: und ein Weib freit,“ ſagte er ebenſo ſchnell, ſetzte aber mit Ernſt hinzu: „nur daß ich finde, dieſes Allergewöhnlichſte, was unſere Eltern gethan haben und was ſich jeden Tag von neuem bei Hinz und Kunz begibt, iſt zugleich das Allerneuſte und Alleraufregendſte. Manuela, ich habe ſtarkes Herzklopfen.“

Dieſen Ton hatte Manuela wohl nicht erwartet, jedenfalls ſtieß er ihre vorbedachte Rede um, die ſie ihm mit ſchnöder Überlegenheit vorzutragen gedacht.

Seit vorgeſtern lechzte ſie darnach ſich an einem, einem Menſchen zu ſättigen, Zorn, Weh, Unluſt auszulaſſen und ſich zu rächen — wofür, das wußte ſie ſelbſt nicht — und dieſer Eine ſollte Iſidor Seligmann ſein.

Plötzlich fühlte ſie, daß dies ein unwürdiger Dank an den Mann ſei, der ihr ſein Leben zu Füßen legen wollte. Ihr war, als ſähen zwei flammende, durchdringende Augen ihr grade ins Geſicht und als mahne eine Stimme:

„Werde zum Weib!“

In dieſe kurze Pauſe hinein, wo Manuela nach Worten ſuchte, fragte Iſidor Seligmann leiſe und ſanft:

„Hat mein Antrag Ihre und Ihrer Eltern Geneigtheit erregt? Darf ich hoffen?“

Manuela ſtand gerade aufgerichtet neben einem Tiſch, deſſen weißlackierte Platte ihren und Herrn Seligmanns Oberkörper deutlich wiederſpiegelte. Sie hatte die Augen geſenkt und ſah auf die Tiſchplatte hinab, auf der ſie mit der Spitze des Zeigefingers unbeſtimmte Linien zog.

„Ich liebe Sie nicht, Herr Seligmann,“ ſprach ſie mit einer Zaghaftigkeit, die ſie ſelbſt nicht begriff.

Der Mann lächelte ein wenig. Ganz und gar nicht entmutigt ſagte er mit freundlicher Nachſicht ihrem Gedächtnis nachhelfend:

„Vor acht Tagen war es, glaube ich, bei dem Diner im Hauſe des Rechtsanwalts Vorwerk, als ich das Vergnügen hatte, Sie zu Tiſche führen zu dürfen. Wir ſprachen damals über die Ehe. Sie trugen Anſichten vor, deren Reife und Liberalität mich faſt hätte verwundern dürfen, wenn ich nachgerade nicht wüßte, daß unſere jungen Damen glauben, die Reinheit und Unerfahrenheit ihres Herzens unter gewagten, kecken, und ſicher meiſt von ihnen ſelbſt kaum verſtandenen Redensarten verſtecken zu müſſen. Es iſt manchmal grade, als ob Ihr Mädchen Euch ſchämt, jung und unerfahren zu ſein.“

Manuela hörte zu — ein Schwindel erfaßte ſie. Wie, dieſer Mann ſagte ihr ganz Ähnliches wie — er! Nur belehrten die folgenden Worte ſie über den ungeheuren Unterſchied des Urteils.

„Gerade Ihnen, Manuela, ſteht dieſe Maske reizend, unvergleichlich, pikant! Sie ſehen, ich lege Ihren Worten nicht mehr Gewicht bei als einer Koketterie, denn mehr ſind ſie ja nicht als eine Form für dieſe. Immerhin aber weiß ich den wahren Kern

doch herauszuschälen und der war dieser: Sie halten Liebe bei Schließung einer Ehe für nicht so notwendig, als die Übereinstimmung im Geschmack an äußerer Lebensform. Sie meinten, daß wenn zwei Menschen nur die gleiche Erziehung, die gleichen Manieren hätten, wenn sie sich in einer Kulturzone miteinander befänden und einer am anderen nichts Unästhetisches entdecke, so seien das bessere Garantien für sogenanntes Glück, als Verliebtsein. Nun, ich glaube alle diese Garantien sind bei uns vorhanden."

„Wenn ich für alles einstehen sollte, was je von meinen Lippen gekommen, so sähe es schlimm für mich aus," sprach sie zögernd. „Ich werde sehr an mir arbeiten müssen, um nicht mehr Worte in die Welt zu setzen, bei denen man mich fassen kann."

„Um Gotteswillen," rief er erschrocken und nahm ihre herabhängende Rechte liebevoll zwischen seine Hände. „Sie sollen gar nicht an sich arbeiten. Sie sollen bleiben, wie Sie sind: unvergleichlich graziös, originell."

Manuela sah ihn an, so sonderbar, daß Herr Seligmann nicht wußte, was er aus diesem Blick machen solle.

„Ich fange an zu begreifen, daß es mir schwer werden wird Ihnen verständlich zu machen, warum ich Sie nicht heiraten kann," sprach sie langsam.

Herr Seligmann drückte ihr die Hand und deutete dann an, daß man sich doch setzen wolle. Die Unterredung war für ihn bei jenem Punkt angekommen, wo einige praktische Worte gesprochen sein wollten. Er war auf einen Einwand gefaßt gewesen — also nun galt es, diesen zu beseitigen.

„Ich hatte bereits die Ehre Ihnen zu schreiben, liebe Cousine," begann er in einem Tone, der bei aller Herzlichkeit doch etwas Geschäftliches hatte, „daß ich bereit bin, mich taufen zu lassen. Ich weiß, mein Name ist Ihnen nicht sympathisch. Aber zum Beispiel Alfred Seligmann, Heinrich Seligmann oder dergleichen klänge schon ganz anders, ich könnte den Rufnamen ja so deutsch wählen, als Sie wünschen. Oder zögen Sie John oder William vor. Ich möchte mit Siegmund sagen dürfen: den Namen nehme ich von dir. Daß ich gar keinerlei Anspruch auf eine Mitgift lege, wissen Sie, und dieser Umstand mag Ihnen noch mehr als meine Bereitwilligkeit zum Glaubenswechsel ein Beweis meiner Liebe sein."

Isidor Seligmann hatte ohne jeglichen Kampf, aus Neigung und Großmut darüber hinweggesehen, daß Manuela kein Kapital mitbekommen, sondern höchstens alljährlich einige Tausend Nadelgeld bekommen werde. Aber betonen mußte er es doch, daß er diese Großmut habe.

Manuela strich sich mit der Hand über die Stirne.

Dies war doch der weiße Empiresalon ihres Hauses, es war doch mittags halb Zwei und der vierte Dezember, und dort saß Isidor Seligmann.

Und doch flirrte es vor ihrem Auge wie Nebel, und aus dem Nebel sah sie ein Männerantlitz an. Und sie schämte sich — schämte sich, als höre jemand, der gar nicht hier war, jedes Wort.

„Mein lieber Vetter," sprach sie stockend, „ich fürchte, wir werden uns nicht verstehen. Die Oberflächlichkeit, mit welcher Sie die Ihnen angestammte Religionsform verlassen wollen, hat etwas Verletzendes für mich."

„Aber Ihr Großvater hat es doch auch gethan — alle Tage geschieht es," sagte er vor lauter Überraschung zunächst noch gar nicht besorgt.

„Großvater soll es nach schweren Kämpfen, nach langer Selbstprüfung gethan haben. Und Mamas Mutter war ein edles Weib, welches jedes Opfer verdiente und ihm seine Kämpfe mit tragen half."

„Es ist ja aber gar kein Opfer," versicherte er eifrig, „ich bin wie wohl die Mehrzahl der Männer heute, die sich ein wenig in der Welt umgethan und nebenbei ein bischen Philosophie getrieben haben, Freidenker. Also die Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft ist sozusagen bloß der Ordnung wegen nötig — es macht sich doch auf den standesamtlichen Papieren besser, als wenn da steht: konfessionslos."

„Freidenker!" wiederholte Manuela mit ihrem alten überlegenen Lächeln, „das heißt, Sie nehmen sich die Freiheit, gar nicht über solche Fragen nachzudenken." Wie — die meisten Menschen, setzte sie für sich hinzu.

Isidor atmete auf. Das war doch wieder der gewohnte Ton und die bekannte famose Art Manuelas jemand zu necken.

„Ich bin erkannt," sagte er gut gelaunt, „wer wird sich auch unnütz das Leben sauer machen. Sie thun's ja auch nicht. Sprechen wir lieber darüber, mit welcher Farbe ich den Landauer ausschlagen lassen soll, in welchem wir unsere Besuche machen werden, welche Livree unser Kutscher und Diener haben sollen und wohin wir unsere Hochzeitsreise machen wollen. Ich habe an Algier und Constantine gedacht — bei Constantine sollen großartige Wasserfälle sein, was in Afrika ja von besonderem Charme sein muß."

Manuela stand auf.

„Ich will Sie nicht heiraten," sagte sie schroff.

Sie zitterte am ganzen Körper. Das Benehmen des Mannes, welches sie vor acht Tagen vielleicht noch „sehr nett", wirklich „chic" oder „gentlemanlike" gefunden haben würde, empörte sie jetzt als Demütigung sondergleichen.

Dahin hatte sie es kommen lassen, dahin, daß ein tüchtiger und in vieler Beziehung sicher achtenswerter Mann glaubte ihr in so frivoler Weise beikommen zu können.

Isidor Seligmann stand auch auf. Sein elfenbein-bleiches Gesicht bekam einen fahlen Ton.

Es war das erste Mal in seinem Leben, daß ihn, den Vielumworbenen, ein Weib kränkte. Und das that gar dieses, dem er so viel Opfer hatte bringen wollen. Denn bequemer und vorteilhafter wär's doch immer gewesen, eine reiche Glaubensgenossin zu heiraten. Vor vierzehn Tagen noch war ihm Rosalie Veilchenfeld angetragen worden, ein nettes, hübsches, bescheidenes Mädchen, mit einer Million Thaler baar.

Manuela mußte sprechen. Für den geheimen Zeugen, der nur in ihrer Phantasie zugegen war! Der sollte hören, daß sie sich nicht mehr selbst entweihen wollte.

„Lieber Vetter," sagte sie schnell, „ich bitte Sie um Verzeihung. Sie können gar nicht anders zu mir sprechen und von mir denken, als Sie es thun. Ich habe kein Recht Ihnen zu zürnen. Sie müssen annehmen, ich bin eine, die nur an Luxus, Vergnügen, Witz gefallen findet, eine, für die Worte wie Liebe und Glauben, Nachdenken und Selbstprüfung nur leerer Schall sind. Eine, die sich wunder was Großes einbildet, wenn sie recht blasiert, recht illusionslos erscheint. Kurz eine, die noch stolz darauf ist, — kein Weib zu sein!"

Nun war es heraus. Sie ward garnicht inne, daß die Selbstbekenntnis des Schlusses entbehrte und daß Herr Isidor von selbst kaum heraushören würde „darum will ich Sie nicht heiraten."

In der That, er stand bestürzt. Er sah sie lange und groß an. Langsam ging in seinen freundlichen braunen Augen ein heißer Strahl auf. Er fühlte, daß ihm etwas durch die Adern rann, das er zuvor noch nie gespürt.

„Manuela," sagte er mit unsicherer Stimme, „Sie quälen sich, Sie regen sich auf. Ich habe Sie immer für bedeutend gehalten. Und doch — mir ist wie jemand, der ausging ein reizendes Schmuckstück zu suchen und einen großen Schatz von Goldbarren findet. Ich errate Sie — die Weltdame war Ihre Maske. Darunter sehnte sich Ihr Herz und Ihr Geist nach Nahrung. Verstehe ich Sie? Und darf dies Verständnis mir das Unterpfand neuer, schönerer Hoffnung sein? Darf ich Ihnen sagen, daß ich Sie liebe?"

Ihm war die Stirn feucht geworden. Sein ganzes Wesen war von dem Wunsch durchzittert, das schöne Mädchen zu erringen.

Manuela fühlte seine heiße Hand um ihre Finger. Sie zog diese angstvoll zurück. „Nein," sprach sie mit einer stolzen Entschiedenheit, „so wie ich mich erkannt habe, daß ich bin, kann ich einem Mann nicht die Hand reichen. Nicht wenn er ist wie ich bin — noch weniger, wenn er ein Mann und ehrlich ist."

„Aber wenn man mit sich selbst nicht mehr zufrieden ist, kann man an sich arbeiten und sich ändern," sagte er und vergaß dabei, daß er vorher gebeten hatte, sie solle bleiben, wie sie sei.

„Nein," sprach Manuela und sah mit traurigen Augen ins Leere, „erkennen und ändern ist nicht dasselbe. Ich kann nicht mehr anders werden als ich bin. Ein krumm gewachsener Baum wird nie wieder grad. Aus einer Herbstzeitlose kann man keine Rosenknospe machen."

„Aber die Liebe," rief Isidor Seligmann beschwörend, „die Liebe, sagt man, thut Wunder."

Manuela schüttelte den Kopf.

„Das ist eine so landläufige Rede. Ich

glaube nicht daran. Ich fühle auch ganz deutlich, daß ich mich dagegen wehren würde, durch die Liebe eines Mannes mich ändern zu lassen. Ich bin schon zu selbständig. Ich dulde die Herrschaft eines anderen Wesens nicht über dem meinen. Ich bitte Sie, mich zu lassen."

Isidor Seligmann nahm seinen Hut. So ernst und so eigenartig war dem Mann noch nie zu Mute gewesen. Er sagte sich, daß es eine verteufelt unbequeme Geschichte sein werde, um dieses Mädchens Besitz zu ringen, daß es die erste Unbequemlichkeit seines Lebens sei, daß er aber alles daran setzen wolle, sie dennoch zu gewinnen. Ein ganzer Plan flog in unbestimmten Umrissen durch sein Hirn: ernste Lektüre pflegen, auch religiöse, Gespräche mit Manuela über Psychologie, Frauenfrage und anderes, sehr zurückgezogen leben, eine gewisse kleine Dame vom Opernchor nie wiedersehen — das waren so die besonderen Punkte in diesem Plan.

Er küßte Manuela die Hand.

„Ich gehe," sprach er, „aber ich gehe nicht hoffnungslos. Ich glaube Sie zu verstehen und bin sicher, auch Sie werden mich verstehen und vielleicht — lieben. Nach diesem Ziel werde ich ringen."

Manuela drückte ihm nur stumm die Hand, sah dem Davonschreitenden nach und dann ging sie langsam, mit schweren Schritten in ihr Zimmer.

Es war kein Bedürfnis in ihr, ihren Eltern eine Mitteilung über das Gespräch zu machen. Sie dachte, diese würden es schon von Herrn Isidor erfahren, daß man sie noch nicht los würde.

In der That hatten Herr und Frau Alling den Bewerber ihrer Tochter im Vorzimmer erwartet. Jede Frage konnten sie sich sparen, denn glückstrahlend sah Herr Seligmann eben nicht aus.

Herr Alling, dem übrigens ebenso wie seiner Frau ein Bewerber lieber gewesen wäre, welcher nicht erst der Taufe bedurft hätte, um mit Manuela vor den Altar zu treten, Herr Alling drückte stumm die Hand des andern.

„Sie ist ein großartiges Mädchen," sprach Isidor mit gedämpfter Begeisterung, „ich gebe die Hoffnung nicht auf, sie zu erringen. Sie scheint eine versteckte und etwas krankhafte Neigung zu psychologischer Selbstzergliederung zu haben. Die Manie unserer Zeit."

Frau Alling seufzte.

„Ja," sagte sie, „zu meiner Zeit war man weniger kompliziert."

„Zu deiner Zeit," wiederholte ihr Gatte strafend, „lieber Seligmann, die Frau spricht von „Zeit."

„Dazu hat man allerdings kein Recht, wenn sie so spurlos an einem vorbeigeht," gab Herr Seligmann galant zu: „ich gebe, wie gesagt, die Hoffnung nicht auf, Ihnen eines Tages als Sohn nahe zu treten. Darf ich die Überzeugung mit hinwegnehmen, daß Sie dann und wann günstig für mich zu wirken suchen."

„Gewiß," versprach Frau Alling.

„Wir lassen unserer Tochter volle Freiheit der Wahl," betonte Herr Alling, „und drängen unsere eigenen Wünsche zurück."

Damit schied man, beiderseits etwas enttäuscht, aber doch nicht ganz entmutigt, denn wenn die Allings auch nicht glaubten, daß Manuela ein gesprochenes „Nein" je zurücknehme, so war ihnen die offenbar sehr ernste Neigung des Herrn Seligmann doch wie ein Unterpfand, daß Manuela auch bei anderen Männern solche Neigung erwecken könne und daß sich doch bald der ersehnte Freier finden werde.

Nur wenn Manuela bald heiratete — so dachten die Eltern — würde sie zufrieden werden und ihnen selbst freundlich näher kommen.

In der Stadt eine verheiratete Tochter haben, mit der man sich häufig sah und die der liebste Gast des Hauses sei, das dachten sie sich reizend. Dabei fielen alle Störungen und Reibereien fort, die das Leben unter einem Dach mit sich brachte. Eine erwachsene Tochter, der man weder recht mehr befehlen mag, noch auch ganz die Freiheit lassen kann, — das war ein schwieriger Fall.

Manuela saß in ihrem Zimmer. Es lag eine Treppe hoch und das Geäst einer nun kahlen, etwas dürftig gewachsenen Linde streckte sich bis an das Spiegelglas des Fensters vor.

Manuela zog den Store aus farbig besticktem Tüll zurück, setzte sich in ihre Fensternische, die künstlich durch vorgebaute schwere Stoffgardinen erzeugt war, und versuchte nachzudenken.

Digitized by Google

Ausgang. Nach dem Gemälde von Tito Conti.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Sie hatte Isidor Seligmann gesagt, daß sie zu selbständig sei, um die Herrschaft eines andern Wesens über dem ihrigen zu dulden.

Und nun prüfte sie sich darauf, ob nicht doch der eine, den sie vor sich selbst nicht nennen wollte, ihr Wesen beherrscht, ihr die Worte eingegeben habe.

Ja. Und doch nein. Ihm verdankte sie, daß ein greller Blitz in das öde Grau ihres Lebens gefallen und ihr den Grund aller ihrer inneren Unzufriedenheiten erhellt hatte. Er hatte ihr gezeigt, wie sie war: gekünstelt, ungesund, ohne weiblichen Stolz.

Aber nur, weil sie selbst erkannt hatte, daß es so sei, hatte sie gehandelt und gesprochen, wie sie gethan.

Sie wünschte zu dem Mann gehen zu können und ihm frank und frei zu sagen:

„So habe ich gesprochen, aber nicht um dir zu gefallen, sondern aus innerster Erkenntnis."

Sie zitterte davor, daß er von Marie-Luise hören werde, wie sie den Freier abgelehnt und daß er sich dann am Ende einbilden könne, sie habe es seinetwegen gethan.

Und wieder war es ihr, als sähen die flammenden Augen sie zürnend und prüfend an.

Er — und sich eiteln Einbildungen hingeben? Er war wohl der Mann, noch obenein etwas gering zu schätzen, wenn es nur seinetwegen und nicht aus seelischer Notwendigkeit gethan war.

Wenn sie nur diese ihr immer gegenwärtigen gebieterischen Augen aus ihrem Gedächtnis hätte verscheuchen können.

Sie lehnte sich dagegen auf — sie versuchte sich allerlei andere Gesichter und Bilder vorzustellen.

Dann nahm sie ein Buch. Es war eins von Marie-Luise. Obgleich sie die Frau mehr liebte als alle Menschen, mochte sie die Bücher der Schriftstellerin nicht sehr gern.

Zwar — es standen immer einzelne wundervolle Gedanken darin, aber im ganzen war sie gar nicht „welterschütternd" — sie fielen so wenig auf die Nerven. Naive und gemütvolle Menschen konnten sich daran erbauen.

Manuela legte das Buch wieder hin. Sie holte sich „Raskolnikow." Sie liebte Dostojewsky über alles und bildete sich ein, alles zu verstehen, was er schrieb. Zwar sie hatte Raskolnikow schon dreimal gelesen. Aber sie schlug sich im ersten Band die Beschreibung auf, wo der Mörder von der Dämonie der Erinnerung getrieben, hinschleicht und noch einmal die Glocke an der Thür der alten Wucherin zieht, um den bimmelnden Klang jener Schelle wieder zu hören.

Das graue Licht des Dezembermittags gab dem ganzen Bild eine tote Farbe: das lesende Mädchen am Fenster, die bunten Stoffvorhänge und die Stube voll phantastischem orientalischem Tand — alles hatte den gleichen kalten Lichtton, dem Leuchtkraft fehlte und der keine Schatten erzeugen konnte.

Ob Manuela vertieft gelesen, ob sie sich in träumende Gedanken eingesponnen, sie wußte es selbst nicht. Sie schreckte auf, als die Thür ging und die Jungfer ihrer Mutter eintrat, welche auch die Kleider Manuelas mit zu beaufsichtigen hatte.

Die Person, blaß, mit scharfen, unfrischen Zügen, kecken Augen und einer überschmächtigen Gestalt, trug eine weiße Mütze und ein knisterndes, gestärktes Kleid.

„Was wollen Sie, Minna?" fragte Manuela ärgerlich.

Minna hielt in hocherhobenen Händen ein feuerrotes Crêpekleid.

„Ich habe es frisch aufgarniert," sagte sie, „aber wenn ich das gnädige Fräulein wäre, zöge ich es nicht wieder an. Es ist doch schon ein bischen verdrückt."

„Minna, das verstehen Sie nicht," sprach Manuela und besah eingehend das rote Kleid, „es kann manchmal sehr chic sein, eine sanierte Robe zu tragen. Es ist fast ein öffentlicher Ball, der heut — dazu zieht man seine ältesten Sachen an."

„Dann würde ich es mit was dunklem herausputzen," riet Minna, welche das Kleid entschieden zu vertragen für ihre junge Dame fand, „zum Beispiel, wenn Sie schwarze Straußfedern um den Halsausschnitt und als einzelne Tuffs auf den Rock nähmen und schwarze Handschuh?"

Manuela dachte nach.

„Nein, nein, das ist so ein Satanellakostüm — abgeschmackt."

Minna, die einen erfinderischen Geist hatte, wußte noch anderes.

Digitized by Google

„Oder sie besorgen sich schnell ganze Guirlanden von dunkellilla Anemonen oder Clematis. Das ist, glaube ich, noch nicht dagewesen."

„Hören Sie, das ist kühn, das ist famos, das wird Aufsehen machen und gewiß in allen Ballberichten erwähnt werden. Minna, Sie sind ein Genie. Rasch, laufen Sie zur Mama, ob wir in die Stadt fahren wollten. Ich ziehe mich schnell allein um."

Sie war wie elektrisiert. Der Gedanke, durch eine kecke Farbenzusammenstellung Aufsehen zu erregen, berauschte sie.

Aber nur einige Augenblicke. Als Minna gegangen war und sie noch sinnend das schreiend rote Kleid ansah, kam es plötzlich über sie, wie ein sinnloser Schmerz.

Wie schal, wie nichtig! Ein Ereignis daraus zu machen, wie man ein an und für sich schon freches Kleid noch frecher ausputzen könne. Immer nur des Morgens an die albernen Triumphe vom Abend denken.

Sie warf sich in die Kniee, sie steckte ihr Gesicht in die weichen Crêpefalten des über einen Stuhl hingelagerten Kleides. Sie hätte aufschreien — weinen mögen.

In ihrer Seele erhob es sich wie ein Ruf nach Rettung, wie ein Ruf nach einem echten, einfachen und befriedigenden Inhalt für ihr Dasein.

Wie diesen finden? Wie sich zurücktasten zur Natur!

Ach, es gab wohl keinen Weg — keinen. — Ihre zarten Kinderfüßchen schon hatten lernen müssen, auf den steinigen Straßen der großen Welt zu schreiten.

Die Frühlingsblüte ihres Lebens war vom Dunst der Ballsäle angehaucht und angewelkt. Und dies Leben hatte ein Ansehen bekommen, ähnlich jenen Pflanzengruppen auf den Plätzen großer Städte, grau, verstaubt, trostlos.

In ihrem Elend vergaß Manuela, daß der Schöpfer seine Gewitterstürme und Regengüsse schickt, Pflanzenleiber und Menschenseelen durchzurütteln und zu erquicken.

Sie dachte in gramvollem Vorwurf an den Mann, der ihr erst gezeigt hatte, wie sie war. Sie machte ihn verantwortlich für ihre Haltlosigkeit, in die sie geraten war, und vergaß, daß sein Wort nur wie der Wegweiser gewesen, daß sie das dunkle Gefühl des Verirrtseins vordem schon oft genug selbst empfunden gehabt.

9.

Nachdem das Befinden ihres unglücklichen Kindes wieder das alltägliche geworden, gehorchte Marie-Luise dem Befehl des Arztes, der für Mutter und Kind nur unnütze Aufregungen vom Leben unter einem Dach ersah, und kehrte nach Berlin zurück.

Die Williams fand die Wange ihrer Dame schmäler, die Farben durchsichtiger geworden, sprach sich aber über die Veränderung nicht weiter aus. Sie kannte das Unglück mit dem Kinde und wußte, daß es nicht willkommen war, Nachfrage zu halten oder Beileidsäußerungen zu geben.

Auch über eine andere Veränderung verlor sie kein Wort, obwohl diese ihr höchst fatal war.

Marie-Luise kündigte am ersten Tag ihrer Rückkehr dem Diener an, daß fortan für drei Personen das Mittagessen herzurichten und aufzutragen sei. Erklärungen zu geben, war nicht Marie-Luisens Art. Selbständig und verschlossen wie sie war, fiel es ihr gar nicht ein, daß es freundlicher gewesen wäre, ihrer Hausgenossin und Gesellschaftsdame mitzuteilen, wer denn fortan täglich das Mahl mit ihnen zusammen einnehmen solle. So konnte die Williams dann ihre, ohnehin recht schläfrige Phantasie zermartern, wen sie am Mittag zu sehen bekomme.

Und Marie-Luise stellte ihn dann auch flüchtig vor, „Herr Ludolf Sandbach, ein Verwandter meines verstorbenen Gatten."

Daß die Unterhaltung durch diesen neuen Tischgenossen sehr belebt worden wäre, konnte man nicht sagen. Marie-Luise versuchte mit einer an ihr ungewohnten Bemühung aus sich herauszugehen, allerlei Gespräche anzufangen. Aber es schien, als stieße sie überall auf Schranken und als hätte sie mit diesem „Verwandten" so wenig Berührungspunkte, wie zwei einander wildfremde Menschen aus verschiedenen Völkerstämmen.

Daß Marie-Luise davon nervös und erschöpft wurde, merkte die Williams wohl und erlaubte sich — natürlich nur in Gedanken — den Einfall als übereilt zu tadeln, daß Marie-Luise sich diesen wahrscheinlich erst zugereisten, in Berlin neu

angestellten und ihr empfohlenen Verwandten als ständigen Tischgast aufgeladen habe.

Nach der ersten Mahlzeit bat Marie-Luise Herrn Ludolf Sandbach einige Augenblicke in ihr Zimmer zu kommen und schloß die Thür. Dies hatte die Williams noch nie erlebt. Bislang hatte es offenbar für Marie-Luise keine Schlösser und Thüren gegeben. So still ihr Wesen, so offen war ihr Leben. Es gab weder Abenteuer noch Heimlichkeiten darin — sie versteckte nie weder ihre Zuneigungen noch Abneigungen für Menschen und wenn sie sich dadurch manche Mißdeutung zuzog — die Williams wußte, daß es keinen harmloseren Menschen gab als Marie-Luise.

Und nun schloß sie sich mit dem fremden jungen Menschen ein?

Selbst der Diener, welcher den Kaffee brachte, erlaubte sich, die Williams erstaunt wegen dieser Neuheit anzusehen.

Ludolf Sandbach aber stand vor seiner Schwägerin, die sich in ihrem Schreibstuhl niedergelassen hatte und ihm jetzt einen Tausendmarkschein reichte. Sie ahnte nicht, daß sie eine stolze Haltung einnahm und daß die Gebärde, mit welcher sie das Geld reichte, der Ausdruck souveräner Verachtung war. Sie konnte sich niemals verstellen oder verhehlen, wenn sie auch glaubte, sich ernstlich dazu zu bemühen.

„Ich weiß," sagte sie und sah den Mann fest an, „daß du mich nicht abermals in die Lage versetzen wirst, Schulden für dich zu bezahlen. Dein Gehalt ist klein. Aber du hattest ja auch nur deine Garderobe und dein Mittagessen davon zu bestreiten. Fortan also wirst du auch das Geld für das Mittagessen sparen und es bei mir nehmen."

„Ich bitte dich," begann Ludolf Sandbach mit möglichst ergebenem Ton, „dir und mir diese tägliche Qual zu ersparen. Mein Anblick kann dir keine Freude sein. Dies Bewußtsein wird mich immer drücken. Willst du mir Gutes thun, so gieb mir monatlich eine kleine Zulage. Du weißt, es ist schwer für einen jungen Mann von meinen Lebensgewohnheiten, sich in die Beschränkungen zu finden, die etwa ein ganz junger Handlungskommis sich auferlegen muß."

Marie-Luise errötete vor Scham seinetwegen, daß er wieder tausend Mark Schulden hatte und sie um diese Summe bat, was ihr schmerzlich gewesen; aber daß er sich so erniedrigte, sie — eine Frau — um einen monatlichen Zuschuß zu bitten, das machte sie erglühen. Es hieß so alle Mannheit in den Staub treten.

Arbeiten hätte er müssen, arbeiten Tag und Nacht, um sich vom Brandmal der Schande zu befreien. Nur durch Arbeit konnte er sich entsündigen.

„Nein," sprach sie bestimmt, „ich werde dir keinen Zuschuß geben. Und daß ich dich auffordere, daß ich dir befehle, fortan täglich bei mir zu essen, hat auch noch einen andern Grund, als den, dich materiell zu unterstützen."

Sie suchte nach schonenden Worten. Der Mann mit dem hübschen, frechen Gesicht sah lauernd auf sie herab und war neugierig, welche „Überspanntheit" nun herauskommen werde. Denn er verachtete seine Schwägerin herzlich wegen der Mühen, die sie sich seinetwegen gab. Er würde es gescheiter gefunden und ihr Dank gewußt haben, wenn sie ihm damals ein paar tausend Mark und einen Fußtritt gegeben und nach Amerika geschickt hätte.

„Du hast in deinen ersten Jünglingsjahren so ganz der Familie abgewandt gelebt," hob sie zögernd an, „und deine stürmische Lebensform gab dir so wenig Muße, mit wirklichen Damen zu verkehren, dich den geistigen Interessen unserer Zeit zuzuwenden, daß es eigentlich fast entschuldbar war, wenn dich Spiel und andere Genüsse mehr reizten, als das, was du ja gar nicht kanntest. Ich bin, grade infolge dieses kleinen Rückfalls, zur Erkenntnis gekommen, daß es meine Pflicht gewesen wäre, dich gleich nach — nach — jener unglücklichen Zeit schwesterlich in meine Nähe zu ziehen. Sieh, deshalb bitte ich dich, täglich bei mir zu speisen und ich hoffe, daß du allmählich dich an meinem Tische wohler fühlen wirst als, als — anderswo."

Wenn sie geahnt hätte, wie ihre Schonung ihn empörte! Derb und hart hätte sie's ihm sagen sollen: ich lege mir das grauenvolle Opfer auf, mit einem entlassenen Strafgefangenen zu essen, in der Hoffnung, daß ich ihm Bildung und Solidität beibringe. Dann hätte doch auch er derb und hart sagen können, daß er darauf pfeife und daß

es ihm am bequemsten wäre, man gäbe ihm Geld und ließe ihn laufen.

Aber der nie ganz zu ertötende Rest von guter Erziehung, Rücksicht gegen eine Dame, und der eitle Wunsch, sich der guten Absicht wert zu zeigen, veranlaßten den Mann zu einem Dank, der sich in unklar gemurmelten Worten ausdrückte.

Ehrliche Menschen sind so leicht zu belügen, Marie-Luise freute sich des Dankes und glaubte an seine Wahrheit.

„Wenn ich hoffen dürfte, Ludolf," sprach sie und sah zu ihm empor, während sie den Ellbogen auf die Schreibtischplatte und die Wange auf die Hand stützte, „wenn ich hoffen dürfte, daß die ganze Vergangenheit einmal nur noch wie ein böser Traum wäre! Wenn du mir eine rechte Stütze, ein Halt werden könntest. Sieh, es ist nicht immer leicht für eine Frau, so einsam zu sein, so selbständig leben zu müssen. Und wenn vielleicht mein Sohn sich doch noch ein wenig entwickeln würde — der Arzt sagt, nach dem vierzehnten Lebensjahr erwachen noch manchmal unerwartete Geisteskräfte — dann könnten wir drei friedlicher und glücklicher zusammen leben, als wir es uns je haben träumen lassen."

Ihre Augen standen voll Thränen. Sie war ergriffen, vielleicht von dem Wunsch, diesem ehrlosen Mann ein Ziel zu zeigen, das sein Ehrgefühl wecken konnte, vielleicht von der Vorstellung, daß wirklich ihr Kind noch menschenähnliche Tage erleben könne. Ihre tiefsten und besten Empfindungen waren wach. Und sie ahnte nicht, daß sie gar kein Echo erweckten.

Ludolf sah ihr Gesicht, welches sich durch die innere Bewegung wunderbar verschönte. Er sah, wie sie dasaß, schön und graziös, und ein ruchloser Gedanke kam ihm.

„Sie weint — um meinetwillen," sagte er sich, „denn daß der blöde Tropf jemals zu Verstande käme, kann sie nicht denken — sollte sie in mich verliebt sein? So eine Art herbstlicher Leidenschaft für einen hübschen jungen Mann gefaßt haben?"

Nun, wenn es so war, dann ließ sich ja die Zukunft vorteilhafter an, als er gedacht.

„Ich will mich ernstlich bemühen, Marie-Luise," sagte er, „vor deinen Augen immer Wohlgefallen zu finden."

Sie fuhr zusammen. Der beflissene galante Ton riß sie aus ihren Träumen und es schauerte sie widrig an.

„Nicht vor mir sollst du Wohlgefallen finden, sondern vor dem Richter in dir und über dir," sprach sie ernst und wandte sich ab.

„Also ich kann gehen," dachte Ludolf und erwog, daß die Mahnung im Verhältnis zu dem Tausendmarkschein gewesen — eine diskrete Strafpredigt zur geringen Forderung.

Marie-Luise verlebte den Rest des Tages in fieberhafter Spannung. Sie glaubte bestimmt, daß Eugen kommen werde. Unfähig zu arbeiten, zählte sie die Stunden. Als es sieben Uhr schlug wußte sie, daß sie ihn nicht mehr erwarten dürfe. Eine unaussprechliche Traurigkeit erfüllte ihr Gemüt.

Ahnte er denn gar nicht, daß ein ganzes Frauenleben sich von ihm abhängig gemacht hatte. Daß ein an nützlicher Thätigkeit bisher reiches Dasein plötzlich in all seinen Adern stockte und den Hauch der neuen, der noch reicheren Belebung von ihm erwartete?

Gab es denn keine geheimnisvolle Kraft, die von ihrem Herzen hinüber wirkte nach dem seinen und ihm sagte: du bist geliebt?

Doch vielleicht, doch vielleicht. Mit der letzten Post kam ein Brief. Marie-Luise wußte augenblicks, es sei von ihm. Mit Entzücken sah sie die Schriftzüge an — fest und doch abgerundet — ganz wie er selbst. Vor Freude an diesen Zeilen von seiner Hand konnte sie den Inhalt erst lange nicht in sich aufnehmen.

Eugen schrieb:

„Gnädige Frau und hochverehrte Freundin! Meinem Wunsch nach Ihnen zu sehen und zu fragen, ob die traurigen Tage in Wannsee auch schlimme Folgen für Ihr Befinden gehabt haben, legen die Verhältnisse Zügel an. Berufspflichten und Geselligkeit, die auch Pflicht ist, weil sie in meinem Berufskreis stattfindet, machen mich in diesen Tagen ganz unfrei. Aber ich denke Ihrer mit all der Teilnahme und Sorge, zu welcher mir unsere Freundschaft das Recht gibt. Solch Gedenken ist freilich sehr wenig, denn sein Wesen ist zugleich Ohnmacht. Aber aussprechen will ich es doch, Ihnen zugleich hiermit meine ehrfurchtsvollsten Grüße senden und Ihnen sagen, daß ich mir jedenfalls noch vor dem offi-

ciellen fünfzehnten die Freude machen werde bei Ihnen vorzusprechen.

Ihr Eugen Hesberg."

Es waren höfliche, rücksichtsvolle und freundschaftliche Zeilen. Mehr nicht.

Aber Marie-Luise erfüllten sie mit einer unsinnigen Freude. Sie las hinein, was nicht darin stand. Sie küßte das Papier und ging an den Kalender.

Der Achte! Also bald, bald käme er. Wie ein Wüstenwanderer durch eine Fata Morgana bis zum Rausch mit Vorfreuden der Erquickung erfüllt werden kann, so starrte Marie-Luise immer und immer in den Brief, und aus seinen Zeilen stiegen ihr Märchengebilde von künftigem Glück empor.

Seine freundschaftliche, rein menschliche Teilnahme an ihrem schweren Unglück nahm sie für einen Beweis, daß es ihn nicht von ihr zurückgestoßen habe, sondern ihn zu ihr führen würde.

Um sie herum im traulich erleuchteten Gemach standen die stummen Zeugen ihrer Studien. Von Männerarbeit und strenger Selbstzucht sprach hier alles. Dort der Schreibtisch war die Stätte rastlosen Fleißes.

Aber nichts mahnte Marie-Luise an ihren Beruf, an ihre Sonderstellung, an die vielen Abgründe zwischen ihr und jenem Mann.

Weiblich, blind, mit der Wonne eines Kindes, gab sie sich dem Gefühl hin ihn zu lieben, ihr Dasein ihm unterzuordnen, auf seine Gegenliebe zu hoffen, ja diese für so sicher zu halten, wie das Aufgehen der Frühlingssonne nach langer Winterzeit.

All die freudige Lebenskraft in ihr, welche harte Schicksale so lange niedergehalten, wurde wach. Sie begann an sich zu denken, sich das Recht zu beweisen, ihren eigenen Herzensbedürfnissen zu leben.

„Finden Sie nicht, Williams," fragte sie abends, als sie mit der Gesellschafterin noch spät aufsaß, „daß Pflichterfüllung an andern beinah einer Vorausbezahlung gleicht, einem moralischen Handel, bei welchem man sich sagt: nun hab ich das und das gethan, nun will ich mir auch das und das dafür gönnen? Dies könnte einem sehr subtilen Gewissen beinah die gethane Pflichterfüllung entwerten, wenn es sich nicht gestehen dürfte, daß es vordem an Entlohnung nicht gedacht und sich ihrer erst freut, da sie unerwartet kommt."

Die Williams pflegte sich nicht mit solchen Fragen abzuquälen, hatte gerade besprechen wollen, was man morgen essen könne, und sah sich — da sie taktlos abschweifende Zwischenfragen zu vermeiden wußte — wieder einmal zum Schweigen verurteilt.

Aber Marie-Luise erwartete auch keine Antwort. Sie saß in einer Sophaecke, den Kopf zurückgelegt, die schmalen Hände im Schoß gefaltet und dachte nach. Ab und an sprach sie aus ihrer Gedankenreihe heraus ein Wort, denn die zersprengende Freude ihres Herzens begehrte nach lautem Ausdruck.

Die große Lampe beschien hell den Tisch, und zwei ähnliche Lichtspender vor dem Pfeilerspiegel und auf einem Sekretär sorgten dafür, daß jeder Winkel im Raum ganz erleuchtet war. Marie-Luise liebte Helligkeit. Die Blumentracht gab Farben und Duft her. Es war ein Asyl voll Frieden und Frühlingszauber, dies lichte Zimmer.

Marie-Luises Gedanken waren über ihr ganzes bisheriges Leben hingeflogen.

„Wie manche Thräne weint man, die aus tiefstem Gram zu fließen scheint, eigentlich aber bloß von Mutlosigkeit vergossen wird. Wüßte man in Jahren der bodenlosen Verzweiflung, daß Stunden nachkommen werden, wo man verspürt, was Glück ist — man trüge vieles geduldiger. Schon Ahnung von Glück ist eine fast unbegreifliche Wonne. Ich glaube, mir hat es auch an rechtem Gottvertrauen gefehlt. Ich habe mich immer gegen mein Kreuz aufgebäumt. Ich dachte, ich trüg' es gen Abend und ich trug' es gen Morgen."

Ihre Augen schimmerten, es lag wie Verzückung auf ihr. Die Williams ließ sie reden — zu verstehen begehrte sie nicht. Aber nun wollte sie doch Aufmerksamkeit markieren.

„Ja, ja," sprach sie, „mancher verspürt eben die Hand des Herrn schwer auf sich." Und sie erzählte in ihrer langweiligen und ausführlichen Art eine Reihe von schrecklichen Unglücksbeispielen.

„Man muß immer an die denken, welche es schwerer haben," sagte Marie-Luise ergeben. „Der Blick in die Dunkelheit des Elends lehrt das Auge sich am Licht der Zufriedenheit erfreuen, der Blick in den blendenden Glanz des Glücks macht das Auge blind gegen dieses stille Licht."

Digitized by Google

Sie zieh sich der Feigheit und der Undankbarkeit. Wie viel war ihr noch beschieden gewesen vor anderen Frauen und Müttern: zunächst, daß sie die irdischen Güter besaß, ihrem armen, kranken Kind die sorgfältigste Pflege geben zu lassen und dann vor allem: die Kraft zu arbeiten.

Die still-bescheidene Seele dieser Frau rühmte das bißchen kargen Trost, der ihr geworden, jetzt schon wie großen Besitz. „Nicht wahr, Williams," fragte sie, „Unzufriedenheit ist das Zeichen eines mittelmäßigen Geistes. Wie oft bin ich unzufrieden gewesen. Man arbeitet nie genug an sich selbst."

So spann sie ihr Wesen tiefer und tiefer ein in das Gefühl, daß ein erlösendes Glück ihr nahe sei, und keine warnende Stimme erhob sich in ihrem Innern.

Die heimliche Fröhlichkeit blieb ihr seelischer Begleiter, auch in den nächsten Tagen. Sie ging aus und war in der Gesellschaft viel zugänglicher als sonst, man sah sie scherzen und lachen, ja, sie ließ sich sogar ein wenig den Hof machen. Jedermann sah dies Aufblühen, und man war bezaubert.

Nachts gab es Stunden, wo sie vor seliger Unruhe nicht zu schlafen vermochte. Wie oft hatte das Leid ihr den Schlummer verscheucht, fast triumphierend bewies sie sich, wie es schade sei, Stunden zu verschlafen, in denen man Liebes denken konnte. Und sie, die immer Fleißige, ergab sich jetzt einer wundervollen Tatlosigkeit. Ihr fehlte jede Sammlung zum Arbeiten. Wie konnte sie ihre Gedanken auf nur ersonnene, nur in ihrer Phantasie aufgebaute Konflikte richten, wo ihr ganzes Wesen von der Wirklichkeit beschäftigt war!

Der Liebesfrühling in ihrer Brust versetzte sie in einen Rausch — und ihr war oft, als wandle sie auf einer sonnigen Straße dahin, wo sie vor Glanz und Blütenzauber nicht mehr klar voraussehen könne und obschon es mitten im Winter war, glaubte sie oft das Jubilieren der erwachenden Natur in ihrem Ohr zu vernehmen.

Und dabei sitzen und schaffen? Herbe Lebensweisheit in gangbare Form gießen und sie der Allgemeinheit zugänglich machen? Nein, tausendmal nein! Nur Weib wollte sie sein, ein ganz einfaches, glückliches Weib, und sie begriff, daß ein Weib nicht zugleich schaffen und leidenschaftlich glücklich oder leidenschaftlich unglücklich sein kann!

Die Kluft zwischen Männerwerk und Weiberthat ward ihr klar. Sie begriff plötzlich, daß ein Mann weniger groß begabt sein könne als eine Frau und doch das größere Kunstwerk zu vollbringen im stande sei. Die Stetigkeit der Konzentration kann dem Weibe nur eigen sein, wenn es eben aufhört — Weib zu sein, auf weibliche Pflichten und weibliche Empfindungszartheit zu verzichten weiß. Oder sie kann ihr werden in Ausnahmezuständen ihres Lebens, wo ihre Seele aller eigensten Anteilnahme, aller eigensten Ansprüche entsagt hat. — Wieder zur Weiblichkeit erwachen, heißt von seiner Künstlerschaft verlieren.

Und gerade jetzt lauteten die ärztlichen Berichte, die ihr fast täglich über ihren Knaben wurden, hoffnungsvoller. Der Geheimrat, welcher jede Woche einmal hinausfuhr und dann mündlich Marie-Luise Bericht erstattete, hielt ihr den oft gehaltenen Vortrag zum hundertstenmal, daß nämlich bei geistig abnormen Kindern zur Zeit der nahenden Reife große Veränderungen vorkämen und daß er es für wahrscheinlich halte, wie auch dieser Knabe noch bis zu einem schwachen Verständnis vorgedeihen könne.

Früher hatte Marie-Luise diese Hoffnung matt belächelt, ungläubig, wie eine schöne Lüge. Und selbst wenn die Hoffnung sich erfüllte — was war dann gewonnen? Jetzt glaubte sie bestimmt daran und sah das zu Erwartende als ein Ungeheueres an. Der Knabe würde sie vielleicht als seine Mutter erkennen, ihre Nähe ertragen, Freude zu empfinden vermögen — sie würde ihm Liebe zeigen können! Ja, gewiß, das war ein Ungeheueres.

Bei all diesen Glückserwartungen war ihr Herz aber niemals von Ungeduld erfüllt, sondern befand sich in einem ganz befriedigten Zustand.

„Ich kann nun einen Geizhals verstehen," sagte sie sich einmal, „ein Mensch, der von seinen Lieben und seinem Glück getrennt ist, gleicht einem solchen — er hat auch Schätze und benutzt sie nicht, das bloße Bewußtsein davon genügt ihm."

Zuweilen huschte die Erinnerung an Manuela durch ihren Kopf. Aber die wundervolle Selbstsucht ihrer jetzigen Stim-

mung konnte durch nichts gestört werden. Manuela würde schon kommen, wenn sie den Rat der älteren Freundin brauchte.

Sie aufzusuchen konnte Marie-Luise jetzt nicht unternehmen, denn dies hätte zu einer Tageszeit geschehen müssen, während welcher Eugen vielleicht gerade vorsprach. Der Gedanke, ihn zu verfehlen, war aber angstvoll für Marie-Luise, so blieb sie jetzt den ganzen Tag über daheim und fuhr höchstens abends aus.

Endlich aber, zwei Tage vor dem fünfzehnten, kam er. Etwas eilig, in der Mittagsstunde — zu einer Zeit, wo Marie-Luise ihn am wenigsten erwartet hatte und wo sie unglücklich war, daß die Stunde einer langausgesponnenen Plauderei nicht günstig sein konnte, wo sie sich überzeugt hielt, gerade sehr häßlich auszusehen und wo der Umstand, daß Ludolf nebenan saß und wartete, daß serviert würde, ihr die innere Harmonie raubte.

Von was für lächerlichen Kleinigkeiten der Stimmungszauber abhängt. Eine schmerzliche Enttäuschung drückte Marie-Luisens Seele nieder. Ihr war, als habe sie von diesem Besuch etwas Außerordentliches erwartet, als habe er wie ein entscheidendes Ereignis sein müssen und nun brachte er nichts. Eugen, der nur eine Viertelstunde Zeit hatte und diese aus aufrichtigem Freundschaftsbedürfnis Marie-Luise hatte widmen wollen, fühlte natürlich nichts von diesen grundlosen Enttäuschungen. Er war im Gegenteil froh, die verehrte Frau getroffen zu haben; da er ihre Tagesordnung noch nicht genau kannte, durfte er gefaßt sein, sie zu verfehlen. Er hatte Ludolf Sandbach im Korridor gesehen und ließ sich berichten, daß Marie-Luise jetzt jeden Tag mit dem Menschen speise.

Er schüttelte den Kopf und mit einem objektiven Interesse an dem Zwiespalt, der sich da aufthat, sagte er:

„Wenn Sie diesen Ludolf als eine Romanfigur verarbeiten sollten, würden Sie wahrscheinlich mit großer psychologischer Folgerichtigkeit die Thatsache entwickeln, daß sich aus einem, mit Willensschwäche und verbrecherischen Neigungen erblich belasteten Menschen kein nützliches Mitglied der Gesellschaft erziehen läßt. Und im praktischen Leben verleugnen Sie den Scharfblick der Beobachterin, benehmen sich so thöricht, handeln so illusorisch und so unklug wie die unerfahrenste kleine Frau."

Sein Lächeln war dabei so liebenswürdig und zutraulich, daß Marie-Luise seine Verwunderung wie liebkosende Schmeichelei empfand.

„Es läuft vielleicht auf die alte Weisheit hinaus, daß die scharfsinnigsten Theoretiker die blödesten Praktiker sind," sagte sie mit einem Gesicht, als habe man ihr eben eine große Freude gemacht, „ich bin doch ein Doppelwesen. Glauben Sie mir nur, die Schriftstellerin hat mit der Frau gar nichts zu thun."

„Und glauben Sie mir," sprach er lebhaft, „daß Sie sich darin täuschen. Noch bei jedem Gespräch, welches ich mit Ihnen führte, sind Sie aus dem Persönlichen ins Allgemeine gekommen. Sie beobachten sich selbst so gut wie das, was Sie umgibt, und ziehen auch aus Ihren eigenen Erlebnissen die mittlere, gültige Wahrheit für alle. Was Sie als Einzelmensch erleben, ist Ihnen besonders wichtig um der Lehre willen, die Sie für den Menschen überhaupt daraus ziehen können. Obgleich Sie vollkommen weiblich sind, ist Ihr Wesen doch hinausgewachsen über das Weibliche zum wahrhaft Menschlichen, das über und außer dem Geschlecht steht."

Marie-Luise sah ihn an, ihre Wangen waren erblaßt.

Ja, so war sie — *gewesen*. So unpersönlich — *hatte* sie gelebt. Aber es war ja alles anders geworden. Und ihr Leben deuchte ihr nicht mehr bloß ein Experiment, zu dem sie zu Gunsten der Allgemeinheit vom Schöpfer aller Dinge bestimmt worden, es hatte einen ganz persönlichen Zweck. Sie beobachtete sich nicht mehr — wenigstens wähnte sie so und doch waren gerade in diesem Augenblick alle ihre Verstandeskräfte schmerzlich wach.

Sie sagten ihr mit deutlicher Grausamkeit, daß ein Mann, der sie so klar und nüchtern erkenne, nicht von Liebe zu ihr beunruhigt sei.

Hinausgewachsen schien sie für ihn über das Weibliche ins rein Menschliche?!

Und wollte doch nur ein schwaches, demütiges Weib vor ihm sein.

„Und diese meine Art," sprach sie mit einem mühsam erzwungenen Lächeln, „macht mich denn wohl besonders geeignet, die gute

Freundin eines Mannes zu sein. Schwache oder ganz junge Männer sind zuweilen der hoffnungslosen Thorheit verfallen, sich in mich zu verlieben, meine Reife schien ihnen vielleicht Halt zu verheißen. Dem wahren Mann scheine ich der geborene gute „Kamerad." Vollnaturen fühlen sich wohl durch einen Schöpferdrang bestimmt, Unreife zu bilden, das Werdende zu modeln nach ihrem Sinn. Sie fühlen sich zu knospenden oder gärenden Frauennaturen hingezogen."

Oh, hätte er widersprochen! Hätte er gerufen: ich brauche neben mir den Lebensgenossen, der schon in gleicher Erkenntnisreife steht!

Aber, plötzlich von einem Gedanken stürmisch erfaßt, den Marie-Luise nicht erraten konnte, erhob Eugen sich, küßte ihr die Hand und sprach:

„Sehen Sie — da haben Sie meine Analyse bestätigt und schon wieder über sich eine Bemerkung gemacht, welche zugleich eine allgemeine Wahrheit ist." Dabei war er ihr beinah dankbar, daß sie ausgesprochen hatte, was in ihm war: der Schöpferdrang, der gärenden Natur Manuelas zur Klarheit zu verhelfen.

Sie waren beide zerstreut, wechselten noch einige Worte, die nahezu von Verlegenheit eingegeben waren, und an der Thür sagte Eugen noch:

„Also übermorgen Abend. Trifft man — trifft man — die Familie Alling bei Ihnen. Ich habe meinen Quittungsbesuch für das Diner noch nicht gemacht."

Nein, Marie-Luise beobachtete nicht mehr mit ungetrübtem Blick. Sonst hätte sie sehen müssen, daß in Eugens offnes Auge ein unsicherer Ausdruck kam, hören müssen, daß seine Stimme unfrei war.

„Ja, Allings — natürlich," sagte sie gedankenlos.

Er ging — er war fort.

Sie blieb lange wie entgeistert. Dann rann es ihr durch die Adern wie verzweifelter Kampfesmut. Ein Schauer, nervöser Kälte gleich, ging ihr über den Körper. Eine eiserne Entschlossenheit kam in ihre Seele.

Um alles kann man kämpfen, um Gold, Ehre, Ruhm.

Man kann in heißen Gebeten nach Frieden ringen.

Keine Sünde gibt es und keine Schwäche, die ein starker Geist nicht an sich züchtigen kann und ehrlich überwinden.

Nichts ist dem lauteren Willen unmöglich. Groß und kraftvoll hat Gott den Menschen geschaffen und ihn geheißen das Pfund zu verwalten, das er ihm gegeben.

Und es sollte einem heißen, reinen Frauenherzen unmöglich sein, mit allen Kräften um den Gewinn eines anderen Herzens zu streiten? Sich aus der ungeheuren Menschheit den einen, Einzigen zu erobern, dessen Besitz allein volles Glück verhieß?!

Warum hatte Gott ihr diese Liebe ins Herz gelegt, wenn er wollte, daß sie ihr willenlos entsagen sollte?

Nein, sie wollte kämpfen um diesen Mann und sich seine Liebe erringen — oder sterben.

Denn es gibt für die Leidenschaft eine Grenze. Sie ist da, wo ein letzter, höchster, das ganze Wesen aufzehrender Wunsch seine Erfüllung nicht findet.

Und Marie-Luise fühlte: von ihm geliebt zu werden war für sie das Leben, von ihm verworfen zu werden der Tod.

Ihr Herz war wie ein Bergsee, in den Jahr um Jahr von allen Gipfeln die Tauwasser gerieselt sind — Thränen von der einsamen Höhe des Leids — und der nun seine Dämme durchbrach und mit zerstörendem Schwall die Fluten ergoß, hinab in die Niederung, wo Menschen mit menschlichen Schwächen wohnen.

10.

Seit vier oder fünf Jahren pflegte Marie-Luise an dem fünfzehnten der Wintermonate ihre Bekannten zu empfangen. Sie hatte sich immer herzlich wenig Sorgen um den Abend gemacht, mit der Williams oberflächlich besprochen, wie man die Bewirtung einrichten wolle und welche Persönlichkeiten man wohl erwarten dürfe. Einige pflegten die besondere Rücksicht zu nehmen, sich vorher durch eine Zeile für den gerade fälligen fünfzehnten anzumelden, andere traf Marie-Luise vorher am dritten Ort, und hörte von ihnen eine Entschuldigung über das diesmalige Nichtkommen oder die Zusicherung, daß man erscheinen werde. So konnten die Frauen sich bis auf eine annähernde Zahl doch

ungefähr für die Gäste einrichten. Marie-Luise gab nur die Befehle, überließ aber sonst der Williams alles.

Diesmal nun empfand sie eine Art von Hausfrauenfieber. Das Büffet im großen Saal aufgestellt, war ihr nicht reichhaltig genug geschmückt. Sie fand die Beleuchtung der Zimmer nicht festlich genug, den Blumenschmuck zu dürftig, obschon die Williams, von dem ungewohnten Interesse Marie-Luisens befeuert, viel mehr Geld für alle diese Sachen ausgegeben hatte als sonst und das Budget überschritten war. Denn Marie-Luise hatte die bestimmte und einfache Lebensregel für alle ihre Ausgaben eine feste Aufrechnung zu machen; ihre vornehme Natur fand es nahezu unanständig zu verschwenden. Es gab Leute, welche sie der Pedanterie ziehen, weil sie es verschmähte zu prunken.

Als die Williams auf die abfällige Kritik hin sich erlaubte ihr Anschreibebüchlein vorzuweisen und mit Zahlen belegte, daß man noch nie so viel Geld für den Empfangsabend ausgegeben, ward Marie-Luise ein wenig rot.

„Findet man denn hier nichts Besseres als Aufwand an Delikatessen und Kleiderluxus?" fragte sie sich und schämte sich vor sich selbst, daß sie sich gar ein neues Kleid hatte machen lassen.

Immer hatte die Würde ihres Hauses so hoch gestanden, daß sie dem Modeteufel, der sich an krankhaftem Luxus ersättigte, den Eintritt über ihre Schwelle gewehrt.

Und nun wollte sie vor ihm glänzen? Nein, das war nicht weiblich, das war weibisch. Sie gelobte sich, daß sie im Kampf um ihn nie wieder so kleinliche Waffen hervorsuchen wollte.

Eine Stunde zu früh war Marie-Luise bereit ihre Gäste zu empfangen, sie suchte diese Stunde voll fiebrischer Ungeduld so gut als möglich hinzubringen, kauerte sich halb liegend, halb sitzend auf die Chaiselongue hin und begann zu lesen. Draußen ertönte die Korridorglocke — sie horchte halb hin. Es konnte noch kein Gast sein. Und doch, zwei Minuten später kam Manuela herein. Marie-Luise veränderte ihre Lage nicht. „Nun Kind, du allein und so früh?" fragte sie und legte das Buch beiseite.

Manuela war schon neben ihr, kauerte sich ohne weiteres auf dem Teppich nieder und schlang die Arme um Marie-Luisens Hüften.

„Ich bin davon gelaufen. Heimlich. In einer Droschke, die ich an der ersten besten Ecke nahm, bin ich hergefahren. Ich mußte dich allein sprechen," erzählte sie hastig. „Mama und Papa hab ich's durch die Minna sagen lassen, daß ich schon zu dir gegangen sei. Und ich will dich um was bitten, einzige Seele, liebste Beste, behalt mich bei dir, lade mich ein für einige Zeit dein Haus zu teilen."

Marie-Luise sah ernst in das erregte Gesicht Manuelas. Es war blaß, und ihre Augen blitzten, der nervöse, scharfe Zug trat so sehr hervor, daß sie viel älter aussah, als sie war.

„Was hast du, was ist geschehen?" fragte sie traurig.

„Ja, wenn doch nur einmal etwas geschähe," rief Manuela aus, „meinetwegen ein gräßliches Unglück. Der Bankier Warberg hat bankerott gemacht, ich wollte, Papa machte es auch."

„Welche Thorheit. Wie kindisch!" sagte Marie-Luise, „du kannst in einem Atemzug die Weltmüdigkeit einer alten Frau und die Albernheit eines Backfisches offenbaren."

„Nur was Großes, was Ungeheures könnte mir das bringen, was ich brauche," fuhr Manuela fort, wie in Ekstase.

„Was brauchst du denn?" fragte Marie-Luise streng.

Sie hielt dafür, daß es ein Heilmittel für Thorheiten ist, wenn man den davon Erfüllten zwingt, sie selbst schonungslos aufzudecken.

„Ach, wenn ich es nur wüßte," gestand Manuela und befeuchtete ihre Lippen mit der Zunge, als seien sie verbrannt von Durst, „eine völlige Umgestaltung des Lebens vor allem. Ich, die einzige Tochter des Herrn Alling in Firma Alling & Gutschmidt, ich möchte, daß ich Mariechen Meyer hieße, in der Chausseestraße drei Treppen auf dem Hof wohnte und Trikottaillen für ein Geschäft nähte. Ich wollte, ich hätte einen Vater und eine Mutter, die sich haßten, damit sie mich ein bißchen lieben könnten."

Marie-Luise streichelte das blonde Haar des armen Mädchens.

„So viel Romanideen in einem so modernen Köpfchen," sagte sie ermahnend.

„Den Ton kenn' ich," sprach Manuela

mit etwas sich erhellenden Zügen, „er heißt: schwindle dir nicht selber was vor."

„Ja, so ungefähr heißt er," bestätigte Marie-Luise. „Aber deinen Eltern thust du unrecht. Sie lieben dich."

„So pflichtgemäß. Natürlich. Unsere liebe, einzige, begabte, schöne Tochter. Himmel, wenn die mal unglücklich würde, oder krank oder stürbe — — ja wohl. Indessen möchten sie mich zu gern in der anständigen Form einer Heirat los sein. Daß ich den Isidor nicht nahm, war ihnen zur Hälfte schmerzlich, zur Hälfte begreiflich. Wär's ein anderer Freier gewesen, ohne jegliches „aber", so hätten sie mir offenkundig gegrollt. Du, Marie-Luise, weißt du nicht einen netten Mann für mich: klug, aber nicht herrisch, reich, ein Mensch vor allen Dingen von besten Lebensformen. Ich nehme ihn unbesehen, ich traue deinem Geschmack. Als gute Tochter thät' ich meinen Eltern so gern den Gefallen zu verschwinden."

„So," sprach Marie-Luise, „nun ist es genug, — du berauschest dich manchmal förmlich an frivolen Redensarten. Ich mag aber keine mehr hören. Deiner Eltern Liebe zu dir ist über jeden Zweifel erhaben. Aber Ihr Allings fahrt so auf den Gummirädern des Glückes über den glatten Makadam des reichen Lebens dahin, daß es erst einmal eines kleinen Unfalls bedarf, um die Insassen des Gefährts aufzurütteln."

„Schön gesagt!" warf Manuela spöttisch ein, wozu Marie-Luise lächelte und dann fortfuhr:

„Sei überzeugt, die Liebe deiner Eltern würde lebhaft wach werden und sich an dir bethätigen, wenn dir ein ernstes offenbares Unglück zustieße. Freilich, sie sehen jetzt zu sehr nureinander um viel in dein Herz sehen zu können."

„Aber das ist eine Vernachlässigung, die ich als Verbrechen an mir empfinde," rief Manuela schmerzlich aus. In ihrem Herzen gab die ältere Freundin ihr Recht.

„Laß mich bei dir wohnen," flehte Manuela plötzlich.

„Aber mein Kind — das will sehr überlegt sein — deine Eltern" — sprach Marie-Luise zögernd.

Manuela richtete sich ein wenig auf, kam mit ihrem Kopf schmeichelnd Marie-Luisen näher und begann nun auszukramen, was sie sich in ihren Gedanken zusammengebraut hatte.

„Siehst du," gestand sie, „ich habe einen Zweck dabei. Ich will mich heimlich ausbilden; für irgendwas wird wohl Begabung da sein. Ich kann das bisherige Leben nicht mehr ertragen. Aufgaben und Ziele will ich sehen. Glaubst du, daß ich auch Novellen schreiben könnte? Oder daß mein Maltalent reicht, um mehr zu pinseln als Porzellanteller und Vasen für Wohlthätigkeitsbazare? Oder — ja — am liebsten möcht' ich zur Bühne. Sieh, das kann ich gewiß. Ich nehme ein halbes Jahr Unterricht bei Barnay oder bei Kainz, dann bekomm' ich gleich ein Engagement. Auf Papas Namen hin setzt man schon was durch. Ich m u ß Talent haben. Und große Rollen will ich spielen, so ganz was Dramatisches, Frauenzimmer mit 'nem Stich. Tosca, Fedora und so was — viel Leidenschaft und viel Toilette! Ach ja, laß mich."

Marie-Luise setzte sich aufrecht hin.

„Unglückliches Kind, wohin verirrst du dich," sprach sie erschüttert und zog Manuela an ihr Herz, „wenn ich nicht wüßte, daß du dir diesen Hang nach Sensation ebenso vorschwindelst, wie vorhin den Wunsch, ein um Geld nähendes Mädchen zu sein, könnte mir bange werden. Dein Einfall ist so verrückt, daß ich ihn dir gar nicht widerlegen will. Aber ich sehe aus ihm, daß du in der That der Befreiung von dir selbst und von den gewohnten Verhältnissen bedarfst."

„Du bist glücklich," sagte Manuela ganz melancholisch, „du hast alles, was du willst: Freiheit, Vermögen, Ruhm. Du kannst dir deine Tage einrichten, wie du magst, brauchst keinem Mann zu gehorchen und kannst immerzu was erleben."

„Wenn man Romane schreibt, kann man keine erleben," sprach Marie-Luise lächelnd und sah dem Mädchen gütig in die Augen, das so gar nichts von den geheimen Leiden in ihrem Leben ahnte. „Aber warum findest du es so schön, daß ich niemand zu gehorchen brauche? Für eine Frau gibt es nur ein Glück: sich in Liebe beherrscht zu fühlen."

„Das sagst du!" rief Manuela erstaunt, denn sie träumte davon, daß es das höchste Glück sei, als Frau eine souveräne Stellung zu haben. „Nein, ich möchte mich schon

darum nicht verlieben und aus Liebe heiraten, weil ich's bei den Eltern sehe: Lieben und herrschen ist beim Mann eins. Schau, der Eugen Hesberg, das ist auch so einer, der seine Frau, je lieber er sie hätte, desto unumschränkter regieren wollte. Wäre er ein bißchen weniger herrisch —"

Manuela sprach nicht aus. Und Marie-Luise dachte voll Verwunderung nach, daß dieselbe Eigenschaft Eugens, die sie entzückte, das unreife Mädchen abstieß.

In einer kurzen Pause, die entstand, kehrten Manuelas Gedanken wieder auf ihre Begier nach etwas Außerordentlichem zurück.

„Wenn du das mit der Bühne denn so schrecklich findest, laß mich versuchen zu schreiben oder zu malen. In die Öffentlichkeit will ich und muß ich. Mir ist, als ob ich im Kampf mit ihr genug zu thun bekäme, um mich über mein Leben wegzutäuschen," sagte sie.

„Man soll sich nicht über das Leben hinwegtäuschen, sondern es nützlich ausfüllen. Und laß dich doch nicht von dem Reiz der Öffentlichkeit, von dem Glanz des Eintagsruhms verführen. Für die gleißenden Gaben, die all dies dir bringt, nimmt es dir die köstlichsten Güter. Du hörst nicht dir selbst, aber sogar in den Augen bedeutender Männer vielleicht, auf, ein rechtes Weib zu sein und wirst ein neutrales Etwas. Die schaffende Kunst kennt kein Geschlecht. Da gibt es weder Mann noch Weib, sondern nur die Frage nach der künstlerischen Leistung. Nicht die Frage nach dem Herzen. Begreife, daß dies alles entweder die Folge eines verhängnisvollen Geschenks der Natur ist — denn solche Gaben, die man empfing von ihr, soll man wieder austeilen an die Welt — oder aber ein Surrogat für das einzige, wahre Glück des Weibes: sich in einer rechten Ehe dem Mann als Gefährtin fügen zu dürfen."

„Du sagst also ungefähr dasselbe wie er: werde zum Weib," flüsterte Manuela nachdenklich.

Und gerade in diesem Augenblicke trat der erste Gast ein. Es war Eugen, und er sah noch die schöne Gruppe der beiden weiblichen Gestalten: die helle jugendliche, die sich zärtlich und hilfesuchend an die ernste, dunkler gekleidete hingeschmiegt hatte. Aber als diese Gruppe sich nun schnell löste, sah er nur auf dem Gesicht Manuelas die flüchtige Röte, die tiefe Glut auf Marie-Luisens Gesicht entging ihm völlig.

„Mein Diener denkt offenbar in Bezug auf Sie: der Ritter wird von nun an ungemeldet vorgelassen," sagte Marie-Luise schnell gefaßt.

Eugen küßte den Damen nacheinander die Hand. Dann waren die drei um ein Gesprächsthema verlegen, ein Zeichen, daß jeder von ihnen sich in einer unsicheren Stimmung befand. Sie erwarteten mit heimlicher Sehnsucht das Eintreffen weiterer Gäste, und als die ersten kamen, sah Eugen darin für sich das willkommene Signal, sich ganz Manuela zu widmen.

Er kam mit keiner Andeutung auf ihr neuliches Gespräch zurück. Sie unterhielten sich ganz gemessen, und ein Unbefangener hätte nicht annehmen können, daß sich irgend welche Fäden hinüber und herüber spannen.

Und doch, während der landläufigsten Unterhaltung über die letzte Theaterneuigkeit und ein soeben im Allingschen Verlage erschienenes Buch, suchten Eugens Blicke beredt genug mit einer großen Frage Manuelas Augen.

„Wie sieht es in dir aus?" waren seine Gedanken, die sie wohl erriet, und zuletzt versiegte doch die Scheinunterhaltung.

Plötzlich, mit seinem Bedürfnis nach Wahrheit sagte Eugen, ohne die tiefe Erregung seines Innern zu verbergen:

„Wir sind uns zu außerordentlich und zu eigenartig nahe getreten, um noch gleichgültig über Gleichgültiges sprechen zu können. Und doch stehen wir uns nicht nahe genug, um schrankenlos aufrichtig von dem sprechen zu dürfen, was uns bewegt. Es ist ein unerträglicher Zwischenzustand."

Das war fast ein Geständnis. Manuela fühlte, wie sie die Farbe veränderte und wie eine unaussprechliche Angst ihr das Herz zuschnürte.

Die Angst von der Oberherrschaft dieses Mannes, der mit seiner klaren Aufrichtigkeit und seinem festen Willen von ihr Besitz ergreifen zu wollen schien und das in einer Art, die durch ihre Unmittelbarkeit und Einfachheit nur unwiderstehlicher wurde.

Er sah die Bangigkeit in ihren Blicken und wollte gerade ein klärendes Wort hinzufügen, die Frage, ob Manuela ihm das Recht geben wollte, mit ihr von ihr zu

Digitized by Google

sprechen, als Lebrecht Eberhard hinzutrat, um sie zu begrüßen.

Manuela seufzte erleichtert auf — auch Eugen dachte, daß es vielleicht zu früh gewesen wäre, wenn die Erregung des Augenblicks ihn verführt hätte, zuviel zu sagen.

Lebrecht Eberhard gab Manuela mit der modischen, eckigen Armbewegung von oben herunter die Rechte, begrüßte Eugen sehr nebenbei und nahm mit Ton und Miene das Gebaren jemandes an, der eine Dame ganz für sich mit Beschlag belegt und dies als sein ihm selbstverständliches Recht ansieht. Für ihn, den großen Lebrecht Eberhard, war der Regierungsassessor Hesberg nichts weiter als eben ein Assessor mehr unter Tausend. Der Mensch im Assessor war ihm ganz egal, trotzdem Eugen auch für den Oberflächlichsten darnach aussah, als lohne es sich, ihm näher zu treten, und als sei es nicht geraten, ihm zu nah zu treten. Lebrecht Eberhard interessierte sich aber bloß für Highlifesmenschen und fragwürdige Frauen.

Eugen fühlte sich empört — nicht über den nebensächlichen Gruß, der ihm wurde, denn ihm bedeutete Lebrecht Eberhard nichts wie eine Mode von heut, die morgen vergessen ist, und für Mode hatte Eugen nun einmal kein Verständnis — sondern weil er hörte, welchen kecken Ton Eberhard gegen Manuela einschlug.

Einen Ton, auf welchen sie früher wie bereitwillig eingegangen! Der ihr die amüsante Gelegenheit geboten, durch Schlagfertigkeit zu glänzen, groß damit zu thun, daß sie sich keinen Sand in die Augen streuen lasse —, denn sie wisse recht gut, daß Eberhard ihr nur so rasend die Cour mache, um die Frau Generalkonsul Windham zu ärgern, deren erklärter Ritter er vorigen Winter gewesen und mit welcher er sich erzürnt hatte.

Daß Lebrecht Eberhard, wenn er sich so ausschließlich Manuela widmete, nicht ans Heiraten dachte, wußte alle Welt so gut wie Manuela und ihre Eltern selbst. Aber kein Mensch fand etwas besonders Tadelnswertes in dieser weitgehenden „Flirtation."

Heute litt Manuela unter diesem Ton, heute erkannte sie ihn erst als das, was er war: eine schamlose Frechheit.

Ein herber Zug trat um ihren Mund, mit beherrschten Worten, aber kaum beherrschter Stimme wußte sie Eberhard schneidend zu antworten. Sie war zu gewandt und zu klug, um plötzlich die Entrüstete zu zeigen, aber sie zeigte ihm, daß sie nicht in der Laune sei, sich seine Art noch länger gefallen zu lassen.

Eberhard sah das vorerst nur als eine veränderte Gefechtsform an und nahm den Kampf mit Lachen auf.

Eugen aber sah, daß sie litt und erhöht litt, weil er der Zeuge war. Er stand auf, um sich zu entfernen. Er hörte noch, daß Eberhard sagte:

„Diesen jungen Mann haben wir an die Wand gedrückt und erfolgreich weggegrault."

„Eugen Hesberg ist kein Mann, der sich beliebig an die Wand drücken läßt. Er wird so plötzlich aufgestanden sein, weil er an zu gute Gesellschaft gewöhnt ist, um Ihre schlechte Unterhaltung zu ertragen."

Worauf Leberecht Eberhard lachte und es für einen Spaß hielt.

Die Räume hatten sich unterdes bevölkert. Aber nur wenig mehr als fünfundzwanzig Personen mochten zugegen sein und unter diesen außer Allings, ihm selbst und Lebrecht Eberhard niemand aus dem Kreis, den er bei Allings gesehen. Vielleicht war ihm dort auch in der Überfülle die eine oder andere Erscheinung entgangen.

Er sah Marie-Luise mit einer stillen Anmut zwischen ihren Gästen walten. Jetzt gerade sprach sie mit einem alten Herrn, dessen scharfe Augen fröhlich hinter goldgefaßter Brille blitzten und dessen weißes Haar löwenmähnig um sein großes Haupt starrte. Professor Müllermann von der Universität. Eugen hatte den berühmten Germanisten schon bei seiner Excellenz getroffen. Dann sah er den Generalkonsul Windham und Frau, die er auch schon kannte. Und es freute ihn, Gesichter zu finden, die er schon gesehen, es däuchte ihn, als ob Marie-Luisens Kreis ihm dadurch gleich vertrauter war.

Der Generalkonsul, ein übergroßer hagerer Mensch mit hängenden Schultern, stand vor dem viel kleineren Herrn Alling und sprach auf diesen ein, wobei er das, was er erklärte, an den enorm langen Fingern der Linken mit dem Daumen der Rechten darthat.

Die Generalkonsulin, eine Blondine von besonderer Grazie der Gestalt, fiel durch die Kostbarkeit ihres Kleides auf, das aus zartesten Spitzen und blaßgrünem Moiree bestand. Sie war von einigen jüngeren Herrn umgeben, lachte oft silberhell und so unnötig laut, daß Lebrecht Eberhard es hörte und verstand, daß er es hören und sich geärgert fühlen solle. Sie brauchte unaufhörlich ihren weißen Straußfederfächer, der einem großen halben Wagenrad glich, nur während sie Scherzreden mit ihrer Umgebung wechselte, gingen ihre Blicke in nervöser Unruhe oft zu Manuela und Eberhard hinüber.

Er trat zu Marie-Luise und bat sie, ihn ein wenig bekannt zu machen.

„Die Selbstvorstellung ist verlorene Mühe," sagte er heiter, „ein empfehlendes Wort von Ihnen wird mich wirklich mit Ihren Freunden bekannt machen, denn ich vermute, es sind hier nur Menschen, von denen ich Gewinn ziehen kann, an denen ich also nicht nur oberflächlich vorbeigehen mag."

Marie-Luise sah ihn strahlend an. Sie fühlte sich heute Abend so grenzenlos glücklich und so bescheiden dankbar, daß ihr seine Gegenwart geschenkt war.

„Also," fragte sie neckend, „soll ich Sie von Person zu Person schleppen und erklären: hier mein Freund Eugen, ein junger Mann von den allervortrefflichsten Eigenschaften, klug, wahr, energisch, herzenswarm? Das geht doch nicht."

„Schon deshalb nicht, weil ich dann mein Lebenlang daran zu thun hätte, mir all die vortrefflichen Eigenschaften nach und nach anzueignen, die Sie mir empfehlend als Etikette aufkleben," sagte er.

Plötzlich ernst fragte sie und sah ihm gerade in die Augen.

„Wissen Sie denn nicht selbst, daß mehr in Ihnen ist, als in andern Männern? Und glauben Sie, daß es Bescheidenheitspflicht ist, zu thun, als wüßten Sie's nicht. Wenn ich sechs Schuh hoch bin und mein Nebenmann ist's nur vier, so sehe ich doch, daß ich größer bin. Darin hat doch Schopenhauer recht."

„Zweifellos," antwortete Eugen mit Freimut, „nur daß einem zu leicht das Augenmaß für die eigene Statur fehlt und man sich auf sechs Fuß taxiert, während man deren auch nur vier hat. Ich weiß von mir nur eines, daß ich das beste Bestreben habe, immer wahr zu sein. Wahrheit ist für mich der Inbegriff von Moral. Im Augenblick, wo ich vor mir oder anderen etwas verhehlen muß, ist schon ein wunder Punkt in derselben."

Marie-Luise liebte ihn um dieser Worte nur noch mehr. Dennoch sagte sie, unfähig ein kritisches Bedenken zurückzuhalten.

„Jede Sentenz sittlichen Inhalts läßt sich anfechten und ist deshalb in ihrer Abgeschlossenheit gewagt. Wir sprechen ein andermal davon. Nun kommen Sie."

Sie stellte Eugen allen Anwesenden vor. Nach einer angenehm verplauderten Stunde, gerade als man zum Buffet gehen wollte, fand Eugen sich Seite an Seite mit Herrn Alling. Dieser nahm ihn in Beschlag und lud ihn ein, mit ihm zusammen in einer stillen Ecke sich gütlich zu thun, nachdem man sich mit Tellern am Buffet versehen und der Diener eine Flasche Bordeaux hinzugetragen.

Eugen war etwas befangen diesem Manne gegenüber, dem er grollte wegen der Vernachlässigung der väterlichen Pflichten und der doch für ihn anziehend und wichtig war durch die Vorstellung, daß er aus dessen Hand eines Tages ein höchstes Glück erbitten möchte.

Herr Alling ahnte natürlich nichts von der seelischen Beziehung, welche sich zwischen seiner Tochter und Eugen angesponnen. Er, in dem frohen Behagen, welches er an den Speisen fand, lobte die Gänseleberpastete und war völlig harmlos. Frau Alling kam gelaufen und fragte liebevoll besorgt, ob ihr Gatte auch alles habe, trug Eugen auf auch darauf zu achten, daß Alling nicht nochmals Pastete sich hole, er könne das nicht vertragen, und huschte wieder zu dem kleinen Tisch zurück, an welchem sie mit Marie-Luise, Professor Müllermann und Generalkonsul Windham speisen wollte.

Manuela saß als einzige Dame mit Leberecht Eberhard, einem dunkeläugigen Schönen, den man Eugen als musikalisch hochbegabten Bankiersſohn vorgestellt hatte und der in Schönheit und Melancholie posierte, und mit dem Maler Walter Groning zusammen. Dieser war unbändig lustig, sah mit seinem vorstehenden blonden Spitzbart und seiner zurückweichenden Stirn

Digitized by Google

beinah wie ein Ziegenbock aus und hielt seine Tischgesellschaft immer im Lachen.

Eugen wußte, daß es harmlos und liebenswürdige Späße waren, die der angab — er sah es daran, daß Manuela hell lachte. Sie wäre befangen gewesen und er hätte es auf ihrer Stirn gelesen, wenn da Dinge gesprochen wurden, die unschön waren.

Fern von ihr, ohne daß ein Blick hin und herging, war er schon so sicher, daß sie nichts mehr dulden würde, das er nicht für sie ertrug.

Auch Herr Alling hatte die Gruppe beobachtet.

„Wie finden Sie meine Tochter?" fragte er plötzlich.

Eugen erschrak. Er war es gewohnt, in seinen Kreisen als „heiratsfähiger junger Mann" aufgefaßt zu werden. Mütter wußten ihm diskret die guten Eigenschaften der Töchter anzudeuten, Väter kamen ihm besonders jovial entgegen. Aber er begriff, daß er mit seiner kleinen Rente von dreitausend Mark, der Aussicht in einem Jahre 112 Mark Monatsgehalt zu bekommen und vielleicht in drei Jahren Regierungs-Legations- oder Landrat zu werden, für Herrn Alling ganz und garnicht der „heiratsfähige junge Mann" war, daß diese Frage rein objektiv gestellt wurde und zwar im Gefühl, daß man, infolge der alten Bekanntschaft mit seiner Mutter, schon ein offenes Wort miteinander reden könne.

„Ich finde sie sehr bedeutend, aber von seltsamer Unausgeglichenheit. Ihre Vertrautheit mit Lebensfragen und Erscheinungen, die sonst jungen Damen fremd bleiben, hat mich erst verletzt. Nun schmerzt sie mich, denn ich sehe, daß ihre keusche oder bange, unsichere Seele leidet von diesem Halbwissen. Sie weiß von allem und zugleich von nichts. So ist sie unzufrieden mit sich und der Welt. Warum haben Sie sie so früh in die Gesellschaft und in diese besondere Art von Berliner Gesellschaft gelassen?"

Herr Alling war über diese Offenheit gar nicht erstaunt. Er erinnerte sich mit Eugens Mutter auch schon über Manuelas Erziehung gesprochen zu haben. Und es gibt Menschen, mit denen ernst vertraute Gespräche so natürlich scheinen. Zu diesen gehörte Eugen.

„Was sollten wir machen, lieber Assessor," sagte er bedauernd, „unser einziges Kind konnten wir doch nicht in die Kinderstube sperren. Und Manuela war ein himmlisches Baby. Meine Frau war namenlos stolz auf sie, ich auch. Mein Gott, wenn man nur die eine hat. Und die ist so schön. — — So lief sie eben immer im Salon herum. Sie wurde dann recht naseweis, es ist wahr. Aber so hoch begabte Mädchen sind eben schwerer zu erziehen als dumme. Als sie erwachsen war, so eben flügge, konnten wir doch unser ganzes Leben nicht ihretwegen umkehren, nicht unser Haus zuschließen. Nun, und so ging sie eben recht früh aus. Es ist schon ihr vierter Winter. Ja, es ist nicht leicht, sie macht uns zu schaffen."

„Menschen, die viel mit sich zu thun haben, geben auch andern zu thun," bemerkte Eugen. „Der Konflikt im Wesen Ihrer Tochter ist tiefer, er hat nicht nur in dem zu frühen Genuß von Reisen und Geselligkeit seinen Grund, es ist mehr als nur Übersättigung."

Alling sah einen Augenblick prüfend Eugen an. Die Äußerung fiel ihm denn doch auf. „Ein famoser Mensch, der junge Hesberg," dachte er, „schade." Das „schade" bezog sich auf den unbesoldeten Regierungsassessor.

„Sie beobachten scharf," gab Alling zu, „und darum will ich Ihnen meine Gedanken mitteilen, die ich selbst meiner Frau vorenthalte. Sie wissen, der Vater meiner Frau war ein getaufter Jude. Ein edler, hochgebildeter Mann; ein Christ im herrlichsten Sinne des Wortes — im Sinne der Bergpredigt. Nun entstammte dieser Mann einer uralten, vornehmen Judenfamilie, in welcher schon vor Jahrhunderten stets die höchstmögliche Bildung der Zeit zu Hause war. Die Verfeinerung der geistigen Bedürfnisse vom Vater zum Sohn, vom Sohn auf Kindeskinder ererbt, erzeugt zuletzt neben der höchsten Subtilität der Aufnahmefähigkeit eine zersetzende, prüfende, skeptische Art, eine Geistesdisposition, welche des warmen, besinnungslosen Enthusiasmus unfähig und der zweifelnden Kritik desto fähiger ist. Es ist auch eine Degeneration der Geschlechter, ähnlich und doch wieder in ihrer Wirkung, weil in ihrer Entwickelung anders, wie Sie es bei einigen alten feudalen Adelsgeschlechtern finden.

Hier hat man zu einseitig den Geist

übernährt, dort hat man zu rücksichtslos den Körper ausgenutzt. Hier fehlt die Kraft kritiklos sich zu begeistern, dort die Kraft vorurteilslos zu arbeiten.

Begeisterung und Arbeit aber sind die vorwärts treibenden Momente für die Menschheit. Um zur Nutzanwendung zu kommen: ich glaube das versprengte Tröpflein Blut von den väterlichen Vorfahren meiner Frau spukt in Manuelas Adern!"

Eugen war so betroffen von dieser Auseinandersetzung, die ihn mit einmal die Geliebte in ein neues und klärendes Licht rückte, daß er schwieg.

„Nur eine wahre, große Liebe, eine solche, wie sie einst meine Frau und mich verband, kann Manuela innersten Frieden geben," fügte Herr Alling hinzu und sah sich Eugen scharf an. Dieser aber rief:

„Nein. Sie irren sich. Ihre Tochter kann nur durch sich selbst zum Frieden kommen."

„Gottlob!" dachte Alling, der glaubte, daß wenn Eugen etwa Manuela liebe, er antworten müsse: ja, nur eine wahre Liebe! und dabei an seine eigene denken werde.

Der Abend verlief zu rasch für die drei Menschen, die hier heimlich gegen- und füreinander kämpften. Marie-Luise glaubte noch niemals so befriedigende Stunden verlebt zu haben; obgleich sie ihre Aufmerksamkeit auf alle gleichmäßig verteilen mußte und sich Eugen wenig widmen konnte, war ihr das Bewußtsein seiner Nähe schon beglückend.

Auch Eugen war glücklich. Er beobachtete fort und fort die eine und glaubte zu bemerken, daß sie sich von seinen Blicken abhängig machte und sich von Zeit zu Zeit seiner Beobachtung vergewisserte. Manchmal sah er auch mit einem leisen Erstaunen auf Marie-Luise und sah den heitern Glanz auf ihrer Stirn. Er kannte doch ihre geheimen Leiden und wußte, daß diese Frau eine Kreuzträgerin sei. Er konnte nicht begreifen, daß sie zu vergessen vermochte und sich der Geselligkeit erfreute.

Junge Menschen, die noch niemals von einem sehr starken und dauernden Unglück betroffen wurden, können nicht ermessen, daß der menschlichen Natur eine Schranke für die Leidfähigkeit gesetzt ist; sie erstaunen, wenn sie Menschen in Trauerkleidern lächeln sehen; sie halten Leute für oberflächlich, die mit einem Gram im Herzen auf Stunden sich zu vergnügen im stande sind. Sie wissen nicht, daß in jeder Menschenseele eine unzerstörbare Kraft zum Leben und zur Freude ist, die sich gesund aufrichtet und sich sträubt, noch mehr Schmerz und immer nur Schmerz aufzunehmen.

So verstand auch Eugen noch nicht ganz, daß in der gesunden, kraftvollen Seele dieser Frau, gerade weil sie viel gelitten hatte und eine ungeheure Empfänglichkeit für den Schmerz besaß, sich die Freude erhob, wie ein schlummernder Gott, der die Augen aufschlägt.

Von den Eindrücken des Abends voll, setzte er sich daheim hin und schrieb an seine Mutter. Es ging ihm hierbei wie immer sehr lebhaften und schreibgewandten Menschen; er sagte mehr von sich, als seine Absicht und als klug war. Er bedurfte einfach einer Aussprache und vergaß dabei zuletzt, daß er sie einer übersorglichen, bevormundenden Mutter gegenüber that.

Und Manuela endlich, als sie mit ihren Eltern heimfuhr, dachte bitter:

„Wie soll ich ihm entrinnen! Ich muß ihm entrinnen! Er liebt mich und ich — ich muß und werde auch ihn lieben — ich muß. Aber so wie ich bin, wird er mich niemals wollen, so wie ich bin, könnt' ich ihn niemals beglücken. Und ändern kann ich mich nicht — nie, ich kann nicht. Und ich will auch gar nicht. Es kann doch nichts Ganzes und nichts Rechtes werden aus mir. Bin ich nicht jetzt schon viel elender als ich vordem war, wie ich so in den Tag hinein lebte? Wie soll ich ihm und dem Unglück entrinnen?"

Ihr ganzes von Hochmut und Eitelkeit genährtes Wesen bäumte sich gegen den Gedanken auf, zu lieben, wieder geliebt und doch verworfen zu werden.

11.

Die Weihnachtstage pflegte Marie-Luise stets in Wannsee zu verbringen. Sie konnte ihrem armen Kind keine Lichter am Tannenbaum entzünden, ihm keine Freuden bereiten. Seine hinbrütende Ruhe durfte durch gar nichts unterbrochen werden, sollte sie nicht in lebensgefährliche nervöse Angst übergehen. Selten nur konnte sie sein Zimmer betreten

und ihn beobachten, wie er still in seinem, nach allerlei hygienischen Maßregeln erbauten Lehnstuhl saß, das schöne und doch so blöde Köpfchen hinten übergelegt, die blassen Hände an die Armlehne geklammert.

So träumte er hin, einer Pflanze gleich, die lebt und wächst und doch nicht ihrer selbst sich bewußt ist.

Marie-Luise durfte Gott noch danken, daß keine widrige Mißgestalt die äußere Hülle für dieses Leben bildete. Wohl sah man seinem Gesicht an, daß keine Seele seine Züge belebte, aber der Ausdruck war doch mehr der eines Schlummernden. Tierische Roheit entstellte es nicht.

Und dennoch — dennoch! Jeder neue Tag machte der Frau den Anblick zu neuer Qual.

Sie empfand es gleichsam als einen Schandfleck auf ihrer Weiblichkeit, der Menschheit nur ein totes Mitglied gegeben zu haben.

In der Weltstadt hat man nicht Muße, sich genau nach dem Thun und Treiben des lieben Nächsten umzusehen. Und da Marie-Luise alle Bekannten in einer freundlichen, doch sicheren Entfernung von sich zu halten wußte, so kümmerte sich niemand darum, wo und wie sie ihre Weihnachtstage zu verbringen pflegte. Nur Allings und diesmal Eugen wußten darum.

Wie unaussprechlich gern hätte sie mit ihm den Heiligen Abend verbracht, damit er ihr auch irdisch ein Fest werde. Aber nach Wannsee konnte sie Eugen unmöglich zu sich laden in ihr trauriges Haus. Außer, wenn er darum gebeten hätte, und er — bat nicht.

Das legte sich Marie-Luise wohl zurecht. Er konnte und durfte das nicht. Es wäre zu außerordentlich gewesen — er hatte gewiß bedacht, daß man solche Freiheit übel ausdeuten würde.

Hoffnung ist ja nie um Nahrung und Trost verlegen.

Sie dachte nun voll Kummer daran, daß er zum erstenmal in seinem Leben sich an Tagen, die sonst dem innigen Familienleben geweiht waren, in Kneipen und bei oberflächlichen Bekannten herumdrücken würde. Aber grade am Weihnachtstag empfing sie einen Brief von ihm, der sie belehrte, welche Überraschung ihm geworden. Und zugleich steigerte der Brief die Spannung, in welcher sie dahin lebte, bis zum Unerträglichen. Eugen schrieb:

„Liebe gnädige Frau!

„Denken Sie sich meine freudige Überraschung, als ich gestern Mittag, vom Bureau kommend, meine Mutter ganz häuslich in meinem Zimmer installiert fand. Sie hatte heimlich an meine gute Wirtin geschrieben, sich ein gerade frei gewordenes Zimmer herrichten lassen und will nun acht Tage bei mir bleiben. Ich gestehe Ihnen, hochverehrteste Freundin, daß das Weihnachtsfest meiner Mama nur der Vorwand war für die Herreise. Sie hat aus meinen Briefen, deren ich ihr stets sehr viele und sehr ausführliche schrieb, allerlei Beunruhigendes herausgelesen und will sich nun mit mir aussprechen und will nun die Menschen kennen lernen, die mich seit letzter Zeit so ausschließlich beschäftigten. Bei Allings, wo wir gleich heute Besuch gemacht haben, sollen wir morgen speisen. Darf ich Ihnen übermorgen Mama zuführen? Wenn Sie wüßten, was ich alles davon erhoffe, daß Mama sich über ihre Sorgen mit Ihnen aussprechen kann! Sie Gütige, Kluge werden Mama überzeugen, daß ihr Sohn ein Mann ist, der seinen Weg allein gehen will und muß.

Mama grüßt Sie herzlich und bittet mit mir um ein Telegramm oder eine Zeile, ob wir die Willkommenen sind."

Seine Mutter! Und er brachte sie ihr hier hinaus? Er erhoffte etwas von einer Aussprache? Eine schwindelerregende Freude zog in Marie-Luises Brust ein.

Das konnte nur eine Deutung haben — eine einzige.

Er liebte sie, und seine Mutter konnte sich, wie begreiflich, nicht ohne weiteres darein finden, daß ihr Sohn eine etwas ältere Frau, eine Witwe mit einem unglücklichen Kind zu heiraten dachte. Wie verzeihlich von der Mutter. Wie treu und gut, daß sie gleich herbeieilte, den Sohn zu retten, wenn er in Gefahr war. Aber Marie-Luise wollte ihr zeigen, daß von keiner Gefahr, sondern nur von Glück die Rede für ihn sein konnte, daß sie, Marie-Luise Sandbach, ihm alles in Demut zu Füßen legen wollte; ihr Herz, ihren Namen, ihr Vermögen, ihre Freiheit.

Es schien wahrhaft so, als ob diese Frau, die ihr Leben lang immer nur in

Zigeunermädchen. Nach dem Gemälde von E. von Blaas.
(Verlag der Photographischen Union in München.)

Digitized by Google

den Schatten gesehen hatte, dadurch ganz verblendet ward, daß sie sich traute ins Licht zu schauen, als ob sie jeder Vernunft bar geworden war, sie, die in ihrem Leben immer mehr hatte denken müssen, als fühlen dürfen.

Mit fliegender Feder setzte sie eine Depesche auf, welche die lieben Gäste hoch willkommen hieß. Dann ward sie von jenem Hausfrauenfieber ergriffen, welches sie an ihrem ersten Empfangsabend gehabt. Und hier war keine Williams zur Hilfe da. Die Williams reiste stets über Weihnacht zu ihrer Tochter, die irgendwo in ganz bescheidenen Verhältnissen verheiratet war und welche die gut besoldete Stellung der Williams noch als Ehre und Glück ansah.

Küche und Keller in Wannsee waren nur für die geregelten und bescheidenen Bedürfnisse des Kindes und seiner Bedienung versehen. Es fehlte an vielem, um ein Mittagsessen für Gäste herzurichten.

Marie-Luise sah nach der Uhr. Es war eben zwei vorbei. Wenn sie gleich nach Berlin fuhr und allerlei einkaufte, konnte sie noch um 7 Uhr zurück sein und doch mit der treuen Jenny ihre stille schmerzliche Feier abhalten.

Die bestand immer darin, daß Marie-Luise der Krankenpflegerin eine Summe für deren arme alte Eltern übergab und eine Menge von Dingen für die bedürftigen Kranken der Ordensschwestern aufbaute.

Sie selbst, Schwester Jenny und Marie-Luise, hatten keine persönlichen Geschenke zu geben und zu empfangen. Für sie beide hatte das Weihnachtsfest keine weltlich freudige Bedeutung. Es brachte ihnen ernste Sammlung und durch sie immer wieder neuen Mut.

Kurz entschlossen, zog Marie-Luise sich an. Es schneite diesen Morgen, sie hatte indessen nicht darauf geachtet und sie zog sich nicht dem Wetter entsprechend an. Im Gegenteil, um im Menschengewühl, das auf den Straßen sein würde, recht unbemerkt hindurchzuschlüpfen, wählte sie einen dunklen Regenmantel, anstatt ihres eleganten Pelzes. Jenny schüttelte den Kopf zu dieser thörichten Fahrt.

Und zwei Stunden fuhr und lief Marie-Luise denn in Berlin umher, ihre Stiefel waren längst durchweicht, ihre Kleidersäume schwer von Nässe, ihre Hände klamm, weil sie viele Pakete zu umfassen hatten.

Es mochte fünf Uhr sein, als sie am Potsdamer Bahnhof aus ihrer Droschke stieg, sehr frierend und beinah unglücklich durch die Kälte und Nässe. In der Eingangshalle traf sie auf Ludolf Sandbach, und seine Erscheinung erregte ihr in diesem Augenblick förmlich Freude.

„Ach Ludolf," sagte sie aufatmend, „hilf mir doch all dies ins Koupee tragen."

Er sah das Aufblitzen von Erleichterung in ihrem Gesicht und nahm es für Freude, die ihm galt.

(Fortsetzung folgt.)

In der Stille.

Von

Alice Freiin von Gaudy.

(Abdruck verboten.)

Vom Thal herauf zieht fernes Abendläuten,
Mit leisem Rauschen grüßt der Tannenwald.
Ein Vöglein singt in goldbesonntem Wipfel —
Dann wird es still — und jeder Laut verhallt.

Ich bin allein, in weitem Raum verloren,
Nur die Natur spricht zu mir, groß und frei:
Sie kündet mir, daß jeder Baum ein Wesen,
Und jede Blume eine Seele sei. —

Reinheit. Nach dem Gemälde von William Thorne.

Budapeſt vom Dreihotterberg geſehen.

Budapeſt einſt und jetzt.

Von **Hugo Warmholz.**

(Abdruck verboten.)

Wir haben uns kaum einen guten Platz auf dem Deck des mächtigen Donaudampfers, der uns in zwölf Stunden von Wien nach Budapeſt bringen ſoll, geſichert, als ſich ſchon unſere Geſchichtskenntnis auf die Probe geſtellt ſieht, denn eben gleitet das Schiff an der Inſel Lobau vorüber, deren Waldesſtille und Einſamkeit heute durch nichts mehr verrät, daß der bis dahin für unüberwindlich gehaltene Napoleon I. nach der verlornen Schlacht von Aſpern und Eßlingen hier ſeine Armee wieder ſammelte.

Gleich darauf werden wir an weit zurückliegende Zeiten gemahnt; bei Deutſch Altenburg, das hoch überragt wird von einem uralten, in zierlichſter Gotik erbauten Kirchlein, St. Peter und Paul, lag das Municipium Carnuntum, einer der wichtigſten römiſchen Waffenplätze an der Donau. Ein hoher, dem Verfall naher, römiſcher Thorbogen, das Heidenthor genannt, deutet weithin die Stelle an, bei welcher jetzt die alte Römerſtadt freigelegt wird, — ein Pompeji im Weichbilde von Wien; in Carnuntum ſchrieb Marc Aurel das zweite Buch ſeiner Betrachtungen.

An einen gewaltigen Fürſten ganz anderer Art, an Attila, die Gottesgeißel, erinnert uns der iſolierte, eine mächtige Ruinenkrone tragende Inſelberg, der das Städtchen Haimburg faſt in die Donau drängt; das dort oben ſollen die Überreſte der im Nibelungenliede erwähnten Hunnenburg ſein, in welcher König Etzel mit Siegfrieds racheſinnender Witwe, mit Kriemhild, Hoflager hielt.

Doch ſchon werden unſere Blicke nach dem linken Ufer gelenkt, von dem hervorragende, faſt ſenkrecht aufſtrebende Felsmaſſen, mit den Turmruinen der alten Burg Theben, weit in die grünlichen Waſſer der Donau vorſpringen.

Das Auge aber hat keine Zeit dieſes ſchöne Bild voll zu genießen, denn der Preßburger Schloßberg taucht aus den Fluten empor; die ausgebrannten, mächtigen Schloßtürme beherrſchen die anmutigen Waldhügel und die ſich jenſeit der alten Krönungsſtadt Preßburg weithin dehnenden Rebengelände.

Das Hügelland verschwindet, und die Tiefebene tritt ihre Herrschaft an, nun erst fühlen wir uns in Ungarn; die Donau umschlingt mit weichen Armen und Rinnen große und kleine Inseln, die meist mit frischem, üppigem Auwald bedeckt sind, aus den Schilfwiesen der toten Wasser flattern Tausende von Sumpfvögeln auf, am Rande des Stromes schwimmen ganze Dörfer von kleinen Wassermühlen, deren einfache Einrichtung aller modernen Mühlentechnik spottet, auf den endlosen Ebenen weiden Herden langgehörnter, schmutziggelber und grauer Ochsen, nur hier und da erblicken wir einzelne Bauernhöfe, um welche Rudel leichtfüßiger Pferde und Füllen sich tummeln und wenn der Blick auf der in fernster Ferne verschwimmenden, graugrünen Fläche kein Fleckchen mehr findet, um ausruhen zu können, der Schwengelbrunnen, dieses Wahrzeichen der ungarischen Pußtalandschaft, fehlt niemals. Es ist, als wenn vom Himmel mächtige Speere in dieses trockene, trostlos langweilige Weideland geschleudert worden wären; es ist, wie ein Ruf: Da ist Wasser — da labt Euer Vieh! — denn der Mensch dort, wenn er ein Ungar ist, trinkt kein Wasser, auch der Ärmste nicht, er trinkt nur Wein.

Lange fahren wir nun durch Tiefland, erst jenseits der berühmten Festung Komorn erblicken wir wieder Berge, die bei Gran an beide Ufer des Stromes dicht heranrücken. Wer jemals mit dem Nachmittagsschnellzuge von Budapest nach Wien gefahren ist, — der Zug durchjagt diese Strecke in etwa fünf Stunden — hat wohl einen gewaltigen Kuppelbau von einem in die Donau vorspringenden Hügel im Licht der untergehenden Sonne erstrahlen und leuchten gesehen, das ist die Basilica von Gran, eine Nachbildung des Domes von St. Peter in Rom; unten umflutet dann blutigrot der reißende Strom den dunkelvioletten Felsen, auf dem sich, 80 Meter hoch, der goldigglänzende, säulengetragene Dombau erhebt, wie ein Märchen, eine Erscheinung; es ist als wäre die Kirche des heiligen Grals vor uns erstanden. Aber auch vom Schiffe aus gesehen macht dieses Bild einen tiefen Eindruck, alles blickt zum Lande, die Matrosen halten ein in ihrer Arbeit, und die rußgeschwärzten Feuerleute stecken die Köpfe andächtig aus den Luken des Deckes empor.

Weder die nun folgende, anmutige Landschaft von Waldbergen mit Schlössern und Villen, noch die weitläufigen Ruinenmassen von Visegrad, dem einst so berühmten Königsschloß des Mathias Corvinus, noch das vieltürmige, gartenreiche, alte Waizen vermögen den Eindruck, den wir bei Gran empfingen, zu verlöschen, derselbe verschwindet erst, nachdem wir die Margaretheninsel passiert haben, und Budapest nun, fast plötzlich, wie eine Feerie, wie aus Anmut, Schönheit und Kraft gewoben, aus den Fluten der Donau emportaucht.

Es ist Abend geworden, und viel tausend Lichter rechts und links an der Donau verkünden, daß wir in eine große Stadt einfahren, und alle diese Lichter spiegeln sich vielfach in den Wassern des Stromes, dessen Ufer eine endlose Kette von Flammen bezeichnet. Und Hunderte von Lichtern ziehen unsere Blicke hinauf zum Ofener Schloßberg, dessen Scheitel sie, einem leuchtenden Kranze gleich, umgeben, und viele Flämmchen flimmern, zuletzt fast verlöschend, zum Blocksberg hinan, auf dessen Höhe sie sich unter die Sterne des Himmels verlieren. Bald sind wir in dem am Donauquai der Pester Seite gelegenen Hotel Hungaria auf das beste untergebracht; die Zigeunermusik lockt uns in den Speisesaal, und ihre wilden, klagenden, weinenden und lachenden, grellen und doch harmonischen, uns schmerzlich durchzitternden und doch mächtig anziehenden Weisen führen uns gleich wieder fort aus der großen Stadt voll moderner Kultur, hinaus unter das Volk der Dörfer, der Pußten und Schenken, wie Lenau sie schildert, der Menschen, wie Petöfi sie zeichnet, mit vielem heißem Blut, voll glühender Leidenschaft, voll tiefer Schwermut und voll aufjauchzender Freude. Diese sinneberauschenden Töne flüstern und schreien uns ins Ohr: „Hier bist du mitten in Ungarn.“

Die braunen Gesellen, die sich zu einer Musikbande zusammenthun, mit einer Primgeige, die der „Primas,“ oft ein Mann, der sich mit den besten Konzertspielern messen könnte, spielt, mit zwei zweiten Geigen, einer Baßgeige, einem Cymbal und einer Clarinette, sind nicht zu verwechseln mit jenen Landstreichern, die dem Bauer die Kessel flicken und die Hühner, hier und da auch ein Kind oder ein Pferd stehlen, nein, das sind wirklich tüchtige Musiker, geborene Tonkünstler und meist brave Menschen; sie

spielen fast nie nach Noten, denn ihr Gedächtnis bewahrt ein endloses Repertoir; die altmagyarischen Melodien, die „schweigenden Weisen“ und die modernsten Opern und Operetten, alle europäischen Volks- und Königshymnen und die Marseillaise, viele hundert ungarischer Volkslieder und die schönsten Walzer von Strauß und Lanner, den Rákóczymarsch und den unvermeidlichen Csárdás.

Diese Zigeunermusiker stehen dem Herzen des echten Ungarn besonders nahe, denn sie kennen die Neigung eines jeden, der dann und wann ihrer Kunst huldigt, und wenn ein solcher die Weinstube oder das Kaffeehaus betritt, wird er sogleich mit seinem Lieblingsliede begrüßt. Dort sitzt einsam ein ernst sinnender Mann, — der Primas giebt seinen Leuten ein Zeichen, und sogleich ertönt die Lieblingsmelodie des Einsamen, der Primgeiger nähert sich ihm langsam und mehr und mehr, er beugt sich mit der Geige hinab zu seinem Ohr, daß die Töne direkt zu ihm hinüber fließen, bis der arme Träumer ihm dankbar zulächelt, und in den Landstädten und Dörfern begleiten sie den Nachhausegehenden wohl bis zu seinem Thore, ihm so wirklich heimgeigend. Und auch im Weine thut der „Primas“ dem „Patrone“ Bescheid, auch dem Zweiten und Dritten und allen die im Saale sind — aber das macht ihnen nichts, denn wer hätte je einen Zigeunerprimas betrunken gesehen.

So viele Tugenden weiß aber der überhaupt freigebige und großherzige Ungar auch zu schätzen und wo der sparsame Fremde 20 Kreuzer auf den Teller legt, da wirft der Ungar seinen Papiergulden oder auch einen Fünfer hinein; darum liebt der Zigeunermusikant Ungarn über alles und wenn er die ganze Welt durchzogen hat, kehrt er gern wieder in seine Heimat zurück, denn keiner versteht ihm wie der Vollblutungar, sei er ein Bettyar oder ein Czikos oder ein Magnat, der einen Marstall und ein eigenes Theater besitzt.

Doch wir sind müde geworden und wollen uns zur Ruhe begeben, aber eine Probe möchten wir machen: Kellner, wir lassen bitten um den „Alten-Dessauer!“ Der Kellner wiederholt ungläubig das Wort „Alten Dessauer“ und sagt es leise dem Primas, der denkt nur einen Augenblick nach, spricht einige Worte zu seinen Leuten, und bei den Klängen des heimatlichen Marsches, die nun durch den Saal rauschen, suchen wir unser Zimmer auf.

Als wir am frühen Morgen des anderen Tages die Fenster öffnen, um Licht und Wärme einzulassen, sind wir geblendet von der Schönheit des Bildes, das sich unter uns und vor uns ausbreitet. Ein leichter, durchsichtiger, sonniger Nebelschleier hüllt noch den trotzigen Blocksberg mit der Citadelle ein, dessen felsige Starrheit die schimmernden Weingärten mildern. Uns gerade gegenüber, viel niedriger, breitet sich das Plateau des Burgberges aus, der die mächtigen Massen des königlichen Schlosses und eine ganze Kette hervorragender Bauten trägt; der Berghang unter der Burg ist von den Anlagen des herrlichen Schloßgartens bedeckt, den gegen die Donau arkadenartige Bazare abschließen; zwischen diesen Erhebungen und weit nach Westen hin, von dem Hügellande dicht an die Donau gedrängt, dehnt sich Ofen aus.

Auf der Kettenbrücke eilen schon am frühen Morgen die Menschen geschäftig hin und her, und unter ihr flutet, mächtig und kraftvoll, die Donau dahin, von großen und kleinen Dampfern, von Booten und Lastschiffen belebt.

Senkrecht unter uns zieht sich der breite, im großen Stile angelegte Quai am Strome hin, eine lange Reihe prächtiger Paläste und Häuser blickt auf seine schattigen Promenaden und statuengezierten Plätze hinab, die einen Korso bilden, auf welchen der Pester mit Recht stolz ist. Tiefer liegen die Landungsplätze der Personendampfer und die Güterrampen, die Strombäder und die Lagerhäuser, die nicht im stande sind, die Massen der Güter zu fassen; ganze Hügel von Säcken und Kisten, von Ballen und Fässern sind am Frachtenquai aufgehäuft, rastlos ertönt da das Geschrei der Arbeiter, das Rasseln der Dampfkrahne, das Stöhnen der Remorqueure und das Knarren der ab und zu rollenden Streifwagen. Hier wickelt sich der Handel mit Rumänien und Serbien, mit Bulgarien und der Türkei ab, und dieser Handel verbunden mit einer jugendlich frischen unternehmungslustigen Industrie und die günstigen politischen Verhältnisse haben Budapest innerhalb 30 Jahren aus einer bescheidenen Provinzstadt in eine glänzende Großstadt umgewandelt, sie haben in ein

Abb. 2. Der Palaſt der ungariſchen Akademie der Wiſſenſchaften.

faſt zwei Jahrtauſende altes Städteweſen ſo viel ſtarkes Streben und Leben getragen, wie es, außer der Hauptſtadt des jungen Deutſchen Reiches, keine Stadt Europas aufzuweiſen hat. Darum war es richtig, daß auch hier, im Herzen des neuen Budapeſt, das Denkmal des größten ungariſchen Dichters, Petöfi, aufgeſtellt wurde, der durch ſeine feurigen Dichtungen mehr als irgend ein anderer Patriot dazu beigetragen hat, ſein Land aus Jahrhunderte langem Schlaf, wie mit einem Schlage, zu großen Thaten zu wecken.

Doch der Duft des Frühmorgens, der die Hügel am anderen Ufer umwob, iſt geſchwunden und es zieht uns nun hinauf zum Blocksberg, (Gellért hegye), der ſich dem Beſucher von Budapeſt als Ausſichtspunkt förmlich aufdrängt.

Auf dem Wege zur Kettenbrücke fällt uns zunächſt das in orientaliſchem Stile erbaute, an einem mit Gartenanlagen bedeckten Platze ſich erhebende prächtige Redoutengebäude auf. Gleich darauf haben wir den Franz Joſefs Platz (Ferentz-József-tér) vor uns mit den Standbildern des Erzherzog Joſef und des Grafen Eötvös. Von den dieſen Platz nach drei Seiten umgebenden Prachtbauten verdient der Akademie-Palaſt (ſ. Abb. 2) hervorgehoben zu werden, der 1862—1864 nach Plänen des Architekten Stüler im Renaiſſance Stile erbaut wurde. Er beherbergt nicht nur die ungariſche Akademie der Wiſſenſchaft, ſondern auch „die Landesgalerie alter Meiſter.“ Dieſe beſteht zum größten Teil aus der berühmten Gemälde-Sammlung, welche Fürſt Eſzterhazy dem Lande zum Geſchenk machte.

Nach der vierten, freien Seite bietet uns der Franz Joſef-Platz ein wunderbar ſchönes Bild, mit der Kettenbrücke und der Donau im Vordergrunde und Ofen mit dem Blocksberge und dem Burgberge im Hintergrunde.

Abb. 3. Die Treppe zum Burggarten.

Nun überſchreiten wir die Kettenbrücke und wir ſind in Ofen, in der Waſſerſtadt, wie dieſer Teil der Stadt heißt; vor uns in der Axe der Brücke öffnet ſich der durch den Feſtungs- oder Burgberg getriebene, etwa fünf Minnuten lange Tunnel, durch welchen die Verbindung mit der jenſeits des Berges liegenden Chriſtinenſtadt hergeſtellt wird. Durchwandern wir den Tunnel, dann bleiben wir am Ausgang desſelben gewiß überraſcht ſtehen; wir haben ſoeben die Prachtbauten und das gewaltige Getriebe einer Großſtadt, die 1200 Fuß lange, ſich weit und hoch über den Spiegel der Donau ſpannende Kettenbrücke, das glänzende Schloß auf dem

Feſtungsberge bewundert und befinden uns nun ganz plötzlich, ganz unvermittelt, in einer ſtillen beſcheidenen Landſtadt im Weingebirge. Nur die jenſeits aus dem waldigen Hügellande des Schwabenberges herausſchimmernden vielen Villen verraten die Nähe einer Großſtadt. Durchwandern wir die aus niedrigen Häuſern und Häuschen gebildeten Straßen der Chriſtinenſtadt, dann glauben wir uns hundert Jahre zurückverſetzt; hier ſind wir ganz auf dem Lande, hier wird noch der ungefälſchte Naturwein geſchenkt, und die Bewohner der feineren Stadtteile pilgern Sonntags hierher zur „Marmorbraut“ oder „Zum politiſchen Greisler,“ um einen guten Tropfen zu trinken; leider wird auch dies bald, dank der Phylloxera, Tradition geworden ſein.

Kehren wir nun zur Waſſerſtadt zurück, um unſern Weg ſtromab zum Blocksberge fortzuſetzen, ſo bemerken wir zunächſt rechts die Drahtſeilbahn, die uns in einer Minute hinauf in die Feſtungsſtadt befördert. Dort oben befinden ſich faſt alle wichtigen Staatsgebäude, — es iſt das gewiſſermaßen die Beamtenſtadt in Budapeſt. Wir ſind oben angelangt, und nun erſt fallen uns die großen Dimenſionen des prächtigen Schloſſes auf, das 203 Gemächer enthalten ſoll. Auf dem St. Georgs Platz (Szt. György-tér) erhebt ſich das 21 Meter hohe, im Spitzbogenſtyl aus Eiſen gegoſſene Hentzi Monument, welches in der letzten Zeit wiederholt zu politiſchen Demonſtrationen Anlaß bot, denn es iſt zu Ehren des öſterreichiſchen Generals Hentzi, eines gebornen Schweizers, und der 418 hier mit ihm, bei der Verteidigung der Feſtung gegen die Ungarn im Jahre 1849 gefallenen Soldaten errichtet. An dieſem Platze liegt auch das Gebäude des Miniſterpräſidiums, einſt Graf Sándorſches Palais, das Honvedminiſterium und das Honvedoberkommando, einſt Graf Telekyſches Palais.

Weiterhin gelangen wir, bei dem Feſtungstheater, der evangeliſchen Kirche und dem Gebäude der Geniedirektion vorüber, auf den Dreifaltigkeitsplatz mit der ſehenswerten, von Bela IV im XIII. Jahrhundert erbauten Himmelfahrts- oder Marienkirche, die ſpäterhin von Mathias Corvinus ausgebaut und verſchönert wurde, woher ſie auch gewöhnlich Mathiaskirche genannt wird. An dieſelbe lehnt ſich das Finanzminiſterium an. Durchſchreiten wir den Schwibbogen neben dem Turm der Mathiaskirche, ſo gelangen wir auf die Feſtungsbaſtei, von welcher ſich uns ein herrlicher Blick hinab auf die Donau und die ſich jenſeits des Stromes ausbreitenden Häuſermaſſen von Peſt bietet.

Doch wir ſind mit der Umſchau in der Feſtungsſtadt noch nicht fertig. Da iſt noch das Kapuzinerkloſter mit der Kirche, etwas höher gelegen der Renaiſſancebau des Realgymnaſiums und die Ofener Realſchule, dann die Gebäude der Miniſterien des Innern und für Kultur und Unterricht, der Sitz des Landeskommandierenden und das beſcheidene Haus des Fürſtprimas von Ungarn, die im XIII. Jahrhunderte erbaute Garniſonskirche und die Ferdinandskaſerne. Steigt man dort durch das Wienerthor den Feſtungsberg hinab, dann gelangt man in den Stadtteil „Landſtraße.“

Doch ſetzen wir nun unſern Weg von der untern Station der Drahtſeilbahn zum Blocksberg fort. Wir lernen da den ſchönſten Teil des Ofener Korſos kennen, der gegen den Burgberg durch den ſogenannten Burgbazar begrenzt wird, eine Reihe von durch Bogengänge miteinander verbundenen Gebäuden, die mit Fresken und Architektur geſchmückt ſind. Darüber dehnt ſich, duftig und friſch bis hinauf zum königlichen Schloß, der Burggarten aus (ſ. Abb. 3).

Nun gelangen wir in die Raitzenſtadt (Serbenſtadt), einem Gewirr meiſt alter, zum Teil ärmlicher Häuſer, in der Thalſenkung zwiſchen Blocksberg und Burgberg. Hier befindet ſich das Raitzenbad, das Bruckbad und das Blocksbad, und wir erinnern uns jetzt, daß Budapeſt eine der älteſten und intereſſanteſten Kurorte der Welt iſt, denn es ſteht wohl einzig da, daß eine Anzahl ſehr reicher Heilquellen im Herzen einer Großſtadt dem Boden entſtrömt, wie dies bei den drei eben genannten Bädern und bei dem Kaiſerbad ſowie Lucas- und Königsbad in Altofen der Fall iſt. Dieſe fünf Bäder, mit naturwarmen und ſchwefelhaltigen Mineralwaſſerquellen, in Temperaturen von 30 bis 50° R., waren, wie die aufgefundenen alten Bäder bezeugen, bereits den Römern bekannt. Darauf deutet auch der Name der römiſchen Kolonie „Aquincum“ (Fünfwaſſer), deren Reſte, darunter ein großes Amphitheater, Waſſerleitungen und Bäder, in den letzten Jahren bei Altofen aufgedeckt wurden. Auf den zerfallenen Römerbauten errichteten ſpäter die Hunnen, dann die

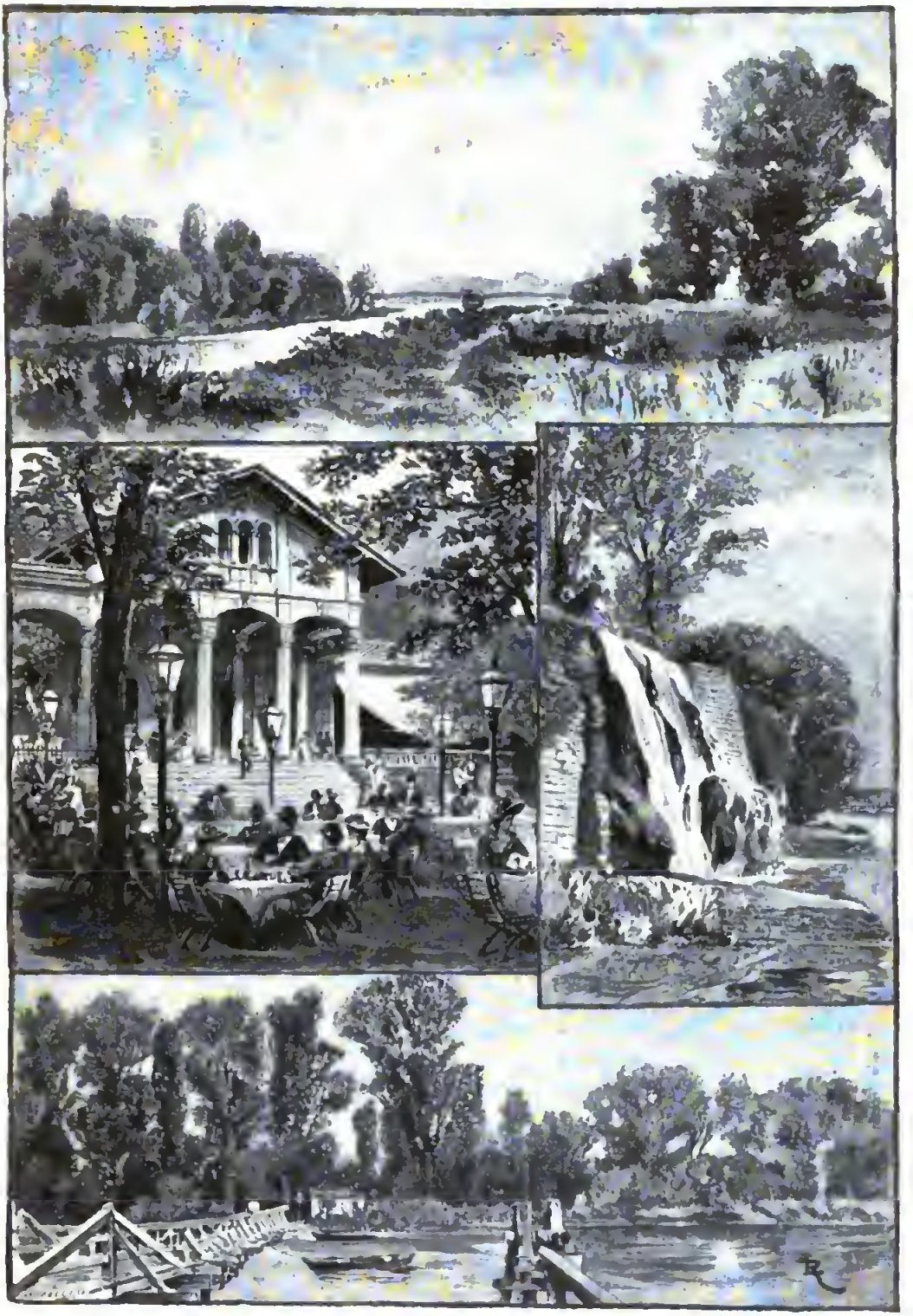


Abb. 4. Die Margaretheninsel.

Der untere Teil der Insel. Wasserfall des artesischen Brunnens.
Die untere Restauration.
Dampfschifffstation.

Türken Bäder, letztere in dem ihnen eigenen, großartigen Bäderſtyl, der hier und da bis heute erhalten ſcheint. Der Waſſerreichtum der in und bei Ofen befindlichen Quellen iſt ſehr bedeutend; er wird mit 490 000 Hectoliter oder 1 562 000 Kubikfuß per 24 Stunden angegeben. Ich wiederhole das, ohne eine Verantwortung für dieſe Ziffern zu übernehmen.

Eine großartige Kuranlage befindet ſich auf der paradieſiſchen Margarethen-Inſel, dieſer Perle, umflutet von den hellgrünen Waſſern der Donau; gerade zwiſchen Altofen, Ofen und Peſt gelegen, bildet ſie einen beliebten Ausflugspunkt für die feine Welt von Budapeſt (ſ. Abb. 4). Die Badekolonie mit dem von ſeinem erzherzoglichen Beſitzer fürſtlich ausgeſtalteten Kurpalaſt, mit den Ruinen eines zerſtörten Kloſters, dem dampfenden Waſſerfall, in welchem der Überfluß an Mineralwaſſer zur Donau abfließt, das alles, umgeben von einen herrlichen Park, umſpült von rauſchenden Wogen, muß auch dem verwöhnteſten Beſucher Bewunderung entlocken. Die hier gefaßte Schwefeltherme von 35° R. entſtrömt einem 120 Meter tiefen Brunnen.

Abſeits vom Gebiete der Ofener Heilquellen befindet ſich auf der Palatinal-Inſel im Peſter Stadtwäldchen die neueſte Kuranlage von Budapeſt. Das Waſſer für dieſelbe liefert ein arteſiſcher, von dem Montan-Ingenieur W. v. Zigmondy nach $9^1/_2$ jähriger Arbeit hergeſtellter, 970 Meter tiefer Brunnen, wohl der tiefſte Brunnen der Erde —, das Waſſer hat eine Temperatur von 74.1° C.

Außer dieſen Heilquellen beſitzt Budapeſt aber noch eine große Anzahl ſehr reicher Bitterquellen. Viele Millionen Flaſchen Ofener Bitterwaſſer, — Hunyady —, Rákóczy —, Viktoria-Bitterwaſſer, gehen in die ganze Welt. Endlich ſei noch das Eliſabeth Salzbad am öſtlichen Hange des Blocksberges erwähnt, welches eine Kuranlage erſten Ranges zu werden verſpricht.

Bei dieſen Betrachtungen haben wir den Scheitel des Blocksberges erreicht. Der Weg führt in Weingärten empor, die aber zum größten Teil durch die Phylloxera zerſtört wurden, ſo daß dieſe Quellen des weltberühmten Ofener Rotweines, die einſt ſo reichlich floſſen wie die des Ofener Bitterwaſſers, nun faſt gänzlich verſiegt ſind. Die hierdurch verarmten Weinbauern finden, wenigſtens zum Teil, in der ſich ſtark entwickelnden Induſtrie Beſchäftigung.

Nun blicken wir vom Blocksberge hinab: ein glänzendes Bild breitet ſich vor unſern Augen aus, ein Städtebild, wie es prächtiger kaum gedacht werden kann (ſ. Abb. 5). Gerade unter uns erheben ſich, Inſeln gleich, wie verlorene Vorpoſten der Alpen, einzelne Berge, an die ſich, gegen Süden und Weſten, ein ſtattliches Waldgebirge anſchließt. Da iſt der Burgberg, von der Laſt der ihn krönenden Bauten wie niedergedrückt, der 264 Meter hohe Adlersberg, deſſen Reben den beſten der guten Ofener Rotweine liefern, der Schwabenberg, ſo genannt, weil die deutſchen Reichstruppen hier lagerten, bevor ſie 1686 unter Karl von Lothringen Peſt aus den Händen der Türken befreien halfen. Heute birgt der waldreiche Schwabenberg mit dem Auwinkel ganze Villen-Kolonien, die von Peſt und Ofen aus mit Tramway und Zahnradbahn leicht zu erreichen ſind. Da ragt weiter der 529 Meter hohe Johannis- und der Dreihottenberg empor, über den hinaus, weit im Weſten, die blinkende Donau zwiſchen grünen Inſeln verſchwindet. Gerade unter uns, in den Thälern und Einſenkungen zwiſchen den eben genannten Bergen, lagern in anmutiger Abwechslung die Stadtteile von Ofen, ſtattliche Kirchen und winzige Kapellen, prächtige Paläſte und zerfallene Hütten, reiche Villen und ärmliche Bauernhäuschen. Alles dicht neben, unter und übereinander, in freundlichſter Harmonie, wie die aus allen möglichen Raſſen und Religionen zuſammengewürfelte Bewohnerſchaft dieſes eigenartigen Städteweſens.

Drei mächtige Brücken überſpannen die Donau, bald werden noch zwei dazu kommen. Wir lenken unſere Blicke hinüber auf das ſich endlos breitende, von großen Straßenzügen fächerförmig durchſchnittene Häuſermeer von Budapeſt, deſſen letzte Wellen mit dem Grau und Grün der Ebene verſchwimmen.

Was war das noch vor wenigen Dezennien? — Und noch weiter ſchweifen unſere Gedanken zurück. Es tauchen die vielen und ſchrecklichen Ereigniſſe einer großen Geſchichte vor uns auf, die ſich durch faſt zwei Jahrtauſende auf dieſem Fleckchen Erde abgeſpielt haben und nicht des Sinnes entbehrt die Sage, der Wein, der hier gewonnen wird, ſei ſo rot von dem Blute, welches das Erdreich dieſer Berge und Thäler aufgeſaugt hat.

Wo wir, ganz im Nordweſten, an der

Abb. 5. Budapest vom Blocksberg gesehen.

Donau, die Häuſer und Gärten von Altofen kaum noch zu erkennen vermögen, hat vielleicht ein Fährmann, der ſich da in grauer Vorzeit eine Hütte baute, Budapeſt gegründet. Die Handelsſtraße vom Süden zum Norden, die dort den Strom überſchritt, machte den Fährdienſt notwendig; ſo entſtanden wohl an beiden Ufern Bootshütten, Herbergen, Warenhäuſer, Ortſchaften. Doch ſcheinen ſchon hierbei die Heilquellen eine Rolle geſpielt zu haben, denn lange vor Chriſti Geburt ſtand an der Stelle des heutigen Altofen (O-Buda) die keltiſchen Stadt Ak-ing (reiches Waſſer). Daraus wurde zwiſchen 100—200 vor Chr. das römiſche Municipium Aquincum, die bedeutendſte Kolonie in Pannonia inferior. Von dort mögen, etwa um 376, Hunnen und Oſtgoten die letzte römiſche Legion verdrängt haben; dann hauſten die Longobarden da, bis ſich im Jahre 568 n. Chr. Avaren mit ſlaviſchen Vaſallenvölkern dauernd im Lande feſt ſetzen. Der Name Aquineum verſchwindet, die Orte heißen Buda und Peſt. Nach 898 beginnt die Herrſchaft der Magyaren, im 13ten Jahrhundert durchfluten die Mongolen das Land, 1241 zerſtören ſie beide Städte. Dann ſchafft Bela IV. geordnete Verhältniſſe, die Burg Ofen (Budavár) wird ſtändiger Königsſitz, das gegenüberliegende Peſt beginnt ſich zu dehnen, das Land atmet auf, Handel und Gewerbe regen ſich.

Da brechen die Türken herein. Was ſie nicht vernichten, überlaſſen ſie der Zerſtörung durch die Zeit; von 1541—1686 glänzt der Halbmond über den Zinnen der Ofener Feſtung. Noch beſitzt Budapeſt ein Andenken an die Herrſchaft des Islam. Am Roſenhügel, dicht bei Altofen, befindet ſich eine kleine beſcheidene Moſchee mit dem Grabe Gül Babas des Roſenvaters. Alljährlich pilgern Hunderte frommer Moslims dorthin, um am Grabe ihres Heiligen zu beten.

Nach der Türkenzeit beginnen die Schweſterſtädte ſich, wenn auch langſam aber ſtändig zu entwickeln. Deutſche Koloniſten tragen viel hierzu bei, die deutſche Sprache dominiert, Ofen iſt eine faſt ganz deutſche Stadt, doch muß es ſich nach und nach von Peſt überflügeln laſſen.

Da trat im Jahre 1838 ein fürchterliches Ereignis ein. Peſt, das damals ſchon etwa 66 000 Einwohner zählte, wird durch eine Überſchwemmung faſt vernichtet, von 4254 Häuſern bleiben nur 1146 unbeſchädigt, der Schaden an Privateigentum betrug für Peſt etwa 20 Millionen, für Ofen nahe an 2 Millionen Gulden. Doch raſch erhob ſich Peſt aus dem Schlamme der Donau, aus dem Schutt der zuſammengeſunkenen Straßen. Eine kurze Zeit nur wird der Fortſchritt durch die politiſchen Ereigniſſe der Jahre 1848 und 1849 gehemmt; nach dieſer Zeit wächſt Budapeſt in raſcher, ja ſtürmiſcher Entwickelung zu einer Größe und einem Glanze empor, der jenen, welche die alten Verhältniſſe kannten, märchenhaft erſcheinen muß. Im Jahre 1851 hatte Budapeſt 156 000 Einwohner, 1867: 186 000, 1887: bereits 432 000 Einwohner, und die Volkszählung von 1891 weiſt 506 000 Seelen auf.

Die Regierung des Landes, Bürgerſchaft und Adel wetteifern aber auch in dem Beſtreben, die Stadt groß, ſchön und glänzend zu machen. Beſonders der Hochadel hat ſeine Aufgabe in national-politiſcher und in volkswirtſchaftlicher Hinſicht ſo vollkommen erfaßt und er erfüllte dieſelbe bisher ſo opferwillig, wie dies in der Adelsgeſchichte anderer Staaten wohl ohne Beiſpiel daſteht.

Allerdings hat die günſtige Lage von Budapeſt dieſe Beſtrebungen weſentlich unterſtützt. Dieſe Lage macht es zum natürlichen Mittelpunkt für den Handel und die Induſtrie des Landes; in dieſer Hinſicht iſt Budapeſt ebenſo wie in politiſcher und ſocialer Beziehung, Ungarn. Budapeſt iſt eine Handelsſtadt erſten Ranges und hat dies nicht zum kleinſten Teil dem in der Bevölkerung ſehr ſtark vertretenen Judentum zu danken, welches übrigens durchaus national geſinnt iſt.

Den ſtärkeren Aufſchwung hat infolge der freieren Lage Peſt gewonnen. Dort finden wir faſt alle großen modernen Bauten, die Gebäude der Verkehrsanſtalten, die Oper, das Nationalmuſeum, die Baſilika, die Synagoge, die reformirte Kirche am Calvin-Platze, die Univerſität und die Prachtbauten am Quai, die wir bereits kennen lernten; große Straßenzüge laſſen der Luft und dem Lichte freies Spiel.

Von den induſtriellen Bauten heben wir den beſonders ſehenswerten Elevator hervor, der 300 000 Meterzentner Weizen faßt; die Erbauungskoſten desſelben betrugen gegen $2^1/_2$ Millionen Gulden. Das danebenliegende Hauptzollamt zeigt ſich uns als wahrer

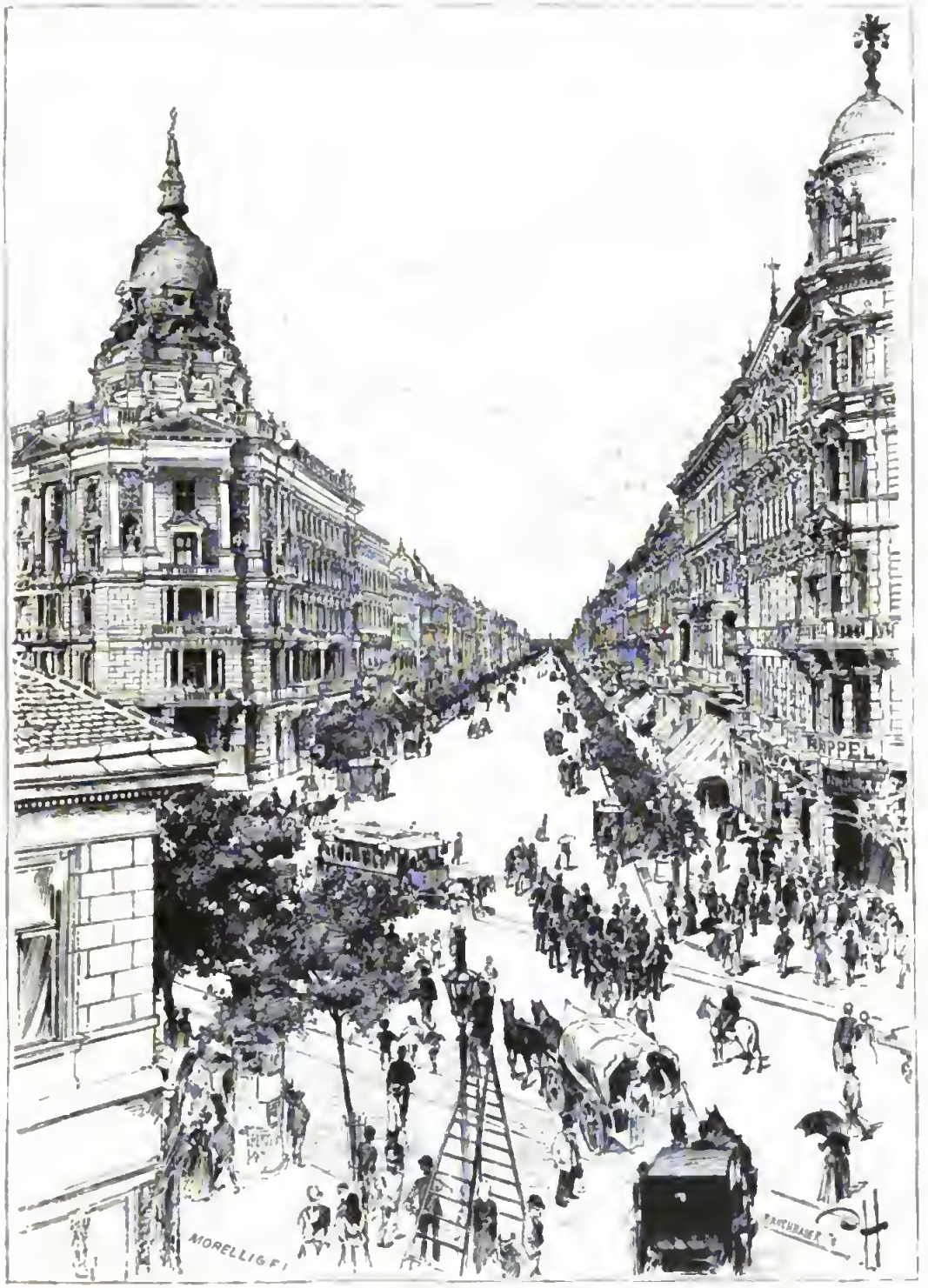


Abb. 6. Die Andrassistraße.

Palaſt. Hervorragend iſt die Mühleninduſtrie, die mehr als 3000 Arbeiter beſchäftigt.

Ein ſehr praktiſch angelegtes, gegen 70 Kilometer langes Straßenbahnnetz, zum großen Teil mit elektriſchem Betrieb, und eine Flotille von Propellern auf der Donau ſorgen für die raſche Verbindung der einzelnen Stadtteile untereinander.

Wir ſteigen nun am Blocksberg hinunter und laſſen uns von einem dieſer kleinen Dampfer über den Strom ſetzen, um einen Spaziergang durch die Andraſſyſtraße (ſiehe Abb. 6) in die Parkanlagen des Stadtwäldchens zu unternehmen.

Dieſe Straße bildet einen mit Paläſten beſetzten Boulevard, wie keine Weltſtadt einen prächtigeren aufzuweiſen hat. Allerdings zeigt uns ein neugieriger Blick in die Nebengaſſen hier und da ſogleich wieder die einſtige beſcheidene Landſtadt.

Durch die Andraſſyſtraße pulſiert das Leben von Ganz-Budapeſt und in dem blatt- und wieſengrünen, waldesduftigen friſchen Stadtwäldchen können wir den Herzſchlag Ungarns, dieſes eigenartigen, uns ſo mächtig anziehenden Landes, beobachten; wir fühlen, daß derſelbe temperamentvoller, freier und unruhiger pocht, als wir Deutſchen es gewöhnt ſind. Die Miſchung der Bewohner Budapeſts aus den verſchiedenſten Raſſen, aus Magyaren und Kroaten, aus Deutſchen und Serben, aus Juden und Rumänen, aus Slovaken und Zigeunern führt uns dort Typen vor, wie wir ſie in keiner anderen Stadt Europas finden. Wer jedoch in der Erwartung nach Budapeſt geht, auf der Straße Magnaten in Attilas und Sporenſtiefeln, mit Reiherfedern und Diamantagraffen an den Pelzmützen, Bauern mit Mente's und Gubaüberwürfen oder den Cſikós und den Betyár anzutreffen, wie ſie auf der Straße nach der Zigeunermuſik Cſárdás tanzen, der hat ſich einer Enttäuſchung ausgeſetzt.

Von alledem iſt nur noch die Zigeunermuſik übrig geblieben, der wir, bei einem Glas Ungarwein ſitzend, das alte romantiſche Leben abzulauſchen verſuchen. Doch es will uns das nicht gelingen, denn auch die Zigeunermuſik und der rote Ofener ſcheinen in dieſer vornehmen Gegend ihre Naturwüchſigkeit eingebüßt zu haben. — Budapeſt iſt eben eine ganz moderne, weſteuropäiſche Großſtadt geworden.

Aus der Antiquitätenſammlung des Ungariſchen Nationalmuſeums: der Bronzekrug von Egved, der Gräberfund von Szegzárd und der Dreifuß von Polgárd.

(Abdruck verboten.)

Sie waren lebensfriſch vor wenig Tagen
Die ſpäten Roſen, die der ſchlanke Stamm,
Als ſchon der Herbſt ins Land gezogen kam,
Mit ſoviel liebevollem Stolz getragen.
Dann legte leiſe in verſchwieg'ner Nacht
Der Reif den kalten Finger auf die Maſſen —
Da mußten ſie ihr zartes Leben laſſen
Und ſenkten ſtumm das Haupt und welkten ſacht.

Ein Herz, das geſtern noch ſo warm geſchlagen,
Iſt heut dem ſüßen Licht nicht mehr erwacht —
Es hat den Schauer einer bangen Nacht,
Den rauhen Sturm des Schmerzes nicht ertragen.
Den Blüten gleich entſchlief zur tiefen Ruh'
Die ſüße Roſe, die der Herbſt mir brachte, —
Das holde Leben, das mir innig lachte,
Das decken ſterbend braune Blätter zu.

Gräfin Hedwig Rittberg.

Froſt gereift.

(Abdruck verboten.)

Nächt'ger Froſt, wo ſind die Blüten,
Die mich geſtern noch entzückt?
Haſt du ſie mit weißen Händen
Alle mitleidslos zerpflückt?

Blumen haſt du mir genommen,
Aber Früchte gabſt du mir —
Jene volle, rote Traube,
Herber Froſt, ich dank' ſie dir!

Ach, der Sommer reifte nimmer
Mir die Frucht ſo ſüß und ſchön;
Erſt in deinen kalten Armen
Iſt das Wunder hier geſcheh'n.

Unſ're Lieb' gleicht auch den Früchten,
Die des Herbſtes Kuß geſtreift —
Erſt der Schmerz, der eiſig herbe,
Hat ſie ſchnell und ſüß gereift.

Sylva Ceſta.

Herbſtliche Roſen.

(An eine Kranke.)

(Abdruck verboten.)

Der Himmel grüßt die müde Erde
Im Spätrot wie ein Aug' voll Huld
Und hat des lauten Tags Beſchwerde
Mit Abendwinden eingelullt.

Mich lockt's hinaus — die Gartenbäume
Sind ſchon von Dämm'rung zart verhüllt,
Doch ſchimmernd durch die ſtillen Räume
Grüßt mich der letzten Roſen Bild.

Ach, während ſchon die Blätter bleichen
Im Herbſtesnah'n an Baum und Strauch,
Glüh'n ſie als holde Lebenszeichen
Und ſpenden ihren ſüßen Hauch.

Ich pflücke ſie für dich mit Freuden,
Sie neigen froh ihr Angeſicht
Und flüſtern tröſtlich noch im Scheiden
Von künft'gen Lenzes Duft und Licht.

Paul Delius.

Home Rule im Hause der Gemeinen.

Eine Plauderei.

(Abdruck verboten.)

Eine große Debatte steht in Aussicht. Die Home Rule Bill hat mit ihren bis zum Siedegrade erhitzten Debatten die öffentliche Meinung im Lande seit Monaten in eine nervöse Gemütserregung gebracht, der das ganze Land zum Raube gefallen ist. Das englische Volk in seiner Gesamtheit hat eine leidenschaftliche Stellung zu dem einschneidenden Gesetze, in dem der geistes- und redegewaltige Gladstone den Schlußstein seiner großen staatsmännischen Laufbahn erblickt, eingenommen. Die irische Bill bedeutet der Mehrzahl dieses Volkes eine Revolutionierung der staatlichen Gewalten und des vaterländischen Geistes überhaupt, eine Umwälzung in der ruhmreichen Verfassung des Staates und der geheiligten Gesellschaftsordnung Altenglands, an deren Bedeutung weder die Korngesetze, die Emancipationen der Katholiken und Juden, noch die Reform Bill heranreicht. Denn ihr Sieg, so ist die Annahme, wird die Vernichtung der nationalen Einheit sein. Sie wird die Reichsherrschaft in ihren Grundfesten erschüttern. John Bull, wenn er sich den Gleichmut seiner Seele auch nicht sonderlich durch die Verwickelungen trüben läßt, die an irgend einem Punkte des unermeßlichen Weltreichs sich abspielen und einigen hundert Negern den Krauskopf kosten, fühlt doch instinktiv, daß das Lebensblut der britischen Kraft in seiner geschlossenen Einheit pulsiert, und an diese Einheit will der grand old man seine herostratische Hand legen? Ist denn am Ende dieser Schlußstein staatsmännischer Kunst nur der Schlußstein einer lächerlichen Prinzipienreiterei oder gar einer persönlichen Eitelkeit? Dieser alte Mann hat 1868 die Kirche in Irland entstaatlicht, er hat für die kirchlichen Selbständigkeitsbestrebungen in Schottland und Wales sich ins Zeug geworfen, und nun ist er im Begriff, auch den nationalen Keil in die Einheit der drei zum Vereinigten Königreich zusammengeschlossenen Länder zu treiben. Wenn die irische Kraft endgültig von dem englisch-schottischen Säftestrom abgeschnürt und getrennt wird, wie lange wirds dauern, und Indien, der Quellborn des nationalen Reichtums, wird folgen, und Kanada wird nicht minder sein Recht verlangen. Was Wunder, wenn angesichts solcher Bedrohung der nationalen Kraft, Ruhe und Sicherheit dem Engländer das Herz im Leibe bebt! Es ist volkspsychologisch durchaus erklärlich, wenn er sich heute an einen Markstein seiner Geschichte gestellt glaubt. Kein Zweifel also, wir werden einen historischen Abend und eine „große Debatte" haben, bei der es vielleicht zu mehr als Worten, auch zu Thaten kommt.

Wir streben also von dem „schönsten Platze der Welt," von Trafalgar Square, an dem Whitehallpalast vorüberkommend, über Bridge Street dem freien Platze vor dem Hause zu, bahnen uns schiebend und geschoben mit den Ellbogen einen Weg durch die Massen, werfen in der qualvoll fürcherlichen Enge aus der steilsten Froschperspektive noch einen flüchtigen Blick auf das Zifferblatt oben am Big Ben, der hart neben uns in mächtigen Formen in nebelgraue Fernen aufsteigt, — da donnert in langgezogenen Schwingungen die vierte Stunde zu uns herunter, und da sind wir auch schon an den Stufen der Westminsterhalle. Hier nehmen wir Stand, denn an diesem Eisenthore müssen alle vorüber, die an diesem Abende reden und reden hören wollen. Das Haus hat zehn, zwanzig Thüren und Pforten, die in sein Labyrinth führen, aber nur einen Eingang, und das ist die Westminsterhalle. Jetzt kommen sie alle, die Alten zu Fuß oder zu Wagen, die Jungen, vom Groom begleitet, auf herrlichen Pferden. Im Halbdunkel der weiten Halle verschwindet eben der breite Rücken des Mitgliedes für Northampton; über die Stufen schreitet Mr. Courtney in langem, weißem Barte unter den wulstigen Lippen, und ihm folgen, gedrängt von der schreienden Menge, die M.P.'s John Burns, der ins Englische übersetzte Bebel, und Caleb Wright. Vor der Menschenwoge eilen sie die paar Stufen hinauf, Wright

Digitized by Google

stolpert, und Burns, der mit seiner Stentorstimme die Nachdrängenden zurückzuweisen versucht, hilft ihm auf die schwachen Beinchen. Dann folgt Mr. Crilly mit einem Dutzend seiner irischen Freunde nach, jetzt schieben sich die Massen auseinander, der junge Herzog von York grüßt nach links und rechts aus seinem Wagen, es folgen der Herzog von Teck, Lord Roseberry, Lord Spencer, Lord Randolph Churchill, der heißblütige Brausekopf, und Lord Aberdeen macht den Broughams der Prinzessin Luise, der Herzogin von Teck mit Prinzeß May, der zukünftigen Königin des Landes, Platz, die Ladies Harcourt und Trevelyan erscheinen, und als einer der letzten hält Gladstone selbst, der Prime Minister und Erste Lord des Schatzamtes, den Hut über die mächtige Stirn etwas zurückgeschoben, vor dem Eingange. Heute steht er vor einer großen Entscheidung seines staatsmännischen Lebens. Er ist bleicher als sonst, und zuckende Lichter huschen über sein gelbes, von tiefen Linien durchfurchtes Gesicht.

Hinter seinem Wagen her drängen wir uns, den Einlaßschein bereit haltend, in die gewaltige Halle. Sie ist fast 300 Fuß lang und steigt zu einer Höhe von 110 Fuß auf. Keine Säule unterbricht den mächtigen, architektonisch schön gegliederten Raum, dem zwei Riesenfenster an den Enden eine Flut von Licht zuführen, das freilich durch leichten Nebeldunst selbst an diesem Sommertage in seiner Wirkung gemildert wird. Nach oben schließt ihn ein gewölbtes Dach von dunklen gotischen Eichenrippen ab. Eine Vorhalle einzig in ihrer Art und reich an geschichtlichen Erinnerungen. Wilhelm Rufus wird ihre erste Anlage zugeschrieben, ihr Ausbau Richard dem Zweiten. Hier hielten die nachfolgenden Könige — der weißen und roten Rose — ihre großen Bankette, das Parlament seine Beratungen und die Räte der Könige jene blutigen Gerichte über Fürsten, Fürstinnen und Staatsminister, von denen die Bücher der englischen Geschichte melden. Der ganze Glanz des Königtums, aber auch die Macht der parlamentarischen Volksgewalt tritt uns in großen geschichtlichen Erinnerungen vor die Seele. Hier ward über den guten Kanzler Sir Thomas More von den gewaltthätigen Richtern Heinrichs VIII das Bluturteil gesprochen; hier wurde im Zeitalter der great rebellion Earl Strafford gerichtet, und drüben an der Wand ist die Stelle, auf der Karl I stand, als ihm der eiserne Cromwell sein Urteil als „meineidigem Tyrannen, Mörder und öffentlichem Feinde des englischen Volkes“ sprechen ließ; hier wurde der Mörder des Königs ein paar Wochen später zum Protektor von England ausgerufen; hier fand das Blutgericht über die Häupter der schottigen Erhebung von 1745 und über Prinz Charlie Stuart, den Liebling der schottischen Hochländer, seinen Abschluß; hier hatte vor 100 Jahren Warren Hastings sich vor seinen Richtern zu verantworten; hier hielt in den zwanziger Jahren Georg IV sein Königsbankett ab, bei dem zum letztenmale „der Ritter des Königs“ nach altem Herkommen auf gerüstetem, goldprangendem Rosse in die Halle einritt, den Handschuh niederwarf und im Namen seines Gebieters der ganzen Welt das herausfordernde: Hony soit, qui mal y pense zurief.

Wir steigen am andern Ende eine breite Steintreppe hinauf, wenden uns links in die alte Stephanskapelle, von deren mit edlem Werk geschmückten Wänden die Marmorbilder der großen Parlamentarier und Richter, Hampdens, Clarendons, Chathams, Pitts, Fox', Burkes, Mansfields auf uns niederblicken, und gelangen, durch die große Centralhalle und den linken Wandelgang, in die vielgenannte Vorhalle (lobby) des Unterhauses. Nur ein hastender Blick fliegt über die verschwenderische Pracht dieser Wände, Fenster, Wölbungen; das Zuviel stumpft die Genußfähigkeit ab.

In der großen Vorhalle staut sich die Menge. Wir stehen vor dem Allerheiligsten. Die Mitglieder drängen sich dem Eingange zum Sitzungssaale zu oder stehen in eifriger Unterhaltung gruppenweis zusammen. Parlamentsbeamte kommen und gehen, die fremden Besucher aber werden von dem unvermeidlichen bobby, dem Hüter der Ordnung, soldatisch in eine Linie aufgereiht, um den Eintritt des Herrn Sprechers, in dem das Haus sein Haupt, Herrn und Gebieter verehrt, abzuwarten.

Da kommt er eben aus dem Gebet, das vor jeder Hauptsitzung um 4 Uhr vom Kaplan des Hauses abgehalten wird. In feierlichem Zuge, vor ihm her der Keulen-

Digitized by Google

träger, der das Sinnbild der Parlamentshoheit, das Mace, über seiner Achsel trägt, schreitet er, mit schwarzem Talar und gepuderter Lockenperücke angethan, einher. Indem er den Wandelgang heraufzieht, ruft sein Herold in gebieterischem Tone den Versammelten zu: „Die Hüte ab, der Herr Sprecher kommt.“ Seinem feierlich gemessenen Schritte folgen einige Mitglieder, die sich durch ihre Teilnahme am Gebet eben das Recht auf einen bestimmten Platz im Hause gesichert haben. Die anderen müssen sehen, wie sie unterkommen. Bestimmte Plätze für die einzelnen gibt es merkwürdigerweise nicht. Nur die politischen Gruppen als solche legen auf gewisse Reihen Beschlag. In diesem Jahre muß dabei ein Schalk Foppereien getrieben haben: die Parteien sitzen in völliger Verwirrung untereinander, die Unionisten, die gegen Home Rule stimmen werden, auf der Regierungs-, die Iren auf der Toryseite. Das kann im gegebenen Falle verhängnisvoll für die Würde des Hauses werden! Das Unbegreiflichste aber ist, daß 670 Herren sich auf 660 Plätze zu setzen haben. Ein Kunststück, nicht wahr? Wie es gemacht wird? Ich entsinne mich, daß bei einer großen Debatte Ende der sechziger Jahre viele Mitglieder auf dem Boden saßen und selbst die Minister wie die Heringe in drangvoll fürchterlicher Enge zusammengepackt waren. Nicht hat dieses Stücklein Erde Raum für alle aus der Heerde. Aber weise Männer wissen sich zu helfen: vor Beginn der Sitzung gehen sie mit zwei Hüten versehen in den Saal, legen den einen auf einen beliebigen Platz in ihrer Gruppe, heften ihre Visitenkarte dran und spazieren mit dem andern auf dem Kopfe wieder hinaus. Natürlich ist nicht ausgeschlossen, daß die Führer des Hauses allabendlich auf demselben Platze erscheinen. Das ist Sache der Höflichkeit oder des Herkommens.

Von der Fremdengalerie aus, auf die uns ein ältlicher Herr im Frack und weißer Halsbinde gewiesen, können wir nun in Muße das weltberühmte Haus der Gemeinen von England betrachten.

Die Sitzung hat begonnen, aber sie steht noch im Zeichen des „kleinen Geschäfts.“ Petitionen werden eingereicht, Anträge angemeldet, Fragen gestellt, alles im halblauten Geschäftstone. Wir sehen uns also um. Das längliche Viereck da unter uns, 85′ lang, 46′ breit und 50′ hoch, wird von der Eingangsthür her in der Längsaxe durch einen Gang in zwei Seiten geschieden, an denen sich fünf übereinander aufsteigende Bankreihen, mit dunkelgrünem Leder überzogen, hinziehen. Bänke, keine durch Abpolsterung getrennte Einzelsitze! Hier ist die Lösung des Rätsels der apokalyptischen 666! Zwei Stufengänge, die die Längsaxe in der Mitte schneiden, teilen das Ganze in zwei Hälften, so daß vier große Abteilungen gebildet werden. Gegen das Ende des Mittelganges hin steht ein fester Eichentisch, mit königlichen Verordnungen, Büchern, Brief- und Depeschenkästen und Schreibmaterial bedeckt. An seinem vorderen Ende legt der Sergeant-at-Arms beim Beginn der Sitzung das keulenartige Reichsscepter als Wahrzeichen der verfassungsmäßigen Gewalt nieder, die drei Parlamentsschreiber, in langen, schwarzen Talaren und die kurze Advokatenperücke auf dem würdigen Haupte, nehmen hinter dem Tische auf Sesseln, die ein wenig über dem Boden erhöht sind, Platz, und hinter ihnen, an der dem Eingange gegenüberliegenden Schmalwand besteigt der Sprecher seinen thronartigen Eichensessel, der den Prospekt abschließt. Vor sich, zur Rechten und Linken, hat er den Blick auf sämtliche Sitzreihen der Mitglieder. In diesem Gewaltigen verkörpert sich der Geist der Ordnung und der Gerechtigkeit. Kein Mitglied des Hauses, weder Staatsminister noch Parteiführer, erfreut sich der Achtung und des Gehorsams, über die dieser „Leviathan des Hauses“ verfügt. Die Präsidentenglocke fehlt ihm; aber sowie er hinter dem Sergeant-at-Arms das Haus betritt oder sich während der Sitzung vom Sessel erhebt, verstummt jedes Wort, und lautlose Stille tritt ein. Alter Sitte gemäß bezeugt jedes Mitglied, beim Betreten oder Verlassen des Hauses, diesem Manne, dessen außerordentliche Machtbefugnis freilich auf seiner unveränderlichen, gleichmäßigen Unparteilichkeit beruht, seine Hochachtung durch eine Verbeugung. Jeder Versuch, gegen seine Entscheidung aufzubegehren oder auch nur anzusprechen, bringt alle Seiten des Hauses in Erregung, und wir werden sehen, daß sein bloßes Erscheinen wie ein zerschmet-

ternder Donnerkeil auf tobenden Aufruhr und Faustkampf wirkt. Den schlagendsten Ausdruck aber findet diese respektvolle Hochachtung in der alten Sitte, sämtliche Reden formell nicht an das Haus, sondern an Mr. Speaker zu richten, und in der lustigen Heiterkeit, die jüngeren, mit den Formen des Hauses noch nicht vertrauten Rednern entgegenschallt, wenn sie im Feuer des Wortgefechts sich mit der Formel: „Meine Herren" an das Haus wenden.

Der Redner spricht vom Platze; es gibt keine Rednerbühne, auch keine Rednerliste; die Reihenfolge bestimmt der Sprecher at his own pleasnre. Wünscht ein Herr zu reden, so hat er sich dem Sprecher bemerklich zu machen — to catch the Speaker's eye; ehe er beginnt, erhebt er sich auf seine Füße, — rises to his feet: redet er, so ist er auf seinen Beinen, — is on his legs, und das Haus ist sein Eigentum, — he is in possession of the House. Er verstößt gegen die Geschäftsordnung des Hauses, wenn er bei der Bezugnahme auf ein Mitglied dessen Namen nennt, anstatt von dem ehrenwerten oder sehr ehrenwerten Mitglied für Bradford, Chiltern Hundreds od. ähnl. zu reden. Das geht so weit, daß, wenn vom Oberhause die Rede ist, diese hochansehnliche Versammlung unter der stehenden und vielsagenden Umschreibung at another place (an einer andern Stelle) in die Debatte eingeführt wird. Die Ehre, als gelehrtes und ehrenwertes Mitglied in der Debatte aufzutreten, billigt die parlamentarische Höflichkeit den zahlreich vertretenen Juristen zu, ein Soldat ist ein ehrenwerter und tapferer (gallant) Herr und seinen sehr geehrten und gelehrten Freund nennt der Redner seinen Vorredner, wenn beide von gleichem Stande sind, also der Advokat den Richter, der Oberst den Hauptmann u. s. w. Das Right Honorable wird zumeist nur von Mitgliedern des Geheimen Rates der Königin gebraucht, die von Amts wegen, und von denjenigen, die durch ihre adelige Geburt zu dem Titel berechtigt sind. Alle diese umständlichen, unser festländisches Ohr fremd berührenden Redeformen haben ihren Grund in dem Bemühen, der Verhandlung die persönliche Schärfe zu nehmen, und dies Bemühen ist in der Geschichte des englischen Parlaments, wie männiglich bekannt ist, nicht erfolglos geblieben. Seine Verhandlungen sind, vermöge der weisen Mäßigung und unparteiischen Sachlichkeit, deren die Redner sich befleißigen, das Vorbild für die europäischen Parlamente überhaupt geworden.

Das „englische Phlegma," das, an unserm deutschen gemessen, eine starke Übertreibung und ein Pharisäismus ist, hat mit der Sache nichts zu thun. Sowie es sich um die großen Fragen des Staatslebens handelt, ist von beschaulicher Langeweile nicht die Rede; wenn Hitzköpfe, wie Redmond, Chamberlain, Churchill, auf ihren Beinen sind, so lauscht alles in atemloser Teilnahme, und mehr als einmal haben Stürme wilder Leidenschaft, wenn die Geister aufeinander platzten, das Haus erschüttert. Trotz aller Formen, auf denen, für den Engländer wenigstens, der verschönende Rost der Jahrhunderte sitzt, und trotz aller Mäßigung in der Sache haben die ehrenwerten Herren neben einer feinen Empfindung für die anmutigen oder vornehmen Formen, über die der Redner verfügt, einen äußerst lebhaften Sinn für Persönliches. Lautlos und mit gehaltenem Atem lauscht das Haus auf, wenn nach den stundenlangen Ergüssen der bores des Hauses, das heißt, der Bohrer, die nichts zu sagen haben, aber sich gern reden hören und in großer Geduld ihren Kohl bauen, Gladstone mit Chamberlain oder Balfour mit Morley die Schwerter kreuzen. Es fällt Hieb auf Hieb, und alle sitzen. Aber nicht mindern Reiz gewährt es, dem großen Redner in die einzelnen Phasen der aufsteigenden Empfindung und Erregung zu folgen. Ruhig und mit verhaltener Stimme, den hohen Hut auf dem Kopfe, beginnt Mr. Curzon, der drüben unter den Parlamentariern als „kommender Mann" gilt. Nach zehn Minuten verfügt er über die Aufmerksamkeit des Hauses, die Sätze gleiten in glattem Falle dahin, nach fünfzehn Minuten unterbrechen die ironischen Cheers der Gegner den Strom der Rede, ein herausforderndes No, no! folgt dem andern, und jetzt ergießt sich die Glut des verhaltenen Unwillens in die offene Bahn. Der Redner hört die Zurufe: Hear, hear, die Zeichen der Zufriedenheit oder Aufmunterung nicht mehr, von einer gegnerischen Bank ertönt der Ruf: the question —, er soll sich an die Sache halten, — nun fliegen

die Worte: order, order durch den Raum und verlangen vom Speaker, der von seinem Throne aus in unerschütterlicher Ruhe der wachsenden Erregung folgt, daß der Redner zur Ordnung verwiesen werde, und wenn endlich das Haus mit dem Zuruf: spoke, spoke die längere Geduldsprobe ablehnt, ja, da ists oft mit der Fassung des Redners vorbei. Das Urteil des Hauses, daß er mißfalle, verleitet ihn zu Gereiztheiten, die mit unwilligem Gegrunze und Oh, Oh-rufen aufgenommen werden, hier und dort erhebt sich ein Mitglied von seinem Sitze, ganze Reihen stehen endlich auf, und in solchen Augenblicken ists bei Rasseengländern zur Boxerei nicht mehr weit. Aber ehe der Tumult beginnt, schüttelt Jupiter Tonans im Sprechersessel seine Locken, steht vom Platze auf, und ohne daß er eine Silbe spricht, legen sich die Wellen; Herrscher und Meister der entfesselten Geister blickt er umher —

. . . et dicto citius tumida aequora placat
Collectasquo fugat nubes solemque reducit.
(. . . stillt rasch mit dem Auge die tobenden Wogen,
Sturm und Wolken vergehn, und es scheinet erquicklich die Sonne.)

Wenn aber die Versammlung in ruhigen Bahnen verläuft und das Haus, nachdem die zur Besprechung stehende Frage in regelmäßigem Wechsel von Verteidiger und Angreifer verhandelt ist, vermeint, daß sie erschöpft sei, nor anything decent will come up, dann ertönt aus der Versammlung mit: Division, 'vision das Verlangen nach Abstimmung, und die Debatte ist zu Ende. Der Sprecher gibt der Aufforderung Folge, veranlaßt die Mitglieder, den Saal zu verlassen, das Haus leert sich nach den beiden Lobbies, die sich einander gegenüber liegen. Die Mitglieder treten durch die Jaund-Neinthüren (Ay and No) einzeln ins Haus zurück, zwei hier aufgestellte Sekretäre bezeichnen auf alphabetischen Listen die Namen, und die beiden Zähler (tellers) neben ihnen zählen zur weiteren Sicherheit die langsam Eintretenden. In der Parlamentsdruckerei werden die Stimmenverzeichnisse sofort fertig gestellt und ins Haus zurückgegeben, so daß jedes Mitglied die Füglichkeit hat, sich von der Richtigkeit der Liste zu überzeugen, ehe diese an die Zeitungsredaktionen abgegeben wird. Auf Grund vielfacher Erfahrungen gilt diese Form der Abstimmung als sicherste und schnellste. Mit ihr ist das Geschick eines Antrags (motion) oder Gesetzes (bill) entschieden, soweit die Kompetenz des Unterhauses in Frage kommt.

Die Geschäftsordnung (standing orders of the House) hat indessen auch dafür gesorgt, daß dies Geschick nicht von den Zufälligkeiten bloß persönlicher Neigungen, auf gut deutsch, von der Faulheit der Herren abhängt. Von den 670 Mitgliedern nehmen manche, die auf ihren Landgütern, auf Reisen oder in Geschäften von London abwesend sind, an den Sitzungen überhaupt nicht teil; andere sind zwar im Hause, aber nicht im Sitzungssaale. An den Haupttagen beginnen die Debatten um vier Uhr; nach Erledigung der kleinen Sachen treten Hauptfrage und Hauptredner auf, dann folgt Rede auf Rede, aber wenn der kleine Zeiger an der Uhr über der Eingangsthür auf sieben zeigt, dann tritt der hungrige Magen ins Recht und es leeren sich die Bänke. Nach $1^1/_2$ Stunden sind die fillet steaks und rumpsteaks mit der Ketschupsauce und mit dem nötigen Claret hinuntergespült, und nun kommt Stimmung auf. Ein lebhaftes Feuer auf beiden Seiten beginnt, die großen Redner des Tages kommen, einer nach dem andern, zum Wort, endlich, lange nach Mitternacht, wenn die Verhandlung in die small hours des Morgens eintritt, erhebt sich der Erste Lord des Schatzamtes noch einmal, und die Abstimmung naht.

In diesen bangen Minuten vor der Entscheidung treten nun die Einpeitscher (whips) in ihr Recht. Wie oft schon haben sie das Schicksal eines Gesetzes gerettet! Sie sind immer im Hause, keinen Augenblick haben sie Ruhe, mit einem Zettel in der Hand, auf dem sie sich Notizen machen, flüstern sie bald diesem, bald jenem Herrn ein Wort zu, verschwinden und kommen, immer in ruheloser Bewegung. In einer halben Stunde wird der Ruf: Division, 'vision, 'vision ertönen, und der horror vacui starrt sie aus den Reihen der Parteifreunde an. Jetzt gilt es, die Herde herbeizuschaffen, um der Partei die Mehrheit zu sichern. Die drei Whips der Regierung und die beiden der Opposition stürzen in die Wandelgänge, in die Bibliothek- und Lesezimmer, vor allem in die

Digitized by Google

Restauration, Boten fliegen in die Stadt, nach den Klubs am Waterloo Place, in Pall Mall und Piccadilly wird telephoniert und telegraphiert — wer Beine hat, muß da sein, ehe die große Glocke die Mitglieder aus den Gängen und Hallen des Hauses zur Abstimmung ruft. Persönliches Behagen, Geschäfte, Unwohlsein und Krankheit — Entschuldigungen gelten nicht mehr; denn für den Whip und seinen Herrn und Meister, den Parteiführer, ist das Vaterland in Gefahr. Der Parteiführer sieht in der Bill die Verwirklichung eines staatsmännischen Prinzips, für den Whip ist alles, einerlei ob Antrag oder Gesetz, lediglich Frage, Geschäft, Aufgabe. Ob es Legende ist oder Wahrheit, ich weiß es nicht: Sir Frederic Seymour, der große Hetzknecht, war ein gewaltthätiger und rücksichtsloser Mann. Der hat einmal in Jermynstreet und am Bird Cage Walk vier Mitglieder in einer bösen Märznacht um zwei Uhr persönlich aus den Betten geholt, damit sie die Majorität sicherten, und von diesen starben vier — drei auf dem Nachhausewege. —

Wenn dann die Entscheidung gefallen ist, erfolgt auf Antrag irgend eines Mitglieds die Vertagung (by adjourning), der Sprecher stellt die Frage, das Haus stimmt zu, langsam leeren sich die Bänke, und der grauende Tag kühlt die erhitzten Stirnen der Volksboten, die über Palace Yard hinüber im kalten Morgennebel wie gespenstische Schemen verschwinden. — Das war ein denkwürdiger Abend für alle Beteiligten, als einmal Mr. Speaker, nach zwölfstündigem Reden der furchtbaren Spannung unterliegend, sein mächtiges Perückenhaupt auf die Brust neigte, auf seinem Stuhle sitzen blieb und drei schlimme Stunden allein im Hause harren mußte, bis die nötige Anzahl Mitglieder aus ihren Betten ins Haus zurückgeholt waren, und der Antrag auf Vertagung gestellt werden konnte.

Auf diesen Linien verläuft auch die heutige Sitzung.

Es ist gegen neun Uhr abends; das Dinner neigt sich dem Ende zu, und das Haus füllt sich. Unten unter uns herrscht lebhafte Unterhaltung. Zwei Bohrer, man weiß ja längst, was sie sagen wollen, kommen gegen den lauten Ausdruck des Mißfallens und Unbehagens, der sich in einem katzenmusikmäßigen Grunzen, Zischen und Schreien vernehmlich macht, nicht auf. Spoke, spoke klingt es von allen Seiten.

Da erhebt sich auf der untersten Sitzreihe rechts neben dem Sprecher eine kräftige, greise Gestalt von mittleren Maßen, mit spärlichem Haar auf dem Haupte, aber von der Last der Jahre kaum gebeugt, und wie mit einem Zauberschlage tritt lautlose Stille ein. Der Prime Minister Mr. Edward William Gladstone hat das Wort. Ein scharfgeschnittenes, ausdrucksvolles Gesicht, mit weitvorspringender, gebogener Nase und einer hohen und breiten, von tiefen Furchen durchzogenen Stirn, unter der zwei geistvolle Augen hervorblitzen, alles in allem eine Puritanerfigur, wie sie im Buche steht, ein Mann, dem man es auf den ersten Blick ansieht, daß es ihm mit seiner Sache Ernst ist. Seit 1833, also seit sechzig Jahren, im Parlamente thätig und durch alle politischen Häutungen hindurchgegangen, vom Tory zum Peeliten, zum Palmerstonianer und zum radikalen Whig, nicht sprung- und ruckweise, sondern inneren Überzeugungen Raum gebend, mit der parlamentarischen Technik völlig vertraut, ist er trotz seines hohen Alters unter den großen staatsmännischen Rednern immer noch facile primus. Als „smart debaters," deren Kunst in der schlagfertigen Gegenrede und in der witzigen Zuspitzung des Pfeils besteht, sind ihm manche über, denn ein mächtiger Helfer ist seiner Rede versagt geblieben: der Humor. Dem Hause ist dieser rücksichtslose Rundkopf, dem es lediglich um Grundsätze zu thun ist, viel zu ernst. Und wenn er es trotz dieses Mangels versteht, die Hörer in den Bann seines Wortes zu schlagen, so verdankt er das, abgesehen von seinem volltönenden und modulationsfähigen Organ und dem stürmenden, alles niederreißenden Fluß der Rede, der genialen Beherrschung und der geistvollen Behandlung des Stoffes, die den feingebildeten, durch eine treffliche klassische Schulung hindurchgegangenen Geist verrät. Eine fahle Blässe des Gesichts, in dem keine Muskel zuckt, deutet auf eine tiefe Bewegung seiner Seele; aber hinter der marmornen Stirn sitzt ein eiserner Wille, der die flutenden Empfindungen des Innern in ihren Ufern hält. Zum letztenmale empfiehlt er den im „Comittee of the whole House" sitzenden Herren sein irisches Gesetz,

das dem unbotmäßigen und gewaltthätigen Irland um den Preis der Reichseinheit die Segnungen des Friedens geben soll. Mit einer politischen Großthat wünscht er von der parlamentarischen Bühne abzutreten. Vor dieser erhabenen Versammlung redend, auf der heute die Blicke der ganzen Welt ruhen, — vor mächtigen und zu rücksichtslosem Gegenschlage bereiten Gegnern, die über ein geschärftes Auge für jede Blöße verfügen — wie höbe sich da das Herz nicht zu schnellerem Schlage! Er beginnt langsam, halblaut, in dem matter-of-fact Tone, der die innere Unruhe verdecken soll, aber nach den ersten drei Sätzen hat er die alte Kraft und das Vertrauen zur Sache wiedergewonnen, das graublaue Auge blitzt auf, mächtig strömt das Wort vom Munde. Er hat es nur mit den Formalien des Gesetzes zu thun, aber die Unterströmung der Rede mündet wie in allen vorhergehenden in die grundsätzliche Frage ein: Irland, das von England vergewaltigte Stiefkind des Reiches, darf im Namen der Gerechtigkeit und Billigkeit sein eignes Recht vom Hause fordern. „Die Bill der Regierung sucht dieser Freiheit für Irland eine Gasse zu machen, und weil der Engländer die Freiheit nicht nur für sich, sondern auch für andere liebt, darum gebietet ihm seine Selbstachtung, sich seines alten Rechtes zu begeben, damit das Recht triumphiere." Wie er sich setzt, erhebt sich von den Regierungsbänken zur Rechten dröhnender Beifall.

Dann ergreifen Mr. Göschen, Sexton und Darling das Wort zu kurzen Gegenbemerkungen, und 9,45, eine Viertelstunde, ehe die Redeguillotine, die jeden Donnerstag im Unterhause ihr Werk thut, den Gegnern den Mund stumm macht, erhebt sich Chamberlain, der frühere Parteigenosse, jetzt der erbittertste Feind Gladstones, den er „schmählich verraten," auf seine Füße — eine lange, kräftige, wohlgeformte Gestalt mit bartlosem Gesicht, aus dem Klugheit und rücksichtslose Thatkraft spricht; unter der von Gedankenarbeit gezeichneten Stirn, über die zwei dünne, scharf geschnittene Brauen laufen, blickt das dunkle Auge fest und lebhaft hervor; die weit aus dem Gesicht vorspringende, kräftig gebaute Nase verläuft in edler Linie, und der feine Zug um den festgeschlossenen Mund verrät den herrischen Sinn. Er weiß, daß er das letzte Wort zur Bill sprechen wird, und daß es sich in diesen entscheidenden Minuten, nachdem die sachlichen Gründe für und wider erschöpft sind, nur um einen rücksichtslosen Protest gegen die Vergewaltigungen Gladstones und seiner „byzantinischen Korybanten" handeln kann. Vielleicht vermag solcher Protest zuletzt noch die Gegner um ihre Haltung zu bringen. Gladstone hat ihn vor einigen Tagen des Teufels Sachwalter in der Home Rule-Frage genannt, warum soll er dem alten Manne und seiner blind ergebenen Gefolgschaft das nicht zurückgeben? In beißenden Sarkasmen schießt er einen Giftpfeil nach dem anderen ab, und sie werden nicht wirkungslos bleiben. „Die Bill hat alle Phasen durchlaufen; in ihren bedeutsamsten Zügen ist sie geändert worden und ist nicht mehr, was sie war. In diesen letzten fünf Minuten läßt sie sich nicht mehr besser machen. Aber die ehrenwerten Mitglieder haben sie in jeder Phase als vollkommen angesehen, wenn ihr Herr und Meister es fand. Das gerade Gegenteil von dem, was der sehr ehrenwerte Herr an der Spitze der Regierung den Wählern versprach, ist aus ihr geworden. Dieser Mann nennt eine Sache schwarz, und seine Gefolgschaft sagt: es ist gut; er nennt sie weiß, und sie sagt: es ist besser. Immer war es die Stimme eines Gottes, die sprach. Niemals seit den Tagen des Herodes hat es solche sklavische Speichelleckerei gegeben."

Das ist das letzte Wort, das hörbar ist. Bis zu diesem Punkte hatte jeder Satz der klaren Stimme das Ohr des Hauses gehabt, und jeder hatte verwundet. Ein tosendes, ohrenbetäubendes Cheer kommt von den Bänken der Opposition, noch ehe der letzte Laut verklungen ist; in demselben Augenblick aber, wo der Name Herodes fällt, schneidet schrill, drüben von den irischen Bänken her, aus dem Munde O'Connors das Wort Judas durch die Luft. Andere nehmen es auf, springen von ihren Sitzen und brüllen aus Leibeskräften: Judas, Judas, Judas! Judas Chamberlain aber steht lächelnd, völlig Herr seiner selbst, inmitten des tobenden Aufruhrs, und Herodes Gladstone, der mit starrem Staunen auf die Scene blickt, legt seine Hand an die Hörmuschel, um des wilden Lärmens Sinn zu erfassen. Die Tories bemühen sich, den Judaslärm durch den Zuruf: order, order

Digitized by Google

zu übertäuben, aber Mr. Mellor, der an des Speakers Stelle die Komiteesitzung leitet, ist machtlos dem entfesselten Sturme gegenüber. Er steht, bleich und mit ratlosem Blicke, vor seinem Sessel, das Auge angstvoll nach der Uhr des Hauses gerichtet, die auf zwei Minuten vor Zehn zeigt. Um Zehn, so rechnet er, spielt die Guillotine, es tritt Schluß der Debatte ein, und die Abstimmung wird dem tollen Krakehl ein Ende machen. Indes mit jeder Sekunde, die der Zeiger auf der Uhr vorrückt, wird das johlende Gebrüll und Schreien toller: da setzt die Glocke zum Schlage aus, der Chairman springt wieder auf und ordnet die Abstimmung an. Aber machtlos verhallt seine Stimme im Sturm. Der Himmel ist hoch, und der Zar ist weit: Mr. Speaker ist nicht im Hause, und Mr. Mellor ist nicht mehr Herr der Lage. Man vernimmt den immer wiederholten Ruf: „Mr. Mellor, Mr. Mellor.“ Es sind die Tories, die von dem armen Manne verlangen, daß er den Judasschimpf mit dem Ordnungsrufe ahnde; aber der fassungslose Mann hört nichts als wüstes Geschrei, und von keiner Seite erfolgt die Bewegung nach den Lobbies hin. Noch halten sich die Iren, die, wie oben bemerkt, auf der Seite der Opposition einige Bankreihen inne haben, ruhig auf ihren Plätzen. Am Ende gibt es gar noch ein fröhliches Raufen: da muß man sich bereit halten.

Nun geschieht etwas, das von niemand sicher bezeugt ist. Die Verwirrung ist so allgemein, die Haltlosigkeit des Hauses so vollständig, daß in der allgemeinen Bewegung weder von den Galerien, noch im Hause selbst dem einzelnen Vorgang gefolgt werden kann. Es taucht aus dem Dunkel der hinteren Reihen plötzlich die Gestalt eines jungen Mannes auf, drängt sich durch den Menschenknäuel, springt über zwei, drei Bänke und gelangt so in den Mittelgang, gerade vor die Bank der Opposition, wo die Sekretäre und Geheimräte des vorigen Ministeriums ihre geheiligten Plätze inne haben. Und Mr. Logan, ein in den Annalen der parlamentarischen Unsterblichkeit noch nicht verzeichnetes liberales Mitglied, läßt es sich beikommen, auf einem der Sessel Platz zu ergreifen.

Das wird das Zeichen zu wildestem Sturm. Kaum sitzt er, da drängen die Nachbarn von beiden Seiten gegen den unverschämten Eindringling an, er teilt Püffe nach rechts und links aus, aber weicht nicht, bis Mr. Hayes-Fisher, ein Tory, der auf der zweiten Bank sitzt und über ein paar kräftige Arme verfügt, das ehrenwerte Mitglied von hinten beim Kragen kriegt und den zappelnden Unsterblichen über die Banklehne herüberzerrt. Das Verhängnis naht. In diesem Augenblicke rückt die irische Sturmkolonne an; von den hinteren Bänken fliegen sie herunter in die Toryreihen, ein wildes Chor der Rache. Healy durchschneidet mit weitausgestreckten Armen wie ein Schwimmender die Menge; auch Dr. Tanner, Humorist, Hitzkopf und Boxer zugleich, der, wo es Hiebe setzt, nimmer fehlen darf, hat im Wandelgange von den „glorreichen Vorgängen“ im Hause gehört, und bleich vor Erregung und Kampflust stürmt er durch die Mittelthür; zwei oder drei Mitglieder kriegen ihn zu packen, wie er sich durch das Gewühl mit seinen Ellbogen Platz macht und halten ihn an seinen Rockschößen fest.

Inzwischen ist der Zusammenstoß der von der massiven Gestalt O'Connors geführten Iren mit den Tories erfolgt. Sie treffen zuerst auf eine Gruppe ihrer protestantischen Landsleute, die gefürchteten Orangemen aus Ulster, die recht wohl wissen, daß es sich für sie um Sein und Nichtsein handelt, wenn Paddy Herr im Lande wird, und hier spielt sich nun die denkwürdige Scene ab, der das hohe Haus der englischen Gesetzgeber seine tiefste Schmach verdankt. In dem Menschengeschiebe, aus dem die Riesengestalt des gallant member, Oberst Saundersons, wie ein Turm emporragt, teilt der Antiparnellit Crean Püffe und Schläge aus; wahrscheinlich hat ihm ein Getroffener ein Bein gestellt, er stolpert zwischen Saundersons lange Beine; der, nicht faul, legt sich nach allen Regeln der Kunst wie ein Boxer aus, nun hageln die Streiche auf die kleinen Irengestalten nieder. Und einige Unsterbliche verkriechen sich wahrhaftig unter die Bänke. Mr. Healy balgt sich mit Mr. Vicary Gibbs, Logan mit Fisher, und während man ehrenwerte Mitglieder hier und da in Boxerstellung mit aufgestreiften Rockärmeln erblickt, schlagen die Herren aus den oberen Bankreihen den unter ihnen Stehenden die Hüte ein.

Das englische Parlament hat sich zu

einer Bande von Radaubrüdern erniedrigt. Es hat seine Ehre und sein Ansehen im Boxertum begraben.

My shame will hang upon my richest robes,
and show itself, attire me how I can.

Wie gut, daß Shakespeare solche Schmach nicht erlebt!

Der Kampf wogt noch eine Weile hin und her, Foster Arnold streckt wütend die Faust gegen Gladstone aus und ruft ihm zu: „Warum gibst du dich mit diesen widerwärtigen irischen Rebellen ab," und Gladstone selbst, im wahren Sinne der Greis, der sich nicht zu helfen weiß, blickt hilflos und kreidebleich der schmachvollen Scene zu, die eine fatale Ähnlichkeit mit den herkömmlichen Prügeleien auf den Viehmärkten drüben auf der grünen Insel hat. Ist sie etwa eine Weissagung auf das, was die Home Rule Bill bringen wird! Richtig, durch das Haus, das eben zur Ruhe zu kommen beginnt, klingt lustig und hell Mr. Darlings Stimme: „Da haben wir den Anfang des irischen Parlaments. In Dublin wird jeder Abend den heutigen aufs Haar gleich sein!"

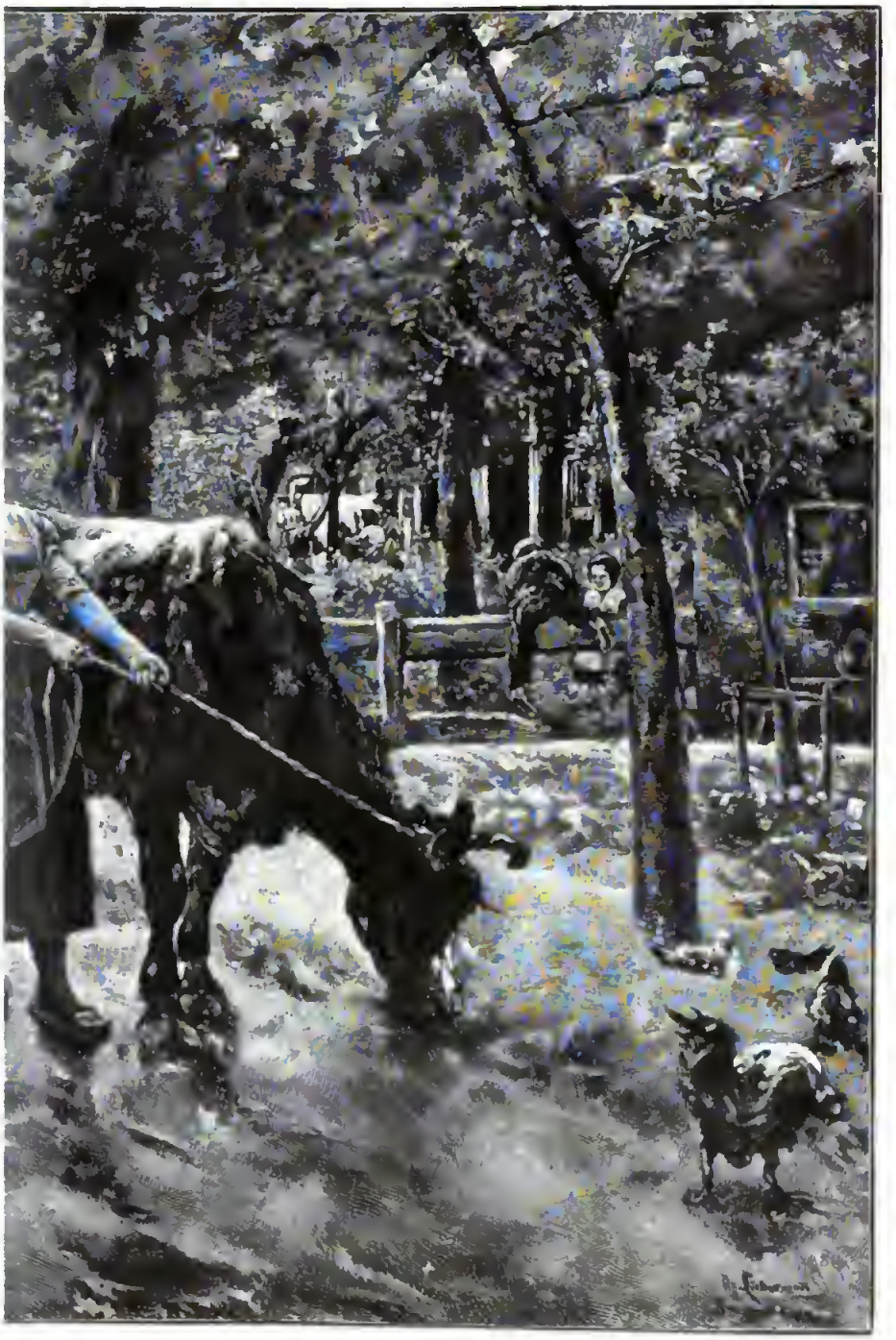
Und dann folgt das erhebende Nachspiel. Lord Randolph Churchill, der wilde Randy, bläst Friedensschalmeien, trennt, von William O'Brien, dem irischen Schweiger und Mr. Marjoribanks kräftig unterstützt, die Boxer und Hoteintreiber auseinander, und endlich rufen weise Männer, die das stumme Elend des hilflosen Mellor rührt, mit lauter Stimme nach dem Sprecher. Nach einigen bangen Minuten erscheint in gemessenem Schritte Mr. Peel, nimmt auf seinem Sessel Platz, und vor dem Sic volo, sic iubeo seines absoluten Willens kommen Lärm und Balgerei zu ruhmlosem Ende. Nachdem der arme Mellor den bittern Bissen hinuntergewürgt und, soweit seine Kenntnis geht, den Sprecher von den Vorgängen unterrichtet, wendet sich dieser in klarem, von jeder Erregung freien Tone an das Haus. „Ich rufe," spricht er, „die Führer des Hauses an und wünsche aus ihrem Munde zu hören, was vorgefallen ist." Gladstone sagt sein Sprüchlein, verschweigt kühnlich den Judas und verbreitet sich um so ausgiebiger über die bockbeinige Schlechtigkeit und Unbotmäßigkeit der Tories, die dem Rufe auf Abstimmung ein taubes Ohr entgegengesetzt haben, und Balfour ergänzt den Bericht mit einigen humoristischen Seitenhieben. Dann verlangt der Sprecher mit dem anmutigen Nachdruck, der ihm so gut steht, von dem Judasrufer, daß er sich entschuldige. O'Connor bekennt sich mit dem ehrlichen Freimut des Gentleman frank und frei als Schuldigen, und nun hält die Allongenperücke es für etikettengemäß, daß das Haus „im Hinblick auf seine Ehre und die Würde der nationalen Institution" die schmachvollen Scenen mit gnädigem Vergessen decke. Oberst Saunderson und seine hibernischen Brüder suchen die Sachlage klarzulegen und geraten, weil jedem Irländer ein natürlicher Schalk im Nacken sitzt, dabei derart in unfreiwillige Komik, daß dasselbe Haus, in dem es vor zehn Minuten noch blutige Köpfe und abgerissene Rockschöße gegeben, von schallendem Gelächter dröhnt. Das kommt auf seinen Höhepunkt, als nach Erledigung einiger Formalien der Clerk am Eichentische in sachgemäßem Tone als Tagesordnung für Montag, den 7. August, die zweite Lesung der Pistolen-Bill verkündet.

Nur einer bleibt unbewegt unter dem fröhlichen Schalle des Hauses, Mr. Peel, der ehrwürdiger Sprecher. Er erhebt sich und schreitet unter Vorantritt des Sergeant-at-Arms in würdevoller Haltung und ernstfeierlichen Schritts aus dem Saale. In diesem Manne des Maßes hat das Haus den besten Wächter seiner Ehre und Würde, zweier Imponderabilien, hinter denen denn auch das nette Jahresgewicht von 10 000 Pfund Sterling steht. —

Also endete am 27. Juli 1893, abends $^3/_4$11 Uhr, die denkwürdige Home Rule Sitzung des heiligen Parlaments, der „höchsten gesetzgebenden Körperschaft des Vereinigten Königreichs von Großbritanien und Irland." In den Annalen der englischen Geschichte hat sie ihresgleichen nicht. Diese Sitzung stand im Zeichen der abgerissenen Rockknöpfe und eingetriebenen Hüte, darum wird man sie auf schamrotes Lumpenpapier drucken. Aber getrost, wenn erst Paddy sein Parlament in Dublin hat, wird die ehrenwerte englische Katzbalgerei rasch in schemenhafte Vergessenheit sinken. —

Dr. R. B.

Holländische Dorfstraße. Nach



m Gemälde von Max Liebermann.

Der Gräberring.

(Abdruck verboten.)

Um die brauſende Stadt herum
Liegen die Toten ſtill und ſtumm.

Ein Ring von Gräbern, die dicht ſich reihn,
Umfängt die Großſtadt und ſchließt ſie ein.

Und drinnen, von dem Ring umfaßt
Drängt ſich das Leben mit wilder Haſt.

Doch unbemerkt, bald hier, bald dort,
Stiehlt einer aus dem Gedräng ſich fort.

Während die andern er läßt darin,
Legt er ſich ſelbſt zu den Toten hin.

Junge und Alte, ſie ziehn hinaus,
Der Ring wird ſtärker, er dehnt ſich aus.

In dieſem Schweigen ſo hält ein Heer
Die Stadt umlagert. — Wann wird ſie leer?

Um die brauſende Stadt herum
Liegen die Toten ſtill und ſtumm.

J. Trojan.

Das Buch des Krämers.

Von

Benno Rüttenauer.

(Abdruck verboten.)

Ich erinnere mich ſehr gut des Eindrucks, den das erſte mit Bewußtſein vernommene Gedicht auf mich machte, auch aller näheren Umſtände dabei.

Ich wußte damals nicht, wie viel Beine ein Spatz hat. Ein gewiſſer Unterlehrer, mit dem ich als Nachbarskind mich befreundet, fragte mich darnach und lachte mich gehörig aus, daß ich den gefiederten Gaſſenkameraden zu einem Vierfüßler ſtempelte. Und ich blieb hartnäckig bei meiner Meinung, der Dorfgelehrte mochte ſagen, was er wollte. Erſt als ich meine Mutter zum Schiedsrichter aufrief, und ſie mich ebenfalls lächerlich fand, begann ich an meiner Weisheit irre zu werden.

In jener Zeit alſo erlebte ich die erſte Offenbarung der Poeſie, richtiger geſagt, der dichteriſchen Kunſt. Dem großen Ereignis ging aber eine dumme Verſtimmung voran. Es war auf der Hochzeit eines Onkels; mein Vater hatte mich zum Feſteſſen mitgenommen. Ich langweilte mich aber, alſo daß ich ſchon nach den erſten Gängen von der Tafel hinweg hinaus ins Freie lief, von wo man mich nach einiger Zeit zurückholte mit dem Bedeuten, daß es jetzt etwas Süßes gäbe.

In der That erlebte ich, in den hochzeitlichen Saal zurückkehrend, eine große Herrlichkeit. Der Nachtiſch war aufgetragen, und die ganze Tafel ſtand voll gezuckerter Waffeln. Mein Vater hielt mir ſchon von weitem eine entgegen.

„Paul," rief er, „da ſchau' einmal an, da gibt's Farbenſchachteln, ganze Haufen, und ſolche, die man eſſen kann; nun wirſt du zufrieden ſein."

Das waren verhängnisvolle Worte. Ich wollte nämlich um jene Zeit — unbekümmert darum, daß ich nicht wußte, wie viel Beine der Spatz hat — ein Raffael werden und lag Tag und Nacht meinem Vater in den Ohren, daß er mir beim Krämer eine „Farbenſchachtel" kaufe, wie ich eine bei Schulmeiſters Chriſtian geſehen. An einer Farbenſchachtel hing mein Leben.

Nun wollte ich ſchon nach der gezuckerten und in Wahrheit wie eine Farbenſchachtel gefächerten Waffel die Hand ausſtrecken — aber das Unglückswort, die Erinnerung an meinen unerhörten heißeſten Lebenswunſch, rief plötzlich einen ſchmerzlichen Trotz in mir wach. Ich empfand das innigſte Gelüſte nach dem Zuckerbrot; aber mein Ärger über die verweigerten Farben überwog; und mich für das entbehrte Rüſtzeug künſtleriſcher Bethätigung und die Befriedigung eines tiefgefühlten geiſtigen Bedürfniſſes mit einem elenden Leckerbiſſen entſchädigen zu laſſen, hätte mich eines fünfjährigen männlichen Weltbürgers unwürdig gedünkt. Nein, ich ließ mich nicht für einen Narren halten, eine Farbenſchachtel zum Eſſen wollte ich nicht. Und grollend lief ich fort.

Ich fühlte eine stolze Befriedigung; meinen noch größeren Schmerz aber und besonders mein wehmütiges Mitleid mit mir selber, der ich aus beleidigter Würde keine Waffeln essen durfte, wollte ich mir nicht eingestehen. Ich lief hinaus über Gärten und Wiesen aufs freie Feld, und an einem Rain, hinter einer Hecke, warf ich mich ins Gras zwischen Wegwarte und gelbem Atlant und weinte bitterlich und bedauerte dazwischen, jetzt die Waffeln nicht zur Stelle zu haben, wo ich so schön heimlich essen und mich für die in der Öffentlichkeit kundgethane Festigkeit belohnen konnte.

Erst am Abend, als es dunkel wurde, stahl ich mich, sehr verlegen, in die Festräume zurück, ungewiß, was ich für ein Gesicht machen sollte. Und da geschah das Wunder.

Schon weit vor der offenen Thüre drangen Laute an mein Ohr, die mich auf Außerordentliches gefaßt machten. Ich schlich mich leise heran und sah und hörte. Alle Welt saß still lauschend um die Tische, nur einer, der Krämer des Dorfes, stand mitten im Saal auf einem Stuhl. Er deklamierte.

Im ersten Augenblick glaubte ich, er ahme den Pfarrer nach, wie er auf der Kanzel predigt und wie ich es schon von Kindern gesehen. Doch bald merkte ich, daß das etwas anderes sei. Die Worte des Mannes gaben dem Auge der Seele Bilder, lebendig farbige, lichtvoll freudige Bilder. Und Rhythmus und Reim, wofür ich weder Name noch Begriff besaß, umwoben mich mit ihrem Zauber. Wie konnte nur ein Mensch so etwas sprechen! Ich hätte aufschreien mögen vor innerem Jubel und wagte doch kaum zu atmen vor Hingerissenheit und andächtiger Ehrfurcht.

Da war Zorn und Herzeleid und alles vergessen; auch was sonst vorging nach dem Vortrag beachtete ich kaum; in meinem Ohr klangen nur noch Rhythmen und Reime, und meine Seele lebte in den geschauten Bildern.

Das vorgetragene Gedicht war die Bürgersche Romanze „Der Kaiser und der Abt," und der Krämer wird die harmlosen Verse so schlecht als möglich gesprochen haben. Aber ich war in meinem fünften Lebensjahre gottlob noch kein Kritiker.

In der Nacht dann träumte ich von den gehörten Herrlichkeiten und auch alle Tage darauf, und nie mehr kamen sie mir wieder aus dem Sinn.

Die Zeit verstrich; ich wußte allmählich, daß der Spatz zwei Beine hat; ja, ich ging in die Schule und lernte das Abc. Dort saß der Sohn des Krämers mit mir auf derselben Bank, und ich entwickelte einen zehnfachen Eifer in der neuen so schweren Wissenschaft; denn ich hatte gehört, daß jenes Gedicht gedruckt stehe in einem Buch im Besitze des Krämers, und ich wollte mir das Buch durch den Sohn leihweise geben lassen und abschreiben.

Ich wußte also, wozu ich lesen und schreiben lernte, was man nicht von jedem in solchem Falle sagen kann.

Ich verstand aber längst Geschriebenes und Gedrucktes, gotische und lateinische Schrift, ohne den Mut gefunden zu haben, Krämers Arthur von dem heißersehnten geheimnisvollen Buch ein Wort zu reden.

Der Krämerssohn sah so vornehm aus. Er trug vor allem ganz andere Kleider wie wir. Noch heute sehe ich ihn mit seinen weißen Strümpfen und kurzen Kniehöschen, mit seinem zierlichen Kamisol von einem Glanzgürtel umspannt, mit seinem hellen Strohhut, dessen rückwärts niederhängende Bandenden einen gelben Anker im blauen Grunde zeigten — ein mir damals ganz unbekanntes geheimnisvolles Zeichen, das sich aber gerade deshalb meinem Gedächtnis unauslöschlich eingeprägt hat. Außerdem besaß der kleine Arthur immer reine weiße Hände und trug so schöngestrählte lange Haare, die so fremdartig dufteten.

Ja, der Knirps erschien ganz unbegreiflich vornehm, und je länger ich es aufschob, ihm von dem Buche zu reden, der Sehnsucht meines Lebens, desto schwerer drückte mich's.

Aber einmal that ich es doch, ich faßte mir mit Gewalt ein Herz.

Ich kam übel damit an. Das altkluge Bürschchen rümpfte die Nase. Was ich mir einbilde. Das Buch sei nicht in der Sprache geschrieben und mit den Buchstaben gedruckt, die wir in der Schule lernten. Wie ich glauben möchte, daß ich so etwas lesen oder gar abschreiben könnte. Das vermöge er nicht einmal.

Dieses „er nicht einmal" hatte seinen guten Sinn; denn Arthur saß auf dem ersten Platz der Klasse und ich tief unter ihm, trotz meines zehnfachen Eifers.

Der abweisende Bescheid betrübte mich

unsäglich; aber er entriß mir doch nicht alle Hoffnung. Wieder verstrichen Jahre, wir wurden älter, meine Sehnsucht nach dem Buche aber verminderte sich nicht; sie wuchs eher. Mit dem früheren Einwand konnte mir Arthur nicht mehr kommen; aber tausend andere standen ihm dafür zu Gebote, und ich sah deutlich, daß das Buch für mich nur zu bekommen sei, wenn ich mir den guten Willen Arthurs zu erkaufen im stande wäre.

Einmal hatten wir eine sehr zusammengesetzte Rechenaufgabe mit ungeheuerlichen Zahlen, und Arthur war zu bequem oder zu vornehm gewesen, eine so langweilige Arbeit zu machen, bei der nichts herauskam als wieder reine Zahlen. Er machte sich also an mich, ihn meine Hieroglyphen, die fast zwei Seiten der Schiefertafel füllten, abschreiben zu lassen. Es lag ihm daran um so mehr, da der Lehrer, der vor dem Hause seine Morgenpfeife rauchte, ihm bemerkt hatte, er sei doch begierig, wer heute sein Rechenexempel richtig habe. Dies genügte, in dem kleinen Arthur einen großen Ehrgeiz zu erwecken. Und mir mußte er vor allem eine richtige Arbeit zutrauen; denn nur die meinige wollte er abschreiben. Er gab mir die süßesten Worte.

Ich wollte aber nicht recht daran. Warum er die Rechnung denn nicht selber gemacht habe; er wäre es so gut im stande gewesen wie ich. Und von ihm habe noch nie jemand auch nur ein J-tüttelchen abschreiben dürfen.

Das letztere ließ mich Arthur aber gar nicht ausreden. Die Zeit drängte. „Gib," flüsterte er, „du sollst das Balladenbuch dafür haben."

Mir fuhr ein freudiger Schrecken durch die Seele; für das Balladenbuch hätte ich ein Königreich gegeben.

Arthur hatte gerade die letzte Ziffer der barbarischen Rechnung hingeschrieben, als der Lehrer in die Klasse trat. Er rief zuerst den schwächsten Rechner auf, daß er sein Resultat ablese. Da brach gleich das Donnerwetter los. Was! Eine solche Frechheit, das habe er abgeschrieben. Er solle nur gleich sagen von wem. Und der Schulmeister griff nach dem Rohr.

Der Arme nannte heulend meinen Namen.

Da wurde der Schulmeister erst wütend; das sei ein niederträchtiger Betrug von mir; und leider sei es nicht das erste Mal, daß ich so gegen sein Verbot handelte; er wolle mir's aber legen, ich thäte es auch nur, um mich groß zu machen vor meinen Mitschülern. Am Ende hätte ich gar noch mehreren die verbotene Gunst erwiesen Sicher, er lese mir's ja von der Stirne ab.

Unter diesen Umständen ward in dem kleinen Arthur eine andere Regung für den Augenblick stärker als sein Ehrgeiz, und er gestand, daß ich auch ihm meine Tafel gegeben habe.

Ich hatte keine Gelegenheit etwas zu erwidern. Ich wurde über die Bank gezogen, mit angespannten Höschen, und das spanische Rohr begann seinen Tanz. Arthur erhielt einen Backenstreich, aber ganz leicht; er wurde fast noch für seine Ehrlichkeit gelobt; denn jedenfalls seien noch mehrere in gleichem Fall und würden es nur nicht gestehen, meinte der Lehrer.

Ich für meinen Teil wollte die erhaltenen Prügel nichts weniger als bedauert haben, ja ein zehnfaches Maß derselben wäre mir nicht zu viel gewesen, wenn ich das Balladenbuch dafür bekam, das Wunderbuch.

Aber Arthur erklärte, es falle ihm nicht ein, ich hätte den dummen Jakob nicht abschreiben lassen sollen, meine Schuld sei's, daß die Sache herauskam, meinetwegen sei er gestraft worden.

Soviel ich wußte, verhielt das letztere sich umgekehrt, aber wenn Arthur sagte, ich bekomme das Buch nicht, so bekam ich es sicher nicht.

Ein Jahr später, um die Zeit des Knöpfelspiels, hatte ich einen bessern Kaufpreis zu bieten.

Man spielte mit Knöpfen um Knöpfe — in einer Form, die ich außer dem Dorf weder in heimatlichen noch fremden Gegenden je wieder angetroffen habe bis vor kurzem in Italien, an der Riviera, am Strand von Porto Fino, bei einem halbverfallenen Sarazenenkastell, dessen Quaderwände, von deren Festigkeit einmal das Los der Christenheit abgehangen, jetzt dem kindlichen Spiel dienen mußten. Aufs höchste überrascht blieb ich stehen und sah zu. Diese kleinen braunen Ligurier, die sich dabei so wildfremde Dialektlaute zuwarfen, daß ich keine Silbe davon verstehen konnte, wichen um kein Haar von der Art und Weise ab,

wie wir daheim in unserm mittelfränkischen Dorf das Spiel getrieben, vor langen Jahren, als Kinder. Und was längst in jener wunderbaren Region des Geistes, die man Gedächtnis nennt, tief unter die helle Sphäre des Bewußtseins hinuntergesunken war, tauchte plötzlich wieder in dieselbe empor, in farbiger Klarheit und Lebendigkeit. Alle jene so heftigen wie kleinen Leiden und Leidenschaften, die das noch so junge Dasein zwischen Lust und Schmerz ewig hin und her rissen, und von denen ich nichts mehr gewußt hatte, ich begriff sie jetzt als die vorbildlichen Keime aller Lebenskämpfe.

Und ich mußte Arthur Blankenhorns gedenken, des seit Jahrzehnten in meiner Erinnerung verschollenen Krämersohns, der nun selber daheim an die Stelle seines Vaters gerückt war und von demselben Limburger Käse, von demselben Pfälzer Tabak, den sie nach seinem Aufschriftbildchen „Roter Reuther" heißen, von derselben Cichorien- und Wagenschmiere verkauft, wie einst sein Vater, nur mit noch hochtrabenderen Redensarten.

Mit dieser Erinnerung und der des Kinderspiels stiegen zugleich alle Empfindungstöne und Farbendüfte des deutschen Vorfrühlings in mir auf, der ärmer und glanzloser, aber ersehnter als der südliche, ein eigenes schauerndes Entzücken in die sonnendurstigen Gemüter gießt, besonders in die der Kinder.

Wenn der Erdboden, nachdem er Monate und Monate nur in Eis oder Kot starrte, nun zum erstenmal wieder sonnentrocken wird, zu allererst auf getretenen Wegen, an mittägigen Rainen, auf der hochbogigen Dorfbrücke, und wenn die Spatzen sich gebärden, als wollten sie sich schon im Staube baden. Das ist ein Gefühl, eine Freudenahnung.

Dann begann das Spiel. Vor Scheuerthoren, an der Schwelle der Häuser, an der Kirchenmauer und vor allem auf jener hohen Brücke mit ihrer altfränkischen steinernen Brüstung ging es los. Man spielte zu zweien oder mehreren. Jeder hatte zum Anwerfen einen „Plapper," was vielleicht ursprünglich „Plappert" hieß; denn derselbe war in der That meistens aus einer alten Kupfermünze, oft jedoch auch ein großer metallener Knopf, ein Soldatenknopf, oder von denen, wie die Großväter an ihren langen Röcken trugen. Damit warf man. Man warf den Plapper gegen eine feste Wand, gegen Thüren, Thürpfosten, Scheuerthore, Mauersteine, Brustwehren, und was sich sonst darbieten mochte; man warf ihn so, daß er sich einem andern schon geworfenen näherte. Geschah dies so weit, daß man den Abstand mit den Fingern überspannen konnte, hatte man einen Knopf gewonnen; lagen aber gar zwei oder drei Plappen in Spannweite, so bestand der Gewinn in ebensoviel Knöpfen, und in solchem Fall erhob sich in der jungen Brust ein Freudensturm, nicht geringer als in derjenigen des Börsenmannes, der eine halbe Million davonträgt.

Anderseits gab es finstere Augen, schmerzliches Zucken der Mundwinkel, rote Köpfe nnd tausend Zeichen verzweifelter Seelenzustände. Mancher Unglückliche verlor an einem einzigen Nachmittag seine ganze Barschaft, wobei der tödliche Schmerz der Betroffenen sich in der mannigfaltigsten Art äußerte vom trotzig verschlossenen Groll bis zu weichen Thränen. Nur der Selbstmord kam nicht vor, aber auch nur, weil diese Ausflucht für uns einfach noch nicht erfunden war, auch weil es an Revolvern fehlte.

Wer sich Kredits erfreute, konnte weiter spielen, und wenn er sich bereits den letzten Knopf von den Hosen abgeschnitten; er konnte Schulden machen. Diese aber galten für verbindlich im strengsten Sinn. Um solche Ehrenschulden zu bezahlen, griffen die Betroffenen zu den verzweifeltsten Mitteln. Heimlicher Diebstahl und gewaltsamer Straßenraub nahmen, zu diesem Zweck ausgeführt, den Charakter heiliger Handlungen an. Daß einer, um seine verpfändete Ehre zu retten, sich mit Messer oder Schere an die Sonntagshosen seines Vaters oder seiner Brüder machte und sich dafür halb zu Tode prügeln ließ, geschah fast täglich; damit erwarb man sich am sichersten den Ruf eines Buben von Ehre, eines Helden, der nicht schon in der ersten Minute, wo es nicht mehr in seiner Tasche klapperte, vernachlässigt wurde, sondern erst in der dritten oder vierten.

Nicht alle Knöpfe hatten Kurs. Ein ganzes System von Regeln, wogegen die münzgesetzlichen Bestimmungen der ehemaligen 36 deutschen Bundesstaaten eine Kinderei heißen konnten, setzten fest, unter

welchen Bedingungen ein Knopf als Zahlung anzunehmen sei. Neben den gangbaren und ganz ungangbaren Münzen, d. h. Knöpfen, gab es, wie in allen solchen Verhältnissen, auch zweifelhafte, welche die einen annahmen, die anderen nicht, je nach Charakter und Geschäftsprinzipien, oder welche man sich höchstens da gefallen ließ, wo die vollwertige Münze bereits aufhörte.

Und höhere und niedere Münzen gab es. Jene waren die Plapper; sie galten meist drei, fünf oder noch mehr gemeine Knöpfe; ja es gab solche, die man mit mehr als zwanzig bezahlte; sie bildeten den Hauptstolz ihrer Besitzer.

In der Zeit des Knöpfespiels wurde jeder Knabe nach seinem Reichtum, d. h. nach der Zahl seiner Knöpfe geschätzt. Man kannte dieselben genau, und wie es bei den Alten hieß, der Brückenlenz hat 20 Morgen Wiese, der krumme Hammel 25, der Bachbauer 60, und wie man in anderen Kreisen sich zuflüstert, der Hirschhorn hat 15 Millionen, der Oppenheimer 20, der Ladenburg 40: so wußten und erzählten wir, und nicht mit geringerer Wichtigkeit, daß Brückenlenzes Johann 40, Krummenhammels Endres 70, und Bachbauers Kilian sogar mehr als 100 Knöpfe sein eigen nenne, noch abgesehen von denen, welche so und so viele arme Teufel ihnen schuldeten.

Keiner aber ragte an Arthur Blankenhorn hinan. Sein Reichtum schwankte zwischen 120 und 150, und er hoffte eines Tages die Zahl 200 zu erreichen.

Ich selber gehörte zu den Ärmsten; höher als auf sechs bis sieben Knöpfe brachte ich es nie. Ich spielte auch wenig.

Mich hätte zwar Gewinn und Verlust ebenso sehr gereizt wie die anderen; ich hatte vor dem Spiel keine Scheu, aber vor den Spielern. Es waren schlimme Dinge, wegen dessen ich sie floh. Bei uns im Hause stund es nicht, wie es sollte.

Im Dorfe gab es einen Mann, der das Wagnerhandwerk trieb, oder es vielmehr meistens nicht trieb, sondern in den Wirtshäusern saß, der so nach und nach in ein böses Trinken hineingeraten war und Manieren angenommen hatte, die ihn zum allgemeinen Gespötte machten. Er stotterte schon von Haus aus ein wenig, in der Trunkenheit aber lallte er. Und das machten die Buben gerne nach, auch die Gebärden dazu. Wenn sein Sohn unter sie ging, setzte er sich jedesmal der Gefahr aus, die roheste Verunglimpfung des Vaters mit ansehen und anhören zu müssen, während die leiseste unehrerbietige Äußerung schon genügt hätte ihn namenlos unglücklich zu machen. Leider erwiesen sich die anderen ihm an körperlichen Kräften überlegen, also daß sie ihn nicht zu fürchten brauchten. Da nahmen sie auch keine Rücksicht auf ihn.

Der verschüchterte Paul zog deshalb meistens die Einsamkeit ihrer Gesellschaft vor und suchte sich seine Unterhaltung allein in Feld und Wald. Manche stille Freudenblume wuchs dort für ihn. Er konnte tagelang herumschweifen und träumen, von allem Möglichen, besonders von einem gewissen Buch und den Dingen, die darin standen, von jenem verwunschenen Buch, das er, wie sehr er sich darnach sehnte, nicht bekommen konnte, weil es eben verwunschen, weil es von feindlichen Mächten behütet war, zwar nicht von einem feuerspeienden Drachen, auch nicht von einem schwarzen Pudel mit roten Glühaugen, aber von einem bösen kleinen Kobold. Täglich träumte Paul davon; denn nie wäre ihm der Gedanke in den Sinn gekommen, daß das Wunderbuch am Ende gar nicht mehr existierte, daß der Krämer vielleicht bei Papierverlegenheit aus seinen Blättern Schnupftabakdüten zusammengeklebt oder dieselben ganz einfach zum Einschlagen fauler Heringe verwendet hatte. Solches zu denken fiel Paul unmöglich ein. Er träumte weiter von dem Buch. Und obwohl er es einstweilen nicht bekam, machte er sich's doch zu eigen, in einem besonderen Sinn. Hineinlesen konnte er sich nicht, so träumte er sich hinein, es dabei wiederschaffend, für sich als Eigentum — es neu dichtend, natürlich nicht wie es war, sondern wie er es dachte, nach seinem Ebenbild, und wie es ihm nun ganz gehörte...

Der Gedanke an das Balladenbuch ließ mich wirklich noch immer nicht los. Wahrscheinlich hoffte ich, daß sich der Himmel noch sicher ins Mittel legen würde, mit natürlicher Fügung, oder, wenn es sein müßte, durch ein Wunder. Und wahrhaftig, eines Tages geschah etwas, das ganz darnach aussah.

Mir lebte damals noch eine alte Muhme, eine Großtante, oder so etwas, eine Art Altjungfer in den achtziger Jahren, die im großväterlichen Hause mütterlicherseits ein-

ſam in einer Bodenkammer hauſte. Sie trug einen für mein Ohr entſetzlichen Namen, man nannte ſie die alte Orſchel — ich konnte nicht ahnen, was hinter den unſchönen Lauten ſteckte, ich hatte damals weder vergleichende Dialektſtudien gemacht, nach auch beſaß ich Kunde von einer gewiſſen legenden-berühmten Königstochter mit ihren elftauſend jungfräulichen Genaſſinnen.

Deſſenungeachtet kam ich ziemlich oft in die Klauſe der von aller Welt wenig geliebten Alten, und ohne daß ich recht wußte, warum; denn außer in dem zu erzählenden Fall habe ich nie etwas von ihr erhalten; auch machte ſie faſt immer ein böſes Geſicht und war ſehr häßlich mit ihrem braunen Runzelgeſicht, in dem zwei rötlich behaarte Warzen ſaßen, eine an der Seite des Kinnes, die andere an der Naſenwurzel, in der Nähe des linken Auges. Ich empfand in ihrer Nähe kaum ein anderes Gefühl als Furcht und Grauen, aber gerade das Halbunheimliche ihrer Perſon und Umgebung muß auf meine Phantaſie gewirkt und mich mächtig angezogen haben.

Als ich an dem erwähnten Tage bei Muhme Urſula eintrat, kniete ſie auf dem Boden vor ihrer alten wurmſtichigen Truhe und kramte unter ihren Sachen. Sie ſchaute auf und warf mir einen Blick zu, freundlicher als gewöhnlich. Und dann murmelte ſie etwas wie: Guter Junge, kommt zu einem armen alten Ding, dem alles ausweicht, und noch gar nichts gegeben, nichts, und kommt doch zur alten Orſchel wie zu einer Großmutter.

Und wie ſie das murmelte, wurde ihr Geſicht immer freundlicher, und dann ſagte ſie noch, ſie wolle doch ſehen, ob ſie nichts für mich habe.

Nach einigem Suchen zog ſie aus einem Nebenbehälter, der ſich mit alten Spulen, mit Garnknäueln, mit verwaſchenen Schurz- und Haubenbändern und tauſend anderem Kram angefüllt zeigte, einen zugebundenen Beutel von abgeſchoſſenem Kattun hervor, mit bauſchigem Inhalt und hielt ihn mir hin, das ſollte ich nehmen.

Ich griff nur zaudernd darnach, ich glaubte, es ſei Geld.

Es waren aber Knöpfe, mehr als fünfzig und auch Plappen darunter. Und alle Sorten waren vertreten und nur gute, lauter beſte Münzen.

Wie ich nun ſpielen wollte!

Doch in dieſe Ausſicht miſchten ſich leider ſofort gewiſſe betrübende Gedanken.

Warum auch ſpielen; für mich gab es etwas viel Verlockenderes, das Buch.

Nun mußte ich es ja bekammen. Und ich beſchloß, ſofort den kleinen Arthur zu ſuchen.

Ich kannte ſeinen Ehrgeiz, an der Knopfbörſe der reichſte Mann zu ſein. Ich wußte aber auch, daß der Reichtum, deſſen er ſich rühmte, verdächtigt wurde in dem Sinne, als ob derſelbe zum großen Teil unecht wäre.

Wie jede in ſich geſchloſſene Welt, ſo hatten auch wir in der unſern eigene Begriffe moraliſcher und materieller Werte. Als im ſtrengſten Sinne unbemakelt galten nur gebrauchte Knöpfe, die alſo von getragenen, älteren oder neueren Kleidungsſtücken abgeſchnitten waren und zwar womöglich von der Hand desjenigen, der ſie vorwies. Arthur aber ſtand in dem Verdacht unter ſeinen 150 bis 180 Knöpfen viele neue zu beſitzen, die unmittelbar aus den glänzenden Pappſchachteln des väterlichen Kramladens ſtammten — über welche Erwerbsart ſich in unſern Börſentraditionen nichts vorgeſehen fand, die darum nicht anerkannt wurde.

Der kleine Arthur verteidigte ſich bei jeder Gelegenheit aufs lebhafteſte gegen den ihm zugeſchobenen Verdacht, aber den thatſächlichen Beweis zu führen, fiel ihm ſchwer; die kleinen Knopfklubmänner hatten ſeine Naſen und rochen es einem Knopf von weitem an, ob er aus einer altehrwürdigen Kleidertruhe und Rumpelkammer oder aber ſpornſtreichs vom Kaufladen kam.

Da erfreuten ſich die meinigen des beſten Geruches; ſie mußten alſo Arthur doppelt willkommen ſein.

Ich traf ihn in der Nähe ſeines väterlichen Hauſes beim Nachbar Schmied, der gerade ein Pferd beſchlug, wobei Arthur philoſophiſch zuſchaute. Er wollte nicht viel von mir wiſſen; es war ſo ſeine Art, die Leute geringſchätzig zu behandeln. Erſt als er meinen vollen Beutel ſah, ſchenkte er mir ſeine Aufmerkſamkeit.

Ein geſcheiter Junge hätte nun für die erheiſchte Gefälligkeit zunächſt eine mäßige Summe geboten und dieſelbe erſt im Notfall höher geſteigert; ich, in der freudigbänglichen Haſt meines heißen, endlich vor ſeiner Erfüllung ſtehenden Wunſches, bot mit einemmal meinen ganzen Reichtum.

Ich solle sehen lassen.

Ich öffnete also mit zitternden Fingern meinen Beutel und schüttete einen Teil seines Inhalts in die hohle Hand.

So seien es 63, ich könnte sie ihm vorzählen.

Die Knöpfe gefielen Arthur, sie gefielen ihm sehr; sein kaufmännischer Verstand sagte ihm, daß er ein gutes Geschäft mache — solche Schätze gegen eine bloße Gefälligkeit.

Ich sah ihm seine Gedanken an, und freudig hielt ich ihm die rechte Hand hin zum Einschlagen.

Er hatte auch die seinige schon erhoben.

Da schaute er mir ins Gesicht und sah, wie mir die jubelnde Freude aus den Augen blitzte.

Und er ließ seine Hand wieder sinken. Nein, er möge doch nicht.

Dann weidete er sich an meinem Anblick. Aber ob ich nicht mit ihm spielen wolle?

Spielen wollte ich nicht.

Arthur warf einen mitleidigen und zugleich überraschten Blick auf mich. Er schien es nicht zu fassen, daß ein verschmähter Kerl, ein Paul Reinert, die Ehre zurückweise mit Arthur Blankenhorn spielen zu dürfen.

Ich ging bereits meiner Wege, ganz zerknirscht.

Er rief mir.

„Komm' doch, laß uns spielen, wegen des Buches, du weißt, ich kann mich ja noch anders besinnen."

Und wir spielten.

Hinter der Schmiede befand sich ein ebener trockener Platz, und ein außer Brauch gesetzter riesiger Schleifstein lehnte an der Wand; mehr bedurften wir nicht, es war, als ob der Stein für uns hingestellt sei.

Wir begannen kurze Zeit nach dem Mittagessen, und als es bereits zu dämmern begann, spielten wir noch immer. Doch lange konnte es nun nicht mehr dauern, denn meine Zahlungsmittel gingen stark auf die Neige; ich sah es kommen, wie er mir den letzten Knopf abgewann.

Ich fühlte mich dabei nicht einmal unglücklich; ich dachte, vielleicht, wenn er alle deine Knöpfe hat, gibt er dir das Buch: so einfältig war ich.

Unterdessen hörten wir einigemale Arthurs Namen rufen, und ich machte ihn, da er sich nicht daran kehrte, besonders darauf aufmerksam. Er wollte aber nichts davon wissen.

Wir spielten weiter. Plötzlich stand der alte Blankenhorn mitten unter uns.

„So, da treiben sich die Schlingel herum," rief er, „mit dem ewigen dummen Gespiel... und du hast ihn wieder dazu verleitet."

Die letzten Worte galten mir, und ehe ich antworten konnte, erwischte ich eine Ohrfeige, daß mir der Schädel brummte.

Eine viel gelindere versetzte Herr Blankenhorn seinem eigenen Söhnchen, seinem kleinen Arthürchen, das er am Arm mit sich fortführte.

Ich blickte ihnen mit dumpfem Sinnen nach, so lange ich sie sehen konnte; dann trottete ich auch von dannen. Mein Kopf schmerzte mich noch immer von der rohen Ohrfeige, und alles deutliche Denken und Empfinden war mir vergangen. Ich schlenderte die Bachgasse hinauf. Bei der hohen Brücke — unfern unsers Hauses — legte ich mich auf die Mauer der Brustwehr und schaute in das schwarze Wasser hinunter. Der Gedanke, mich hinunterzustürzen, kam mir zwar nicht; doch fühlte ich mich tief unglücklich. Eine Empfindung wurde mir besonders klar; diejenige, daß ich ein Esel sei, nämlich weil ich gemeint hatte, Arthur würde mir sein Buch noch geben. Ich wußte jetzt das Gegenteil ganz sicher; ich wußte so gut wie zweimal zwei, daß der Krämerbub mir den Gefallen nicht gethan haben würde, auch wenn sein Vater nicht dazwischen gefahren und der letzte Knopf von meiner Tasche in die seinige gewandert wäre.

Wie eine Erleuchtung war diese Erkenntnis über mich gekommen; sie nützte mir nur gar nichts.

Ich griff in meine Tasche nach den letzten Überbleibseln meines so kurz besessenen Reichtumes. Nur noch vier Knöpfe zog ich heraus, vier weiße Beinknöpfe mit großen Löchern, womit sie mich in der hereinbrechenden Dunkelheit wie aus hohlen Augen anzublicken schienen, wie Totenschädel.

Ich beugte mich über die Brüstung, worauf ich lag, und langsam, einen nach dem andern, ließ ich die Knöpfe ins Wasser hinunterfallen und ergötzte mich an den kleinen weißen Blasen, die aufquirlten.

Dann legte ich mich langewegs auf die Mauer zurück und dachte, daß ich nun das Buch nie, nie bekommen werde.

In diesem Augenblicke rief mir die Mutter, ich sprang auf und lief nach Hause..

Eine wunderbare Stelle war's, wo ich so träumend saß, und die halbverblaßten Bilder aus dem ersten Dämmern des Lebens in den Lichtkreis der Erinnerung rückte. Die armen blassen Bildchen sahen sich da in einer Umrahmung, die sie sich nie hätten träumen lassen. Am Absturz der Küste unter einer alten Pinie, die mit drei gewaltigen Hauptwurzeln einen fast nackten Felsblock, ihren Sockel, wie mit Klauen eines Adlerfußes umklammert hielt; an ihrem Stamme lehnend, ruhte ich: rechts hinaus das weite Meer, ruhig, in silbergrauem Glanz, blendend, das Vorgebirge von Porto Fino mit seinen Föhrenwäldern und Burgtrümmern wie eine freie Insel daraus emporsteigend; links die Buchten von Santa Margeritta und Rapallo, tief himmelblau, von hohen Gärten begrenzt, aus denen tausendjährige Cypressen aufstachen, von Stadtmauern und Türmen, von hellfarbig leuchtenden Landpalästen weithin umgeben, im Hintergrund von den kahlen Berghäuptern des Apennin umstarrt; weiter hinaus, wo das schimmernde Blau der Flut sich allmählich bis zu Schwarz verdunkelte, die Stadt Chiavari als weißgrauer Streifen sich von der Küste abhebend, die weiter und weiter in verschwimmende Ferne sich erstreckt, bis sie hinter dem Vorgebirge Porto Venere wie mitten im Meere abbrach — —

Ein heftiges Geschrei weckte mich aus meinen Träumen. Ich kehrte mich um und sah am Fuß des alten Sarazenenkastells vier Knaben sich am Boden wälzen in ernstlicher Balgerei, mit wütendem Lärm, dieselben halbnackten, braunen Gesellen, welche durch ihr Knöpfespiel an den Quaderwänden des Kastells meine Erinnerungen aufgerufen.

Ich konnte bemerken, daß drei gegen einen standen, noch dazu gegen den Kleinsten, den sie überfallen hatten und nun offenbar ausraubten. Von all' ihrem Schreien aber verstand ich nur ein einziges Wort. Truffatore, é truffatore wiederholten sie wohl hundertmal in ihrer lebhaften Art; sie schlugen auf ihr unglückliches Opfer, und immer schrieen sie: é truffatore, abbjetto truffatore.

In Gedanken. Nach einer Zeichnung von Paul Meyerheim.

Begegnungen mit dem Fürsten Tscherkaßki.

Von

Hermann Dalton.

(Abdruck verboten.)

In meiner Sammelmappe von Erinnerungsblättern aus dem letzten russisch-türkischen Kriege ist mir ein Lichtbild von besonderem Werte durch die landschaftliche Umgebung, in welcher sich die dargestellte Persönlichkeit hat aufnehmen lassen. Wie ein stimmungsvoller Rahmen legt sich diese Umgebung um die Gestalt und spiegelt in bezeichnender Weise etwas von dem geistigen Gehalte des Mannes wieder. Wir sehen ein echt rumänisches Bordeh, eine jener halb unterirdischen Wohnungen, auf welche der Reisende in den unteren Donauländern auch jetzt noch oft stößt, ein Anblick, für den ersten Augenblick so befremdlich und auffällig wie der Zugang zu einer Räuberhöhle. Aus der Erde steigen rohe Lehmmauern auf, nach vorn offen, nur von einer ebenfalls plumpen Lehmbrüstung gegen die Straße hin abgegrenzt. In etwa Mannshöhe werden diese Mauern von unebenen Baumstämmen überdacht, die mit dichten Strohbündeln in ungefüger Weise belegt sind; ein paar weitere Stämme und Äste darüber sollen verhüten, daß der Wind das Dach nicht wegfege. Das Innere verläuft sich im Dunkel der Erde, schmutzig, wüste, kaum als Zufluchtsstätte für das Vieh geeignet und dennoch in den Sommertagen gerne auch von den Menschen als kühles Schutzdach gegen die Hitze aufgesucht. Hinter der Rückwand geht es weit hinab in kellerartige Vertiefung. Dort haust wohl in der Nacht der Wirt mit seiner Familie; bei der herrschenden Finsternis ist es schwer zu erkennen, ob irgend eine Lagerstatt vorhanden. Da drunten lagert auch der einfache Landwein, in dem dunklen, unterirdischen Gelaß prächtig kühl gehalten, dem Reisenden in den heißen Sommertagen ein erquicklicher Labetrunk, den der Besitzer für ein Geringes darbietet.

In einem solchen Bordeh nun zeigt uns das Lichtbild einen europäisch gekleideten Mann, recht behaglich am Eingang gelagert, den linken Arm auf die rohe Lehmbrüstung gestützt; man merkt der ganzen Darstellung an, wie sich der Mann hier völlig daheim fühlt. Es ist in sprechender Ähnlichkeit Fürst Tscherkaßki. Da sitzt der breitschultrige Russe in gesucht nachlässiger Haltung, über der Oberlippe der starke, kurzgeschnittene schwarze Schnurrbart, in den die Stupnase zu sinken scheint. Etwas lauernd lugen die Augen hinter der großen Brille hervor; das Haupthaar ist schon stark gelichtet, man merkt dem Manne an, daß er die Fünfziger überschritten. Auch die hervorragenden Backenknochen lassen auf den tatarischen Ursprung dieses Sprossen eines alten Fürstengeschlechtes schließen, dessen Name schon genannt wurde, als das Haus der Romanows eben erst aufkam.

Die Gestalt und das sie umrahmende Bordeh bilden ein stimmungsvolles Ganzes: dem Kenner wird das Lichtbild eine charakteristische Darstellung der einst von seinen Parteigenossen so gefeierten Persönlichkeit. Sie hat sich europäische Bildung umgelegt. Mit der bewundernswerten Sprachgewandtheit des vornehmen Russen handhabte der Fürst geläufig drei, vier Sprachen, als ob sie allesamt seine Muttersprachen wären; mit regem, raschem Blicke hatte er auch in die geistige Welt seiner Tage hineingeschaut, gerade oberflächlich genug, um sich berechtigt zu halten, in alle die Gegenwart bewegenden Fragen in absprechender Weise dreinzureden. Aber diese ganz europäische Bildung hing lose an ihm wie eine nachlässig getragene modische Kleidung. Seine innerste Natur fühlte sich heimisch und behaglich, wie da auf dem Bilde in dem Bordeh, in den panslawistischen Bestrebungen seiner Moskauer Umgebung und zwar an dem Ende der Zeltreihe seiner Streitgenossen, an dem man mit dem Fanatismus eines Demokraten der Geschichte, allen gewordenen Verhältnissen des Volkslebens mit brutaler Faust ins Gesicht schlägt, um sich in rücksichtslosester Weise Raum zu schaffen für — ja im Grunde doch nur für gefährliche, das wahre Volkswohl untergrabende und in Barbarei zurückwerfende revolutionäre Träumereien.

Digitized by Google

Es war uns allen in Petersburg eine tiefschmerzliche Überraschung, als gleichzeitig mit der Kriegserklärung im April 1877 bekannt wurde, daß Tscherkaßki zum „Civil-Adlatus des Oberbefehlshabers der kaiserlichen aktiven Armee und zum Chef der bürgerlichen Verwaltung Bulgariens" ernannt sei. Der Titel dieses doppelseitigen Postens zeigte verschwommene, schwankende Umrisse; auch der Fernerstehende konnte ihm das unsichere Herumtappen abmerken, daß man den Fürsten eilig in eine Stellung berufen, die man selber noch nicht scharf und klar abgegrenzt hatte. Den Mann konnte und dann auch wollte man nicht los werden; er hatte sich an die Spitze derer zu drängen verstanden, die am meisten das Kriegsfeuer angefacht. So hielt man ihn an einem Posten, den zu gestalten man den kommenden Ereignissen überließ. Und auch die andere Seite der Stellung zeigte keine vertrauenerweckenderen Züge. Der Chef war schon berufen und bestallt, aber sein Ressort galt es erst noch mit Waffengewalt zu erobern; das Fell war bereits dem Kürschner übergeben, während das Wild noch nicht eingefangen war.

Fürst Tscherkaßki.

Nicht in der Unklarheit und Überstürzung, mit welcher der doppelseitige Posten zu einer Zeit geschaffen war, wo es für ihn noch nichts zu thun gab, nicht darin lag das Tiefschmerzliche der Berufung, sondern in der für die hohe, machtvolle Stellung auserwählten Persönlichkeit. Sie enthüllte die geheimen Vorgänge, die dem Ausbruch des Krieges seit Monaten vorangegangen waren und welchen Einflüssen nachgebend der Kaiser den verhängnisvollen Schritt der Kriegserklärung gethan; sie zeigte nun wieder in greller Beleuchtung den Mann und seine Partei im Vordergrunde, dessen Wirtschaft in Polen zwölf Jahre zuvor auch in Rußland noch unvergessen war, in weiteren Kreisen hätte sein sollen. Damals war es auch Katkow und seinen Gesinnungsgenossen in Moskau geglückt, Tscherkaßki als Retter in der Not vorzustellen; es gelang dann „über Nacht," daß dieser Fanatiker des Panslawismus zum Direktor der Warschauer Regierungs-Kommission für innere und geistliche Angelegenheit und zum Mitglied des Organisations-Komitees ernannt wurde. Nur zwei damalige Aussprüche aus seinem Munde, um zu zeigen, in welchem Geist er sein fast unbeschränktes Amt eines Organisators des unglücklichen Landes führte. Er übernahm die Stellung, um — wie er selbst bekannte — „das Lateinertum zu entwurzeln und durch eine wahrhaft slavische Civilisation zu ersetzen;" er versicherte jedem, der es hören wollte, daß „ein griechisch-orthodoxer Atheist immer noch besser sei, als ein katholischer Gläubiger." Und einem Manne mit solchen Grundsätzen war das zu Boden geworfene, aus hundert Wunden blutende Polen wehrlos preisgegeben!

Die Art und Weise, wie Tscherkaßki in den südwestlichen Grenzmarken des Reiches, wenn auch nur ein paar Jahre gewirtschaftet, ist ein schlagender Beleg, an wie vielen Punkten sich Nihilismus und der linke demokratische Flügel des Panslawismus berühren. Wo jene Vertreter mit rücksichtslosem cynischem Eifer darauf aus sind, das Bestehende zu vernichten und für das nihil, das dunkle Nichts Raum zu schaffen, stürmen diese, wo ihnen der Zügel losgelassen wird, wie mit verbundenen Augen, aber mit revolutionärem Nacken dahin, als ob der Boden frei wäre, ihre Träumereien in die Wirklichkeit zu stellen. Der Bauernstand wird wider den Adel aufgehetzt, Ge-

setze, Rechte, Verträge werden wie kindische Kartenhäuser weggeblasen, was einem Menschen und einem Volke das Teuerste ist, sein Glaube, sein Bekenntnis mit Füßen getreten, auf daß nur alles, was eine brutale Gewalt in ihrer Faust hält, dem Wahngebilde zum Opfer gebracht werde.

Neben der weitreichenden, verhängnisvollen Machtbefugnis, die dem Fürsten beim Ausbruch des türkischen Krieges eingeräumt war, hatte er noch einen dritten Posten erhalten. Der Central-Ausschuß der Gesellschaft des „Roten Kreuzes" hatte ihn zu seinem General-Bevollmächtigten ernannt; die Regierung hatte „diesen Helden der augenblicklichen Lage" auch in diesem wichtigen Amte bestätigt. Alles, was mit der freiwilligen Pflege der Verwundeten und Kranken zusammenhing, war endgültig dem Fürsten unterstellt. Dies war der Anlaß wiederholter Begegnungen mit ihm, als ich nach dem Kriegsschauplatz eilte, um unmittelbar nach dem Donauübergang auf bulgarischem Gebiete unser deutsch-evangelisches Kriegslazarett zu errichten. Ohne des Fürsten Gutheißung war es nicht möglich, ein solches Lazarett in der Bulgarei oder auch in Rußland zu eröffnen.

In Bukarest erreichte ich endlich den Fürsten und fand ihn auch in seinem „Verließ" auf. Das war kein leichtes Ding. Ich weiß nicht, aus welcher Marotte Tscherkaßki weitab vom Mittelpunkte des Verkehrs seine Wohnung draußen in einer Vorstadt im Nordosten genommen hatte, wo nur die armen Leute in recht dürftigen Holzhäuschen wohnen. Ein solches hatte der Fürst mit Beschlag gelegt. Um die Hauptseite im schmutzigen, verwahrlosten Hof lief eine gedeckte Veranda; sie war schon altersschwach, das Holz morsch, die Dielen ausgetreten, wackelig, nicht alle Nägel hielten mehr. Durch die elende Thür trat man in einen Vorraum, der wohl auch als Küche diente; zur Rechten eine kleine Kammer, in der ein Gehilfe hauste, zur Linken eine größere Kammer mit ein paar Fenstern, die kaum mehr das Licht durchdringen ließen; schmutzig der Boden, grau und schmutzig die Wände, schmutzig die Decke, der ungemütliche Raum mit elenden dürftigen Möbeln versehen: es war Schlaf- und Wohnzimmer, Empfangs- und Speisesaal, alles in einem, des höchsten russischen Civilbeamten der Bulgarei. Eines Tages stand ich in der Frühe auf der gebrechlichen Veranda, die als Wartezimmer für alle die zahlreichen Besucher diente, die keine Lust hatten in dem rußigen, dumpfigen Vorraum zu stehen, bis sie empfangen wurden. Da sehe ich, wie ein reich besternter russischer General in voller Uniform durch die entlegene, notdürftig gepflasterte Straße gefahren kommt, in heftigem Wortwechsel mit dem Birjar, seinem Droschkenführer. Der Kutscher hält an dem Haus; der General, erbost, treibt ihn mit der Säbelscheide zur Weiterfahrt. Ich trete vor das Hofthor. Ganz erzürnt und mit kräftigen Schimpfworten erklärt der General, daß er zum Fürsten Tscherkaßki wolle und nun habe ihn sein Birjar in diese elende, verrufene Gegend gefahren und erkläre steif und fest, daß dies hier die angegebene Wohnung sei. Es war für Tscherkaßki nicht nur der Wunsch maßgebend, dem Lärm im Mittelpunkt der Stadt zu entgehen, der ihn dieses elende Häuschen in solch' elendem Stadtteil aufsuchen ließ; es lag darin eine bewußte Ostentation, die der westlichen Kultur den Rücken wendet und fast marktschreierisch sich in die rohe Lebensweise des Volkes vor zweihundert Jahren zurückversetzt.

Das trat auch im Verkehr mit den Personen, die ihn zu sprechen hatten, in seiner ausgesucht elenden Stube rücksichtslos zu Tage. Mit Behagen empfing er jedermann, einerlei, ob einen General in Gala, oder einen evangelischen Geistlichen, oder wen immer in einer, wie es schien, geflissentlich zur Schau getragenen nachlässigen um nicht zu sagen liederlichen Gewandung und Umgebung. Das unreinliche Bett war noch ungeordnet, selbst um die Mittagszeit noch, am Boden oder auf einem Stuhl lagen die Kleidungsstücke, wie sie ein übermüdeter Schläfer am Abend zuvor beim Auskleiden eilig hinwerfen mag. Auf einem Stuhl in der Ecke stand eine Schale mit schmutzigem Waschwasser. Der große Tisch war bedeckt und überladen mit ungeordneten Papieren, mit halbgeleerten Theegläsern, mit Cigaretten und den nachlässig hingestreuten Aschenresten. Zum Glück fand sich doch noch ein freier Stuhl für den Besuch, während der Fürst am Schreibtisch auf einem alten Sessel seinen Platz hatte. Da saß er in Hemdsärmeln — es waren die

heißen Julitage, — die Brust weit offen, nur mit Unterbeinkleidern der Hitze wegen angethan, die Füße in recht abgetragenen Schlappen. Bei dem ersten Besuche war ich über solch ein Auftreten empört; die gleiche Geringschätzung hatte vor mir ein hochgestellter Beamter, nach mir ein General zu erleiden. Nach dieser Seite hin traf alle gleiches Loos: ein Ansehen der Person schien bei ihm keine Geltung zu haben. Am besten fuhr noch, wer, soweit man es über sich bringen konnte, ihm möglichst mit gleicher Münze rücksichtsloser Ungeniertheit heimzahlte. Wem der Ton gelang, der merkte bald, wie der Fürst selbst einen Anflug von Liebenswürdigkeit bekommen konnte, wie er in behaglichem Geplauder den ungenierten und offenen Besuch festzuhalten suchte, freilich nicht zum Behagen der draußen auf der Veranda ungeduldig Wartenden.

Zunächst gewann ich bei der ersten Begegnung den Eindruck, als ob über meinem Anliegen der Fürst ein prickelndes Behagen empfände, wie eine Katze, die mit dem erhaschten Mäuschen spielen will. Aber dies Behagen hielt im Laufe der Unterredung nicht lange an; Tscherkaßki merkte bald, daß die von ihm mit überlegener Miene dem Besucher zugedachte Rolle abgewiesen wurde und zwar in einer Weise, daß er je länger je mehr liebenswürdiger ward, wenn auch immer wieder zu bemerken war, daß er die selbst übernommene Rolle doch noch gar gerne dem deutschen Prediger gegenüber durchgeführt hätte. In überraschend kurzer Weise, nachdem einmal das Eis gebrochen, hatte ich erreicht, was ich bedurfte. Freilich nur erst die Zusage; bis zur bindenden Unterschrift war noch ein weiter Weg.

Einmal schien es, als ob kurz vor dem Abschluß der mühsame Aufbau zusammenbreche. Der berühmte Professor der Chirurgie, dem wir die Oberleitung unseres evangelischen Kriegslazarettes anvertraut, war aus Dorpat in Bukarest zu mir gestoßen und gleich bei der ersten Begegnung schon hart mit dem Fürsten zusammengetroffen; er erklärte mir, den Verkehr mit ihm völlig abbrechen zu wollen. Ungeduldig des Hinhaltens und Wartens war er ins Hauptquartier nach Zimnicea geeilt und hatte dort von dem ihm persönlich bekannten Oberbefehlshaber, dem Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, die Erlaubnis ausgewirkt, in Rustschuk das evangelische Kriegslazarett errichten zu dürfen. Noch war die bulgarische Festung im Besitz der Türken; bis zu ihrer Besitzergreifung sollte dann unser Lazarett in einem Zeltlager an der Bahnstation zu Bukarest errichtet werden, daselbst die vom Kriegsschauplatz in der Wiedergenesung und auf dem Heimwege befindlichen Kranken und Verwundeten kurze Zeit zu pflegen und ihnen eine kleine Erholung der mühseligen Fahrt zu bieten. Ein ganz unglücklicher, unpraktischer Plan, den ich entschieden verwerfen mußte. Rustschuk blieb bis zuletzt in türkischem Besitz: wir wären zur Anschaffung eines äußerst kostspieligen Zeltparkes genötigt gewesen, um dann doch nur auf die Stufe einer Verpflegungsstation für durchziehende Kranke und Verwundete hinabzusteigen, eine Aufgabe, die gerade unserem tüchtigen Chirurgen bald verleidet worden wäre. Der Professor sah das Unzweckmäßige dieses großfürstlichen Zugeständnisses ein; die Lust, nun endlich doch seine hohe Begabung in den Samariterdienst an den Verwundeten stellen zu können, hatte die Schwierigkeiten des Planes im ersten Augenblick übersehen. Die Nachricht von diesem Eingriff des Großfürsten in die ihm eingeräumte Vollmacht war nun aber bereits dem Fürsten zu Ohren gekommen und im Ärger darüber erklärte er mir, der ich diesen Fehler der Übereilung gut zu machen hatte, daß er all seine bereits gegebenen Zusagen zurücknehme und fernerhin mit uns nichts zu thun haben wolle. Das hieß bei seiner Macht und Stellung uns den Boden des Bestandes unter den Füßen wegziehen. Es gehört nicht hierher, zu schildern, wie es gelang, den brutalen Zorn des aufbrausenden Mannes dennoch zu beschwichtigen; leicht war dem Rücksichtslosen gegenüber die Aufgabe nicht.

Tscherkaßki bedurfte selbstverständlich für seinen Posten als Generalbevollmächtigten des Roten Kreuzes einen ganzen Stab von Hilfskräften. Wie bei den anderen beiden Aufgaben die Wahl seiner Beamten, für die ihm ganz freie Hand zugestanden war, befremdlich auffiel, so auch bei diesem Posten. Waren es dort zumeist junge Garde-Offiziere, die anfänglich glaubten, nicht thätig in den Krieg eingreifen zu

Digitized by Google

müssen und dennoch irgend welche Beteiligung an dem vaterländischen Unternehmen wünschten und nun freudig dem Rufe des Fürsten für eine Civil-Verwendung folgten, deren Geschäftskreis sie selbst so wenig wie der Führer selbst noch kannten, so nahm er hier in erster Linie blutjunge Leute, die eben erst oder noch nicht einmal den Kurs in der Rechtsschule vollendet hatten und von dem Roten Kreuz und seinen Aufgaben und Pflichten so wenig wußten, als wohl vor seiner Berufung in dieses Amt Tscherkaßki selbst. Gerade diese Unwissenheit flößte den halbreifen Jünglingen jene naive Sicherheit ein, mit der sie alles besser zu wissen meinten als ernste Männer, die in solchen Arbeiten ihre Lebensaufgabe gefunden und sich darin bewährt hatten. Zugleich bot diese anmaßliche, ans Freche streifende Unwissenheit dem, der an der Spitze stand und der alleinige Kopf sein wollte, die bequeme Handhabe, durchaus seinem Willen gefügige Leute zu haben. Sie wußten gar sehr, daß sie nur so lange zu stehen vermochten, als sie sich auf Tscherkaßki stützten und ohne Dreinrede ausführten, was er ihnen gebot. Ein peinliches Schauspiel war es, diese unreifen Burschen in der Hauptniederlage des Roten Kreuzes in Bukarest wirtschaften zu sehen. Massenweise stauten sich da die Sendungen und häuften sich zu einer Unordnung an, der gegenüber die Beamten ebenso rat- wie thatlos waren. Es ist unsagbar, welche Unmassen und Unsummen, die mit freigebigen Händen in Rußland gespendet wurden, ungenutzt zu Grunde gingen, während an den benötigten Stellen alles fehlte.

Und dabei die jungen Leute so absprechend, so übermütig, die Schattenseiten ihres Führers noch verzerrt und übertreibend nachahmend. Ich mußte eines Tages im Vorraum des Fürsten warten und trat deshalb in die nebenan liegende Kammer seines Sekretärs, eines blutjungen Lyceisten. Die Kammer war in verkleinerter Ausgabe ein Abbild der Stube des Fürsten: die gleiche kümmerliche Ausstattung, der gleiche Schmutz, die gleiche Unordnung. Daß auch der junge Mensch nur halb bekleidet war, nahm man schon als selbstverständlich hin; aber widerwärtig und abstoßend war das Gerede und Thun des anmaßenden jungen Mannes. Er ließ mich seine Arbeit sehen, die er gerade unter den Händen hatte, eine Denkschrift an die Kaiserin, die warme und eifrige Patronin des Roten Kreuzes in Rußland. Sie behandelte einen schwierigen, tiefeingreifenden Punkt der Pflege der Verwundeten. Verblüffend wirkte die in dem Schriftstück sich spreizende Unwissenheit des Verfassers, der, übernächtig, wie es schien, nach einem Gelage, seine unreifen Gedanken auf das Papier warf. Ich meinte, daß das Vorliegende nur erst ein sehr der Ausbesserung bedürftiger Entwurf sei; aber nein, der Schreiber versicherte mir, daß die Denkschrift mit ihren durchstrichenen und ausgebesserten Stellen, mit den Flecken da und dort, wie sie auf dem unreinen, ungeordneten Tisch mit der Cigarrenasche und dem halbgeleerten Theeglas nur allzu leicht entstanden, unmittelbar an die Kaiserin gesandt werde. Er begleitete diese Versicherung, die nun doch hoffentlich nicht zur Ausführung kam, mit so unehrerbietigen Worten, daß einem ein Schrecken überkam, zu welchen Ausschreitungen schon bei diesen nur allzu gelehrigen Schülern die demokratische Grundrichtung der Parteiführer entartet war.

Endlich war unser Abkommen getroffen; im Hauptquartier sollte ich das Schriftstück der Bestätigung erhalten, gleichzeitig mit der Schenkungsurkunde über die von mir für unsere Lazarettanlage in Sistowa ausgewählten Häuser. Der Fürst lud mich ein, mit ihm in seinem Wagen den vierundzwanzigstündigen Weg nach Zimnicea zurückzulegen; ich schlug die Bitte ab. Die Persönlichkeit konnte mich, so fesselnd auch anfänglich die offen geführte Unterhaltung mit einem solchen rücksichtslosen Parteiführer der Panslawisten war, auf die Dauer nicht ansprechen, um Tag und Nacht nur auf diese Gesellschaft angewiesen zu sein; sodann galt es Vorsicht, nicht doch bei längerer Zwiesprache den Fanatiker durch die entgegengesetzten Grundsätze zu reizen und damit zu verscherzen, was bis dahin glücklich erreicht war. Einen Augenblick schien es mir sogar, als ob außer der Lust an einer Reisebegleitung den Fürsten die Möglichkeit eines Bruches der Verhandlungen zu der Einladung bestimmt habe; allein „das Mäuschen wollte nicht in die Falle gehen." Ich legte den mühsamen Weg zwei Tage früher allein zurück.

Im Hauptquartier hatte ich an dem

Digitized by Google

für den endgültigen Abschluß anberaumten Tage das Zelt des Fürsten bald ausfindig gemacht. Zur festgesetzten Stunde meldete ich mich. Der Diener erklärt, der Fürst schlafe noch; er sei erst am Abend von der langen Fahrt müde eingetroffen. Ich komme im Verlauf der nächsten Stunden ein zweites und drittes Mal; die Mittagszeit war schon vorüber; aber immer die gleiche Ausrede, der Fürst ruhe noch. Ich merkte die Absicht; Tscherkaßki wollte neckend meine Geduld aufs äußerste erschöpfen und damit dann doch noch gegen den evangelischen Prediger den Trumpf des Sieges ausspielen. Aber der deutsche Pastor war nicht gekommen und hatte die ernste Unterhandlung nicht begonnen, um sie wie ein Spiel zu betreiben, oder gar bei ihr mit sich spielen zu lassen. Es war uns allen in Petersburg heiliger Ernst mit der willig gebotenen Hilfe; ein solcher Ernst läßt sich nicht leicht einschüchtern, auch nicht von dem Wege der Pflicht abbringen.

Ich suchte einen alten, lieben Bekannten auf, den Fürsten Alexander Suworoff. Er war als Knabe in der Schweiz bei dem bekannten Fellenberg in Hofwyl erzogen worden und besuchte manchmal den deutschen Pastor in Petersburg, auch um mit ihm „Schwyzer Dütsch" zu plaudern, das er noch neben seinem fließenden Deutsch, trotzdem viel mehr als ein halbes Jahrhundert seit seiner Schulzeit verstrichen war, in leutseliger Weise zu radebrechen verstand. Er empfing mich in dem geräumigen stattlichen Zelte seines berühmten Großvaters, das derselbe bereits 1790 in seinen Kämpfen wider die Türken bei Erstürmung der Festung Ismail und ein Jahrzehnt später bei seinem berühmten Alpenzug über den Gotthard benutzt hatte. Ein Teil der behaglichen Einrichtung war noch aus jener Zeit; zumal ein Heiligenbild auf dem Schreibtisch, das der alte Held besonders hochgehalten. Gern ging der Fürst auf meine Bitte ein. Ihm war Tscherkaßki und sein panslawistisches Treiben von Herzensgrund zuwider; in scharfen bitteren Worten trug er Leid, daß solchen Händen so viel in diesem Kriege anvertraut sei. So schrieb ich denn am Schreibtisch des Fürsten einen Brief an Tscherkaßki des Inhaltes, daß, wenn ich nicht vor Tische noch die von ihm unterschriebene Urkunde besäße, Fürst Suworoff dem Kaiser bei Tisch die Gründe angeben würde, warum ich nicht in Sistowa das evangelische Kriegslazarett, von dem der Kaiser bereits Kenntnis erhalten, errichten, sondern am selben Abend abreisen würde, um den Vorschlag der Fürstin von Rumänien zu erfüllen und im Park ihres Schlosses Cotroceni bei Bukarest, wo sie selbst während der Sommerzeit wohnte, unser Lazarett aufzuschlagen. Das wirkte denn nun doch. Der Diener brachte die Antwort zurück, daß der Fürst bereit sei, in einer Stunde im Sekretariat mir die Urkunde persönlich auszuhändigen. Dieses Mal war er pünktlich. Freilich der Groll über die Drohung, die ein kleiner deutscher Pastor ihm gegenüber gewagt, war noch nicht ganz verschwunden; aber der Zweck war erreicht. Nach einer halben Stunde war ich im Besitz einer Urkunde, die ich aufbewahrt und die mich persönlich, wahrscheinlich wohl nur aus einem Versehen und Übereifer des Schreibers, zum Eigentümer der von mir in Sistowa für unser Kriegslazarett ausgewählten Häuser machte.

Nun ihm die Urkunde abgerungen war, schwand der Groll. Tscherkaßki reichte mir die Hand wie zum Glückwunsch über einen davongetragenen Sieg. Es sei zum erstenmale, daß er von einem evangelischen Pastor übertrumpft worden sei. Lachend erwiderte ich ihm, daß ich längst bemerkt, wie er mit mir zu spielen versucht. In der wüsten Schreibstube stand in der Ecke ein ungefüger Humpen, mit Wein gefüllt, einem ausgebrochenen kleinem Braukessel nicht unähnlich; ein ebenso ungefüges Schöpfgefäß stand dabei, man hätte es für ein eisernes Kochgeschirr halten können mit langem eisernem Griff. „Herr Pastor, das ist Sitte bei uns zu Lande und auch bei Ihnen, wenn ein solcher Vertrag gemacht, einen Zug darüber zu thun zum völligen Abschluß. Schaumwein ist nicht da und auch kein Glas; lassen wir uns genügen an dem, was sich im Kriege vorfindet." Damit füllte er das breite, unbequeme Gefäß bis an den Rand und reichte es dem Deutschen, wohl um zuletzt sich an dem erwarteten Ungeschick, mit solchem Geschirr zu hantieren, zu weiden. Leichter dünkte es mir aus einem Trinkhorn bei studentischem Gelage zu trinken; aber es gelang doch dem Vorsichtigen, die Probe zu bestehen. Hätte der Deutsche die gleiche

Luſt gehabt, ſo würde der Nachtrunk des Fürſten ergötzliche Gelegenheit geboten haben. Dann noch ein Händedruck und wir gingen auseinander, um uns nicht wieder zu begegnen, aber auch um während der ganzen reich geſegneten Thätigkeit des evangeliſchen Kriegslazaretts völlig unbehelligt von irgend einem unliebſamen Einfluß des Fürſten oder ſeiner Beamten zu bleiben.

Tragiſch iſt das Ende des Fürſten geweſen. Am Tage, da ſein Geſinnungsgenoſſe Ignatieff den Friedensvertrag, freilich nicht in Konſtantinopel ſelbſt, wie man gehofft, ſchloß, ward Tſcherkaßki von heimtückiſcher Krankheit in San Steſano dahingerafft. Er glaubte am Ziel ſeiner Hoffnungen zu ſein; er ſchien nach der ihm winkenden Regentenkrone des Landes greifen zu wollen, zu deſſen Chef der bürgerlichen Verwaltung er von Anfang an berufen war. Und nun dies alles durch den Tod zu nichte gemacht! Der böſe, dunkle Schatten dieſer Perſönlichkeit und auch ihres Schaffens für das von der Türkenherrſchaft befreite Land blieb noch lange in verhängnisvoller Weiſe über Bulgarien haften. Weil man von dem hinterlaſſenen Erbe des Mannes ſich nicht losmachen konnte oder wollte, wurde verſcherzt, was ſo leicht zu gewinnen und zu bewahren ſchien.

Herbſtſonne.

(Abdruck verboten.)

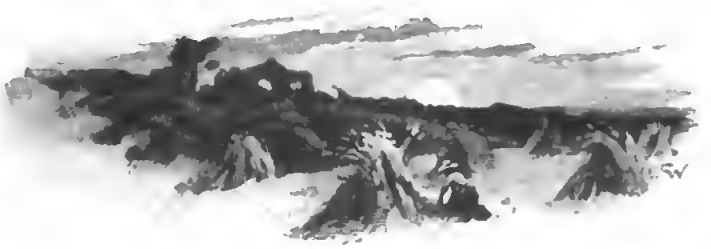
Schon bräunt ſich ſacht das Laub und bebt
Im kühlen Windeshauche;
Ein letzter, müder Falter ſchwebt
Vorbei am welken Strauche.

Doch golden webt den Strahlenſaum
Dort um die Bergesgrenze
Die Abendſonne, wie ſie's kaum
Gethan im holden Lenze.

Wie gierig trinkt den warmen Schein
Die Flur, eh' er zerſtiebe!
So ſaugt die Seele dürſtend ein
Den Gruß der letzten Liebe.

O ſäume länger, goldnes Licht,
Noch auf den Bergesjochen! —
O Strahl der Liebe, ſchwinde nicht,
Bevor mein Herz gebrochen!

Reinhold Fuchs.



Morgentoilette. Nach einer Zeichnung von Rud. Epp.

Schwarzwild im Ocean.

Von

Friedrich Meister.

(Abdruck verboten.)

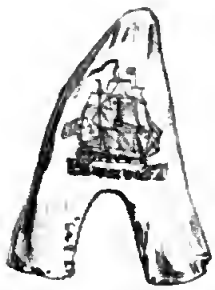


Abb. 1. Zahn mit zwei Wurzeln eines Spermwals. Im Museum zu Nantucket.

Die wildeste Jagd, die gefährlichste Jagd, aber auch die lohnendste, ist die Jagd auf die Riesen des Meeres, auf die Walfische.

Will der Leser mir folgen, das mächtige Wild aufzuspüren und zu erlegen?

Wir kreuzen im Großen Ocean, unter dem vierzigsten Grade südlicher Breite. Es ist gegen vier Uhr nachmittags; der Mann auf dem Ausguck im Vorbramsaling hat soeben verkündet, daß luvwärts vor uns im stillen Wasser ein Wal sichtbar sei.

„Was für einer?“ ruft der nach vorn eilende Kapitän. „Und wo?“

„Spermfisch, drei Strich zu Luward! Ungefähr zwei Meilen voraus!“

Der Mann auf dem Ausguck weiß aus dem Gebaren des Fisches, besonders aber aus den Spritzstrahlen desselben, mit Sicherheit zu erkennen, welcher Gattung von Walen er angehört. Der Kaschelot hat nur ein Spritzloch, alle andern Arten haben deren zwei. Die Spritz- oder Nasenlöcher des Spermwals befinden sich auf der linken Seite des Schädels und sind durch eine schmale Spalte von der Form der auf einer Geige befindlichen Öffnungen miteinander verbunden. Durch diese Löcher läßt der Wal in starken, langen Stößen die Luft aus seinen Lungen entweichen, es ist daher ein Irrtum, wenn man hierbei, wie es so häufig geschieht, von Fontänen spricht. Wohl kommt es vor, daß die ausgestoßene Luft sich unmittelbar beim Auftauchen des Tieres mit Wasser von der Oberfläche der See vermischt, sonst aber ist der Spritzstrahl nichts als die in der kälteren Atmosphäre kondensierte warme Luft aus den Lungen. Der Bartenwal hat zwei Spritzlöcher oben auf der Mitte des Kopfes; die ausgeworfenen Dampfstrahlen steigen senkrecht in die Höhe und teilen sich oben bogenförmig nach beiden Seiten. Der Finnenwal schießt seine Strahlen in einem Winkel von 45 Grad nach vorn, kann also ebenfalls von einem erfahrenen Jäger leicht erkannt werden.

„Spermfisch!“ hat der Mann auf dem Ausguck gerufen.

„Behalt' ihn im Auge und sing' aus, wenn das Schiff recht drauf anliegt!“ befiehlt der Kapitän.

„Ja woll!“

Der Kapitän steigt mit dem Teleskop in die Fockwant hinauf.

„Abhalten!“ ruft er dem Mann am Ruder zu.

Das Schiff ändert ein wenig den Kurs.

„Stetig!“ schreit der Mann im Vorbramsaling.

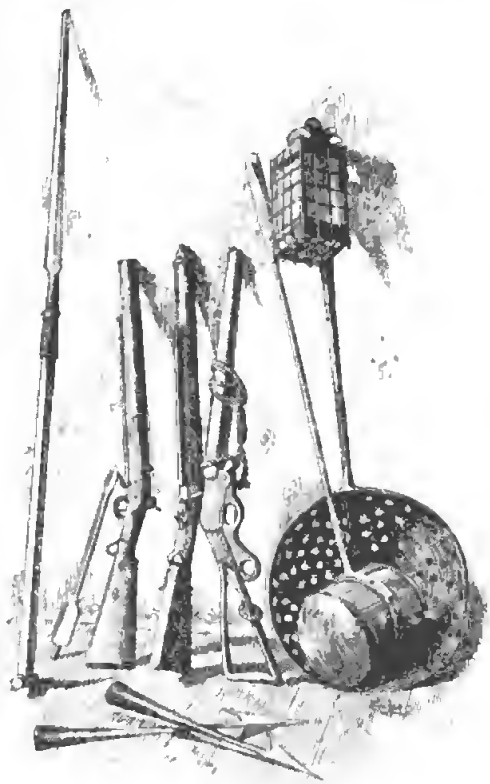


Abb. 2. Fanggeräte.
Speckmesser. Pfeil, aus den Harpunenbüchsen zu schießen. Bootslaterne. Kelle und Schaumlöffel, im Gebrauch beim Speckschmelzen. Harpunenspitzen mit einfachem und doppeltem Widerhaken.

„Stetig iſt's!“ erwidert der Mann am Ruder.

„Braßt die Kreuzraa vierkant!“ ruft der Kapitän. „Alle Mann an Deck!“

„Alle Mann an Deck!“ wiederholt der Steuermann. „Drei Mann achteraus an die Braſſen!“

Der Kapitän iſt aus der Fockwant herabgeſprungen und auf das Achterdeck geeilt.

„Vorn da!“ gröhlt er. „Gei auf Großſegel, braßt die Raa vierkant!“

Seine Stimme dröhnt wie ein Orkan.

Die Luken ſind offen. Die Leute, die im Zwiſchendeck mit Speckſchmelzen und Füllen der Thranfäſſer beſchäftigt waren, ſpringen an Deck, das im Nu von Menſchen wimmelt, wie die Straße einer Stadt bei plötzlichem Feuerlärm.

„Boote klar, Stüermann!“

„Ja woll!“

Die Matroſen werfen die überflüſſigen Kleidungsſtücke ab, die allenthalben an Deck liegen bleiben. Sie krempen die Hoſen auf, ſchnallen den ledernen Riem feſter um den Leib und fliegen in eifriger Ausführung der verſchiedenen Kommandos mit ihren nackten Füßen und Beinen eilfertig hin und her; der Boden jedes Bootes wird mit Talg geſchmiert, die Fallen der Bootstaljen werden klar aufgeſchoſſen, die Bootsausrüſtung — beſtehend aus den Reemen, den Paddeln, den Fäſſern mit den Leinen, den Schöpfgefäßen, den Lanzen und den Harpunen — wird in die Boote geſchafft. Der Bugmann und der Harpunier ſchwingen ſich hinein, während das Boot noch im Krahn hängt; letzterer nimmt hinten, der erſtere vorn ſeine Aufſtellung.

„Viert weg!“ erſchallt das Kommando.

Die Blöcke raſſeln, die Boote fallen mit lautem Klatſchen ins Waſſer; in demſelben Moment klettern auch die Ruderer blitzſchnell über die Regeling und an ihre Plätze auf den Duchten. Trotz aller ſcheinbaren Verwirrung geht doch alles wie ein Uhrwerk; jeder Mann kennt ſeine Obliegenheit und die Stelle, wohin er gehört; der Bugmann, einer der Schiffsoffiziere, hat das Kommando über das Boot, er ſeinerſeits aber muß auf die Befehle des Kapitäns achten, die derſelbe ihm vom Schiffe aus ſignaliſiert; in der Regel geſchieht dies Signaliſieren durch Verſtellen der kleineren Segel.

Die Art des Jagdbeginnes, die Kopfzahl der Bootsbemannung, die Verteilung der Plätze, die Jagdinſtrumente und deren Verwendung ſind ſeit länger als zwei Jahrhunderten unverändert dieſelben geblieben.

Kaum ſind wir mit unſerm Boot zu Waſſer, da liegt das Schiff auch ſchon weit hinter uns. Jedes Fahrzeug kämpft um den Vorrang, das erſte am Fiſche zu ſein.

Eine halbe Stunde lang iſt der Wal unter Waſſer, dann taucht er wieder auf — eine ungeheure, ſchwarze, glänzende Maſſe.

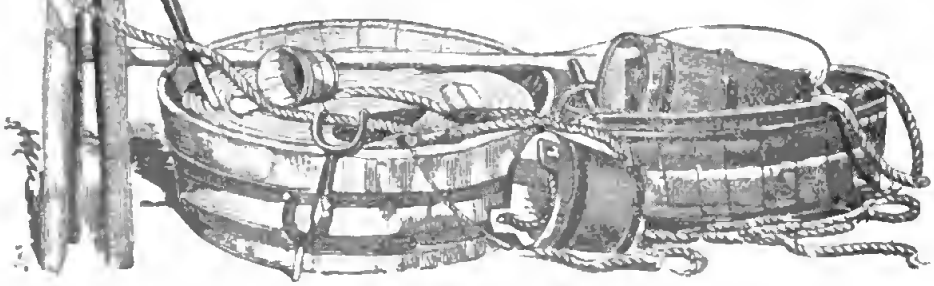


Abb. 3. Ausrüſtung eines Bootes.

„Vorwärts, Leute, reemt aus!“ ſchreit der Bugmann.

Der Harpunier führt den langen Steuerreem mit der Rechten, mit der Linken faßt er den Reem des vor ihm Rudernden, ihn mit ſeiner Kraft zu unterſtützen.

Das Boot fliegt, ſpringt wie ein Tiger über die Wogen. Die Reemen biegen ſich wie Federſtahl.

heure Kopf des Wals pflügt eine breite Schaumfurche durch das Waſſer, aus ſeinen Spritzlöchern ſteigen die Dampfſäulen zwölf Fuß hoch und mit dem Geräuſch eines geöffneten Keſſelventils in die Luft; die See ringsumher wird durch die gigantiſchen Fluken (Schwanzfloſſen) in ſtürmiſche Bewegung verſetzt.

Es iſt ein Spermwal, ein alter, ge-

Abb. 4. Mit einem Schlage der Fluken (Schwanzfloſſen) zerſchmettert der Wal das Boot in tauſend Stücke . . .

„Schneller, Kinder, ſchneller!“ ruft der Bugmann. „In fünf Minuten müſſen wir ein Eiſen in ihm haben! Himmel, iſt das ein Kerl! Der hat achtzig Tonnen Thran unter ſeiner Jacke!“

Das Schiff iſt beinahe aus Sicht, aber wir ſehen die Rauchwolke der gedämpften Schmelzfeuer über ihm ſtehen.

Plötzlich bläſt der Fiſch dicht vor uns, keine zwanzig Faden entfernt. Der ungewaltiger Bulle. Die ſchwärzliche Haut des Kopfes, der wie ein Fels aus dem Waſſer ragt, zeigt zahlreiche, rieſige Narben, Spuren der wütenden Kämpfe, die er mit ſtarken Feinden ſeiner eigenen Art, vielleicht auch mit dem Kraken, beſtanden. Hoch branden die Wogen an dem maſtodontiſchen Haupte empor, nur ab und zu den langen, gefährlichen Unterkiefer freilaſſend und die Augen, die ſo klein ſind, daß man ſie kaum erkennen kann.

Abb. 5. In demſelben Augenblick ſchießt der Unterkiefer des Wals aus der Tiefe empor ...

Das Boot liegt dicht am Fiſche. Der Harpunier ſteht auf und wägt die Harpune hoch in der Rechten, dann wirft er. Das Eiſen fährt dem Wal hinter der Bruſtfloſſe in den ſchwarzen, glänzenden Leib. Ein furchtbares Getöſe erhebt ſich; das Meer, gepeitſcht von den Schlägen der gewaltigen Fluken, verwandelt ſich in eine Schaummaſſe — das „Weißwaſſer“ der Walfiſchjäger.

„Streicht überall!“

Das Boot ſchießt rückwärts aus dem Bereich des tobenden Fiſches, der gleich darauf in die Tiefe fährt.

Die Leine, an der Harpune feſt, ſauſt aus dem Faſſe und durch die Klüſe über Bord, ſchneller und ſchneller. Die Klüſe, von der Reibung erhitzt, ſendet eine Rauchwolke empor.

„Waſſer an die Leine!“ ſchallt das Kommando.

Das Boot liegt ſtill; wir warten auf das Emporkommen des Fiſches. Es vergehen zwanzig Minuten, dann fünfundzwanzig; dreißig Minuten, fünfunddreißig —

Die Leine läuft nicht mehr aus.

„Hol' in!“ ruft der Bugmann.

Die Leine wird ſo ſchnell als möglich eingeholt und ſorgfältig auf der hinteren Platform aufgeſchloſſen.

„Hol' in! Hol' in! Er kommt!“

Der Bugmann beſchattet ſeine Augen mit der Hand und lugt in das Waſſer hinunter, in deſſen Tiefe ſich ſoeben ein großer dunkler Gegenſtand zu zeigen beginnt.

„Er kommt! Aufgepaßt! Streicht überall! Aufgepaßt — —“

Des Bugmanns Warnruf kommt zu ſpät.

Der Wal taucht unmittelbar unter dem Boote auf. Ein Stoß, ein Geſchrei — und alle Mann liegen zuerſt auf dem ſchlüpfrigen Rücken des Untiers und dann im Waſſer.

Mit einem Schlage der Fluken, den man auf dem entfernten Schiffe hört, zerſchmettert der Wal das Boot in tauſend Stücke (ſ. Abb. 4); dann kehrt er ſeine Wut gegen die auf den Fluten treibenden Geräte, die Waſſertonne, den Laternenkaſten, das Leinenfaß und die übrigen hölzernen Gegenſtände; er zermalmt ſie zwiſchen ſeinen gewaltigen Kinnbacken und ſpeit die Splitter verächtlich wieder aus. Dann wendet er ſich und ſucht, behangen mit den Buchten der Leine, das Weite.

Das nächſte Boot kommt heran, ſammelt uns auf und bringt uns an Bord des Schiffes. Unſere Jagd war diesmal erfolglos, aber wir haben wenigſtens keinen Mann verloren. Der Spermwal hat die

achtzig Tonnen Thran unter seiner Jacke behalten.

Wir verlieren jedoch den Mut nicht. Wird nicht auch der Jäger auf dem Lande zuweilen von einer Wildsau umgerannt? Und schießt er nicht oft genug ins Blaue?

Wir bringen unsere Lanzen und Harpunen in Ordnung und halten scharfen Ausguck nach einem anderen Fisch.

Schon am nächsten Morgen kommt wieder ein einsamer Sperm in Sicht. Sankt Anton, der Jagdheilige der Walfischfänger, wird uns diesmal vielleicht günstiger gesinnt sein.

Zwei Boote sind im Wasser und dem Sperm auf den Fersen; nach kurzer Jagd hebt der Fisch die Fluken und schießt in die Tiefe hinab.

Wir liegen auf den Reemen und warten, denn zeigen muß er sich wieder. Der Harpunier des anderen Bootes steht im Buge, die Harpune in der Hand fertig zum Wurf; sein scharfes Auge streift spähend über das Wasser. Alles ist totenstill, nur das leise Plätschern der Wellen an den Seiten der Boote ist vernehmbar. Plötzlich stößt der Harpunier einen Schrei aus, einen Ruf des Schreckens — — In demselben Augenblick schießt der lange, ungeheure Unterkiefer des Wals, glänzend vor Nässe, mit zwei Reihen weißglitzernder Zähne besetzt, aus der Tiefe empor (s. Abb. 5) — der Fisch schnellt sich wie ein Bolzen aus dem Wasser, im Rachen den vorderen Teil des zermalmten Bootes und den unglücklichen Harpunier, von dem nur Kopf und Arme noch sichtbar sind.

Im gewaltigen Sprunge sich überschlagend stürzt der Wal mit Donnergebraus in das wild aufschäumende Meer zurück, auf dessen Oberfläche gleich darauf ein wolkiger Blutfleck erscheint . . .

Auch zwei der Ruderer sind verschwunden, auf Nimmerwiedersehen. Die drei Überlebenden werden aufgefischt und in unser Boot genommen; auch sie sind mehr oder weniger verwundet.

„Zurück an Bord!“ befiehlt der Bugmann mit tonloser Stimme.

Stumm geht es „heimwärts,“ keiner spricht ein Wort. Der Kapitän hat die schreckliche Tragödie durch sein Teleskop beobachtet; als wir an Bord kommen, ist er nirgends an Deck zu sehen . . .

Der Spermwal ist ein gefährlicher Geselle, der schon manchem Seemann und man-

Abb. 6. Einbringen des erlegten Wales.

chem Boot zwischen seinen Kiefern ein Ende bereitet hat. Er frißt seine Opfer nicht, er zermalmt sie nur und speit sie dann wieder von sich.

Solch ein alter Bulle ist voll von Kampflust und immer bereit, den Jäger „anzunehmen." Einige Walfischfänger pflegen, wenn sie einen Spermwal angreifen wollen, ein leeres, luftdichtes Fäßchen mit ins Boot zu nehmen und dies dem zornigen Tier hinzuwerfen, das in seiner blinden Wut sich sogleich damit zu schaffen macht und auf das Boot nicht achtet, so daß dieses inzwischen den vom Harpunier gewünschten Standort einnehmen kann.

Wenn der Spermwal tödlich getroffen ist, dann wirft er aus seinem Magen große, unverdaute Stücke des Octopus aus; diese riesenhaften Kopffüßler, deren „gräuliche Ungestalt" zu den Geschichten vom Kraken Anlaß gegeben hat, bilden die hauptsächlichste Nahrung des Sperms. —

Abb. 1. Walfischfänger Kapitän

Wieder verkündet der Mann im Vorbramsaling einen Fisch.

Wir setzen die Boote aus und haben bald das Glück, den Fisch „festzumachen." Diesmal ist's ein Bartenwal von hundertundzwanzig Fuß Länge.

Tief sitzt ihm die widerhakige Harpune im Fleisch, an der rechten Stelle, hinter der Brustflosse. Er jagt durch das Wasser mit zwanzig Knoten Fahrt. Im Augenblick ist das Meer in tobendem Aufruhr, als ob ein Sturm vom klaren Firmament herabgekommen wäre und das Stück des Ozeans peitschte, auf dem der Wal und hinter ihm unser Boot dahinrasen. Ringsum schneeweißer Schaum; drum nennen die Seeleute solch eine Hatz eine „Schlittenfahrt."

Nach und nach ermattet der Fisch, und die Schnelligkeit läßt nach. Endlich liegt er still auf dem Wasser.

Hand vor Hand holen wir das Boot an der Leine heran, dicht an die Seite des Ungetüms. Der Wal erblickt uns, erschrickt, und wieder geht es wie mit Volldampf davon; wir bleiben aber dicht an seiner Seite.

Der Bugmann faßt die Lanze und stößt sechs Fuß Eisen in die Lunge des Opfers; er bewegt die mörderische Waffe auf und nieder in der Wunde, immer auf und nieder — „buttern" nennen's die Walfischfänger — bis der Spritzstrahl des Wals von seinem Lebensblut purpurn gefärbt ist. Die Armmuskeln des Bugmannes sind ermüdet; er zieht die Lanze aus der Wunde, und das Boot hält vom Fische ab.

Das Wild ist im Verenden; es schwimmt jetzt im Kreise herum, rund herum, wie ein Müllergaul; das ist ein untrügliches Zeichen; der Tod ist jetzt nur noch eine Frage der Zeit. Das aus den Nüstern sprudelnde Blut wird so dick wie Teer. Noch einmal wirft der gewaltige Körper sich krampfhaft hin und her, die schäumenden Wogen rings um das Boot und um

den Fisch färben sich mit einem Schein, wie ihn die untergehende Sonne, wenn sie recht dunkelrot ist, über das Meer auszugießen pflegt.

Der Wal rollt schwerfällig auf die Seite; weiß erschimmert sein Bauch, eine Brustflosse deutet starr nach oben — das Wild ist erlegt.

Halali!

Das zweite Boot kommt heran; wir nehmen die Beute ins Schlepptau, und mit fröhlichem Gesang gehts dem Schiffe zu (siehe Abb. 6).

Durch die Einführung der Schußwaffen in die Walfischjagd haben sich die Gefahren derselben nur wenig vermindert. Anstatt mit der Harpune, macht man neuerdings den Fisch mit dem aus einer großen Büchse geschossenen Pfeil fest, das Töten aber geschieht nach wie vor mit der Lanze.

Abb. 8. Typen moderner Walfischfänger.

Alte Walfischfänger wissen aus ihrer Praxis manch Heldenstücklein zu erzählen, gewagter aber ist keines, als die Lähmung des wild um sein Leben kämpfenden Wals durch einen Spatenstich in das Gelenk der Schwanzflosse, eine Methode, die früher, ehe man dem Fisch mit Schießgewehren zu Leibe ging, keineswegs allzu selten zur Anwendung kam.

Alle Mammiferen oder Säugetiere des Meeres, wie die Wale, Delphine und Tümmler, die in gewissen Zeiträumen an die Oberfläche kommen müssen, um Luft zu schöpfen, haben wagerecht liegende Schwanzflossen oder Fluken, während die der eigentlichen Fische, der Kiemenatmer, senkrecht stehen. Wenn daher ein Wal kopfüber in die Tiefe gehen will, so muß er zunächst den Schwanz als Hebel auf das Wasser stützen und sodann denselben hoch emporwerfen.

Der Jäger kennt dieses Manöver und weiß dasselbe zu benutzen. Ehe der Schwanz des Fisches emporfährt, stößt er die scharfe Schneide des Bootsspatens oberhalb der Fluken in den schmalsten Teil des Hinterleibes und trennt dadurch die Sehnen, die denselben mit den Fluken verbinden. Der Fisch ist nun wehr- und hilflos, wie ein Schraubendampfer, der seinen Propeller verloren hat.

Es gab Männer, die es zu einer außerordentlichen Geschicklichkeit bei der Ausführung dieses gefährlichen Kunststückes gebracht hatten, die dasselbe sogar vollbringen konnten, während der Wal in voller Fahrt auf dem Wasser dahinjagte. Allerdings gehörte ein starker Arm und ein mutiges Herz dazu, das Gelingen des Wagnisses zu sichern.

Auf der ganzen Welt, weder zu Wasser noch zu Lande, gibt es keinen schauerlicheren Anblick, als den eines Bartenwals, wenn er beim Füttern ist — wenn er die Oberlippe emporzieht, die langgestreckten Bartenlager entblößt und den ungeheuren Schlund öffnet; und dennoch vermag er nicht mehr auf einmal zu verschlucken, als einen kleinen Häring. Auch beim Fang ist er der am wenigsten gefährliche. Wilder noch als der Sperm, ist der japanische Wal. Wenn derselbe sich angegriffen oder von Gegenständen umringt sieht, die ihm mißfallen, dann schlägt er dermaßen mit den Fluken um sich, daß er dieselben in gewaltigem Schwunge rechts und links bis an die Augen bringt;

Abb. 9. Altes Harpuneneisen.

er peitscht das Wasser bergeshoch auf und zerschmettert alles, was in seinen Bereich kommt. Der unerschrockene Jäger aber weiß seine Gewalt zu brechen und auch ihm das Fett aus der Jacke zu ziehen.

Oft geschieht es, daß der „festgemachte" Wal sich losreißt und mit der Harpune im Leibe davongeht. Das Stückchen Eisen in seinem System macht ihm nicht viel Beschwerden, da ein Harpunenwurf niemals bis „ins Leben" dringt.

Die Bark „Platina," Kapitän Hamblin, erlegte im September 1866 unweit der Galapagos-Inseln einen alten Spermwal, der hundert Tonnen Thran lieferte. In seinem Fleisch, hinter der rechten Brustflosse, fand man das alte Harpuneneisen, wie es die obige Abbildung zeigt.

Es stellte sich heraus, daß der Wal zuerst von dem Schiffe „Catawba," Kapitän Obed Swain, in Nantucket zugehörig, angeschossen worden war, und zwar am 25. November 1855 und neunzig Seemeilen von dem letzten Faugort entfernt.

Das Harpuneneisen befindet sich im Athenäum-Museum zu Nantucket.

Daß der Walfischfang heutzutage auch vielfach von Dampfern betrieben wird, ist selbstverständlich, die Mehrzahl der Fahrzeuge aber besteht noch immer aus Seglern aller Art, vom Vollschiff herab bis zum Schoner.

Unsere achte Abbildung zeigt in der Mitte eine Bark, rechts einen Dampfer mit Barktakelung, links einen Gaffelschoner. Am Fockmast, in der Höhe des Bramsaling, ist überall das sogenannte „Krähennest" sichtbar, der faß- oder kastenähnliche Behälter, in dem der Mann sitzt, der den Ausguck zu halten hat.

Der Walfischfang ist ein einträgliches Gewerbe. Alle dabei Beteiligten, vom Reeder abwärts bis zum Schiffsjungen, haben Anspruch auf einen verhältnismäßigen Anteil am Reingewinn. Oft sind die Kapitäne die alleinigen Schiffseigner, dann steht sich die Mannschaft am besten.

Schreiber dieses hat einmal eine Nordfahrt an Bord der Bark „Flora," in Elmshorn zugehörig, mitgemacht. Das Fahrzeug gehörte vier ehrsamen Elmshorner Bürgern, die dasselbe alljährlich zu einem Streifzug in die grönländischen Gewässer ausrüsteten. Die „Flora" existiert schon lange nicht mehr, ihre Eigentümer aber sind steinreiche Leute geworden.

Gedenksprüche.

(Abdruck verboten.)

1. Meinem Sohn.

Noch birgt dir holdes Morgenrot
Des künft'gen Daseins Qual —
Hinüber reit' in Kampf und Not
Von ihm nur einen Strahl!

Nacht läg die Welt und häßlich gar,
Wenn sie kein Glanz verklärt:
Ein Leben, jeder Täuschung bar,
Ist nicht des Lebens wert!

2. Meiner Tochter.

Frühlingsanfang, goldner Tag!
Junges Herz mit frischem Schlag
Öffne dich und lebe!
Füll dich ganz mit Lenzesschein,
Daß er noch den Winter dein
Leuchtend einst umschwebe!

Ernst Scherenberg.

Die Rekognoscierung. Nach einer Zeichnung von Wilhelm Räuber.

Neues vom Büchertiſch.

Von

Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

Wilhelm Jenſen iſt ein Dichter von unerſchöpflicher Phantaſie und beneidenswertem Fleiß, aber leider ſind ſeine Arbeiten von ſehr ungleichem Wert. Oder vielmehr, da ich mich gar nicht berufen fühle, den Wert einer Jenſenſchen Dichtung feſtzuſtellen, ſondern meine Aufgabe nur darin ſehe, den Leſern zu berichten, ob ſie mir gefallen oder nicht gefallen hat, — Jenſen ſchreibt für zu verſchiedenartige Geſchmacksrichtungen, als daß er immer den meinen treffen könnte. Natürlich kann das letztere auch gar nicht Jenſens Aufgabe ſein, aber ebenſo wenig bin ich genötigt, für alles, was Jenſen ſchreibt, zu ſchwärmen, weil ich mehrere ſeiner Arbeiten mit dem größeſten Vergnügen mehrfach geleſen habe. Auch ein neuer hiſtoriſcher Roman von Wilhelm Jenſen, „Die Wunder auf Schloß Gottorp“ (Berlin, Emil Felber), hat mich ſchon auf das lebhafteſte gefeſſelt, als er vor kurzem in der Illuſtrierten Frauen-Zeitung veröffentlicht wurde, und mit dem gleichen Genuß habe ich ihn jetzt in ſeiner neuen Erſcheinung als Buch geleſen. Ein ungemein fein ausgeführtes Kulturbild aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, das gleichzeitig nicht ohne aktuelles Intereſſe iſt. Jenſen ſchildert den Hof des Landgrafen Carl von Heſſen-Kaſſel, jenes Fürſten, an dem der Graf von Saint-Germain einen unerſchütterlichen Gläubigen und Beſchützer gefunden hatte. In den Armen des Landgrafen ſtarb der Mann, welcher behauptete, ein Lebenselixir zu beſitzen; „doch Joſeph Maria von Saint-Germain iſt nicht wirklich geſtorben,“ ſchließt Wilhelm Jenſen; „er war ſo alt wie die Menſchheit, und wird ſo lange fortleben, wie ſie. Auf Swedenborg und Lavater, auf Meßmer, Haßner und Schrepfer, auf Joſeph Saint-Germain und Joſeph Balſamo folgen die Herren Wallace und Crookes, Hare und Home, Hanſen und Hellenbach, Zöllner und du Prel — auf die materia prima, tinctura universalis, mercurius philosophicus praecipitatus solaris, auf Cabala und Elixire, Magnetismus und Somnambulismus, Freimaurer, Roſenkreuzer, Geiſterbeſchwörungen und Erſcheinungen aus dem Grabe folgen rückende und klopfende Tiſche, zweites Geſicht, Medien und Pſychographen, ſtigmatiſierte Wunden, Waſſer von Lourdes, Spiritismus, Suggeſtionen, Telepathie, vierte Dimenſionen, aus dem Samenkorn blitzgleich aufſchießende Pflanzen, fliegende Kartoffelſchalen und Schinkenknochen — und ſo weiter. Mit den letzten drei Worten ſchließt Lenau ſeine Albigenſer.“ — Mit dieſer offiziellen Abſage an alle Geheimwiſſenſchaft wird Jenſen in ſeinem Leſerkreiſe vielleicht manchen Widerſpruch hervorrufen. Denn die Anhänger dieſer „Wiſſenſchaft“ ſind in ungeheurem Anwachſen begriffen und, was mir das Erſtaunlichſte an dieſem Wachstum iſt, ſie rekrutieren ſich aus Kreiſen, die ſonſt gar keine Berührung miteinander haben, — der Geiſterverkehr lockt unwiderſtehlich die „aufgeklärten“ Materialiſten, die ſonſt nichts Überſinnliches mehr gelten laſſen, wie ſtrenggläubige Chriſten. Dieſe Leſer werden auch durch Jenſens „Wunder auf Schloß Gottarp“ nicht überzeugt werden, daß die Grundlagen aller Geheimwiſſenſchaft Betrug und Selbſtbetrug ſind, aber auch ſie werden ihre Freude an der pſychologiſchen Feinheit haben, mit der Jenſen neben den Grafen von Saint-Germain, den Mann von überlegenem Verſtande und keineswegs kleinlicher Geſinnung, den reinen Charlatan Caglioſtro geſtellt hat. Was mich anbetrifft, ſo muß ich auf die Gefahr hin, den Widerſpruch einiger Leſer dieſer Hefte auch gegen mich zu wecken, offen geſtehen, daß ich allem Wunderbaren der Geheimwiſſenſchaftler ebenſo ſkeptiſch gegenüber ſtehe wie Jenſen. Schon der Umſtand, daß ein Mann wie Hanſen, der ein Jahrzehnt ſein Geſchäft im Umherziehen und vielfach mit gut abgerichteten Medien betrieben hat, jetzt die Sache „wiſſenſchaftlich“ betreibt und ernſt genommen wird, würde genügen, mir dieſe „Wiſſenſchaft“ gründlich zu vergraulen.

Aus einem Bande geſammelter kleinerer Erzählungen und Dichtungen, die Wilhelm Jenſen unter dem Titel „Am Wegrand“ bei Emil Felber, Berlin, erſcheinen ließ, ſcheint mir das wundervolle Proſagedicht „Atra cura“ am bedeutendſten. Die „finſtere Sorge“ geſellt ſich zu dem Dichter und geleitet ihn in der Menſchen Wohnungen; wo ſie erſcheinen, ſieht er Bilder, die ihm das Herz ſchwer machen, und als ſie ſich ſeinem eigenen Hauſe nahen, fleht er: „Nein — nicht dorthin! ich bitte dich!“ — Als ihm aber die Sorge enthüllt, wer ſie iſt: „Wo ich Macht üben ſoll, muß ein Herz in ſeiner Tiefe bangen und zittern können vor einem Verluſt. Ich drohe, zu nehmen, was ihm das Liebſte iſt, und wecke ihm die Erkenntnis des Reichtums, den es beſitzt. Ich bin die Nacht, die für die goldene Schönheit des Morgenlichtes Dank auf die Lippen ruft; die Sorge, die das Edelſte im Menſchen reift und klärt. Nur wo die Liebe, das Göttliche in der Seele, nicht zu kalter Aſche erloſchen iſt, ſtreue ich meine Saat des Segens,“ — da erwidert der Dichter: „Wenn du für wohlgethan hältſt, in meinem Hauſe einzukehren, ſchreite ihm nicht vorüber.“ — Anderes dagegen, wie die Gegenüberſtellung „Roheit und Feinheit,“ die mehr ſentimentale als wahrſcheinliche Erzählung „Die Verſteigerung,“ die ganz konventionelle Geſellſchaftsſkizze „In der Sylveſternacht“ würde niemanden auf

Digitized by Google

Wilhelm Jensen als den Verfasser schließen lassen, wenn der Name nicht auf dem Buche stände. Auch in der „Korrespondenz aus dem Leben" wendet sich Jensen mit einseitigerem Groll gegen die Familienblätter, als auf der Höhe seines Standpunktes berechtigt ist. Auch er stimmt in die Klage vieler Schriftsteller ein, die die Familienblätter für den Tod der litterarischen Produktion erklären. Mir scheint, diese Klage hat heute nicht einmal mehr vom wirtschaftlichen Standpunkte eines Schriftstellers aus betrachtet eine Berechtigung. Denn dem Dichter, welcher sich gedrungen fühlt, Stoffe zu behandeln, die von den Familienblättern ausgeschlossen werden, bietet sich heute in den Feuilletons von hundert Tageszeitungen Gelegenheit zur Veröffentlichung. Jensen selbst aber hat mit den Familienblättern keine üble Erfahrung gemacht; seine besten Romane „Karin von Schweden" und „Die braune Erika" sind in einem ganz ausgesprochenen Familienblatt veröffentlicht worden und haben darin ein sehr dankbares Publikum gefunden. Der Redakteur jenes fingierten Familienblattes, mit dem Jensen seine „Korrespondenz aus dem Leben" wechselt, kann wirklich nichts Besseres thun, als den geharnischten Brief des Dichters als einen Beweis menschlicher Schwäche, Eitelkeit, Selbstüberschätzung, schiefer Auffassung und falschen Pathos zu den übrigen Briefen zu legen, mit denen die Verfasser geglaubt haben, den Adressaten an die Wand zu nageln und zu vernichten. Kein Redakteur, am wenigsten der eines Familienblattes, bleibt von solchen Briefen verschont; aber wenn der Schreiber nicht durch eine Verdauungsstörung des Adressaten unterstützt wird, darf er nur bei einem sehr jugendlichen Redakteur darauf rechnen, daß er seinen Zweck erreicht und das arme Opfer mitarbeiterlicher Willkür ärgert. Ein reines Vergnügen ist es nicht, Redakteur zu sein; ich wüßte manches, was mir lieber wäre. Aber mit ein wenig dicker Haut kommt man auch über die Empfindlichkeit des empfindlichsten Mitarbeiters hinweg. Die dicke Haut wächst einem sehr schnell, wenn man Redakteur zu sein genötigt ist, und ich stehe nicht an, das für ein großes Glück zu erklären. Man würde sonst bald in die Notwendigkeit kommen, sich nervenbankerott erklären zu müssen.

„Die Fahrt nach der alten Urkunde" nennt August Sperl ein Buch, das kein Roman ist, sich aber wie ein guter Roman liest (München, K. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung). Man könnte es eine Sammlung von Novellen und Kulturbildern nennen, die ein gemeinschaftlicher Rahmen umschließt. Ein Mann von stark ausgeprägtem Familiensinn — solche Männer trifft man in der Gegenwart wieder häufiger, während lange Zeit das Interesse für Vergangenheit und Geschichte der Familie als kleinlich und unmodern oder als eine dem Adel eigentümliche Spielerei galt — sucht nach einer alten auf die Familiengeschichte bezüglichen Urkunde, und seine Fahrt führt ihn in die mannigfachsten Gegenden, überall dorthin, wo ein Zweig des Geschlechtes sich seßhaft gemacht hat. Er trifft die von langer Zeit her Blutsverwandten in den verschiedensten Verhältnissen, — die einen Zweige sind aufwärts gewachsen und haben sich kräftig entwickelt, die andern sind verkümmert oder ganz verdorrt. „Wollen wir mit Ernst unsere Wege weiterziehen als Glieder jener unendlichen Ketten, die man Geschlechter nennt," das ist der Gewinn, den der Suchende von seiner sonst vergeblichen Fahrt nach der alten Urkunde mit nach Hause bringt, „und wollen wir für unser Teil dafür sorgen, daß den Nachkommen nicht durch unsere Schuld der Uradel zu Verluste geht. Denn wir sind nicht für unsere vergängliche Person allein verantwortlich: wie du selbst das scheinbare Endglied einer langen, langen Reihe bildest, so werden auch vielleicht von dir wieder unabsehbare Geschlechter ausgehen, die deine Vorzüge und deine Fehler fortpflanzen bis in die fernsten Zeiten. Wenn es Krankheitsgifte gibt, die sich durch viele Generationen von Körper zu Körper vererben — warum sollte es nicht auch selbstverschuldete Seelenkrankheiten geben, die vielleicht gefährlicher für unsere Nachkommen zu werden vermögen als jene organischen Gifte? Darum müssen wir treu sein, nicht nur um unseres eigenen Heiles willen, sondern auch im Hinblick auf unsere Geschlechter — und das ist das Wesen des wahren Adels." Der übrigens auch nach Ansicht des Verfassers des Buches ganz unabhängig von einem Adelsbriefe aber einer Adelskrone ist, möchte ich ausdrücklich hinzufügen, damit die Leser nicht auf den irrtümlichen Gedanken kommen, die alte Urkunde wurde nur in Schlössern und auf Rittersitzen gesucht. Vielleicht hätte der Verfasser gut gethan, den wechselnden Schauplatz seiner Erzählungen in bestimmteren Umrissen zu zeichnen, und seine zu stiller und sinnender Betrachtung neigende Natur ab und zu mit einem „Vorwärts" aufzustacheln. Trotzdem ich nicht zu den ungeduldigen Lesern gehöre, habe ich diesen Eindruck gehabt; der Autor soll dem Leser nicht jeden eigenen Gedanken vorwegnehmen, — er ist einer um so tieferen Wirkung sicher, wenn er sich begnügt, manchmal zum Nachdenken nur anzuregen.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen, welche jemals auf den deutschen Büchermarkt gebracht worden sind, ist sicher ein in, wenn auch nicht gerade mustergiltiger deutscher Sprache geschriebener Roman von Max Osterberg-Berakoff: „Das Reich Judäa im Jahre 6000 (2241 christlicher Zeitrechnung;)" (Druckerei und Verlagshaus Stuttgart, Dr. Foerster & Cie.) Noch merkwürdiger, soweit ich sie gelesen habe, erscheinen mir die Besprechungen, die diesem Roman in der deutschen Presse zu teil geworden sind. Darin wird das Buch als ein höchst harmloser Versuch, die Entwickelung eines neugegründeten Reiches der Juden in Palästina zu schildern, behandelt, und nur die höchst mittelmäßigen litterarischen Eigenschaften des Romans werden mit milder Ironie gestreift. Es thut mir leid, aber Offenheit muß sein, — dieses „Reich Judäa im Jahre 6000" ist der wildeste Ausbruch jüdischen Größenwahnsinns, der jemals die Welt in Erstaunen gesetzt hat, und die Veröffentlichung des Buches in deutscher Sprache

Digitized by Google

ist ziemlich der größeste Beweis von Thorheit und Anmaßung, den die Juden gegeben haben, seitdem ihnen die antisemitische Bewegung das Blut zu Kopf getrieben hat. Die Führer dieser Bewegung könnten gar nichts Besseres thun, als diesen Roman in ungeheuren Massen verbreiten, er wäre unbedingt ein Agitationsmittel allerersten Ranges. Ich sehe davon ab, daß der Verfasser die gegenwärtige antisemitische Bewegung, die er als Ursache der von ihm prophezeiten jüdischen Massenauswanderung nach Palästina streift, in durchaus falscher Beleuchtung schildert, — er sieht in dem deutschen Juden nur den armen Bock, dem das deutsche Volk seine Sünden aufpackt und der sich so geängstigt in die Wüste Palästina flüchtet, um aus ihr ein Paradies zu machen. Das ist von sehr einseitigem Standpunkt aus gesehen; wenn dem Verfasser nicht eine sentimentale Thräne über die Leiden seines Volkes das Auge trübte, würden ihm die deutschen Juden vielleicht in der Gestalt des goldenen Kalbes erscheinen, das von einem Teil des deutschen Volkes immer noch angebetet wird, in der Hoffnung, daß der Götze aus Edelmetall doch ein bischen abfärben könnte. Auch das in der Einbildung des Verfassers im Jahre 6000 über alle Maßen blühende Palästina kann mich nur lächeln machen. Er schildert ein Land, das einem Kulturparadiese gleicht; der von jüdischen Händen bebaute Acker trägt hundertfältige Frucht, Jerusalem wurde die schönste Stadt der Welt, aus der Mischung deutscher, spanischer, englischer, französischer und russischer Juden entstand der schönste Menschenschlag — nach Ansicht des Verfassers gilt den deutschen Männern die jüdische Frau schon heute als Schönheitsideal — und König David aus dem Hause Montefiore herrscht über ein glückliches und einiges Volk. In den Blättern der Geschichte seines Volkes ist der Verfasser offenbar nicht sehr bewandert, sonst hätte es ihm doch wohl Bedenken verursacht, ob er die von allem Druck befreiten Juden in Judäa auch einig sein lassen dürfe, — bisher waren sie es immer nur, wenn sie zu seufzen Ursache hatten oder gemeinsame Interessen gegen ein fremdes Volk verfolgten. Auch über seine wundersame Beurteilung jüdischer Größen der Gegenwart mag man nur lächeln; Baron Hirsch ist diesem sonderbaren Schwärmer immer noch der große Wahlthäter, trotzdem dieser Freund des Prinzen von Wales die hundert Millionen Francs, um die die vertrauensseligen Käufer türkischer Papiere noch heute seufzen und die er angeblich den armen russischen Juden zu Bildungszwecken schenken wollte, niemals losgeworden ist. Ebenso angeblich soll er wenigstens einen Teil dieser Summe dazu angewendet haben, um in menschenfreundlicher Absicht armen russischen Juden eine neue Heimat in Argentinien zu schaffen. Der Zufall hat mich in New-York mit ein paar Juden zusammengeführt, die diesem Lockruf nach Argentinien gefolgt waren und denen ein gutes Glück Gelegenheit geboten hatte, sich aus dieser gepriesenen neuen Heimat wieder fortzustehlen. Die waren der Ansicht, die Überführung russischer Juden nach Argentinien durch Baron Hirsch habe mit überraschenden humanen Anwandlungen dieses Herrn nicht das geringste zu thun, sondern sie stelle sich bei Lichte besehen als die allerkühlste Terrainspekulation dar, die jemals unternommen worden ist und bei der geschickt verschleierter Handel mit Menschenfleisch eine Rolle gespielt hat. Aber was geht's mich an, ob Baron Hirsch Herrn Osterberg-Verakoff und seinen Glaubensgenossen als Menschenfreund gilt oder nicht; wenn er wirklich hundert Millionen opferte, er bliebe doch der Typus kühlster Berechnung, die jemals Millionen zusammengescharrt hat. Auch die Thränen des Trennungsschmerzes, die Herr Osterberg das deutsche Volk bei dem Auszug der Juden vergießen läßt, können mir nur ein Lächeln entlocken. Ich bezweifle gar nicht, daß dieser Abschied, wenn er jemals genommen werden sollte, in Deutschland als ein wichtiges Ereignis aufgefaßt und als ein bedeutungsvoller Abschnitt in der Geschichte angesehen werden würde, — — aber weinen, glaube ich, würden selbst diejenigen nicht, die vor dem goldenen Kalbe im Staube gelegen haben. Was mich indessen entrüstet, das ist die Entwickelung, die der deutsch-russische Jude Osterberg-Verakoff — einer der schlagendsten Beweise dafür, daß der Jude imstande ist, sich gleichzeitig zwei Nationen angehörig zu fühlen — das deutsche Volk nehmen läßt, nachdem die deutschen Juden den deutschen Boden verlassen haben. Nach ihm ist mit den Juden Deutschlands guter Geist entwichen, und die Nation verfällt dem krassesten Materialismus! Das ist nicht nur eine ganz ungeheuerliche Verkennung der Quellen, aus denen der Materialismus reichlich und absichtlich gespeist wird, sondern es ist auch eine ganz ungeheuerliche Beschimpfung des deutschen Volkes und des Christentums. Wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie mit Blindheit, — nur absolute Blindheit macht es erklärlich, daß dieses „Judäa im Jahre 6000" in manchem Zeitungsfeuilleton den Lesern empfohlen worden ist. Ich schließe mich dieser Empfehlung an, trotzdem ich den Lesern vorhersage muß, daß sie auf sehr viel aberwitziges und kindisches Zeug stoßen werden, auf sehr viel Albernheiten und selbst auf das Schlimmste des Schlimmen, auf die graue Langeweile, über die man sich mit dem nassen Finger hinweghelfen muß. Und ich empfehle gleichzeitig dem Verein der „Deutschen jüdischen Glaubens", der kürzlich sich in Berlin konstituiert hat, daß er seine nächste Versammlung dazu benutzt, um gegen den größenwahnsinnigen und frechen Geist dieses Buches zu protestieren. Aber, wenn dieser Protest nützen sollte, müßte es ein Protest sein, der von innen käme, nicht eine Tirade, für die Wirkung nach außen berechnet. Ein falscher Protest würde die Hoffnung aufkommen lassen, daß Judäa in Deutschland anfängt, an seine Brust zu schlagen und nach den wahren Quellen der antisemitischen Bewegung zu suchen. Und damit wäre, da der Schmerz einer jüdischen Massenauswanderung uns wohl erspart bleiben wird, auch die einzige Möglichkeit gegeben, daß die antisemitische Bewegung wieder im Sande versickert.

Brächte es dieser Verein fertig, sorgfältig zu überwachen, was von Juden in deutscher Litteratur gemanscht wird, und glückte es ihm, die Veröffentlichung manches Buches zu verhindern, das in der besten Absicht geschrieben sein mag, aber von einer ebenso großen Taktlosigkeit zeugt, so hätte er schon eine ganz hübsche und nützliche Aufgabe vor sich. Unter diese Bücher rechne ich auch den Roman „Zweierlei Liebe" von Max Viola, der im Verlag von S. Schottländer in Breslau erschienen ist. Ein ganz angesehener Verlag und ein ganz unverfänglicher Titel, — das Buch könnte manchem harmlosen Leser in die Hände fallen, und ich halte es daher für meine Pflicht, davor zu warnen. Möglich, daß die Absicht der Verfasserin eine gute gewesen ist — ich weiß nichts über Max Viola, aber ich sehe diesen deutschen Autor so deutlich vor mir in Gestalt einer jüdischen Dame, die zum mindesten ihre Jugend noch in einer kleinen Stadt nahe oder gar jenseits der russischen Grenze verlebt hat, daß ich meine Hand darauf ins Feuer legen würde, ihn richtig zu sehen — Max Viola hat sich vorgenommen, den Gegensatz zwischen sinnlicher Leidenschaft und wahrer Liebe zu schildern, und zwar läßt der aber vielmehr die Verfasserin keinen Zweifel darüber, daß sie die erstere für verwerflich hält. Aber sie schildert sie mit Kunstmitteln so rüder Art, daß auch ein Zuave darüber erröthen sollte. Außerdem weist auch dieses Buch jenen eigentümlichen Zug starker Heuchelei auf, der der Zukunftsphantasie des Herrn Osterberg-Berakoff eigen ist. Denn während das bischen äußerliche Charakteristik durchaus den Kreisen entnommen ist, in denen Figuren wie die Gebrüder Sommerfeld eine Rolle spielen — ich sage nicht, daß die Gebrüder Sammerfeld den einzigen oder auch nur den charakteristischen Typus für die Juden in Deutschland abgeben — kleidet die Verfasserin ihre Menschen in Minister- und Beamtenfräcke und gibt sich den Anschein, als ob sie den deutschen Adel und die deutsche Schriftstellerwelt charakterisierte. Zum Schluß aber tritt — wenn auch nur episodisch — „der alte Salomon, ein siebzigjähriger Jude mit einem langen, schneeweißen Barte" auf, der Weise natürlich nach der Schablone des Lessingschen Nathan, der soviel Gutes fördern sollte und soviel Böses verschuldet hat, und renkt dem Zerrbilde die Glieder ein. Solche unwahren Gegensätze und solche Karrikaturen der Wirklichkeit sind wirklich nicht Öl auf aufgeregte Wagen, sondern Spiritus in einen drennenden Keller, und nichts ist erstaunlicher, als daß die vielgerühmte jüdische Klugheit das nicht längst eingesehen hat.

Aus einem mindestens ebenso unsympathischen Geiste sind die Novellen „Tollkraut" von Hermine von Preuschen (Leipzig, Verlag von Carl Reißner) geflossen, wenn sie sich auch litterarisch ein wenig über das Niveau des Violaschen Romans erheben. Hermine von Preuschen hat sich eine ganz wundersame Definition des Genies zurechtgemacht, wohl aus der unverstandenen Wahrheit heraus, daß Genie und Wahnsinn ab und zu nicht unweit voneinander wohnen. Ihrer Ansicht nach wandelt das Genie einsame Wege, an denen nichts blüht wie Giftblumen:

„Die frommen Blümchen all' vom Alltagsweg,
Blüh'n nimmer an des Künstlers rauhem Steg,
Tollkraut nur wächst seitab vom breiten Pfad,
An dem die Herden suchen Herdensaat.
Doch was der Künstler schafft und pflückt und schaut
Nachtschatten, Schierling, Belladonnenkraut!"

Und das Giftzeug soll dann die geduldige „Herde" verdauen? Sie wird sich schönstens bedanken. Ich bin bisher immer der Meinung gewesen, der Künstler ginge deshalb abseits vom Wege der großen Menge, weil er dort die schönste, edelste, reinste Blume zu finden hofft. Die Verse sind nicht schön, sie sind auch nicht einmal äußerlich wahr, — denn „Nachtschatten, Schierling, Belladonnenkraut" finden sich in einem vernachlässigten Garten in viel größeren Mengen als „abseits vom Wege." Aber ihr Buch wenigstens hat Hermine von Preuschen damit richtig charakterisiert, — es ist kandensiertes Gift darin; diese Novellen sind die Phantasien einer armen Seele, die die Sucht nach Ruhm und Liebe in die Irre geführt hat. Man könnte Mitleid mit ihr haben, wenn sie sich nicht so heidenwohl fühlte und den Theaterflitter, mit dem sie sich drapiert, nicht wirklich für eine Krone und einen Purpurmantel hielte, und wenn das Ziel, dem sie mit den langen Schritten der von innerlicher Fieberglut Gehetzten nachjagt, nicht gar so winzig wäre. Armes Seelchen, dem „Ruhm" und eine Notiz von drei Zeilen in den Zeitungsfeuilletons gleichbedeutend erscheint, und das sich einbildet, es müsse die wahre Liebe finden, wenn es nur möglichst oft an dem Becher der Liebe nippe. Dies Getränk wird doch nicht verschänkt wie in einer Weinprabierstube, in der man sich das edelste Gewächs aussucht. Eine Frau, die auf diesem Wege die Liebe sucht, bringt es höchstens bis zu einem Rausch und sicher bis zu einem Katzenjammer. Beides steht ihr nicht gut, und wenn sie noch ein wenig auf sich hält, thut sie am besten, sich damit in ihr Kämmerlein zurückzuziehen. Wozu auch anderen noch schlecht machen, wenn ihr selber schlecht geworden ist. Eine Phantasie aber, wie sie sich in der Novelle „Zwerge" und anderen dekundet, erregt Übelkeit. Eine fünfzigjährige Zwergin, die einen zwanzigjährigen Zwerg verleitet, mit ihr durchzugehen, und ihn im Eisenbahncoupé mit ihrer Brunst so in Schrecken setzt, daß er sich vor dem kleinen Scheusal unter die Räder der Lokomotive flüchtet, — das bleibt ein scheußliches Bild, auch wenn die Zwergin sich nachher aus Liebesgram die Pulsadern aufschneidet und Schwefelholzköpfe verspeist, — ein Bild, das weder Mitleid noch Grauen, sondern nur grenzenlosen Ekel weckt.

Die neueste Gabe des Vereins der Bücherfreunde ist ein Roman aus Alt-Syrakus „Kallia Kypris" von A. Schneegans, ein Roman mit vielem klassischen Faltenwurf, sehr vielen innerlichen Unwahrscheinlichkeiten und um so wuchtigerer, aber rein äußerlicher Aktion, — ein kleiner Eders, der doch schon einigermaßen aus der Mode gekommen ist. Im Mittelpunkt der Handlung steht der Bildhauer Ktesias, ein Sikuler, der in Griechenland hellenische An-

schauungen in sich aufgenommen hat, und sein Weib Kallia, eine schöne Griechin, schön wie Venus. Und da der Maler von seiner Vaterstadt den Auftrag erhält, das Bild der Schaumgebarenen für einen Tempel zu meißeln, weiß er sich keinen besseren Rat, als dem Bilde der Göttin Züge und Körperformen seiner Gattin zu geben. Das aber ist nach Anschauung seiner Landsleute ein todeswürdiges Verbrechen; die Göttin darf nach ihrer Meinung nicht die Züge einer Sterblichen tragen. Möglich, daß die alten Sikuler so gedacht haben, wenn man sich auch kein rechtes Bild davon machen kann, wie sie sich die Göttin der Schönheit vorstellten, wenn nicht in Gestalt eines schönen Weibes. Die Thatsache, daß sie ein solches Bild bestellen, scheint mir nicht vereinbar mit solcher Strenge. Dem nach Ereignissen dürstenden Leser mag es genügen, daß Ktesias und seine Gattin wirklich durch ihren Künstlerleichtsinn in tausend Nöte kommen, daß Menschen und Götter beschworen werden, Schlachten geschlagen und Intriguen gespielt werden, bis die Guten in Sicherheit und die Schlechten untergegangen sind, — mir ist nur ein bescheidener Genuß von solcher Lektüre beschieden, und die auf solche Weise erwarbene Erweiterung meiner historischen Kenntnisse schlage ich auch nicht zu hoch an, — die alten Sikuler sind mir jetzt, wo ich sie durch Schneegans kenne, noch ebenso gleichgiltig, als zur Zeit, da ich noch nicht das Vergnügen hatte. Die inneren und äußeren Widersprüche des Romans verstimmen mich mehr, als mir die Bekanntschaft der alten Siluler wert ist, und die historischen Kenntnisse, die der Verfasser auskramt, können mir nicht darüber hinweghelfen, daß ihm neben dem historischen Sinn auch die Gabe, tiefer in das Wesen der Menschen einzudringen, fehlt. Das Alt-Syrakus, das Schneegans schildert, hat große Ähnlichkeit mit einer Theaterdekoration, und alle Haupt- und Staatsaktionen spielen sich bei ihm ganz wie auf dem Theater ab. Was im Schauspiel seine Berechtigung hat, hat sie im Roman noch lange nicht. Auf der kleinsten Bühne läßt sich das forum Romanum scenisch darstellen und sechs Statisten sind imstande, das ganze römische Volk zu repräsentieren, — im Roman aber ist es einer Frauenstimme nicht möglich, das Volk von Alt-Syrakus zu übertönen. Sicher ist es auch richtig, daß es schon damals Priester und andere Menschen gab, die über die Götter lächelten; aber daß sie an sie glaubten, mit einer an Grauen streifenden Scheu, und sie gleichzeitig zu dem plumpsten Betrug benutzten, — das ist niemals dagewesen. Die Auguren, welche sich gegenseitig anlächelten, die lächelten erst recht, wenn sie mit sich selbst allein waren. Auch das Bild des rührenden Germanenknaben, der als deus ex machina in dem Romane seine rettende Rolle spielt, scheint mir höchst verzeichnet. Kindlich wie ein Junge von sechs Jahren, der im modernen Familienstück, von der kleinen Soundso herzig dargestellt, in einer Schlußscene das Tischgebet spricht, schleppt er im Roman den Marmorkopf der lebensgroßen Venus in unterirdische Kanäle, in denen er unbelastet schon die Gewandtheit einer Katze nötig hat. Ein lebensgroßer Marmorkopf ist aber kein Gummiball; wenn der Romandichter seinen Helden nur durch eine Unmöglichkeit retten kann, soll er ihn lieber untergehen lassen oder, noch besser, ihn nicht erst in so verzweifelte Situationen bringen.

Eine Anzahl von Offiziersgeschichten erzählt Carl Hecker in einem Bande, der unter dem Titel „Im alten Schloß und andere Erzählungen", von H. Albrecht hübsch illustriert, im Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart erschien. Ernstere Töne schlägt nur die Novelle „Erster Schnee" an, aber Karl Hecker ist ein liebenswürdiger Erzähler, der auch einen bescheidenen Stoff anmutig zu gestalten weiß. Einen großen Vorzug hat er vor einer Reihe von Erzählern und Erzählerinnen, die ihre Stoffe mit Vorliebe aus dem Offiziersleben wählen, voraus. Er schildert seine Helden menschlich und natürlich, nicht mit jener Patschuliseinheit, die am allerwenigsten in diesen Kreisen den Ton angibt, und in der andere Autoren vornehme Art erblicken.

Zu unsern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Ein „Blumenmädchen aus der Bretagne" und „Reinheit": zwei Darstellungen ungefähr desselben Gegenstandes, eines still dastehenden Mädchens, seien sich gegenübergestellt: eine Studie und ein Bild. Ich weiß nicht, welchem unsere Leser den Vorzug geben werden.

Die Skizze von Katharina Schäffner — man sehe sie sich genau an! Ein liebes, aber unbedeutendes Gesicht, eine völlig unscheinbare Gestalt, sehr häßliche Füße oder doch sehr schlecht passende ausgetretene Schuhe. Der Rock sitzt schlecht, die Hände sind knochig, der Korb ist plump. Hätte die Künstlerin nicht sich ein hübscheres Mädchen aussuchen oder das gewählte etwas besser ausstatten können?

Und nun die Gestalt des geschätzten amerikanischen Meisters William Tharne. Was soll sie? Lilien in der Hand und eine Glorie um den Kopf, weißes, leicht geschürztes Gewand, schlichtes Haar, einen fast sorgenden Ausdruck im Gesicht — und das Gesicht so dunkel, die Hände fast schwarz! Hätte er ihr nicht ein dunkles Kleid und einen schwarzen Hintergrund geben können, damit Händchen und Wangen so recht appetitlich blank hervorleuchten?

Gewiß hätten beide Künstler diesen Wünschen entgegenzukommen vermocht, wenn es ihr einziger Wunsch wäre, das dem Beschauer vorzuführen, was er zu sehen liebt. Im gesellschaftlichen Leben ist's ja auch wohl Sitte, daß man womöglich das sagt, was dem anderen zu hören angenehm ist, und es gibt wohl Leute, die,

wenn sie um ein Urteil über ein Musikstück oder einen Braten, eine Aussicht oder einen Menschen befragt werden, erst einmal Umschau in den Gesichtern ihrer Umgebung halten, ob es wohl besser sei zu loben oder zu tadeln. Aber unter ernsten Menschen sind ja liebenswürdige Leute nicht eben geschätzt, die eigentlich auf eine geistige Selbstexistenz verzichten, um zum Echo ihrer Mitwelt zu werden. Und so gibt's denn auch Künstler, welche nur nach einem fragen: Was ist jetzt beliebt? Wird mein Bild gefallen? Ist's mir gelungen, den Geschmack der Leute zu treffen, welche kaufen und laut loben!? Aber unter den ernsten Kritikern sind diese Künstler nicht beliebt. Auch sie erscheinen durchsichtig wie Glas. Man will im Kunstwerke dem Schöpfer, einem Menschen, begegnen, es soll nicht bloß ein Spiegel oder ein Fenster sein, durch den hindurch man sich selbst und die Natur nach den eigenen Eindrücken wiederfindet.

Und daher malen denn gerade die tüchtigen Künstler vieles, was nicht auf den ersten Blick gefällt. Dem gegenüber kann man als Beschauer nun sich in verschiedener Weise verhalten: erstens wie die Leute, welche von sich behaupten, sie könnten keine Austern essen. Wäre ich ein Neidhammel, so würde ich bitten: Möge diese Dummheit vielen erhalten bleiben, denn dann sänke die Auster im Preise. Schön sieht sie ja nicht aus, die braune Gallerte mit dem bläulichen Rand in der weißlichen Schale. Und Mut gehört zur ersten! Aber wer mit ihnen vertraut wurde, der lernt ihre heimlichen Reize kennen, und dessen Augen schauen auch bald mit Wohlgefallen auf den saftigen Bissen. Es muß der Mensch erst in das Wesen der Dinge eingegangen sein.

Und daher gibt's zweitens Menschen, welche nicht erst urteilen und dann prüfen, sondern erst prüfen um dann gerecht urteilen zu können. Und das sind wohl zweifellos die Klügeren. Will man aber ein Kunstwerk in dieser Weise prüfen, so muß man sich vor allem Selbstbeschränkung auferlegen. Man darf nicht das Gewohnte fordern, sondern muß sich fragen: Was wollte der Künstler, wie kam er dazu, dieses Blatt zu zeichnen, jenes Bild zu malen?

Um nun das Schöne schaffen zu können, muß der Künstler erst die Wahrheit untersuchen. Es zeigt sich die Malerin, welche das „Blumenmädchen" schuf, also auf rechtem Wege, wenn sie die Wahrheit wiedergab, rücksichtslos, wie sie sie sah. Also das schlecht gekleidete Mädchen in schlechtem Kleide, den trotzigen Buben mit dem Tirolerhute, mit seinen großen Ohren und seiner schlecht aussehenden Jacke. Und es ist eine der Freuden des Kenners, sich darein zu vertiefen, wie weit es dem Künstler gelang, die individuelle Erscheinung des einzelnen Menschen festzuhalten, sein Bildnis in voller Realität zu geben — selbst wenn wir die Menschen nie sahen und nie sehen werden, selbst wenn er an sich ganz uninteressant und häßlich ist. Die Kunst des Darstellens äußert sich eben nicht nur im Wiedergeben des Schönen. Wir lachen über ein Theaterpublikum, welches den Bösewicht im Drama, weil er Böses auf der Bühne darstellt, mit Geheul und faulen Äpfeln empfängt, und den Tugendsamen, trotz schlechten Spieles, um der Bravheit der vom Dichter ihm in den Mund gelegten Worte willen bejubelt, wir stellen uns aber auf gleiche Stufe mit solchen Theaterbesuchern, wenn wir den Maler laden, der ein hübsches Mädchen malte, weil sie hübsch ist, und den tadeln, der einen alten häßlichen Mann wiedergibt, sei auch dieser gut, jener schlecht dargestellt.

Welches Recht hätte sonst Paul Meyerheim, der geistreiche Berliner, uns seinen Affen „In Gedanken" vorzuführen? Der dickbäuchige plattnasige Geselle, der weltverloren am Strohhalm kaut, ist wahrhaftig nicht schön. Die Haare am Kopf gesträubt, die langen Arme schlaff, die Brust eingesunken. Aber als Bild, als Kunstwerk steht Meyerheims Arbeit mindestens auf gleicher Stufe mit jener des Müncheners Rudolf Epp, der eine allerliebste schwäbische Mutter ihr Kind zum Kirchgang herausputzen läßt.

Und nun zu Tharnes „Reinheit"! Es malt der Amerikaner, was ihm gefällt. Es ist ja so schwer nicht, ein Gesicht nach klassischem Schema regelrecht zu machen. Aber wie nicht alles Essen nach Kuchen schmecken darf, so ist es auf die Dauer schwer, einerlei Schönheit zu ertragen. Es stände traurig um unser gesellschaftliches Leben, wäre nur eine Sorte Frauen schön. Tharne hat eben ein etwas anderes Ideal als Herr Müller oder Herr Lehmann. Er findet die „Reinheit" nicht in einem naiven Kindergesicht, sondern in dem eines Wesens, das mit sich selbst gerungen hat: Ein Zug von Schmerz, eine Größe der Züge, eine Festigkeit im geschlossenen Munde, eine Kraft in den starken Kinnbacken — all das spricht, daß hier die Reinheit nicht in der Unwissenheit, sondern im Sieg der starken Seele über die Leidenschaft beruht. Und so malte er das junge Weib in dämmernder Abendstunde, in den Zauber des Träumens hinein. Dunkel tritt die Gestalt aus dem hellen, fleckenlosen Gewande hervor.

Die „Loni" des in München lebenden Dresdners E. Rau und das „Zigeunermädchen" des in Venedig lebenden Wieners Eugen von Blaas stehen künstlerisch zwischen der Studie und dem Idealbild. Es ist dem modernen Menschen schwer, zu glauben, daß solche Mädchenköpfe früher, in künstlerisch zielbewußteren Zeiten, nie gemalt wurden. Man gehe einmal durch die Galerien: da sind wohl Heiligenbilder oder solche aus der alten Geschichte, dann Bildnisse bei den Holländern Genreszenen; da findet man wohl einen lachenden Bauern und einen trauernden Christus, aber all das, was jetzt die Kunsthandlungen füllt, all die lustigen Dirndeln aus Tyrol und die schnippischen Venetianerinnen haben keine Gegenstücke, erscheinen den früheren Jahrhunderten nicht malenswert. Und gewiß, führte man einen alten Florentiner vor solche Bilder, die nach moderner Ansicht jedem gefallen müßten, er würde sehr kühl an ihnen vorübergehen. Auch das, was uns als selbstverständlich erscheint, was wir für anmutig unter allen Umständen halten, mußte erst von uns erlernt, in uns aufgenommen werden. Wer Austern zu essen gelernt hat, dem wirds schwer

zu begreifen, daß ein anderer zögert, die zitronenbetaute Muſchel an den Mund zu ſetzen!

Unſerm Grundſatze, daß, wer vieles bringe, jedem etwas bringe, entſpricht es daher, in Gegenſätzen das Fremdartige aneinander zu reihen.

Es iſt noch nicht ſo lange her, daß man in Deutſchland ein Bild des Florentiners Tito Conti zur Ausſtellung nicht wohl zugelaſſen hätte. Damals galt bei uns nur das „Ideale“ für echte Kunſt, das heißt das Werk, welches einen großen Gegenſtand in „abgeklärter“ Form darbat. Tita Conti aber hatte damals ſchon längſt durch den Verkehr der Reiſenden in ſeiner Vaterſtadt einen Weltruf erlangt. Er malte ſeine hübſchen Frauen und Männer in den maleriſchſten Koſtümen, er ſetzte ſie in die ſchönſte Architektur hinein, er führte ſeine Bilder aufs feinſte durch, er gab ſeinen Farben die luſtigſte Helligkeit. Blitzblank leuchtet der Marmor, blitzblank funkeln die weißen Zähne des lachenden Mundes. Und die Deutſchen ſchimpften lange wie die Rohrſpatzen über dieſe Malerei, die frivol, bunt, läppiſch, ohne innere Vornehmheit ſei.

Und daneben der Berliner Max Liebermann, der zwei Kuhmägde malt, die an einem Regentage in groben Schuhen auf der pfützenreichen Dorfſtraße ſtehen, ein paar Buben, die über Zäune klettern oder ſtumpf daher trotten, ein Dorfleben ohne „Poeſie“, eine Malerei wie mit der Keule, eine eindringliche, aber dem grauen Tage völlig gemäße Färbung. Alſo ſcheinbar das volle Gegenteil von Canti! Dort Überzierlichkeit, kokettes Aufſetzen von Lichtern, Abſichtlichkeit, der Wunſch, hübſche Leute im hübſchen Bild wiederzugeben — hier Derbheit, Verhöhnung aller herkömmlichen Dorfgeſchichtenſüßlichkeit, Menſchen, die nicht zu beachten ſcheinen, daß ſie gemalt werden, nicht ſorgfältig gewählte Modelle, ſondern Allerweltsleute, wie ſie gerade dem Maler über die kathige Straße liefen.

Und wieder ging ein mächtiges Geſchimpfe los über die Kunſt, die rah und eintönig, ohne Gefühl und ohne Verſtand ſei.

Der Weiſe aber ſitzt in guter Ruh' und hört nicht auf das Gezänk. Er nippt an Cantis Zuckerwerk und beißt herzhaft in das Brot ein, das Liebermann bietet, ohne zu jammern, daß das Brot nicht ſüß und das Kanſekt, in Maſſen genoſſen, unverdaulich ſei.

Er läßt aber an ſeinen Tiſch die künſtleriſchen Gäſte kommen, wie ſie gerade ſind, nicht um über ſie zu urteilen, ſondern um eine frohe Stunde mit ihnen zu verleben. Wenn der Münchener Wilhelm Räuber ihm ſeine Soldatenſzenen aus dem 16. und 17. Jahrhundert bietet: wohlan, er folgt der feinen Federzeichnung und freut ſich der ſicheren Striche, die einen Kopf, eine Hand bewegt erſcheinen laſſen, auch wenn er gerade perſönlich nicht das gleiche Intereſſe an jener Zeit hat wie der Maler; wenn der Berliner Georg Koch ein Jagdſtück herbeiträgt: willkommen auch im Haus des Nichtjägers unter dem Schein der Lampe, das Waidmannsbild der tapferen und jagenden Hunde, des kämpfenden Edlen und der ihn verfolgenden Meute — die ganze Welt des Schaffens mag ſich einfinden: unſer Freund hat aufgehört, ein Kritiker zu ſein, weil er ein Kenner wurde. Er iſt ein Weiſer geworden, der nicht mehr ſich darob erſtaunt, daß nicht alle ſo denken und fühlen wie er. Und er läßt ſich von allerlei Künſtlern und Kunſt in wechſelnden Bildern behaglich erzählen und lächelt über die, welche ſich gegen neue Anregungen, gegen neue Schönheit mit einer Art von Entſetzen verteidigen, weil ſie eben neu iſt. Und jenen, welche ihr Entſetzen in lautes Geſchimpfe umſetzen zu müſſen glauben, geht er vorſichtig aus dem Wege. Er weiß es ja von den Auſtern her einmal hatte er einen jener guten Leute, welcher ſich vor Abſcheu gegen das „ekelhafte Zeug“ nicht halten konnte, überredet, den kühnen erſten Schluck zu thun: der Mann war ein wahrer Held im Auſternvertilgen geworden. Und er denkt ſich, wenn die Kunſtmeinungen heftig aufeinanderplatzen: Wallte jeder nur in die von ihm verlachte „Manier“ herzhaft eindeißen, ſo fiele euer Urteil ebenſo ſchnell über den Haufen: Schön wird ſchnell häßlich! Aber häßlich wird oft noch ſchneller ſchön! Das iſt der Welt Lauf.

Ebby.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuſchriften ſind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klaſings Monatsheften in Berlin W, Sieglitzerſtr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

YD 26450

YD 26450